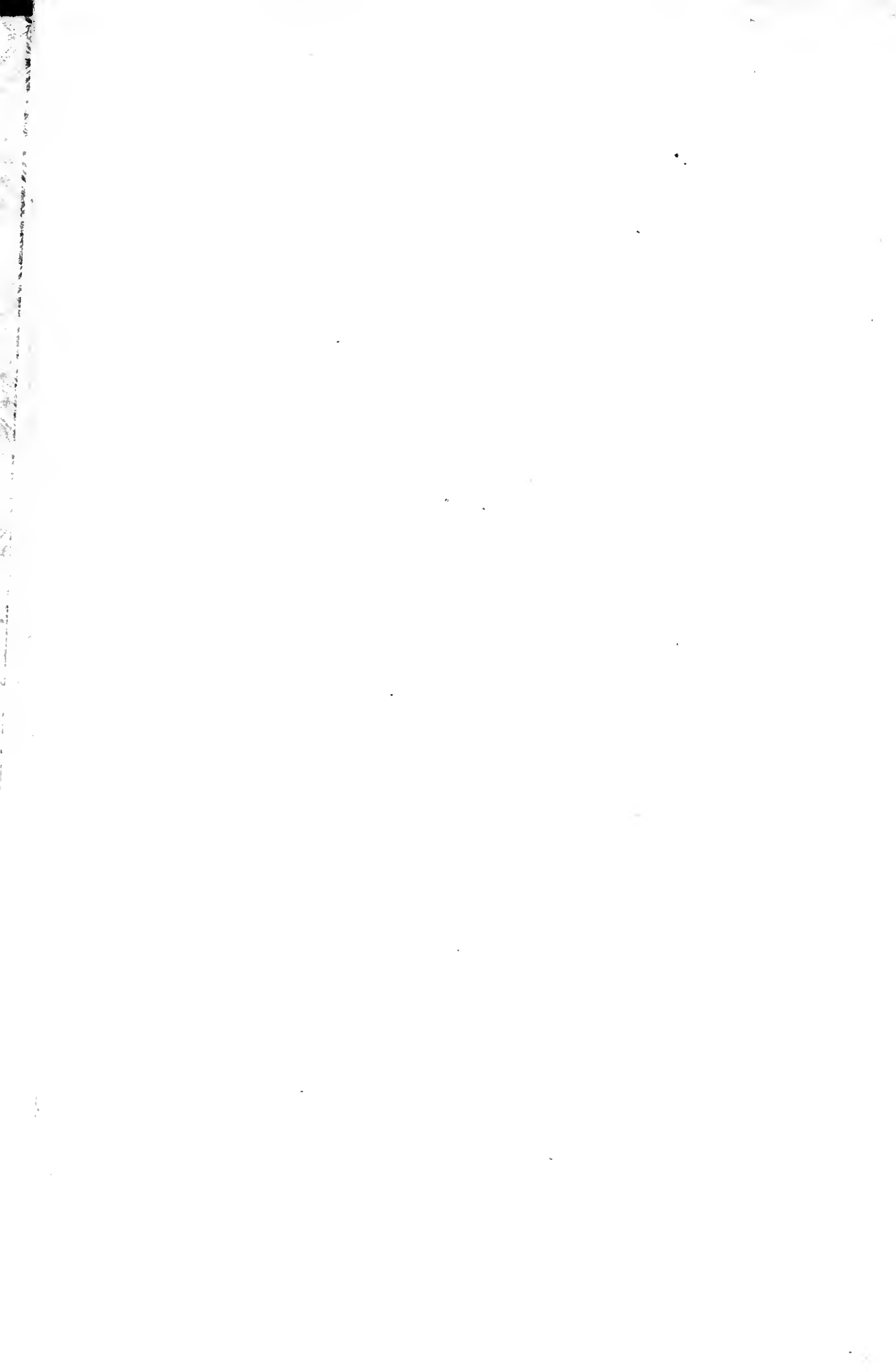
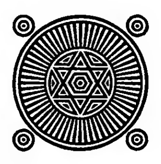


Die Ironie in Tiecks William Lovell und seinen Vorläufern

Ein Beitrag zur Vorgeschichte der Romantik in Deutschland

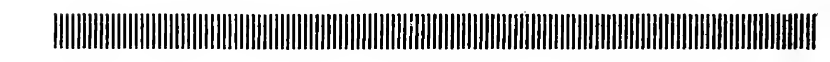
Inaugural-Dissertation
der Hohen Philosophischen Fakultät der Universität
Leipzig zur Erlangung der Doktorwürde vorgelegt
von

Fritz Brüggemann



Gedruckt in der Buchdruckerei von
Oscar Brandstetter in Leipzig

Inhalt



Die Ironie in Tiecks William Lovell als Problem

In den neunziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts sammeln sich die Tendenzen dreier aufeinanderfolgender Generationen literaturgeschichtlicher Entwicklung wie in einem Brennspiegel: In Berlin ist der alte Nicolai als unbeirrter Vertreter der Aufklärung auf dem Platze; die Klassizisten von Weimar haben sich 1794 gefunden; das Jahr 1797 gilt uns als das Geburtsjahr der romantischen Schule. Trotz der Zurückhaltung Goethes, trotz des Gegensatzes zwischen Schiller und den Romantikern, verband diese mit jenen doch die gemeinsame Gegnerschaft gegen die älteste Generation der durch Nicolai vertretenen Aufklärung. Und dennoch stand Ludwig Tieck noch in demselben Jahre 1797, da wir ihn mitten in dem jungen romantischen Kreise finden, mit dem aufgeklärten Friedrich Nicolai in literarischen Beziehungen, die bisher nichts weniger als einen gegensätzlichen Charakter trugen. Dieses psychologische Problem zu lösen, hat mit anderen Motiven den Anlaß zu der vorliegenden Arbeit gegeben.

Ludwig Tieck war im Jahre 1773 in Berlin geboren und hatte im Jahre 1792 die Universität bezogen. Nach Studien in Halle, Göttingen und Erlangen kehrte er im Jahre 1794 nach Berlin zurück, wo er mit Empfehlungen von Ebert und Eschenburg Nicolai alsbald aufsuchte. Unerwartet erwarb er die Gunst dieses sonst schwer zufriedenzustellenden Kritikers. Tiecks Arbeit an den Straußfedern, einer bei Nicolai erscheinenden Sammlung von Erzählungen, und der Peter Lebrecht waren das Ergebnis dieser Verbindung. Sein Abdallah und Die Geschichte des Herrn William Lovell wurden alsdann von dem jüngeren Nicolai in Verlag genommen; und gerade in dem letzteren Roman begegnen wir trotzdem einem ausgesprochen romantischen Werke. Dieser Roman mag deshalb der Ausgangspunkt der vorliegenden Studie werden.

Schon im Jahre 1792 hatte Tieck den ersten Entwurf zu seinem William Lovell gemacht. 1793 begann er mit der Ausarbeitung des Romans in Briefen und vollendete ihn im Jahre 1796, da er erst dreiundzwanzig Jahre alt war. Der Roman erschien in den Jahren

Die Ironie in Tiecks William Lovell als Problem

In den neunziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts sammeln sich die Tendenzen dreier aufeinanderfolgender Generationen literaturgeschichtlicher Entwicklung wie in einem Brennspiegel: In Berlin ist der alte Nicolai als unbeirrter Vertreter der Aufklärung auf dem Platze; die Klassizisten von Weimar haben sich 1794 gefunden; das Jahr 1797 gilt uns als das Geburtsjahr der romantischen Schule. Trotz der Zurückhaltung Goethes, trotz des Gegensatzes zwischen Schiller und den Romantikern, verband diese mit jenen doch die gemeinsame Gegnerschaft gegen die älteste Generation der durch Nicolai vertretenen Aufklärung. Und dennoch stand Ludwig Tieck noch in demselben Jahre 1797, da wir ihn mitten in dem jungen romantischen Kreise finden, mit dem aufgeklärten Friedrich Nicolai in literarischen Beziehungen, die bisher nichts weniger als einen gegensätzlichen Charakter trugen. Dieses psychologische Problem zu lösen, hat mit anderen Motiven den Anlaß zu der vorliegenden Arbeit gegeben.

Ludwig Tieck war im Jahre 1773 in Berlin geboren und hatte im Jahre 1792 die Universität bezogen. Nach Studien in Halle, Göttingen und Erlangen kehrte er im Jahre 1794 nach Berlin zurück, wo er mit Empfehlungen von Ebert und Eschenburg Nicolai alsbald aufsuchte. Unerwartet erwarb er die Gunst dieses sonst schwer zufriedenzustellenden Kritikers. Tiecks Arbeit an den Straußfedern, einer bei Nicolai erscheinenden Sammlung von Erzählungen, und der Peter Lebrecht waren das Ergebnis dieser Verbindung. Sein Abdallah und Die Geschichte des Herrn William Lovell wurden alsdann von dem jüngeren Nicolai in Verlag genommen; und gerade in dem letzteren Roman begegnen wir trotzdem einem ausgesprochen romantischen Werke. Dieser Roman mag deshalb der Ausgangspunkt der vorliegenden Studie werden.

Schon im Jahre 1792 hatte Tieck den ersten Entwurf zu seinem William Lovell gemacht. 1793 begann er mit der Ausarbeitung des Romans in Briefen und vollendete ihn im Jahre 1796, da er erst dreiundzwanzig Jahre alt war. Der Roman erschien in den Jahren

1795 und 1796 anonym in drei Bänden, deren jeder abermals in drei Bücher gegliedert war.[1] Für die äußere Handlung entnahm Tieck wesentliche Züge einem französischen Vorbilde, nämlich Rétif de la Bretonnes Roman: Le paysant perverti aus dem Jahre 1775.[2] Auch stand er bei der Abfassung seines Romans unter dem Einfluß der englischen Romane Richardsons, besonders der Clarissa aus dem Jahre 1748,[3] sowie ferner unter dem Einfluß von Schillers Geisterseher aus dem Jahre 1789.[4]

Tiecks William Lovell stellt einer analytischen Betrachtung große Schwierigkeiten entgegen. Der Roman ist ein verwickeltes Gebilde, in dem der Haupthandlung mehrere Nebenhandlungen gegenüberstehen. Die vorliegende Untersuchung wird von dem Bedürfnis geleitet, einen Gesichtspunkt zu finden, von dem aus es möglich sei, zu einem tieferen Verständnis dieses Gebildes zu gelangen. Das Hauptinteresse nimmt natürlich der Held des Romans, William Lovell, selber in Anspruch. Er ist der typisch romantische Charakter aus der Entstehungszeit der Dichtung. Ohne daß Tieck einfach mit William Lovell identifiziert werden kann, gibt er diesem doch wesentliche Züge seiner eigenen Natur. Er läßt den Helden seines Romans schwere, innere Seelenkämpfe durchmachen, die seine eigene Jugend verfinstert hatten. Tieck hat durch seinen Freund Rudolf Köpke, der nach des Dichters Tode aus dessen eigenen mündlichen Erzählungen seine Biographie geschrieben hat, der Nachwelt noch manches von diesen inneren Krisen überliefert, die ihn in seiner Jugend des öftern bis an den Rand des Wahnsinns geführt hatten. In den meisten seiner Jugendwerke spie-

[1] Erste anonyme Ausgabe: Geschichte des Herrn William Lovell. Erster Band. Berlin und Leipzig, bey Carl August Nicolai. 1795. — William Lovell. Zweiter Band. Ebenso. 1796. — William Lovell. Dritter Band. Ebenso. 1796.
Später erschien eine wesentlich gekürzte zweite Ausgabe: William Lovell von L. Tieck. Neue verbesserte Auflage, in zwei Bänden. Erster Band. Berlin 1813. In der Realschulbuchhandlung. — Ebenso zweiter Band. Berlin 1814.
Bei der Redaktion seiner Schriften stellte Tieck im wesentlichen die Fassung der ersten Ausgabe seines Romans wieder her, die nun als eine dritte Ausgabe in zwei Teilen zu betrachten ist: Ludwig Tiecks Schriften. Sechster Band. William Lovell. Erster Theil. Berlin, bei G. Reimer. 1828. — Ebenso. Siebenter Band. William Lovell. Zweiter Theil. Berlin 1828.

[2] Vgl. Karl Haßler, Ludwig Tiecks Jugendroman William Lovell und der Paysan perverti des Restif de la Bretonne. Dissertation. Greifswald 1902.

[3] Vgl. J. O. E. Donner, Richardson in der deutschen Romantik. Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte. N. F. 10. S. 1 f.

[4] Vgl. Rudolf Köpke, Ludwig Tieck, Erinnerungen aus dem Leben des Dichters nach dessen mündlichen und schriftlichen Mitteilungen. Leipzig 1855. Bd. I, S. 206 und Haßler, S. 164 f.

geln sich diese finsteren Stimmungen denn auch wieder. Besonders machen sie sich in dem Idyll Almansur aus dem Jahre 1790 (Schr. VIII, 259) in dem fragmentarischen Schlußkapitel des Romans Ryno aus dem Jahre 1791 (Nachgel. Schr. II, 3) und in der schon angeführten Erzählung Abdallah (Schr. VIII, 1) geltend, um dann aber im William Lovell ihren letzten und stärksten Ausdruck zu finden. Sie waren mit diesem Bekenntnis für den Dichter gleichsam überwunden, und der William Lovell wurde damit epochemachend für des Dichters Leben. In einem Briefe vom 31. März 1815 schreibt Tieck noch an Solger über den Roman: „Es ist das Denkmal, das Mausoleum vieler gehegten und geliebten Leiden und Irrtümer, aber als es gebaut war, war der Zeichner und Arbeiter schon von diesen Leiden frei, ich war fast immer sehr heiter, als ich dies Buch schrieb, nur gefiel ich mir noch in der Verwirrung" (Solgers nachgel. Schr. u. Brfw. Lpz. 1826, Bd. I, S. 342).

Die Bedeutung des Romans liegt also auf den seelischen Momenten. Mit ihnen ging Tieck über sein französisches Vorbild hinaus. Haßler muß in seiner Dissertation zugeben, nachdem er nachgewiesen hat, daß der äußere Gang der Geschehnisse in Tiecks William Lovell in auffallend vielen Punkten mit den Ereignissen in Rétif de la Bretonnes Paysant perverti übereinstimmt: „Tieck legt den Schwerpunkt gar nicht auf die Handlungen seines Helden, sondern vielmehr auf sein Seelenleben." (S. 161). Die Folge davon ist, daß mit der Untersuchung Haßlers über die Abhängigkeit Tiecks vom Paysan perverti, die sich wesentlich auf äußere Züge der Handlung beschränkt, für das tiefere Verständnis des Romans nur wenig gewonnen werden kann.

Für die vorliegende Arbeit ergibt sich damit die Aufgabe, die Probleme des Seelenlebens, die in Tiecks Roman Hauptgegenstand der Darstellung geworden sind, in den Mittelpunkt der Untersuchung zu stellen, sie im geschichtlichen Zusammenhange zu erklären. Bevor indes an diese Erklärung herangetreten werden kann, gilt es zunächst die besondere, dem Helden William Lovell eigentümliche seelische Verfassung als solche zu erkennen und sie zu beschreiben. Die bezeichnendste Erscheinung dieser allgemeineren seelischen Verfassung ist die aus ihr hervorgehende Ironie. Sie ist das Symptom, in dem wir den Charakter dieser gesamten seelischen Verfassung am sinnfälligsten erkennen, dem wir daher vorzüglich unsere Beachtung zu schenken haben. Aus der Ironie lassen sich alle die widersprechendsten Er-

 scheinungen des Seelenlebens ableiten, denen wir des weiteren in Tiecks Roman begegnen.

Unter Ironie ist hierbei — das sei ausdrücklich bemerkt — keineswegs ein ästhetisches oder literar-technisches Moment verstanden, wie es uns später in der sogenannten romantischen Ironie in ihren verschiedenen Erscheinungsformen begegnet. Die romantische Ironie dürfte allerdings wohl eine zeitliche Folgeerscheinung der Ironie sein, von der hier die Rede ist, und die ein rein seelisches Phänomen, eine seelische Disposition ist, die besonders dem Helden des Romans eigentümlich ist. Sie stellt sich uns als eine subjektive Auffassung der Dinge dar, sei es nun der Außenwelt oder der eigenen Innenwelt des Subjekts, in der die Wirklichkeit dieser Außen- oder Innenwelt als unwirklich und deshalb ironisch erfaßt wird. Es bleibt hierbei vorläufig dahingestellt, ob diese ironische Auffassung der Dinge als passive Ironie eine zwangsweise, also pathologische, oder als positive Ironie eine freiwillige ist.

Diese vorausgegebene abstrakte Definition der Ironie mag eine sinnliche Veranschaulichung finden in dem Versuch einer Analyse der inneren Haupthandlung des Romans, deren Träger William Lovell selber ist, eben aus dem Geiste der Ironie. Es wird aber nach der ganzen Absicht diese erste Betrachtung nichts weiter als eine rohe Darstellung der zum Verständnis des Romans wichtigen Ironie bedeuten. Ihre Erklärung wird darauf die Aufgabe einer eingehenden entwicklungsgeschichtlichen Untersuchung werden.

Versuch einer Analyse der inneren Haupthandlung des Romans aus dem Geiste der Ironie

Die Entstehung der Ironie

Bei einer ersten analytischen Betrachtung der Haupthandlung des Romans scheint die Ironie durch den Gang der „Handlung" veranlaßt und in Erscheinung gerufen zu sein. Danach beruht nämlich die Entstehung der Ironie im William Lovell auf dem eigenartigen Verhalten der Figuren des Romans, besonders von dessen Helden, zu der

Wirkung, die eine dem Roman und seiner Entstehungszeit eigentümliche subjektivistische Philosophie auf den ebenso für jene Zeit bezeichnenden allgemeinen Charakter des gesamten Seelenlebens ausübt. Es wird also notwendig sein, diesen allgemeinen Charakter des Seelenlebens der Romanfiguren, die diesem entgegengebrachte Philosophie und die Wirkung der letzteren auf die erstere kennen zu lernen, um die Enstehung der Ironie in unserm Roman zu verstehen.

Für die allgemeine seelische Verfassung ist es bezeichnend, daß das Gefühlsleben die Verstandestätigkeit im Roman bei weitem überwiegt, und selbst die Reflexionen stets vom Gefühl bestimmt werden, dort aber, wo dies nicht möglich ist, der Mensch aus seinem seelischen Gleichgewicht gehoben wird. Mit anderen Worten: von den Strömungen des achtzehnten Jahrhunderts sind auch im William Lovell noch die Neigungen, die zuerst in der Empfindsamkeit der vierziger und fünfziger Jahre des Jahrhunderts hervortraten, das vorherrschende Moment für die Charakteristik. Lovell ist ein „Enthusiast", und auf den Enthusiasmus, der doch einzig eine Äußerung des Gefühlslebens ist, werden alle Gefahren zurückgeführt, die von vornherein in seinem Charakter liegen. Wir werden später in der historischen Betrachtung zwischen „Empfindsamkeit" und „Enthusiasmus" einen grundsätzlichen Unterschied zu machen haben. In Tiecks Roman jedoch werden beide Bezeichnungen in gleicher Bedeutung angewandt. Wir werden daher, solange nicht in der historischen Betrachtung der Werdegang von der Empfindsamkeit zum Enthusiasmus dargestellt werden konnte, auch in diesem ersten Kapitel beide Worte wie bei Tieck ohne Unterschied gebrauchen. Da nun Tieck nach eigenem Bekenntnis in der Figur des Lovell seine eigenen Seelenstimmungen niedergelegt hat, so ergibt sich als wichtiges Moment, daß wir im Dichter selbst ganz den enthusiastischen Menschen zu sehen haben, als der er uns in der Figur des Lovell erscheint.

Wenn wir unser Augenmerk nun darauf richten, wie der enthusiastische Mensch hier selber den Enthusiasmus zur Darstellung bringt, so zeigt sich, daß der Enthusiasmus hier nicht etwa naiv in Erscheinung tritt, sondern vom enthusiastischen Menschen selber beständig kritisch beleuchtet wird. Es liegt darin schon gewissermaßen eine Art Ironie des eigenen Seelenlebens, deren Fluidum sich über die ganze Dichtung ausbreitet. Der William Lovell ist ein Roman der enthu-

siastischen Empfindsamkeit, der sich dabei ostentativ gegen die Empfindsamkeit richtet, in der tausend Gefahren erblickt werden. Wenn wir Lovell sich selbst über seine Gefühle äußern hören, so fällt uns ein merkwürdiger Skeptizismus diesen Gefühlen gegenüber auf, der wie eine erschreckende Disharmonie die Seele dieses Empfindsamen beherrscht. Bedenken wir, daß jener Grad des Gefühlslebens, den wir in Werthers Leiden kennen lernen, inzwischen noch zwanzig Jahre weiter entwickelt worden ist, so werden wir begreifen, daß schließlich die letzten Grenzen der Empfindsamkeit erreicht sind, und daß der empfindsame Mensch selbst von dem Gefühl durchdrungen ist, daß es darüber hinaus nun nichts mehr gibt.

Der locus classicus für den Stand der enthusiastischen Empfindsamkeit im William Lovell ist der achte Brief des dritten Buches im ersten Bande, den Lovell von Florenz an seinen Freund Eduard Burton schreibt, und aus dem folgende charakteristische Stellen angeführt seien: „Aber was ist es, .. daß ein Genuß nie unser Herz ganz ausfüllt? — . . . Im vollen Gefühle meines Glücks, auf der höchsten Stufe meiner Begeisterung ergreift mich kalt und gewaltsam eine Nüchternheit, eine dunkle Ahndung . . . wie ein feuchter nüchterner Morgenwind auf der Spitze des Berges nach einer durchwachten Nacht. . . . Ehedem glaubt' ich, dieses beklemmende Gefühl sey Sehnsucht nach Liebe, Drang der Seele, sich in Gegenliebe zu verjüngen, — aber es ist nicht das, auch neben Amalien quält mich diese tyrannische Empfindung, die, wenn sie Herrscherinn in meiner Seele würde, mich in einer ewigen Herzensleerheit von Pol zu Pol jagen könnte. Ein solches Wesen müßte das elendeste unter Gottes Himmel seyn: jede Freude flieht heimtückisch zurück, indem er danach greift, er steht, wie ein vom Schicksale verhöhnter Tantalus in der Natur da, wie Ixion wird er in einem unaufhörlichen martervollen Wirbel herumgejagt." . . . „Wir gerathen endlich in ein Gebiet so excentrischer Gefühle, — indem wir gleichsam an die letzte Grenze alles Empfindbaren gekommen sind, und die Phantasie sich durch hundertmalige Exaltationen erschöpft hat, — daß die Seele endlich ermüdet zurückfällt." . . . „itzt gewinnen die traurigen Vorstellungen zuweilen die Übermacht in meiner Seele, daß sich ein düstrer Flor über alle andere Gegenstände verbreitet . . . Ich geb Dir recht, wenn Du behauptest, dies sey nichts als eine übertriebene Reizbarkeit der Empfindung, ein Gefühl, das im Grunde eine Art von Hypochondrie

sei, — aber diese Art zu fühlen hat mir von je so nahe gelegen und bemeistert sich itzt meiner zuweilen so sehr, daß ich ihr nothwendig nachgeben muß. Ich kann mir itzt einen Karakter recht lebhaft denken, der alles traurig und melancholisch empfindet, und fühle es innig, wie elend er seyn muß. Dieser Gedanke und eine seltsame Art von Schwärmerei haben mich fast auf der ganzen Reise begleitet" (I, 235 f.).[1]

Diese Stellen charakterisieren wohl das Gefühlsleben Lovells und der mit ihm empfindenden Personen des Romans zur Genüge, um die Aufnahme verständlich zu machen, die den besonderen Ergebnissen der forschenden Verstandestätigkeit dieser eigenartig zu seelischen Disharmonien gestimmten Menschen zuteil wird. Der fünfundzwanzigste und sechsundzwanzigste Brief im dritten Buche des ersten Bandes enthalten nämlich andererseits die wesentlichsten Momente jener subjektivistischen Philosophie, die Lovell von seinem Freunde Rosa entgegengebracht wird, und die Lovell sich ganz zu eigen macht. „In den Wahrnehmungen der Sinnenwelt liegen zugleich die Regeln meines Verstandes", schreibt Rosa, mit anderen Worten: unsere Wahrnehmungen sind nicht ungetrübt. Wir sehen die Dinge nicht, wie sie wirklich sind, sondern in einem geregelten Zustand, der ihnen nicht selbst eigen ist, sondern den unser Verstand ihnen erst gibt. Ordnung und Harmonie, Ursache und Wirkung werden als Regeln in diesem Sinne bezeichnet (I, 317 u. 321), die den Dingen außer uns nicht anhaften, die wir erst in sie hineinlegen. Draußen ist nur das Chaos. Ordnung und Kausalitätszusammenhang sind weiter nichts als Funktionen unseres Verstandes entsprechend den Kategorien bei Kant. Sehr fein wird diese Anschauung illustriert durch das Beispiel von der Kirchturmsuhr, die die Zeit nach Stunden mißt. Wenn sie beseelt wäre, würde sie die Zeit nicht anders als nach der Einteilung in Stunden erkennen können, die doch sie erst in die Zeit hineinlegt, während diese, „Ein großer, göttlicher, ungemessener Strom ist, der vorübersaust, kühn und herrlich und auch nicht Eine Spur der kläglichen Eintheilung trägt." (I, 318). . . . „Unser Verstand findet allenthalben in der Natur . . . Ordnung, und die Elemente freundlich nebeneinander, — er versuche es doch einmahl, die Unordnung und das Chaos zu denken, oder in der Zerstörung nur den Ruin zu finden! — Es ist ihm unmöglich. Unser Geist ist an diese Bedingung geknüpft:

[1] Die Zitate aus dem William Lovell erfolgen nach der ersten Ausgabe.

in unserem Gehirne regiert der Gedanke der Ordnung, und wir finden sie auch außer uns allenthalben; ein Licht, das durch die Laterne den Kerzenschimmer in die finstere Nacht hineinwirft" (I, 318).

Die Entstehung der Ironie scheint sich nun aus dem Verhalten des empfindsamen Menschen zu dieser Auffassung zu ergeben. Die niederschlagende Erkenntnis, daß die Erscheinungswelt, die wir wahrnehmen, nur eine Scheinwelt ist, daß wir die Wirklichkeit der Dinge gemäß den bevormundenden Funktionen unseres Verstandes nie erkennen werden, wird einen Menschen, der an die Ergebnisse seiner Reflexionen mit kaltem Verstande herantritt, noch nicht aus dem notwendigen, seelischen Gleichgewicht heben; auf das Gemüt eines so sensiblen Menschen, wie Lovells und seiner Zeitgenossen, bei dem jede Wahrnehmung, auch eine solche intellektueller Natur infolge des geschilderten Übermaßes an Gefühlsleben sofort in Affekte umschlägt, muß sie dagegen zerstörend wirken, so daß sein geistiger Bankerott damit unvermeidbar ist. Tieck hat diese Unabwendbarkeit in einer anderen Romanfigur dargestellt, nämlich in Balder. Dieser sagt: „Vernunft! — O William, was nennen wir Vernunft? — Schon viele wurden wahnsinnig, weil sie ihre Vernunft anbeteten und sich unermüdet ihren Forschungen überließen. Unsere Vernunft, die vom Himmel stammt, darf nur auf der Erde wandeln, noch keinem ist es gelungen, über Ewigkeit, Gott und Bestimmung der Welt eine feste Wahrheit aufzufinden, wir irren in einem großen Gefängnisse umher, wir winseln nach Freiheit und schreien nach Tageslicht, unsere Hand klopft an hundert eherne Thore, aber alle sind verschlossen und ein hohler Wiederhall antwortet uns. — Wie wenn nun der, den wir wahnsinnig nennen —" (I, 268) . . . „Jeder Denker, der über jene großen Gegenstände forschen will, die ihm am wichtigsten sind, . . . fühlt sich wie mit eisernen Banden von seinem Ziele zurückgerissen, die menschliche Seele zittert scheu vor der schwarzen Tafel zurück, auf der die ewigen Wahrheiten darüber geschrieben stehn. Wenn die Vernunft alle ihre Kräfte aufbietet, so fühlt sie endlich, wie sie fürchterlich auf einer schmalen Spitze schwankt und im Begriffe ist, in das Gebiet des Wahnsinns zu stürzen. Um sich zu retten wirft sich der erschrockene Mensch wieder zur Erde. —" (I, 274). Aber Balder wirft sich nicht zur Erde, er gibt sich nicht der Täuschung der Erscheinungswelt willig hin, er bietet alle Kräfte seiner Vernunft auf, er schwankt und stürzt in das Gebiet des Wahnsinns.

An Balder hat Lovell erkannt, wohin die letzten Konsequenzen dieser Philosophie für den empfindsamen Menschen führen (man beachte den 24. Brf. d. 3. Bchs. I, 313 f.). Er will nicht wahnsinnig werden! und so gewinnt der Leser die Anschauung, daß Lovell unter dem Eindruck des Schicksals Balders das tut, was Tieck Balder hat sagen lassen: er wirft sich zur Erde, um sich zu retten. In diesem Zusammenhang erscheinen die Worte Balders wichtig, weil wir aus ihnen sehen, wie Tieck Lovell aufgefaßt wissen will. Ihm ist die Handlungsweise Lovells eine seelische Notwendigkeit der Selbsterhaltung! Für William Lovell wird die einzige Rettung, zu der er sich flüchtet, die Ironie. Er verzichtet auf die letzten Wahrheiten um den Preis gesunden Geistes, er gibt sich willig mit Bewußtsein der Täuschung hin, um aus dieser Täuschung zunächst das Recht moralischer Willkür abzuleiten und sich im Sinnentaumel gegen die Konsequenzen der Reflexionen zu betäuben, deren Ergebnissen er sich schon nicht mehr ganz zu entziehen vermag; denn dies ist der Sinn der Worte: „Er wirft sich zur Erde, um sich zu retten". Die Ironie beruht also hier auf der Verzichtleistung einer wahren Erkenntnis der Dinge. Die Welt, wie sie uns erscheint, wird gar nicht als Wirklichkeit genommen, sondern nur als eine dargestellte Wirklichkeit, dargestellt durch das Mittelglied der Funktionen unseres Verstandes.

Die Ausgestaltung der Ironie

Um die Handlungsweise des Ironikers verstehen zu können, muß man sich bewußt werden, welche neue anthropozentrische Stellung der Mensch durch die geschilderte subjektivistische Anschauung der Dinge einnimmt. Wir erinnern uns: Draußen ist nur das Chaos: Ordnung und Kausalitätszusammenhang sind nur Begriffe, die der Mensch erst in die Welt hineindeutet. Die sich hieraus ergebende anthropozentrische Stellung des Menschen äußert sich bei Lovell in den Worten:

> „Die Wesen sind, weil wir sie dachten.
> In trüber Ferne liegt die Welt,
> Es fällt in ihre dunkeln Schachten
> Ein Schimmer, den wir mit uns brachten.
> Warum sie nicht in wilde Trümmer fällt?
> Wir sind das Schicksal, das sie aufrecht hält"

Wenn Ordnung und Harmonie, wenn vor allem Ursache und Wir-

 kung der Wirklichkeit des Chaos gar nicht zu eigen sind, dann fallen natürlich alle moralischen Gesetze, die wir auf Grund dieser irrtümlich in die Welt hineingedeuteten Begriffe aufgestellt haben, in sich zusammen. „Willkommen denn wüstes, wildes, erfreuliches Chaos!" schreibt Rosa. „Du machst mich groß und frei, wenn ich in der geordneten Welt nur als ein Sklave einherschreite" (I, 318) ... „Ja, Lovell, ich folge diesem Gedanken weiter nach. Wohin wird er mich führen? — Zur größten, schönsten Freiheit, zur uneingeschränkten Willkühr eines Gottes" (I, 317). Und Lovell antwortet:

„Den bangen Ketten froh entronnen
Geh ich nun kühn durch's Leben hin.
Den harten Pflichten abgewonnen
Von feigen Thoren nur ersonnen.
Die Tugend ist nur, weil ich selber bin,
Ein Widerschein in meinem innern Sinn.

Was kümmern mich Gestalten, deren matten
Lichtglanz ich selbst hervorgebracht? ...
Mag Tugend sich und Laster gatten!
Sie sind nur Dunst und Nebelschatten!
Das Licht aus mir fällt in die finstre Nacht,
Die Tugend ist nur, weil ich sie *gedacht*.

So beherrscht mein äußerer Sinn die physische, mein innerer Sinn die moralische Welt. Alles unterwirft sich meiner Willkühr, jede Erscheinung, jede Handlung kann ich nennen, wie es mir gefällt; die lebendige und leblose Welt hängt an den Ketten, die mein Geist regiert, mein ganzes Leben ist nur ein Traum, dessen mancherlei Gestalten sich nach meinem Willen formen. Ich *selbst* bin das einzige Gesetz in der ganzen Natur, diesem Gesetz gehorcht alles. Ich verliere mich in eine weite, unendliche Wüste, — ich breche ab" (I, 322 f.).

Es steht dahin, wie weit diese philosophischen Betrachtungen unter dem Eindruck von Fichtes Wissenschaftslehre entstanden sind. Diese ist 1794 erschienen, das dritte Buch des ersten Bandes von Tiecks William Lovell, in dem die subjektivistische Philosophie zur Darstellung gelangt, ist 1793/94 geschrieben. Daß Tieck die Wissenschaftslehre bald nach ihrem Erscheinen kennen gelernt hat, ist wohl anzunehmen. Möglich wäre es also immerhin, daß gerade der letzte Teil des ersten Bandes seines Romans unter dem unmittelbaren Eindruck der Lektüre von Fichtes Wissenschaftslehre entstanden ist. Indes kann von
 einer Notwendigkeit dieses Zusammenhangs nicht die Rede sein. Der-

artige subjektivistische Anschauungen lagen damals in der Luft. Schon in Schillers Geisterseher aus dem Jahre 1787, von dem wir mit Bestimmtheit wissen, daß ihn Tieck gelesen hatte, können wir Ähnliches finden. Im vierten Briefe des zweiten Buches antwortet dort der Prinz dem Baron von Fxr: unter anderm: „Zukunft! ewige Ordnung! — Nehmen wir hinweg, was der Mensch aus seiner eigenen Brust genommen und seiner eingebildeten Gottheit als Zweck, der Natur als Gesetz untergeschoben hat — was bleibt uns dann übrig?"

Nach den zuletzt angeführten Bekenntnissen Lovells tritt ein retardierendes Moment in den Roman ein. William erschrickt auch vor den letzten Konsequenzen der von ihm als notwendig erkannten Ironie. Briefe aus England lösen alte Erinnerungen in ihm aus. Er sehnt sich nach den einfachen kindlichen Verhältnissen zurück, in denen er groß geworden ist und schreibt an seinen Vater, um ihn um eine Einwilligung zu einer Heirat mit seiner Jugendgeliebten Amalie Wilmont zu bitten. Diese Ehe soll ihn aus seinem jetzigen Leben herausreißen und ihn in die alte, ruhige, solide Welt zurückführen, in der er aufgewachsen ist. Aber Walther Lovell hat andere Pläne mit seinem Sohn und gibt ihm seine Einwilligung zu dieser Ehe nicht. Diese Ablehnung wirkt entscheidend für Williams Entwicklung (es ist charakteristisch, daß auch hier Tieck einen Teil der Schuld an Lovells Untergang — Lovells, der ja den besten Willen hatte, aus diesen Verhältnissen hinauszukommen — von diesem selbst abwälzt!). Die Brücken sind hinter ihm abgebrochen. Er tobt sich noch einmal in einem leidenschaftlichen Brief an Amalie aus, um dann um so rückhaltloser in die Ironie zu verfallen, deren Bekenntnisse wir schon gehört haben (vgl. I, 358).

Es ist zu beachten, daß die Ironie zunächst vorwiegend unter dem Gesichtspunkt der moralischen Willkür erscheint (vgl. I, 361), und dieser Gesichtspunkt von Lovell mit dem ihm eigentümlichen Enthusiasmus ergriffen wird, der im Grunde genommen dem Wesen der Ironie widerspricht. Es erklärt sich das aus dem unbewußten Motiv, das Lovell scheinbar zuerst zum Ironiker gemacht hat, nämlich, sich vor den letzten Konsequenzen seiner Reflexionen dadurch zu retten, daß er sich zur Erde warf, d. h. sich im Sinnenrausch zu betäuben suchte. Daher wohl erscheint die Ironie zunächst nur als Vorwand für die Berechtigung einer solchen Betäubung, indem sie das Recht

des unbedingtesten und willkürlichsten Sinnengenusses proklamiert. Eine volle Ironie ist das natürlich nicht; denn dafür werden die Genüsse der niederen Sinnlichkeit viel zu wirklich genommen. Der volle Ironiker müßte auch über diese erhaben sein, anstatt sich ihnen mit dem Temperament Lovells hinzugeben. Zu jener Ironie, deren Charakter Apathie ist, wird Lovell sich erst entwickeln. Sie ist es, die Georg Brandes Lovell einen Titanen der Blasiertheit nennen heißt.[1] Freilich klingt solch ein Ton der absoluten Gleichgültigkeit schon zweimal im ersten Bande an (vgl. I, 363 u. 366) und überträgt sich dann auch auf den Anfang des zweiten Bandes (II, 18), aber ein Brief von Lovells Freund Eduard Burton aus England macht Lovell aufs neue in seiner neuen Lebensauffassung wankend, und er weiß sich nur dadurch aufrecht zu erhalten, daß er sich mit einem gewissen Trotz in seine ironischen Anschauungen hineinredet (vgl. II, 21), der ihn noch einmal zu jenen enthusiastischen Übertreibungen der moralischen Willkür verleitet, die wir als eine unreife Form der Ironie bezeichnen mußten (vgl. II, 16 u. 20).

Indes, sei dem wie ihm sei, alle diese Äußerungen der Ironie, seien sie nun vollkommener oder unvollkommener Art, stehen noch ziemlich am Anfang des zweiten Buches, man darf sie als Ausklänge der Stimmung am Schluß des ersten Bandes betrachten, um so mehr, als nun die Ironie — wenigstens als bewußte Erscheinung — fast für den ganzen zweiten Band zu verstummen scheint, um erst im dritten Bande neu aufzutreten und ihre volle Höhe zu erreichen. Was den Inhalt des zweiten Bandes betrifft, so nimmt den größten Teil seines ersten Buches die Rosalinen-Tragödie ein. Sei es nun Liebe oder Sinnlichkeit, die Lovell an das Mädchen fesselt — wer vermag das eine von dem anderen restlos zu trennen? — jedenfalls ist es nichts weniger als ironische Apathie, sondern eine ihm alle Fibern durchdringende Wirklichkeits-Leidenschaft. Die frühere Ironie wirkt freilich in dem Mangel für jedes moralische Empfinden nach, sowohl bei der Beseitigung von Rosalines Bräutigam Pietro, als auch da, wo Lovell Rosaline, nachdem sie sich ihm hingegeben hat, verläßt. Erst als er von dieser Leidenschaft zur Nüchternheit des Tages erwacht, findet sich wieder eine augenfällige Äußerung der Ironie, es sind die Eingangsworte zum zweiten Buche des zweiten Bandes, wo

[1] Georg Brandes, Die Hauptströmungen der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts. Zweiter Band: Die romantische Schule in Deutschland. Vierte Auflage. Leipzig 1894. S. 36.

die Wirklichkeit des Lebens geradezu mit der Nichtwirklichkeit des Schauspiels verglichen wird (II, 211). Kurz darauf antwortet Lovell auf die Nachricht vom Tode seines Vaters und der Verheiratung seiner Jugendgeliebten Amalie an Eduard Burton vollends: „Mein Vater ist also todt, und Amalie verheyrathet? — O möge es beyden gutgehen, das ist alles, was ich zu dieser Nachricht sagen kann. — Was ist es denn nun mehr? Ist es nicht so, und muß es nicht so seyn? — Der Thoren, die sich die Haare ausraufen, wenn ein Vorfall eintrifft, der nothwendig ist, und der in der Natur der Dinge gegründet liegt!" (II, 234). Die Ironie erscheint hier als ein vollständig psychopathisches Symptom. Lovell will nicht nur nicht mehr, sondern er vermag überhaupt nicht mehr die Geschehnisse als Wirklichkeit in sich zu objektivieren, eine Tatsache, die für die Beurteilung seiner späteren Handlungsweise sehr wichtig ist, da diese hierdurch vom Gesichtspunkte irgendeiner Moral aus überhaupt nicht mehr zu bewerten ist. Kurz darauf erfolgt sein Bruch mit Eduard Burton.

Den Inhalt des zweiten Buches füllt im übrigen die Bekanntschaft Lovells mit dem alten Andrea, der die reizbare seelische Verfassung dieses empfindsamen Menschen dazu ausersehen hat, allerhand okkultistische — oder, wie wir heute sagen würden, spiritistische — Spekulationen und Experimente auf sie wirken zu lassen, die Lovell bis ins Innerste erregen und es ihm ebenso unmöglich machen wie vorher seine Leidenschaft für Rosaline, ihnen gegenüber in einer völligen ironischen Apathie zu verharren. Indes bestärken sie ihn in der Überzeugung von der Nichtwirklichkeit der Erscheinungswelt und in dem Glauben an eine Wirklichkeit hinter den Dingen: eine Wirklichkeit, die wir nie sehen werden oder die uns geistig zerstört, wenn wir sie erblicken (II, 312). Lange kann er über diesen erneuten Reflexionen das alte Gleichgewicht der Seele nicht in sich herstellen. Aus alledem erwächst aber aufs neue für ihn die Notwendigkeit der Apathie, des Nicht-ernst-, Nicht-wirklich-Nehmens der Dinge, der Ironie.

Im dritten Buche, dessen Hauptgewicht nach England gelegt ist — es enthält die hinterlassenen Aufzeichnungen des alten Burton — hören wir wenig von Lovell, der damit für den Eindruck des Lesers Zeit gewinnt, sich innerlich aufs neue zu sammeln. Und im ersten Brief des dritten Bandes schreibt Lovell auch wieder: „Ich danke dem Andrea unaufhörlich, daß ich jetzt in den widerwärtigsten Situationen mit einer großen Kälte in das Leben sehen kann, denn ein

Gefühl, das er mir gegeben hat, begleitet mich allenthalben. Die Verächtlichkeit der Welt liegt in ihrer größten Betrübniß vor mir, ich stoße sie nur um so geringschätzender von mir, je wunderbarer ich mir selbst erscheine" (III, 5).

Die Höhe der Ironie

Im dritten Bande unseres Romans erreicht die Ironie ihre Höhe. Gerade an ihr erweist sich die Schule des Andrea als epochemachend in Lovells Leben. Die phrasenreichen Worte, mit denen die Ironie am Ende des ersten und Anfang des zweiten Bandes proklamiert wurde, werden im dritten Bande durch Handlung ersetzt.

Hier muß noch einmal des dritten Buches vom zweiten Bande erwähnt werden, das sich, wie gesagt, nur wenig mit Lovell beschäftigt. Von dem wenigen, was uns hier von ihm erzählt wird, muß der eine Umstand indes sehr auffallen, daß der früher im berauschenden Sinnengenusse so unersättliche Lovell sich jetzt der niederen Sinnlichkeit gegenüber ganz verändert zeigt. Bianka und Laura, zwei römische Hetären, mit denen Lovell früher viel verkehrt hat, beklagen sich lebhaft, daß er sie vernachlässige. Im Anfange der Beziehungen Lovells zu Andrea bedarf es freilich nur eines Briefes der Ermahnung von Bianka, und Lovell kommt (vgl. II, 297). Indes ein späterer Brief Biankas (II, 381) beweist, wie wenig diese Rückkehr bedeutet: „Ich sehe Dich jetzt nur so selten, Du eigensinniger Träumer! und dann nur auf einzelne flüchtige Augenblicke!" Wir erfahren in diesem Briefe weiter, wie konventionell Lovells Besuche bei ihr jetzt sind. Es ist nicht Lust, die ihn wie einst zu ihr treibt. Sie spricht von seinem „verdrüßlichen Gesicht" . . . „Umsonst werden alle Scherze und jeder Muthwille wach, wenn Du bey mir bist; Du bleibst in Deiner Verschlossenheit." Lovell erscheint zwar auf diesen Brief noch einmal bei Bianka. Wir erfahren es aus einem Briefe Francescos an Lovell (II, 384). Aber Francescos Besorgnis, er könne Lovell bei Bianka gestört haben, erscheint uns sehr deplaciert, da Lovell selbst, vor allem der Dichter diesen Besuch nirgendwo weiter der Erwähnung für wert erachtet. Lovell erweist sich denn auch „nicht unversöhnlich", da er einen der nächsten Abende mit Francesco verbringt (II, 389). Schließlich bittet Bianka Lovell, er möge sie vor seiner Abreise von Rom noch einmal besuchen, aber er kommt nicht (II, 388f.).

Den letzten Abend weicht er freilich einer lustigen Gesellschaft nicht aus, aber er bedauert das hernach ausdrücklich (II, 389). Wie undenkbar wäre dergleichen in Lovells früherem Leben gewesen. Noch seine lakonische Antwort „ich komme" auf Biankas schon erwähnte erste Klage über ihre Vernachlässigung durch ihn im vorigen Buch kann als bezeichnend hierfür angeführt werden.

Diese kleinen, unscheinbaren, aber vom Dichter ursprünglich gewiß nicht ohne Absicht eingeschobenen Momente dürfen nicht übersehen und unterschätzt werden. Begegnen wir jetzt im dritten Bande der Ironie aufs neue, so ist es ein wesentlich neues Stadium der Ironie; denn als Vorwand für die Bedürfnisse seiner Sinnlichkeit dient diese Lovell jetzt in keiner Weise mehr, weil die niedere Sinnenlust auf Lovell keinen sonderlichen Reiz mehr ausübt. Diese Tatsache ist sehr wichtig für die Beurteilung seines Verhältnisses zu Emilie Burton, der Schwester seines ehemaligen Freundes Eduard Burton, die er bei seiner Rückkehr nach England verführt. Aus Sinnlichkeit verführt Lovell Emilie also nicht, wenigstens tritt diese als Motiv ganz in den Hintergrund. Er verführt sie nur aus — „Ironie". Er schreibt in seinem ersten Brief aus England „alle Gegenstände umher erscheinen mir nur als leere Formen, als wesenlose Dinge" (III, 6). Es unterliegt keiner Frage, daß er darunter die ganze Erscheinungswelt den Menschen inbegriffen versteht. Diesen wesenlosen Dingen gegenüber gewinnt die völlige Willkür Leben, die einst so bombastisch proklamiert wurde, sie und mit ihnen die Menschen werden für Lovell Gegenstand des Spiels. Der Begriff des Spiels mit den Menschen findet sich nur zufällig nicht in seinen Worten (vgl. indes Adrianos Äußerung über Andreas Spiel mit den Menschen III, 168 und Andreas eigene Worte II, 300 u. III, 401), in seinen Handlungen dokumentiert er sich um so deutlicher. Lovell spielt mit Emilie. Er verführt sie nicht aus Sinnlichkeit, sondern aus absoluter Ironie, d. h. aus Blasiertheit, aus Spielerei, ohne Genuß — außer dem Genuß am Spiel als solchen — ohne jede Fähigkeit, seine Handlungsweise moralisch in sich zu objektivieren. Emilie ist ihm nur ein Gegenstand des Versuchs (III, 50), er studiert eine Rolle an ihr. So schreibt er nämlich selbst an Rosa: „Ich übte eine Rolle an ihr, und sie kam mir mit einer andern entgegen, wir spielten mit vielem Ernste die Komposition eines schlechten Dichters, und jetzt thut es uns wieder leid, daß wir die Zeit so verdorben haben" (III, 99). Diese Auffassung seiner

eigenen Erlebnisse unter dem Bilde der Nichtwirklichkeit des Schauspiels ist kennzeichnend für den Unterschied seines Verhältnisses zu Emilie und seiner Leidenschaft für Rosaline. Niemals hätte er damals seine Verführungskünste unter dem Gesichtspunkt einer Rolle aufgefaßt. Seine Leidenschaft für Rosaline war als solche durchaus Wirklichkeit, sein Bruch mit ihr Verbrechen. Emilie ist ihm ein Zufall ohne Bedeutung, ein Phantom, mit dem er spielt. Die Erinnerung an Rosaline kann ihn schamrot machen (III, 15), Emilie erregt in ihm kein Gefühl des Vorwurfs (III 99).

Der Mordanschlag, den Lovell um diese Zeit auf Eduard macht, geschieht teils unter dem suggestiven Einfluß Andreas, teils aus einem wirklichen Haß, den er sich freilich zum anderen Teil eingeredet hat. Nachdem Lovells alter Diener Willy an dem Eduard zugedachten Gifte gestorben ist, schreibt Lovell: „Ich berechnete jetzt, wie lange der Schmerz wohl noch in allen diesen Menschen kämpfen würde, und es war interessant zu beobachten, wie nach und nach die gewöhnliche Trägheit zu jedem zurückkehrte. Sie erschienen mir nun wie unbeholfene Maschinen, die an groben Fäden bewegt werden, sie drehen die verschiedenen Gliedmaßen nach vorgeschriebenen Regeln und setzen sich dann wieder in Ruhe. Keiner schien mir lebendig, und ich ging kalt auf mein Zimmer zurück und konnte mich gar nicht davon überzeugen, daß Willy gestorben sei" (III, 86). Hier wird es direkt ausgesprochen, daß er die Tatsache von Willys Tod absolut nicht in sich zu objektivieren vermag. Anstatt selbst zu empfinden, steht er ganz außerhalb seiner Umgebung und beobachtet von dort aus die Gefühle der anderen.

Diese ironische Beobachtung der anderen als scheinbar Nichtdazugehöriger wiederholt sich in London am Spieltisch. Er schreibt: „Wie der niedrigste Eigennutz, die kleinsten Begierden sich in den Gesichtern so hart und widrig abspiegeln! Wie jeder nur alles für sich hinraffen möchte, und dem Verlust und der Verzweiflung seines Nachbars gelassen zusieht. — Ich bin schon einigemal schwach genug gewesen, meinen Gewinnst wieder zurückzugeben, um nur die Mienen der Niederträchtigen, die mir so unausstehlich waren, wieder aufzuheitern" (III, 107). Hier ist die Ironie in ihm in ein Stadium getreten, in dem sie ihn veranlaßt, nicht nur willkürlich mit anderen, sondern zu seinem eigenen Nachteil zu handeln. Kaum wird ein normaler Mensch

das tun. Gewiß ist Lovell ja nicht wahnsinnig. Indes es gibt viele Phasen vom geistig gesunden bis zum kranken Menschen, und auch hier werden wir zum mindesten einen zeitweisen Mangel an Objektivierungsvermögen als charakteristisches Symptom für den Stand seiner seelischen Verfassung feststellen dürfen.

Mangel an moralischem Objektivierungsvermögen müssen wir auch seine ironische Gleichgültigkeit beim Verlassen Emiliens und seine Empfindungslosigkeit bei Willys Tod nennen; denn es ist etwas anderes, wenn Lovell früher moralische Willkür proklamierte, und wenn er im Gegensatz zu früher nach begangener Tat für diese kein moralisches Gefühl hat. Wie der Gedanke an Rosaline, kann ihn die Beseitigung Pietros schamrot machen (III, 15). Nach Willys Tod, den er doch verschuldet hat, schreibt er noch: „Und was ist denn das Leben, und was ist es denn mehr, wenn einer von ihnen sich um einige Tage früher in die Erde legt? Rafft Krieg und Pest nicht Tausende hinweg? . . . Und wenn ich unversehends die Hand ausstrecke und plötzlich einer zu Boden stürzt, das sollte mich kümmern und mir Ruhe und Schlaf rauben? — Man sollte gar nichts in der Welt ernsthaft nehmen. Eine schreckliche Seuche kömmt mir vor wie ein ungeschickter Spieler, der unter dem Spiele die Schachfiguren mit dem Ermel durcheinander wirft. Man kann nur darüber lachen" (III, 87). Das Leben erscheint nur noch unter der dargestellten Wirklichkeit eines Schachspiels.

Die Ironie hat ihren Höhepunkt erreicht und wiederholt sich noch in häufigen Betrachtungen, ohne damit wesentlich Neues zu bieten. Erwähnt seien noch Lovells Worte gelegentlich seiner Aufgreifung durch die Räuber der piemontesischen Berge auf der Rückreise nach Rom: „Als ich einige Stunden so zugebracht hatte, schlug mir ein ansehnlicher Mann vor, ein Mitglied ihrer Gesellschaft zu werden. Sie errathen es vielleicht, Rosa, daß ich ohne alles Bedenken diesen Vorschlag annahm. Dieser lächerlich wunderbare Umstand fehlte meinem Leben noch bis jetzt, er schloß sich so herrlich an alles Vorhergehende, . . . daß ich den Räubern, als sie mich kaum gefragt hatten, schon mein Jawort gab." Ein anderer wäre vielleicht aus Klugheit auf den Vorschlag eingegangen, um sich dadurch aus den Händen der Banditen zu retten. Nicht so Lovell. Er wird Räuber aus Ironie. Er sieht darin nur das willkürliche Spiel des Lebens, und das bereitet ihm ein ironisches Vergnügen. „Und sagen Sie selbst", fährt

 er fort, „was kann unser Leben anders seyn als ein leeres groteskes Traumbild? Wir halten es immer für etwas so ernsthaftes, und es ist eine plumpe, unzusammenhängende Farce, der nüchterne, verdorbene Abhub einer alten, besseren Existenz, eine Kinderkomödie ex tempore, eine schlechte Nachäffung eines eigentlichen Lebens." (III, 281 f.).

Der Verfall der Ironie

Gegen Ende des Romans hält die Ironie als ein bewußtes Lebensprinzip in Lovell nicht stand. Lovell ist uns ja ohnehin nicht in einer ironischen Auffassung der Dinge beharrend erschienen.

In Rom, im Verkehre mit Rosa, sahen wir zuerst diese Auffassung der Dinge in ihm entstehen. Aber ein Brief seines Freundes Eduard Burton ruft tausend alte, liebe Erinnerungen in ihm wach, er will den neuen Anschauungen entfliehen und bittet seinen Vater um Amalie. Diese Bitte findet kein Gehör, und Lovell gibt sich den ironischen Tendenzen um so wilder hin. Bald beunruhigt ihn wieder ein Brief seines Freundes Eduard, und er bedarf des Trotzes, um in der Ironie zu verharren und sie weiter in sich auszubilden. Dann zieht ihn eine Wirklichkeitsleidenschaft für Rosaline lange ganz aus dem Kreise seiner ironischen Betrachtungen, in den er erst wieder eintritt, nachdem sich die Leidenschaft für Rosaline völlig ausgetobt hat. Sein Vater stirbt, es kommt zum Bruche mit Eduard. Er scheint also gegen Einflüsse aus England jetzt einigermaßen gesichert. Aber neue Eindrücke im Verkehr mit Andrea regen ihn bis ins Innerste auf und entfremden ihn lange dem Wesen der Ironie. Endlich findet er sich wieder notgedrungener als zuvor auf diesen Standpunkt gedrängt, und in solcher Verfassung reist er in Andreas Auftrag nach England. Je ausgebildeter die Ironie jetzt hier in ihm hervortritt, desto schneller und häufiger wechselt sie jetzt aber auch mit gegenteiligen Stimmungen, in denen er ganz aus seiner Ironie hinausfällt. Dieses grasse Herausfallen aus der Ironie im dritten Bande, kann man im Gegensatze zu dem breiteren, wiederholten Zurücktreten der Ironie im zweiten Bande vielleicht geradezu als eine direkte Ironie der Ironie bezeichnen.

Als Lovell auf Burtons Gut eintrifft, schreibt er zuerst einen Brief an Rosa, aus dem wir nur alle die lieben, süßen Erinnerungen an

frühere Freundschaft und Liebe herauslesen, die er schon längst in sich vergessen glaubte (III, 22). Der ganze Brief scheint vor allem auf den einen einzigen süßen Namen Amalie gestimmt. Dann folgt sein ironisches Spiel mit Emilie, bald wieder seine Halbwirklichkeitsrache an Eduard, dann wieder seine Ironie bei Willys Tod. Eduard öffnet ihm die Wege zur Flucht, nachdem der Mord ruchbar geworden ist, und als sie ohne Wort von einander Abschied genommen haben, verliert er in der Erinnerung an ihre frühere Freundschaft vollends die Fassung. Seine sentimentale Anwandlung verwandelt sich bald in einen erneuten Wirklichkeitshaß gegen Eduard, aber nach diesen lebhaften, sich widersprechenden Gefühlen bleibt ihm nichts anders übrig als seine ironische Rolle bei der Entführung Emilies zu Ende zu spielen. Er verläßt sie mit ebensoviel Ironie und ist ganz Ironie in London am Spieltisch. Dann treibt es ihn nach Rogerplace, dem Gute Mortimers und Amalies. Alle Erinnerungen und Gefühle, die sich für ihn mit dem Namen Amalie verknüpfen, werden wach. Er besitzt Ironie genug, trotz tiefsten Ekels eine Nacht bei der entstellten Blainville zuzubringen, nur um Amalie zu sprechen. Er rettet Amalie aus der Feuersbrunst, er ist allein mit ihr in der Nacht im Parke, halb bewußtlos ist sie völlig seiner Willkür preisgegeben, aber er treibt kein Spiel mit ihr, er bettet sie auf eine Rasenstelle unter den Bäumen, umarmt sie noch einmal und flieht hinweg, gänzlich und all seiner ironischen Fassung beraubt. „Im Walde sank ich unter einem alten Baume nieder", schreibt er, „große Funken stiegen zum Himmel, ich sah ihnen kalt nach und weinte endlich laut und heftig. O ich hätte nur einen Hund haben mögen, der sich winselnd an mich gedrückt hätte, er hätte mich getröstet, ich hätte ihn für meinen Freund gehalten" (III, 129 f.). Er kommt nach Paris. Er wird sich selbst zum Spielzeug, verliert den Rest seines Vermögens, stiehlt und fällt auf der Rückreise in Italien unter die Räuber.

Hier in der Einsamkeit, wo sich nichts dem Spiele seiner Ironie mehr darbietet, kehren sich schließlich alle seine Gedanken nach innen, und die rücksichtsloseste Zergliederung seines eigenen Ichs führt am Ende zu einem absoluten Bankerott der Ironie in ihm. „Ich wache in mir selbst auf, und alles wird zu nichte, was schon in sich selbst so nichtig war", schreibt er an Rosa. „Seit ich hier bin, ist mein Herz mehr zerrissen als je. Ich habe mich nie vorher mit diesen Augen betrachtet. In der düsteren Einsamkeit reißen sich alle So-

phismen, alle Truggestalten mit Gewalt von mir los, ich fühle mich von allen jenen Kräften verlassen, die mir sonst so willig zu Gebote standen. Eine schreckliche Nüchternheit befällt mich, wenn ich an mich selbst denke, ich fühle meine ganze Nichtswürdigkeit, wie jetzt nichts in mir zusammenhängt, wie ich so gar nichts bin, nichts, wenn ich aufrichtig mit mir verfahre. O es ist schrecklich, Rosa! sich selbst in seinem Innern nicht beherbergen zu können, leer an jenen Stellen, auf denen man sonst mit vorzüglicher Liebe verweilte, alles wüst durcheinander geworfen, was ich sonst nach einer schönen und zwanglosen Regel dachte und empfand: von den niedrigsten Leidenschaften hingerissen, die ich verachte, und die mich dennoch auf ewig zu ihren Sklaven gemacht haben. Ohne Genuß umhergetrieben, rastlos von diesem Gegenstande zu jenem geworfen, in einer unaufhörlichen Spannung, stets ohne Befriedigung, lüstern mit einer verdorbenen, in sich selbst verwesten Phantasie, ohne frische Lebenskraft, von einem zerstörten Körper zu einer drückenden Melankolie gezwungen, die mir unaufhörlich die große Rechnung meiner Sünden vorhält: — nein, Rosa, ich kann mich selber nicht mehr ertragen" . . . „ich kann jetzt mit diesen Lügen nicht weiter kommen, ein unbestechlicher, unsichtbarer Genius verdammt mich von innen heraus, und was mich am meisten zu Boden wirft, ist, daß ich mir nicht als ein Ungeheuer, sondern als ein verächtlicher, gemeiner Mensch erscheine.' Wäre das erstere der Fall, so läge in der Vorstellung selbst ein Stolz und also auch ein Trost. O, Sie glauben es nicht, wie abgeschmackt ich mir vorkomme, wenn ich irgend einen Schluß machen oder etwas Gescheutes sagen will, alles erscheint mir dann so ohne Zusammenhang mit mir selber, so aus der Luft gerissen, so im Widerspruche mit dem jämmerlichen Lovell, daß ich wie ein Schulknabe erröthen möchte" (III, 296 f.). Und hiermit verwandt klingen hernach die Worte: „O Rosa, wie herzerhebend müßte jetzt das Gefühl seyn, sich als einen recht großen Bösewicht zu kennen; sich selbst zu fürchten und zu achten: dies Glück war mir nicht gegönnt. — Wollen wir in Gesellschaft sterben?" (III, 380). Freilich ist das wohl der Bankerott der Ironie, aber es gehört auch die ganze Seelenakrobatik des Ironikers dazu, derartig aus sich herauszutreten oder sein eigenes Ich in die Hand zu nehmen und es sich mit den Augen eines anderen Ichs anzuschauen.

 Indes es gelingt Lovell, den Räubern zu entfliehen, er kommt

nach Rom, sieht seinen geliebten Andrea sterben und erfährt aus dessen Papieren, daß er selbst nichts als ein Spielzeug in Andreas Hand gewesen ist. Andrea schreibt über Lovell: „Du hast Dir seit lange eine unbeschreibliche Mühe gegeben, Dich zu ändern, und Du bildest Dir auch ein, gewaltsame Revolutionen in Deinem Innern erlitten zu haben, und doch ist dies alles nur Einbildung. Du bist immer noch derselbe Mensch, der Du warst. Du hast gar nicht die Fähigkeit, Dich zu verändern, sondern Du hast aus Trägheit, Eitelkeit und Nachahmungssucht manches gethan und gesagt, was Dir nicht aus dem Herzen kam. Deine Philosophie war Eigensinn, alle Deine Gefühle nichts weiter als ein ewiger Kampf mit Dir selber. Du hättest ein recht ordentlicher, gewöhnlicher einfältiger Mensch werden können; auf einem Kupferstich in einer Waldgegend, neben einer jungen Frau sitzend, würdest Du Dich ganz gut ausgenommen haben" (III, 454 f.).

Wir sind am Ende. Ist das Nicht-ernst-nehmen der Geist der Ironie, so kann man die Ironie gegen einen anderen nicht weiter treiben. Die Ironie des Andrea hat die Ironie Lovells übertrumpft, und die Ironie des Andrea zerstört sich selbst; denn dieser endigt seine Betrachtungen mit den Worten: „Und wer bin ich denn? — Wer ist das Wesen, das hier so ernsthaft die Feder hält, und nicht müde werden kann, Worte niederzuschreiben? Bin ich denn ein so großer Thor, daß ich alles für wahr halte, was ich gesagt habe? Ich kann es von mir selbst nicht glauben. — Ich setze mich hin, Wahrheit zu predigen, und weiß am Ende auch nicht, was ich thue. — Ich habe mich auch in manchen Stunden für etwas recht Besonderes gehalten — und was bin ich am Ende? War es nicht sehr närrisch, mich unaufhörlich mit abentheuerlichen Spielwerken zu beschäftigen, indes ich in guter Ruhe hätte essen und trinken können? Ich freute mich sehr, das Haupt einer geheimen, unsichtbaren Räuberbande zu seyn, ein Gespenst zu spielen, und andere Gespenster herbeyzurufen, die ganze Welt zum Narren zu haben, und jetzt fällt mir die Frage ein, ob ich mich bey dieser Bemühung nicht selber zum größten Narren gemacht habe. — Ich bin vielleicht jetzt ernsthafter als je, und doch möchte ich über mich selber lachen. — Und daß ich mit solcher Gutmüthigkeit hier sitze, und noch kurz vor meinem Tode mich mit Schreiben abquäle, um eine jämmerliche Eitelkeit zu befriedigen, ist gar unbegreiflich und unglaublich. — Wer ist das seltsame Ich, das sich so

mit mir selber herumzankt? — O, ich will die Feder niederlegen, und bei Gelegenheit sterben" (III, 455f.).

Der Versuch einer Analyse der inneren Haupthandlung des Romans aus dem Geiste der Ironie hat uns einen ersten Eindruck davon verschafft, was für eine Erscheinung hier überhaupt unter der Bezeichnung Ironie verstanden sein will. Mit der Erkenntnis dieser Erscheinung stellt sich um so stärker nun aber auch das Bedürfnis nach einer Erklärung für diese ein. Unwillkürlich drängt sich uns die Frage auf: Was ist denn das nun eigentlich, was wir da als wesentlichstes Moment des Seelenlebens in Tiecks Roman kennen gelernt haben? Worum handelt es sich hier eigentlich? Das ist doch keine alltägliche Erscheinung und gewiß nicht nur eine Absonderlichkeit individuellen Charakters, eine Absonderlichkeit des Helden William Lovell allein oder des Dichters Ludwig Tieck. Schon das instinktive Gefühl sagt uns, daß es sich hier um eine viel allgemeinere Erscheinung handelt, die tief im Wesen der Zeit wurzelt, um eine geschichtliche Erscheinung und deshalb gegenüber der voraufgegangenen Entwicklung um etwas Neues. Denn die Frage der Geschichte kann stets nur lauten: „Was gibt es Neues?" Alle anderen Erscheinungen einer Zeit, die auch früheren Zeiten schon eigentümlich waren, sind nur Begleiterscheinungen, die das Wesen einer Zeit nicht in seinem unterschiedlichen Charakter von anderen Zeiten erkennen lassen. Aber um was für eine Art von Erscheinung in diesem geschichtlichen Sinne handelt es sich nun bei jenem seelischen Phänomen der Ironie?

Die Stellung des Dichters zu seinem Helden mag uns der Lösung dieser Frage zunächst vielleicht um einiges näher bringen. Tiecks Biograph Rudolf Köpke spricht einmal von einem „furchtbaren Gericht", das der Dichter an seinem Helden vollzogen habe (I, 266). Es wird sich in unserer späteren Betrachtung erweisen, daß Köpke diese Auffassung von dem Verhältnis des Dichters zu seinem Helden ganz gewiß nicht aus persönlichen Äußerungen Tiecks gewonnen haben dürfte. Tieck hat bei der Abfassung des Romans keinesfalls in diesem Sinne seinem Helden gegenüber gestanden, er hat sich auch ganz gewiß niemals in späteren Jahren eine derartige Stellung zu seinem Helden selber eingeredet, wie Rudolf Haym dies irrtümlich meint.[1] Diese Ansicht Hayms stützt sich auf eine Äußerung Tiecks, deren miß-

[1] R. Haym, Die romantische Schule. Berlin 1870. S. 46.

verständliche Deutung jedenfalls auch der Behauptung Köpkes zugrunde liegt. Im Jahre 1828, also etwa fünfunddreißig Jahre nach der Abfassung des Romans bezeichnet Tieck selbst nämlich im Vorbericht zum sechsten Band seiner Schriften als „Aufgabe" des Romans „die Enthüllung der Heuchelei, Weichlichkeit und Lüge, welche Gestalt sie auch annehmen".[1]

Haym wie Köpke gehen nun von der gleichen Ansicht aus, daß der Dichter, als er diese Absicht aussprach, den Helden William Lovell selber im Auge gehabt habe, als Träger solcher Heuchelei, Weichlichkeit und Lüge, gegen den sich damit seine Absicht der Enthüllung gerichtet habe. Köpke fügt seiner Behauptung von einem furchtbaren Gericht des Dichters an seinem Helden geradezu hinzu: „Schonungslos riß er ihm ein Stück nach dem anderen von jener moralischen Garderobe ab, mit dem Anfänger so gern ihre idealen Tugendhelden prunken lassen." Haym freilich pflichtet dieser Ansicht Köpkes nicht bei, ebensowenig wie der im Jahre 1828 von Tieck selbst angegebenen Aufgabe bei der Abfassung des Romans. Haym will sich „nicht einreden lassen", daß der Dichter in diesem seinem eigenen und in Köpkes Sinne über seinem Helden gestanden habe. Darin hat Haym zweifellos recht, und Köpke befindet sich in einem grundlegenden Irrtum. Aber Haym hat auch gar keine notwendige Ursache, sich abgesehen von Köpkes Behauptung im Hinblick auf die spätere Äußerung Tiecks dergleichen einreden zu lassen. Tieck hat nämlich den Helden William Lovell selber gar nicht im Auge gehabt, als er die Enthüllung der Heuchelei, Weichlichkeit und Lüge als Aufgabe des Romans im Jahre 1828 hingestellt hat. Vielmehr richtet sich ihm auch damals noch diese Aufgabe gegen eine Reihe von Nebenfiguren des Romans, an denen er die Enthüllung durch den Helden wollte vollziehen lassen! Tieck hat auch in späteren Jahren in

[1] Die herangezogene Stelle lautet in ihrem ganzen Zusammenhang: „Das Bestreben, in die Tiefe des menschlichen Gemütes hinab zu steigen, die Enthüllung der Heuchelei, Weichlichkeit und Lüge, welche Gestalt sie auch annehmen, die Verachtung des Lebens, die Anklage der menschlichen Natur: diese Aufgaben und finsteren Stimmungen, die nicht oberflächlich hingemalt sind, sondern mit Ernst aufgefaßt, waren wohl die Ursache, warum das Buch bei seinem Erscheinen nur wenige, späterhin aber viele Freunde und Leser fand. Wer sich bloß unterhalten will, wird es auch jetzt noch mit Unmut aus der Hand legen. Menschenkenntniß, Leidenschaft, seltsame Situationen, große, ergreifende Momente, dies war das, dem der Verfasser fast unbedingt nachstrebte. Nur das große Tragische, nur die Wahrheit der Charaktere verstand und bewunderte er damals im Shakespeare" (Schr. Bd. VI, S. XVI f.).

 diesem Sinne sich stets noch auf die Seite seines Helden bekannt. Diese Behauptung mag vorerst hingenommen werden, ihr Erweis kann erst in den späteren Betrachtungen gebracht werden. Es mag aber aus einem Umstand jetzt bereits gezeigt werden, daß Tieck sich auch noch nach der Abfassung des Romans in einer Zeit, in der er die seelischen Verwirrungen seiner Jugend, die im William Lovell ihren literarischen Niederschlag gefunden haben, schon längst überwunden hatte, nicht gegen seinen Helden, sondern auf dessen Seite gestellt hat. Im Jahre 1815 nämlich dankt er Solger in einem Briefe vom 31. März „für die Nachsicht mit dem guten Lovell" und fügt in Klammern hinzu „(er selbst)", womit er bezeichnen will, daß er nicht den Roman, sondern den Menschen Lovell meint; „denn er ist gut", fährt er fort, „als es selbst bis in unsere neuesten Tage hinein die Welt ist" (Solgers Nachgel. Schr. u. Brf. I, 342).

Daraus mag jetzt bereits deutlich genug hervorgehen, daß Tieck Lovell nicht für einen schlechten Menschen hält, an dem er die Aufgabe eines furchtbaren Gerichts zu vollziehen habe; und diese Auffassung des Dichters von seinem Helden hat in dem Versuch einer Analyse der inneren Haupthandlung des Romans in gewissem Sinne ihre volle Berechtigung gefunden. Wir haben gesehen, daß die Ironie aus der Lovells Vergehen hervorgehen, nach den Gefühlen, die dem Dichter bei der Darstellung bewegt haben, keine freiwillige ist. Sie ist nach seiner Auffassung für Lovell einmal — soweit es sich um eine bewußte ironische Stellungnahme zu den Dingen handelt — eine Notwendigkeit der geistigen Selbsterhaltung, dann aber stellt sie sich bei Lovell auch zwangsweise und gegen seine bewußte Absicht ein. Wir haben sie im letzteren Falle oben einen Mangel an Objektivierungsvermögen genannt und als pathologisch bezeichnet. Wir haben also zwei Spielarten der Ironie kennen gelernt: Die bewußte Ironie, die aus noch zu erörternden Gründen positive Ironie genannt werden mag, und eine pathologische Ironie, die ihres zwangsweisen Charakters wegen passive Ironie genannt werden mag.

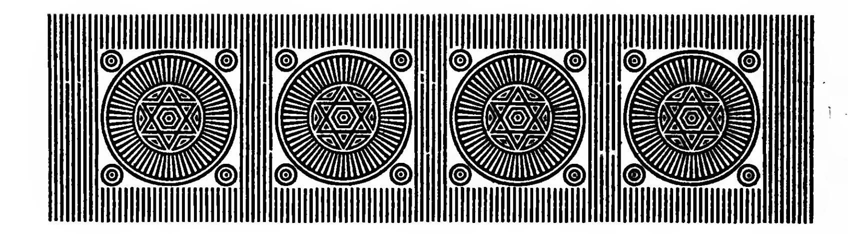
Was nun die pathologische Erscheinung der passiven Ironie betrifft, so hat Ludwig Tieck uns freilich keinen kranken Menschen schildern wollen. Er ist sich darüber gar nicht klar gewesen, ob dergleichen seelische Erscheinungen, wie er sie uns dargestellt hat, gesund oder krank seien. Er hat uns einfach seine eigenen Leiden und aus diesen
 heraus einen Menschen darstellen wollen, der nach seinen eigenen,

des Dichters Gefühl gut war und nicht schlecht. Diese Überzeugung hat darin ihre Bestätigung gefunden, daß die mit der psychischen Evolution der letzten anderthalb Jahrhunderte Schritt haltende Wissenschaft von den in deren Gefolge neuauftretenden kranken Zuständen des Seelenlebens in dem Schlechten an Lovell heute etwas erkennt, für das er moralisch nicht in vollem Maße verantwortlich zu machen ist. Tatsächlich sind der modernen Psychopathie derartige Erscheinungen, wie wir ihnen in William Lovell begegnet sind, heute als pathologische durchaus bekannt; gerade nach der moralischen Seite spielen sie auch dort z. B. als „moral insanity" eine besondere Rolle.

Bei der passiven Ironie handelt es sich nun um Symptome einer Psychose, wie sie uns vor dem Tieckschen Roman in einer gleich ausgeprägten Form noch nirgends begegnen, wiewohl wir die Keime zu dieser Erscheinung schon in früheren Dichtungen als Äußerungen des zeitgenössischen Seelenlebens vorfinden. Für diese Psychose darf der William Lovell also als ein entwicklungsgeschichtliches Dokument von hoher Bedeutung angesehen werden. Denn die Tatsachen, daß wir die Anlage zu der pathologischen Erscheinung der Ironie auch in anderen Erzeugnissen der Dichtung jener Zeit wiederfinden, zeigt uns, daß es sich im William Lovell nicht um die Symptome der pathologischen Disposition in der Entwicklung eines einzelnen Individuums, nämlich des Dichters Ludwig Tieck, um pathologische Symptome der Ontogenese handelt, sondern um Symptome einer Entwicklungskrankheit der seelischen Entwicklung der Gesamtheit, um pathologische Symptome der Phylogenese. Damit entsteht zum Zwecke des geschichtlichen Verständnisses für uns die wichtige Frage nach den entwicklungsgeschichtlichen Ursachen dieser Erscheinung.

Beim Versuch einer Analyse der inneren Handlung des Romans schien die passive Ironie als eine Folgeerscheinung aus der bewußten, positiven Ironie hervorgegangen zu sein. Bei der entwicklungsgeschichtlichen Untersuchung, der wir uns nunmehr zuzuwenden haben, wird sich indes zeigen, daß die passive Ironie viel früher auftritt als die positive Ironie, ja, daß die letztere gerade umgekehrt des gewonnenen Eindrucks sich als Folgeerscheinung der ersteren einstellt. Was wir bei der Analyse des Romans kennen gelernt haben, beruht nur auf einer Wechselwirkung beider Erscheinungen, indem die positive Ironie rückwirkend wieder neue Symptome des Objektivierungsunvermögens zeitigt. Unter Ironie schlechthin ist im folgenden da-

her zunächst stets nur passive Ironie zu verstehen, d. h. die an sich durchaus pathologische Erscheinung des Seelenlebens, die darauf beruht, daß das Subjekt die Außenwelt oder aber auch die eigene innere Gefühlswelt nicht als Wirklichkeit in sich zu objektivieren vermag. Die Ironie ist ihrem ursprünglichen Charakter nach durchaus negativ. Nun ist die krankhafte Funktion des Seelenlebens, die wir als Ironie bezeichnen, ein geschichtliches Ergebnis der Entwicklung. Sie schlechtweg aus der Welt zu schaffen, geht daher nicht an. Daraus stellt sich die Notwendigkeit ein, diese Funktion in eine Form umzusetzen, der an Stelle des ursprünglich negativen Charakters eine positive Bedeutung zukommt. In diesem Sinne tritt die Ironie als solche als ein entwicklungsgeschichtliches Moment auf. Die Entwicklung, um die es sich handelt, ist eine solche aus der passiven Ironie zur positiven Ironie. Welche Ursachen es hat, daß die positive Ironie abgesehen von Wechselwirkungen im William Lovell trotzdem nur negative Ergebnisse zutage fördert, wird hernach die geschichtliche Betrachtung des Romans zeigen.



Die Entwickelung des subjektivistischen Seelenlebens bis zu den Leiden des jungen Werthers (1774)

Der Versuch einer Analyse der inneren Haupthandlung des William Lovell aus dem Geiste der Ironie hat gezeigt, daß eine gewisse, bewußte Ironie in der „Handlung" des Romans auf eine rein äußerliche Veranlassung scheint zurückgeführt werden zu müssen. Wir erinnern uns, daß uns im Roman eine stark subjektivistische Philosophie als diese äußere Veranlassung zu begegnen schien, und daß die Ironie damit als Schritt der Selbsterhaltung gegenüber der zerstörenden Wirkung dieser Philosophie auf die besonders sensible seelische Verfassung des Helden aufgefaßt sein wollte. Kann die Ironie durch einen derartig äußerlichen Umstand veranlaßt werden, so muß sie schon vorher in der gesamten seelischen Verfassung des Helden und in derjenigen der Entstehungszeit des Romans latent vorhanden gewesen sein; in dieser müssen also gegenüber der rein äußeren Veranlassung die tieferen Ursachen der Ironie gesucht werden. Fragen wir uns nun, worum es sich bei der Ironie ganz allgemein handelt, so werden wir sagen, daß sie auf einer Spaltung zwischen dem Subjekt und dem Objekt seiner Wahrnehmungen beruht, sei das Objekt dieser Wahrnehmungen nun die Außenwelt oder die eigene innere Gefühlswelt des Individuums. Es handelt sich bei dieser „Spaltung" also stets um eine subjektivistische Gegenüberstellung zu den Dingen, kurz um eine subjektivistische Auffassung der Dinge. Die Ironie als solche ist also stets ein Symptom des Subjektivismus. Auf diesem Subjektivismus beruht denn auch der allgemeine Charakter der seelischen Verfassung des Helden und derjenige der Entstehungszeit des Romans. Wollen wir daher die Entstehung der Ironie im geschichtlichen Zusammenhang kennen lernen, so müssen wir die Entwicklung des gesamten subjektivistischen Seelenlebens bis in die frühromantische Zeit verfolgen, sie muß die Entwicklung der Ironie in sich schließen. Vorher wird es aber notwendig sein, sich den allgemeinen kulturgeschichtlichen Zeitablauf in seinen wesentlichsten Zügen zu vergegenwärtigen, da

 die uns interessierenden Erscheinungen des subjektivistischen Seelenlebens nur im vollen kulturgeschichtlichen Zusammenhang verstanden werden können.

Kulturgeschichtliche Einführung[1]

Im Mittelalter erscheint das Seelenleben in konventionellen Formen gebunden. Jede persönliche Meinungsäußerung ruft den Verdacht der Zauberei hervor. Diesem Zeitalter des konventionellen Seelenlebens gegenüber entwickeln die Jahrhunderte der Renaissance und Reformation im Zusammenhang mit den großen Entdeckungen der beginnenden mechanischen Naturwissenschaft, die Freiheit des Individuums in intellektueller Beziehung. Es setzt damit das Zeitalter des sogenannten Individualismus ein, das dem um 1760 zum Durchbruch gelangenden Subjektivismus voraufgeht.

Das Seelenleben dieses Zeitalters des Individualismus zeichnet sich in der Folgezeit durch eine außerordentliche Entwicklung zugunsten einer einseitigen Ausbildung des Verstandes aus, gegen die die Entwicklung der Willensseite zurücktritt, eine Bewegung, die in der „rationalistischen" Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts gipfelt. Der Wille ist aber das Medium, das das Subjekt mit der Außenwelt verbindet, indem es auf ein außerhalb des Subjekts gelegenes Objekt gerichtet ist. Der Verstand ist dagegen die mehr nach innen gerichtete Tätigkeit der Seele. Sind alle Kräfte der Seele vorwiegend in seinem Sinne tätig, so erscheint das Individuum alsbald isoliert als ein von den andern abgetrennter Mikrokosmos: Die Seele ist abgeschlossen, sie steht ohne innere Verbindung neben den ihr benachbarten Seelen anderer Individuen; sie ist „fensterlos" im Sinne der Leibnizschen Monade.

Dieser seelischen Verfassung entspricht die dem Absolutismus zugrunde liegende mechanische Naturrechtslehre vom Staat, die in diesem kein organisches Gebilde, sondern eine rein quantitative Summation einzelner gleichwertiger Individuen sieht, die sich durch einen Kontrakt vereinigt und einen gemeinsamen Führer über sich ernannt haben, dem sie ohne persönliche Gefühlsteilnahme mechanisch Folge

[1] Vgl. Gustav Freytags Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Leipzig 1859 bis 1867; Jakob Burckhardt, Die Kultur der Renaissance in Italien. 4. Auflage. Leipzig 1885; Karl Lamprecht, Deutsche Geschichte. Freiburg i. Br. 1891 bis heute.

leisten. War im Mittelalter jede persönliche Meinungsäußerung ausgeschlossen, so blieb in der Folgezeit wenigstens jede persönliche Willensregung noch gebunden.

Dieselbe seelische Verfassung spiegelt sich wieder in der mechanischen Naturanschauung, die in der Aufklärung ihre höchste Ausbildung erreicht. Die kraft- und geistesbegabte Monade Leibnizens war in der Popularisierung Wolffs zum mechanischen Atom geworden: die Natur besteht aus kleinsten Körperchen, die gleich den Individuen des Staates eine rein quantitative Summation bilden. Qualitätsunterschiede der Atome wie der Individuen gibt es nicht. Qualitätsbegriffe sind ein Symptom des folgenden, subjektivistischen Zeitalters. In dieser Zeit ist alles nur mechanisch und quantitativ. Der Einfluß von Atom auf Atom, von Individuum auf Individuum beruht nicht auf qualitativen Eigenschaften einer innewohnenden Dynamis, einer Kraft des Gemüts, sondern er ist rein mechanisch, rein verstandesmäßig. Der Verstand ist hier die Mechanik der Seele. Das triebmäßige Gefühl als eine Dynamik der Seele gehört erst einer kommenden Zeit an.

Der mechanischen Naturanschauung entspricht die Gottesauffassung der Zeit. Gott ist ein absolut transzendentes Wesen, das ganz außerhalb der Welt steht. Er hat am Schöpfungstage die Welt in Bewegung gesetzt, die seitdem rein mechanisch gleich einem Uhrwerk abläuft, ohne daß er noch einmal in das Getriebe einzugreifen braucht. Der mechanische Ablauf der Dinge ist kein zufälliger, willkürlicher, sondern ein in seiner ersten Anlage durchaus zweckmäßig konstruierter: es herrscht eine göttliche Zweckmäßigkeit in allen Dingen.

Die mechanische Zweckmäßigkeit wird das Motiv aller praktischen Probleme und gibt der Zeit ihren nüchternen Nützlichkeitscharakter. Die Moral ist ein Mittel zum Zweck der Glückseligkeit. Die Kunst ist ein Mittel zum Zwecke, Moral zu lehren und Menschenkenntnis zu verbreiten. Es entspricht dem mechanischen Charakter des Seelenlebens, wenn die Kunst an kein Talent gebunden erscheint — Talent wäre ein Qualitätsbegriff des Individuums —, sondern sich durch mechanische Übung der ihr zu Grunde liegenden Regeln erlernen läßt (vgl. für Malerei die theoretischen Schriften von Raphael Mengs, für Dichtkunst die Schriften Gottscheds).

Mechanisch folgt das Individuum unter Verzichtleistung auf jede persönliche Willensregung einer außer ihm stehenden, auf Allgemein-

gültigkeit Anspruch erhebenden Moral. Mechanisch vollziehen sich die Formen des sozialen Lebens, so die Eheschließung: die beteiligten Familien, insonderheit die Eltern der jungen Leute, fassen nach reiflicher Erwägung einen Entschluß, dem die Eheschließenden automatisch gehorsamen.

Alle diese mechanischen Erscheinungen waren dem Seelenleben der vorsubjektivistischen Zeit adäquat, dem Wesen der Seele nicht oktroyiert, sondern aus ihm heraus geboren. Gefühlsmomente, wie wir sie in die Dinge legen, kannte man nicht. Das rationalistische Fühlen charakterisiert sich durch eine Unmöglichkeit des Auffassens anders als durch Denken. So erscheint das Individuum in dieser Zeit des mechanischen Seelenlebens in hohem Grade in einem Zustand der Passivität. Das Wesen der Persönlichkeit beruht dagegen auf Aktivität. In diesem Gegensatze will der Subjektivismus verstanden sein.

Neben der höchsten Ausbildung des mechanischen Seelenlebens im Zeitalter der Aufklärung bewegt sich schon seit der Zeit des dreißigjährigen Krieges durch das achtzehnte Jahrhundert hin eine dem mechanischen Seelenleben durchaus fremdartige Bewegung, die dem um 1760 zum Durchbruch gelangenden Subjektivismus den Boden bereitet. Die Not des großen Krieges hatte dem durch die einseitige Ausbildung der Verstandestätigkeit zurückgedrängten Gefühlsleben neue Ausdrucksbedürfnisse geschaffen. Dieses neuaufkeimende Gefühlsleben macht sich zuerst in den der verrationalisierten Kirche entfremdeten Kreisen des Pietismus geltend, um bald die Grenzen einer religiösen Bewegung zu überschreiten und in den vierziger und fünfziger Jahren als eine maßlose Sentimentalität die breiteste Ausdehnung zu gewinnen; denn wie jede neue Erscheinung fällt auch diese in ihrem Anfang in die radikalsten Formen. Mit dieser Neuentwicklung des Gefühlslebens ist dem noch nicht abgelaufenen Zeitalter des mechanischen Seelenlebens gegenüber bereits eine ganz neue Disposition geschaffen. Die Individuen stehen nicht mehr isoliert nebeneinander. Das Gefühl erscheint als das Medium einer gegenseitigen Beeinflußbarkeit. So erscheint die Gesamtheit nicht mehr als eine mechanische Summation von Einzelwesen, sondern als ein organisches Ganzes, das in den vierziger und fünfziger Jahren sogar in so extremen Formen auftritt, daß das Einzelwesen noch gänzlich darin verschwindet. Die Seele ist nicht nur nicht mehr „fensterlos"

wie Leibniz' Monade, sie ist überhaupt nicht mehr von festen Mauern umschlossen; nur noch eine feine Membran scheint sie von den Nachbarseelen zu trennen, die ein gänzliches Auseinanderfließen der Seelensubstanz gestattet.

Erst allmählig erstarkt das neue Gefühlsleben in den einzelnen Individuen so weit, daß es seit 1760 zum Mittelpunkt der sich in seinem Gefühlscharakter von seiner Umgebung qualitativ unterscheidenden Persönlichkeit wird. Damit ist der Subjektivismus Tatsache geworden. Es hat eine neue Isolierung der Einzelseele stattgefunden, aber eine Isolierung ganz anderer Art. War die Isolierung des Individualismus absolut (quantitativ), so ist die Isolierung des Subjektivismus relativ (qualitativ): Die subjektivistische Seele bedarf einer fortdauernden Beziehung zu ihrer Umgebung, um sich ihres subjektiven Sondercharakters bewußt zu bleiben: verliert sie diese Beziehung durch eine Überspannung der in ihr lebenden isolierenden Tendenz, so verfällt sie einer Störung des Selbstbewußtseins. Wir werden sehen, daß die Ironie alsdann nichts anderes ist als das Symptom dieses psychopathischen Zustandes.

Das zum Subjektivismus erstarkte neue Gefühlsleben macht sich in dem einzelnen Individuum als eine in ihm lebende, auf die Außenwelt wirkende produktive Kraft (Dynamis) geltend, demgegenüber die mechanische Verstandestätigkeit des Rationalismus nur reproduktiv erscheint. Verhielt sich der Mensch früher den Dingen gegenüber in einer gewissen Passivität, indem er die Außenwelt auf sich wirken ließ, sein Handeln nach außer ihm liegenden allgemein gültigen Maximen richtete, so tritt er jetzt der Außenwelt als aktives Subjekt gegenüber, fühlt sich als Mittelpunkt der ihn umgebenden Erscheinungswelt und bestimmt sein Handeln nach den in ihm selbst lebenden subjektiven Gefühlswerten. Wie die Moral ist die Befähigung zur Kunst jetzt eine qualitative Eigenschaft des Subjekts geworden (vgl. die kunsttheoretischen Schriften Herders).

Dem dynamischen Charakter des neu entwickelten subjektivistischen Seelenlebens entspricht die neue Weltanschauung, die mit Beginn des Subjektivismus zur Ausbildung gelangt. In den sechziger Jahren geht man auf die alte Leibniz'sche Form der Monade zurück und auch in der Weltanschauung kommt ein Pandynamismus auf, der der mechanischen Auffassung der materialistischen Aufklärung diametral ent-

gegengesetzt ist. Die transzendente Gottesauffassung der Aufklärung hat sich damit überlebt. Gott wird ein der Welt durchaus immanentes Prinzip. Bei Herder, Goethe, dem jungen Schiller, Heinse, Jean Paul, Schelling, bei allen finden wir ein pantheistisches Moment der Weltanschauung, das je nach der Eigenart der Person verschieden gefärbt ist.

Mit dem dynamischen Prinzip der Auffassung hängt es zusammen, wenn die neue Zeit einen Begriff hervorbringt, der der mechanistischen Zeit des Individualismus ganz fremd war und nun alle Anschauungen beherrscht: das ist der Begriff der Entwicklung. Wie sehr der Entwicklungsgedanke aus der verwandelten Verfassung des menschlichen Seelenlebens heraus geboren wird, zeigt sich daran, daß früher als die Entwicklung der Natur die Entwicklung der menschlichen Seele selbst der neuen Zeit bewußt wird. Schon 1766 schafft Wieland in seinem Agathon zum ersten Male einen Roman, dessen Held in einer feinfühligst beobachteten seelischen Entwicklung dargestellt wird. In allen früheren Dichtungen erscheinen die Charaktere durchaus statisch. Wie sie im Anfang der Dichtung auftreten, bleiben sie unveränderlich bis zum Ende, unbeeinflußt durch den inneren Gang der Handlung (so selbst noch bei Richardson). Nun ist Bewegung in die Charaktere gekommen. Werther, Woldemar, Anton Reiser, William Lovell sind Helden, die sich unter dem Einfluß ihrer Erlebnisse wandeln. Das treibende Moment dieser Entwicklung ist kein zufälliges, materielles, mechanisches, es ist ein dynamisches Moment: eine ihnen selbst innewohnende Sehnsucht nach verloren gegangener Kultur. So sind diese Charaktere suchende. Sie suchen in einer Zeit, die alle Werte in das Subjekt legt, nichts anderes als sich selbst. Sich selbst suchend zu entwickeln, Ausreifung der Persönlichkeit im reinsten und unbedingtesten Sinne ist das dynamische Prinzip der Entwicklungsromane, die als Bildungsromane ihren vornehmsten Ausdruck in Goethes Wilhelm Meister gefunden haben.

Herder überträgt den Gedanken der Entwicklung als erster auf die gesamte Menschheit als ein organisches Ganzes (Ideen 1774, 1784 bis 1790) und bricht damit dem hervorragenden geschichtlichen Sinn Bahn, der die neue Zeit gegenüber der älteren Zeit auszeichnet. Goethe sieht mit Oken (1779—1851) zuerst eine ideale, auf Analogiebildung beruhende Entwicklung in der Natur (Metamorphose der Pflanzen 1798), während Lamarck (1744—1829) bereits die reale

Entwicklung Darwins antizipiert. Fichte (geb. 1762) betrachtet im Jahre 1794 in seiner Wissenschaftslehre zum ersten Male die Individualpsyche auf ihre Genese, während bei dem älteren Kant (geb. 1724) die Erkenntnis noch nichts Werdendes, sondern ein schlechthin Seiendes und in allen Zeiten Gleichgewesenes ist. Und Schellings Naturphilosophie ist vom Entwicklungsgedanken des Naturganzen erfüllt.

Es kann dieser allgemeine Überblick nicht abgeschlossen werden, ohne noch auf die veränderte Auffassung vom Leben der Gesamtheit im gegliederten Gebilde hingewiesen zu werden. Die mechanische Auffassung vom Staat hat dem der individualistischen Zeit noch ganz fremden Begriff der organischen Nation weichen müssen. An Stelle des unterwürfigen Untertanenverstandes entwickelt sich in der Folgezeit (1812) die im Seelenleben ganz neue Erscheinung der selbstbewußten Vaterlandsliebe. Die fortbestehende absolutistische Form des Staates war ein unwürdiger, bevormundender Fremdkörper in dem organischen Gebilde der neuen Zeit, die ein Ideal der subjektivistischen Selbstbestimmung ihres Handelns entwickelt hatte (Kant). Unablässig beschäftigen sich die Gedanken mit dem Problem wie dieses „Racker von Staat" abgeschafft werden könne. Goethe, Schiller, Wilhelm von Humboldt, der junge Fichte huldigen demgemäß in ihren Auffassungen vom Staat einem gemäßigten Anarchismus oder Konventionalismus. Und noch einmal begegnen wir hier dem alles beherrschenden Entwicklungsgedanken — auf den kommt es für uns an — in dem großen Kulturprogramm Schillers, daß die Erziehung der Menschheit zu einer Reife ins Auge faßt, die ihrerseits die Erübrigung des Staates als edelsten Preis erstrebt. Schillers im Anschluß an die französische Revolution geschriebene Briefe „über die ästhetische Erziehung des Menschen" (1795) werden für Goethe und Schiller das Programm gemeinsamen Wirkens. Und wieder erscheint die Menschheit in Bewegung.

Kann es Wunder nehmen, daß der neuen Seele zuweilen Angst wurde? Daß sie nirgend mehr einen ruhenden Punkt zu finden glaubte? daß sie Zweifel an der Wirklichkeit des Seienden anwandelte, da alles nur ein Werdendes erschien? Wir werden sehen, wie der alles beherrschende Entwicklungsgedanke für die Entstehung der Ironie Bedeutung gewinnt.

Literaturgeschichtliche Einführung

In der deutschen Literaturgeschichte hatte die subjektivistische Bewegung schon in Christian Günther (1695—1723) einen Vorläufer gefunden. Sie hatte dann in den vierziger Jahren durch das Auftreten Klopstocks eine starke Betonung erfahren, und die dem Beispiele der englischen Romane Richardsons folgenden deutschen Romane der Empfindsamkeit hatten ihr in den vierziger und fünfziger Jahren einen breiten Boden bereitet. Alles dies kann indes, wie bereits in der kulturgeschichtlichen Einführung gezeigt worden ist, nur als Vorbereitung des Subjektivismus betrachtet werden. Die auf Allgemeingültigkeit ansprucherhebenden Anschauungen des Rationalismus standen im wesentlichen noch unangefochten da. Erst mit dem Ausgang der fünfziger Jahre hat die neue Strömung sich soweit entwickelt, daß sie die Schranken der herrschenden Anschauungen durchbricht und sich im Gegensatz zum Rationalismus als eine selbständige Erscheinung in der Entwicklung der Zeit bewußt wird. Hamann ist der erste, der 1759 in seinen Sokratischen Denkwürdigkeiten den Rationalismus angreift. Es folgen Herder, der junge Goethe, Lenz und Klinger. Es sind die sechziger und besonders die siebziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts, die Zeit des Sturms und Drangs, in der die neue Bewegung den Charakter einer „literarischen Revolution“ annimmt, in der der Subjektivismus im Zeichen des Kampfes steht, im Kampf erstarkt und in ungeahnt kurzer Zeit die Dominante über die gegensätzlichen Tendenzen der Tradition gewinnt.

Der Subjektivismus gerät sofort in die radikalsten Extreme, und es liegt in der Natur der Dinge, daß Goethe, nachdem er 1773 im Götz von Berlichingen und zumal 1774 in Werthers Leiden die hinreißendsten Dokumente der frühsubjektivistischen Zeit geschaffen hat, bereits Ende der siebziger Jahre das Bedürfnis empfindet, sich der ausartenden Bewegung zu entziehen und sich einem ruhigeren, harmonischeren, dem klassischen Ideal zuzuwenden. 1778 wandert bereits das erste Buch des Wilhelm Meister zu Knebel, 1779 beginnt die Iphigenie zu entstehen. Zwar erscheinen 1781 noch die Räuber des jüngeren Schiller als ein letztes stürmisches Werk des frühen Subjektivismus, im wesentlichen gehören aber die achtziger Jahre der Aus-

bildung des ausgleichenden Klassizismus an, in dem neue objektive Formen mit den subjektiven Tendenzen der Zeit in Einklang zu bringen gesucht werden. Als Goethe 1786 nach Italien reist, sind die ersten sechs Bücher des einem harmonischen Bildungsideal gewidmeten Wilhelm Meister schon geschrieben. Als das bezeichnende Jahr für den Klassizismus darf man aber wohl das Jahr 1787 hinstellen. In diesem Jahr vollendet Goethe in Italien die in Jamben umgegossene Iphigenie und den Egmont, während seine Gedanken sich unablässig mit dem erst 1789 vollendeten Tasso beschäftigen. Schiller vollendet in diesem selben Jahre 1787 den Don Carlos in gebundener Rede, das Werk, das alle Symptome des Übergangs Schillers vom Sturm zum Klassizismus trägt.

Aber wir wissen auch, daß der Klassizismus in entwicklungsgeschichtlichem Zusammenhang betrachtet keinen Wendepunkt, sondern nur ein retardierendes Moment gegenüber den unaufhaltsam fortschreitenden Tendenzen der Entwicklung im subjektivistischen Sinne bedeutet. Die großen Vertreter des Klassizismus stellen in der Entwicklung der Zeiten keine eigene Generation dar. Der Klassizismus wird getragen von Angehörigen der Generation des Sturmes und Dranges in reiferem Lebensalter, und die folgende Generation, die Generation der Frühromantiker, vertritt eine unmittelbare Fortsetzung der Tendenzen des frühen Subjektivismus der sechziger und siebziger Jahre. Der Subjektivismus tritt hier in eine zweite Phase seiner Entwicklung, und wir werden sehen, welche Umstände dazu beitragen, daß die Ironie in dieser Phase des Subjektivismus voll in Erscheinung tritt.

Den Übergang vom Frühsubjektivismus, wie wir ihm in Werthers Leiden (1774) begegnen, zu dem entwickelteren Stadium des Subjektivismus, der im William Lovell herrscht, vermag uns Fritz Jacobis Woldemar aus dem Jahre 1779 und der Anton Reiser von Karl Philipp Moritz darzustellen, der mitten in den achtziger Jahren (1785—1790) erschien. Werthers Leiden, Woldemar und Anton Reiser werden also die Grundlagen unserer Betrachtung zur Entwicklung der Ironie im William Lovell hergeben. Bevor wir aber dementsprechend unser Augenmerk zunächst den Leiden des jungen Werthers zuwenden, müssen wir noch einmal von einem andern Gesichtspunkt aus den Romanen der Empfindsamkeit der vierziger und fünfziger Jahre unsere Aufmerksamkeit schenken, um etliche charakteristische Erscheinungen festzustellen, die für unsere späteren Betrachtungen Bedeutung gewinnen.

Empfindsamkeit und Leidenschaft

Es ist in der kulturgeschichtlichen Einführung schon darauf hingewiesen worden, daß das Zeitalter des mechanischen Seelenlebens bis 1760 sich durch einen gewissen Grad von Passivität des Individuums gegenüber der Aktivität des subjektivistischen Seelenlebens charakterisiert. Dieser Passivität entspricht das Ideal der Lebensführung, das die Zeit vor 1760 in ihren Dichtungen ausgewirkt hat, nämlich ein Ideal der Gelassenheit. Zu diesem Gelassenheitsideal befinden sich die den Subjektivismus vorbereitenden Romane der Empfindsamkeit noch keineswegs im Widerspruch. Das Gelassenheitsideal gelangt im Gegenteil durch den vorbildlichen Romanzier der Empfindsamkeit, den Engländer Richardson, sogar erst eigentlich zur Ausbildung. Die frühsubjektivistische Zeit der sechziger und siebziger Jahre entwickelt demgegenüber ein Bedürfnis des unbedingten Auslebens der Persönlichkeit, sie stellt dem Gelassenheitsideal ein neues Ideal der Leidenschaft gegenüber.[1]

Wenn in Werthers Leiden noch einmal alle Töne der Empfindsamkeit zusammengefaßt und deren letzte Konsequenzen gezogen werden, wenn die Empfindsamkeit damit — für den Dichter selbst jedenfalls — endgültig überwunden wird, so gehören Werthers Leiden damit eben schon einer neuen Phase der Entwicklung an und lassen Leidenschaften spielen, die der weichen Sentimentalität der empfindsamen Jahrzehnte noch gar nicht lagen. Der Leidenschaft sind die vierziger und fünfziger Jahre noch gar nicht fähig. Die Leidenschaft hätte dieser Zeit nicht einmal genügt; denn Leidenschaft ist auf ein bestimmtes Ziel, auf eine bestimmte Person gerichtet alle anderen ausschließend. Die Einschränkung der Gefühle auf ein bestimmtes Ziel wäre dieser Zeit eine Beeinträchtigung der allgemeinen Gefühlsseligkeit gewesen. Der vorwiegende Charakter der Gefühle vor 1760 ist noch entsprechend der verstandesmäßigen Tätigkeit des Seelenlebens rezeptiv, ihre Richtung eine mehr intensive als extensive. Die Zeit besitzt weder die Fähigkeit, noch das Bedürfnis, die allzureichen, aber unpersönlichen Gefühle zu konzentrieren und die intensive Rezeptivität der Gefühle durch Konzentration in eine extensive Kraft des persönlichen Willens umzusetzen. Denn das ist es, was dieser Zeit fehlt: die

[1] Vgl. Carl Heine, Der Roman in Deutschland von 1774 bis 1778. Halle a. S. 1892.

Kraft zum persönlichen Willen und damit der Wille selbst. Die Zeit kennt kein Begehren, infolgedessen kennt sie auch keine Eifersucht: die Frau nimmt aus Rührseligkeit die frühere Geliebte ihres Mannes ins Haus, der totgeglaubte Mann besteht bei seiner unvermuteten Wiederkehr auf das Bleiben des zweiten Gatten im gemeinsamen Haushalte. Dergleichen erscheint dem leidenschaftslosen, empfindsamen Gemüt möglich in den Grenzen der Tugend! Der hochmoralische Gellert zeichnet diese Zustände in seinem Leben der schwedischen Gräfin von G*** (1746). Niemand hadert unter diesen Menschen ernstlich mit dem Schicksal: geliebt wird, wen das Schicksal zur Liebe gewährt; denn ungeheuer liebenswert erscheinen dem empfindsamen Menschen ja alle. Ein Begehren darüber hinaus scheint etwas völlig Unfaßbares. Unerfülltes Begehren, d. h. unglückliche Liebe, kennt diese Zeit nicht einmal dem Begriff nach. Im einzelnen mögen sich diese Dinge differenzieren nach der jeweiligen Note des Temperaments — richtiger der Temperamentlosigkeit — des Schriftstellers, nach der größeren oder geringeren Entfernung der Entstehungszeit einer Dichtung vom wandelschaffenden Jahre 1760. Im allgemeinen dürfen die geschilderten Zustände aber als zeitcharakteristisch gelten.

In den sechziger und siebziger Jahren haben die bisher zerstreuten Gefühle allmählich an Intensität so weit gewonnen, daß ein einzelnes, herrschendes Gefühl alle anderen vergessen läßt, und das ganze Wesen des Individuums auf ein einzelnes alle anderen Möglichkeiten ausschließendes Ziel gerichtet erscheint. Als Lotte bei Werthers vorletztem Besuche am Sonntag vor Weihnachten meint, Werther könne ein anderes Mädchen finden, das die Wünsche seines Herzens erfüllte, da wirkt das auf Werther beinahe beleidigend. Mit dieser Unbedingtheit des Gefühls ist im Gegensatz zur Empfindsamkeit in den Leiden des jungen Werthers der Roman der unglücklichen Liebe entstanden. Die Seele fügt sich gegenüber den Grenzen der Möglichkeit nicht mehr in Gelassenheit. Werther schreibt nach Alberts Ankunft an Wilhelm: „Ich beiße die Zähne aufeinander und spotte über mein Elend und spottete derer doppelt und dreifach, die sagen könnten, ich sollte mich resignieren, und weil es nun einmal nicht anders sein könnte. — Schafft mir diese Strohmänner vom Halse!" (S. 60).[1] Jetzt, wo das Gefühl jenen Grad von Leidenschaft

[1] Den Zitaten aus Werthers Leiden ist die Seitenzahl von Band XIX der Weimarer Goetheausgabe beigefügt.

erreicht hat, daß es sich durch keinerlei äußere Umstände mehr bedingen läßt, erhebt es sich auch zu dem persönlichen Anspruch des Alleinbesitzes: Werther kennt die Eifersucht. Er schreibt nach dem Ball auf dem Lusthause, bei dem er Lotte kennen gelernt hat, die für die veränderte Situation so äußerst charakteristischen Worte: „Wilhelm, um ehrlich zu sein, that ich aber doch den Schwur, daß ein Mädchen, das ich liebte, auf das ich Ansprüche hätte, mir nie mit einem anderen walzen sollte als mit mir, und wenn ich drüber zu Grunde gehen müßte. Du verstehst mich!" (S. 32). Und wieder werden wir sagen: Damit ist der Subjektivismus Tatsache geworden. Die Gefühle sind nicht mehr unpersönlich, sondern in hervorragendem Maße persönlich, und in seinen persönlichen Gefühlen wird sich das Individuum zuerst als Subjekt seiner selbst bewußt.

Die Generation vor 1760 ist zur Leidenschaft also gar nicht fähig: deshalb ist das Gelassenheitsideal dem Seelenleben dieser Generation adäquat, wie das Leidenschaftsideal der Generation von Sturm und Drang adäquat erscheint. Die in dieser Folge als dritte Generation auftretende Zeit der Frühromantiker, die mit der fortschreitenden Entwicklung des Temperaments von einem zur Gelassenheit, von einem zur Leidenschaft zu einem zum Enthusiasmus neigenden Seelenleben übergeht, wirkt im Gegensatz zu den beiden vorausgegangenen Generationen kein diesem Seelenleben adäquates Ideal aus! Wir werden darauf später zurückzukommen haben.

Wenn wir einen gleichen Grad des Gefühlslebens wie in Werthers Leiden übrigens schon früher in Rousseaus Nouvelle Héloïse finden, so liegt das daran, daß die westeuropäischen Kulturen, die französische und auch die englische, der deutschen entwicklungsgeschichtlich etwa um eine Generation vorauslaufen. Richardson trat auch in England früher auf als die empfindsamen Romanziers in Deutschland. Darum ist Richardson so wenig der Urheber der Gelassenheit wie Rousseau der der Leidenschaft innerhalb der deutschen Literatur. Die Literaturgeschichte einer Nation entwickelt sich als ein Bestandteil der Kulturentwicklung dieser Nation organisch in dieser selbst. Literarische Abhängigkeiten lassen sich in den beiden vorliegenden Fällen gewiß feststellen. Für ein tieferes Verständnis des selbständigen literaturgeschichtlichen Entwicklungsganges in Deutschland wird damit nicht viel gewonnen. Die Aufnahme außerhalb der eigenen Entwicklung andererorts schon früher bestehender Tendenzen, bedeutet, sofern diese

Aufnahme bisher nicht erfolgt war, nur ein Auftreten der neuen Tendenz in der eigenen Entwicklung. Sie wäre dann also ohne die Aufnahme auswärtiger Vorbilder aus sich selbst ganz genau ebenso entstanden. Der Wert einer Abhängigkeitsfeststellung beschränkt sich daher auf die Erkenntnis äußerer Formen des Ausdrucks solcher Tendenzen. In der vorliegenden Untersuchung wird nur die literaturgeschichtliche Entwicklung auf Grund des in ihr selbst tätigen, dem einzelnen Dichter unbewußten Prinzips verfolgt. Die Abhängigkeiten finden dem Charakter dieser Arbeit entsprechend nur eine beschränkte Berücksichtigung.

Werthers Leiden, eine Analyse

Erstes Buch

Die Tatsache, daß das subjektivistische Gefühlsleben sich nicht mehr in den Schranken des in der Wirklichkeit gegebenen Möglichen gebunden sieht, ist der Angelpunkt, um den sich die gesamte Folge von Erscheinungen dreht, denen unser Interesse zugekehrt ist. Das Gefühlsleben hat damit eine Idealwelt aus sich heraus geboren, die weit über die Grenzen der wirklichen Welt hinausreicht und ihren Sitz einzig und allein in dem Gefühlszentrum des subjektivistischen Menschen selbst hat. Dieser idealen Welt des subjektivistischen Gefühlslebens vermag die wirkliche Welt in gar keiner Weise zu entsprechen. Werthers Betrachtung über das Nahe und Ferne ist dafür bezeichnend. Er schreibt: „O es ist mit der Ferne wie mit der Zukunft! ein großes dämmerndes Ganze ruht vor unserer Seele, unsere Empfindung verschwimmt darin wie unser Auge, und wir sehnen uns, ach! unser ganzes Wesen hinzugeben, uns mit aller Wonne eines einzigen, großen, herrlichen Gefühls ausfüllen zu lassen. — Und ach! wenn wir hinzueilen, wenn das Dort nun Hier wird, ist alles vor wie nach, und wir stehen in unserer Armuth, in unserer Eingeschränktheit, und unsere Seele lechzt nach entschlüpftem Labsale" (S. 39). So ist die wirkliche Welt dem subjektivistischen Menschen jener Zeit zu eng, sie erscheint ihm gegenüber der Gefühlswelt, die er wirklich in sich lebendig fühlt, als eine relativ unwirkliche Veräußerlichung des wahrhaft Lebendigen. Werther sagt: „Daß

 das Leben des Menschen nur ein Traum sei, ist manchen schon so vorgekommen und auch mit mir zieht dieses Gefühl immer herum. Wenn ich die Einschränkung ansehe, in welcher die thätigen und forschenden Kräfte des Menschen eingesperrt sind; wenn ich sehe, wie alle Wirksamkeit dahinaus läuft, sich die Befriedigung von Bedürfnissen zu verschaffen, die wieder keinen Zweck haben als unsere arme Existenz zu verlängern, und dann, daß alle Beruhigung über gewisse Punkte des Nachforschens nur eine träumende Resignation ist, da man sich die Wände, zwischen denen man gefangen sitzt, mit bunten Gestalten und lichten Aussichten bemalt — das alles, Wilhelm, macht mich stumm. Ich kehre in mich selbst zurück und finde eine Welt!" (S. 14).

Wir sehen also vor Woldemar und Lovell schon Werther, ehe noch die Leidenschaft für Lotte zerstörend auf ihn gewirkt hat, der Wirklichkeit bereits in der ursprünglichen Anlage seines Charakters in gewissem Sinne entfremdet. Zwischen dem Innenleben des subjektivistischen Menschen und der Wirklichkeit der Außenwelt hat mit der steigenden Entwicklung des Gefühlsleben zu einem auf das Unbedingte gerichteten bereits eine Spaltung stattgefunden; der subjektivistische Mensch vermag dadurch, daß er die Dinge nach einem imaginären Maße seiner übersteigerten Gefühlswelt zu messen bestrebt ist, mit der Wirklichkeit nicht in Kontakt zu bleiben. Insofern das subjektivistische Selbstgefühl aber aus den neu erworbenen Beziehungen zur Umwelt überhaupt erst entstanden ist, wird dieser Mangel an Kontakt mit der ihn umgebenden Wirklichkeit eine Gefahr für den subjektivistischen Menschen, der seines Selbstgefühls überhaupt damit verlustig zu gehen droht. So hat die neu erstandene ideale Gefühlswelt, gerade weil sie als das allein Positive in der subjektivistischen Seele im Gegensatz zur Wirklichkeit auftritt, in ihrer Folge gleich auch eine depositive Wirkung. Dieses Depositive wird durch die ungeheure Beweglichkeit des Gefühls noch verstärkt; denn die Beweglichkeit schließt die Unbeständigkeit der Gefühle in sich. Werther bekennt Wilhelm: „So ungleich, so unstät hast du nichts gesehen als dieses Herz. Lieber! brauch' ich dir das zu sagen, der du so oft die Last getragen hast, mich vom Kummer zur Ausschweifung, und von süßer Melancholie zur verderblichen Leidenschaft übergehen zu sehen?" (S. 10). Woran soll er sich also halten? Welche Gefühle sind positiv in ihm? Und wenn keine es sind, muß er nicht irre an

sich selber werden? Muß diese Beweglichkeit nicht auch seinem subjektivistischen Selbstgefühl zum Verhängnis werden?

Aus einem Gefühl für diese unbewußten Gefahren stellt sich daher in der subjektivistischen Seele von vornherein eine instinktive Abkehr von den leidenschaftlichen Tendenzen ein, die sie letzten Endes dennoch beherrschen. Werther hat „allerlei nachgedacht, über die Begier im Menschen sich auszubreiten, neue Entdeckungen zu machen, herumzuschweifen; und dann wieder über den inneren Trieb, sich der Einschränkung willig zu ergeben, in dem Geleise der Gewohnheit so hinzufahren, und sich weder um Rechts noch um Links zu bekümmern" (S. 38). So finden wir Werther denn im Anfang des Romans mit einer besonderen, der leidenschaftlichen Tendenz seines Wesens ganz abgekehrten Liebe dem Kleinleben in der Natur und den kleinen Verhältnissen des Menschenlebens zugekehrt. Er entdeckt die Poesie der Einschränkung, und diese Poesie besteht für ihn darin, daß sie eine Fülle von Gefühlen des wirklich Positiven sowohl des Daseins außer ihm als seiner selbst in ihm auslöst. Stehen diese Gefühle der leidenschaftlichen Bewegung seiner Seele gegenüber, so wird es uns nicht weiter wundern, daß für sie ein Moment der Ruhe besonders charakteristisch ist. Er ist „so glücklich, so ganz im Gefühle vom ruhigen Dasein versunken". Wir hören, daß „die Welt um ihn her und der Himmel ganz in seiner Seele ruhen wie die Gestalt einer Geliebten". Er sitzt am Brunnen und sieht die Mädchen aus der Stadt das Wasser holen und ist ganz den „patriarchalischen Ideen" hingegeben, die jeder umstürzlerischen Leidenschaft am weitesten entfernt sind. Wir finden ihn in Wahlheim mit größter Teilnahme den bescheidenen Angelegenheiten seiner Kaffeewirtin zugewendet, und er schreibt: „wenn meine Sinne gar nicht mehr halten wollen, so lindert all den Tumult der Anblick eines solchen Geschöpfs, das in glücklicher Gelassenheit (!) den engen Kreis seines Daseins hingeht, von einem Tage zum anderen sich durchhilft, die Blätter abfallen sieht, und nichts dabei denkt, als daß der Winter kommt" (S. 20). Das positive Gefühl, daß ihm im Gegensatz zu der ewigen Agilität seiner Seele aus dem ruhigen Dasein in kleinen Verhältnissen entgegenatmet, läßt ihm Lotte — wie Faust Gretchen — in ihren einfachen Verhältnissen so liebenswert erscheinen. Der Eindruck der Situation, in der er Lotte zum erstenmal sieht, wie sie für ihre sechs Geschwister Brot schneidet, ist bezeichnend für diese Stimmung. Er

ist tief ergriffen von Lottes Versicherung: „der Autor ist mir der liebste, in dem ich meine Welt wieder finde, bei dem es zugeht wie um mich, und dessen Geschichte mir doch so interessant und herzlich wird als mein eigen häuslich Leben, das freilich kein Paradies, aber doch im Ganzen eine Quelle unsäglicher Glückseligkeit ist“ (S. 29).

Aber aus dieser positiven Ruhe in den liebevoll erfaßten Dingen der ihn umgebenden Wirklichkeit wird Werther durch die Liebe zu Lotte jäh herausgerissen. Zunächst erscheint die Gefahr zwar nicht groß. Im Gegenteil bedeutet das Verständnis mit Lotte ja die Aufnahme einer neuen positiven Beziehung, die ihn an die Wirklichkeit knüpft. Wenn Lotte der ungeheuren Spannkraft seiner Seele gewachsen ist, wenn Werther sich ohne Beschränkung ganz in ihr ausgeben kann, wenn er sich selbst im Austausch mit ihr wiederfindet, so kann es nichts geben, das ihn inniger im positiven Gefühle des Daseins gebunden hielte. Wir wissen, daß Werther dieses Glück schon einmal zuteil geworden ist, daß er es aber wieder verlieren mußte. Er spricht selbst davon in den Worten: „Ach, daß die Freundin meiner Jugend dahin ist! ach, daß ich sie je gekannt habe! — Ich würde sagen, du bist ein Thor! du suchst, was hienieden nicht zu finden ist; aber ich habe sie gehabt, ich habe das Herz gefühlt, die große Seele, in deren Gegenwart ich mir schien mehr zu sein als ich war, weil ich alles war, was ich sein konnte.“ Und Lotte ist ganz das Wesen, das ihm diesen Verlust ersetzen könnte. Es heißt: „gleich von dem ersten Augenblick ihrer Bekanntschaft an hatte sich die Uebereinstimmung ihrer Gemüther so schön gezeigt“ (S. 163). Wir fühlen es, wie ihrer beider Seelen bei dem einen Namen „Klopstock“ zusammen stimmen; wir erfahren später noch, wie sein Herz und Lottes „bei — oh! — bei der Stelle eines lieben Buches in Einem zusammentreffen; in hundert anderen Vorfällen, wenn es kommt, daß beider Empfindungen über eine Handlung eines Dritten laut werden“; und es würde darum nicht so sehr viel sagen, daß der erste Brief, der uns von der Bekanntschaft mit Lotte berichtet, mit den Worten schließt: „nun können Sonne, Mond und Sterne geruhig ihre Wirthschaft treiben, ich weiß weder daß Tag noch daß Nacht ist, und die ganze Welt verliert sich um mich her“ (S. 37), wenn das einzige Positive, das demgegenüber übrig bleibt, seine Liebe zu Lotte, tatsächlich eine Statt in der Wirklichkeit haben könnte.

Aber Lotte ist verlobt. Damit ist Werther ganz aus der Wirklichkeit heraus in eine imaginäre Gefühlswelt geschleudert und hat, sofern er sich dieser ideellen Gefühlswelt nicht entzieht und zu den realen Tatsachen Stellung nimmt, jede Beziehung mit der Wirklichkeit verloren. Ja, wäre Werther eine revolutionäre Natur, wenn er die bestehenden Verhältnisse nicht respektierte, das für ihn Unwirkliche der Wirklichkeit mit Gewalt bräche und zu einer neuen Wirklichkeit für sich stempelte! Aber Werther ist nichts weniger als das. Werther ist nicht der Mann der Tat, kann es nicht sein. Das hängt mit dem Stadium der Entwicklung zusammen, in dem uns der Subjektivismus in Goethes Roman begegnet.

Der Subjektivismus ist in den Leiden des jungen Werthers noch ein sehr zartes Gebilde. Er hat noch nicht durch die Ausbildung eigener Anschauungen wie etwa der subjektivistischen Moralanschauungen in Jacobis Woldemar eine Kräftigung erfahren. Werther erkennt die Allgemeingültigkeit der bestehenden Verhältnisse im wesentlichen noch als zurecht bestehend an. Er erhebt zwar Ansprüche, aber er ist nicht von dem persönlichen Recht seiner Ansprüche durchdrungen. Seine Leidenschaft zu Lotte erscheint ihm einmal als Sünde (S. 133). — „Sünde?" — Aber über dieses zweifelnde Fragezeichen hinaus gelangt er nicht. So ist die neue Gefühlsqualität vorläufig die alleinige Quelle des Subjektivismus, das neue Gefühlsleben das einzig Positive, worin der subjektivistische Mensch sich als solcher fühlt. Werther sagt später von dem Fürsten, den er auf seinen Gütern besucht: „Auch schätzt er meinen Verstand und meine Talente mehr als dieß Herz, das doch mein einziger Stolz ist, das ganz allein die Quelle von allen ist, aller Kraft, aller Seligkeit und alles Elendes. Ach, was ich weiß, kann jeder wissen, mein Herz habe ich für mich allein" (S. 111). Daher ist Werther und nach ihm der subjektivistische Mensch noch oft so ängstlich bedacht, alles zu meiden, worin das Gefühl nicht spielen kann. Er bleibt immer in einer gewissen Passivität an das dynamische Triebleben als das allein Aktive in sich hingegeben, das er sich durch jede Aktivität in der realen Außenwelt zu stören scheut. Er hält sein „Herzchen wie ein krankes Kind, jeder Wille wird ihm gestattet" (S. 10). Wo er in der Außenwelt das dynamische Moment seines Inneren wiederfindet wie in der Natur, in den ungekünstelten kleinen Verhältnissen des Menschenlebens, da kann er sich mit seinem eigenen Gefühlsleben im Dasein der Erscheinungswelt wiederfinden.

Sobald aber die Außenwelt einen in Handlung umzusetzenden Entschluß von ihm verlangt, da weicht er aus (Werther sucht sich „zwischen dem Entweder — Oder durchzustehlen" S. 61), weil andere seelische Kräfte, als die des triebmäßigen Gefühls in ihm in Funktion treten müßten, und dieses dadurch eine Störung erfahren würde.[1] Denn das Gefühl allein erscheint ihm als die wahre „Aktivität" („Meine Mutter möchte mich gern in Activität haben, sagst du: das hat mich zu lachen gemacht. Bin ich jetzt nicht auch activ?" S. 5). So scheut sich Werther durch eine Aktivität in der Außenwelt die Aktivität seines Innern und in dieser die vorerst einzige Quelle seines Selbstgefühls zu vernichten. Er bleibt dem wirklichen Leben gegenüber passiv und so ergießt dieses über ihn die ganze Fülle seiner Leiden. Werthers Leidenschaftlichkeit ist dementsprechend nur eine solche des Sichgehenlassens, nicht eine solche des Handelns. Nur wegen dieser äußerlichen Passivität trotz eines extrem aktiven Seelenlebens erscheint Goethes Roman wie ein letzter Ausklang der Romane der Empfindsamkeit.

Das Unwirkliche in der Leidenschaft Werthers zu der Braut eines anderen macht sich sehr bald im destruktiven Sinne an ihm geltend. Mitten in dem jungen Glück der Liebe tauchen Töne auf, die uns zu denken geben. Wenn Lotte mit solcher Wärme, solcher Liebe von ihrem Bräutigam spricht, da ist ihm „wie einem, der aller seiner Ehren und Würden entsetzt und dem der Degen genommen wird" (S. 54). Der imaginäre Charakter seiner Gefühlswelt spricht sich in den Worten aus: „Wilhelm, was ist unserem Herzen die Welt ohne Liebe! Was eine Zauberlaterne ist ohne Licht! Kaum bringst du das Lämpchen hinein, so scheinen dir die buntesten Bilder an deine weiße Wand! Und wenn's nichts wäre als das, als vorübergehende Phan-

[1] Vgl. hierzu das Gleichnis Werthers in dem Brief über das dynamische, durch keine mechanische Regel einzuengende Prinzip der Kunst: „Es ist damit wie mit der Liebe. Ein junges Herz hängt ganz an einem Mädchen, bringt alle Stunden seines Tages bei ihr zu, verschwendet alle seine Kräfte, all sein Vermögen, um ihr jeden Augenblick auszudrücken, daß er sich ganz ihr hingibt. Und da käme ein Philister, ein Mann, der in einem öffentlichen Amte steht" — d. h. ein Mann, der in der Außenwelt aktiv ist — „und sagte zu ihm: Feiner, junger Herr! lieben ist menschlich, nur müßt Ihr menschlich lieben! teilet eure Stunden ein, die einen zur Arbeit, und die Erholungsstunden widmet eurem Mädchen. Berechnet euer Vermögen, und was euch von eurer Nothdurft übrig bleibt, davon verwehr ich euch nicht, ihr ein Geschenk, nur nicht zu oft, zu machen, etwa zu ihrem Geburts- und Namenstage usw. — Folgt der Mensch, so gibt's einen brauchbaren jungen Menschen, und ich will selbst jedem Fürsten rathen, ihn in ein Collegium zu setzen: nur mit seiner Liebe ist's am Ende, und wenn er ein Künstler ist, mit seiner Kunst" (S. 18).

tome" (S. 55); und wie er sich mehr und mehr aus der Wirklichkeit in seine unwirkliche Gefühlswelt verliert, so geht er auch der positiven Beziehungen zur Natur verlustig, in denen wir ihn im Anfang des Romans so glücklich gefunden haben: mit dem Zeichnen will es ihm nicht mehr so glücken wie früher. Er schreibt: „Noch nie war ich glücklicher, noch nie war meine Empfindung an der Natur, bis auf's Steinchen, auf's Gräschen herunter, voller und inniger, und doch — Ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll, meine vorstellende Kraft ist so schwach, alles schwimmt und schwankt so vor meiner Seele, daß ich keinen Umriß packen kann ..." (S. 57).

So liegen die Dinge, als Albert kommt: „Albert ist angekommen und ich werde gehen; und wenn es der beste, der edelste Mensch wäre, unter den ich mich in jeder Betrachtung zu stellen bereit wäre, so wär's unerträglich, ihn vor meinem Angesicht im Besitz so vieler Vollkommenheiten zu sehen. — Besitz! — Genug, Wilhelm" (S. 58). „Besitz": dieses einzeln wiederholte einzige Wort schließt den ganzen Inhalt dessen ein, was Werther nicht zuteil ist. In ihm liegt die ganze Negation seines Zustandes. Freilich muß ihm das durch Alberts Ankunft in erhöhtem Grade bewußt werden: „Ich wußte alles, was ich jetzt weiß, ehe Albert kam; ich wußte, daß ich keine Prätension auf sie zu machen hatte, machte auch keine — das heißt, in so fern es möglich ist, bei so viel Liebenswürdigkeit nicht zu begehren — Und jetzt macht der Fratze große Augen, da der andre nun wirklich kommt und ihm das Mädchen wegnimmt" (S. 60). Und nun folgt ein vereinzeltes Symptom echter Ironie. Noch im selben Brief heißt es: „Wenn ich zu Lotten komme, und Albert bei ihr sitzt im Gärtchen unter der Laube, und ich nicht weiter kann, so bin ich ausgelassen närrisch und fange viel Possen, viel verwirrtes Zeug an. Um Gotteswillen, sagte mir Lotte heut, ich bitte Sie, keine Scene wie die von gestern Abend! Sie sind fürchterlich, wenn sie so lustig sind" (S. 60). Natürlich tut Werther nur so, als ob er lustig wäre — beachte: die Ironie ist immer ein „als-ob"! — Sein Verhalten steht im vollen Widerspruch zu den Tatsachen seines objektiven Daseins. Auch sonst stellen sich ähnliche Erscheinungen bei ihm ein, so, wenn er mit Albert spazieren geht und sie sich von Lotte unterhalten. Albert erzählt, und „Ich gehe so neben ihm hin und pflücke Blumen am Wege, füge sie sehr sorgfältig in einen Strauß und — werfe sie in

 den vorüberfließenden Strom, und sehe ihnen nach, wie sie leise hinunter wallen" (S. 63). Es ist, als wäre dies das ernsteste Geschäft von der Welt, und als ginge ihn das alles gar nichts an, was Albert erzählt. Und Albert spricht von Lotten! — Schon ähnelt Werthers Seelenzustand demjenigen des Mädchens, des er in dem großen Gespräch mit Albert über den Selbstmord erwähnt, und das man vor weniger Zeit im Wasser tot gefunden hatte: „sie ist bis auf den höchsten Grad gespannt. Sie streckt endlich ihre Arme aus, all ihre Wünsche zu umfassen — und ihr Geliebter verläßt sie. — Erstarrt, ohne Sinne, steht sie vor einem Abgrunde; alles ist Finsternis um sie her, keine Aussicht, kein Trost, keine Ahnung! denn der hat sie verlassen, in dem sie allein ihr Dasein fühlte" (S. 70 f.). Hat Werther denn jemand, in dem er sein Dasein fühlt? Lotte ist Alberts Braut, und Albert ist sein Freund, dem er nach Lotte das Liebste auf der Welt ist. Und doch ist Albert so ganz anders als Werther, ihm so ganz wesensfremd. Nach dem großen Gespräch heißt es: „O mir war das Herz so voll — Und wir gingen aus einander, ohne einander verstanden zu haben. Wie denn auf dieser Welt keiner leicht den anderen versteht" (S. 72).

Wieder folgt den Ereignissen seines Zusammenlebens mit Albert und Lotte eine längere Naturbetrachtung, und wie die ideelle Gefühlswelt seines Inneren alle in der Wirklichkeit der menschlichen Verhältnisse gegebenen Möglichkeiten überschreitet, wie er die gegebenen Verhältnisse mit seinem Inneren nicht in Einklang zu setzen vermag, und seine Gefühlswelt sich damit in sich selbst der Zerstörung preissetzt, so zerstört sein übersteigertes Naturgefühl jetzt auch die positive Hingabe an die Natur, in der wir ihn im Beginn des Romans so glücklich gefunden haben. „Mußte denn das so sein, daß das, was des Menschen Glückseligkeit macht, wieder die Quelle seines Elendes würde?" fängt der grandiose Brief an, der uns Werthers einstiges und jetziges Naturgefühl in prachtvollen Farben nebeneinander setzt. „Das volle warme Gefühl meines Herzens an der lebendigen Natur, das mich mit so vieler Wonne überströmte, das rings umher die Welt mir zu einem Paradiese schuf, wird mir jetzt zu einem unerträglichen Peiniger, zu einem quälenden Geist, der mich auf allen Wegen verfolgt" (S. 73). Es ist die neuauftauchende Vorstellung von der unaufhaltsam fließenden Entwicklung, die zum ersten Male ihn und nach
 ihm den subjektivistischen Menschen noch so oft unter der einseitigen

Auffassung der Vergänglichkeit erschreckt, die ihn in dem Glauben an dem wirklich Bestehenden, am wahrhaft Seienden stört und in die erschreckendste Gefühlsunsicherheit wirft: „Es hat sich von meiner Seele wie ein Vorhang weggezogen, und der Schauplatz des unendlichen Lebens verwandelt sich vor mir in den Abgrund des ewig offnen Grabs. Kannst du sagen: Das ist! da alles vorübergeht? da alles mit der Wetterschnelle vorüber rollt, so selten die ganze Kraft seines Daseins ausdauert . . . mir untergräbt das Herz die verzehrende Kraft, die in dem All der Natur verborgen liegt; die nichts gebildet hat, das nicht seinen Nachbar, nicht sich selbst zerstörte. Und so taumle ich beängstigt. Himmel und Erde und ihre webenden Kräfte um mich her: Ich sehe nichts, als ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer" (S. 75 f.).

Alles Positive in Werther scheint gestört. Er fühlt es selbst: „Es ist ein Unglück, Wilhelm, meine thätigen Kräfte sind zu einer unruhigen Lässigkeit verstimmt, ich kann nicht müßig sein und kann doch auch nichts thun. Ich habe keine Vorstellungskraft, kein Gefühl an der Natur und die Bücher ekeln mich an. Wenn wir uns selbst fehlen, fehlt uns doch alles" (S. 77). Kann es wundernehmen, daß er Albert zuweilen gerade darum beneidet, daß er ihn über die Ohren in Akten vergraben sieht, und sich einbildet, ihm wäre wohl, wenn er an seiner Stelle wäre? Die Arbeit wäre doch noch etwas. Was ist denn sonst? Und er fühlt, daß es so nicht weitergeht. Er selbst sieht seinen Untergang vor Augen: „Ich muß fort!" und „Ich sehe dieses Elends kein Ende als das Grab." Und doch ist es charakteristisch, daß Wilhelm seinen wankenden Entschluß bestimmt, nicht er selbst. Werther tritt in den Dienst des Ministers.

Zweites Buch

Im zweiten Buche finden wir Werther zunächst im Amte. Er ist mitten in eine neue, wirkliche Welt versetzt, und das weckt denn auch im Anfange neue positive Gefühle in ihm: „Seit ich unter dem Volke alle Tage herumgetrieben werde, und sehe was sie thun und wie sie's treiben, stehe ich viel besser mit mir selbst. Gewiß, weil wir doch einmal so gemacht sind, daß wir alles mit uns und uns mit allem vergleichen, so liegt Glück oder Elend in den Gegenständen, womit wir uns zusammenhalten, und da ist nichts gefährlicher als die Einsam-

keit" (S. 89). In der Einsamkeit schafft die „Einbildungskraft" sich eine ideale Welt, der wir selbst so wenig genügen, und der gegenüber notwendig unser Selbstgefühl leiden muß. „Dagegen, wenn wir mit all unserer Schwachheit und Mühseligkeit nur gerade fortarbeiten, so finden wir gar oft, daß wir mit unserem Schlendern und Laviren es weiter bringen, als andere mit ihrem Segeln und Rudern — und — das ist doch ein wahres Gefühl seiner selbst, wenn man andern gleich oder gar vorläuft" (S. 90).

Werther ist also in eine wirkliche Umgebung gestellt, zu der er sich durch seine amtliche Stellung und Tätigkeit in positiver Beziehung befindet. Zwar ist sein Gesandter ein mechanischer Pedant, mit dem ein so dynamisch veranlagter Mensch wie Werther in kein Verhältnis kommen kann. Daneben hat er freilich mit dem Grafen C... zu tun, ein Mann, von dem er sagt, daß „er bei den ersten Worten merkte, daß wir uns verstanden, daß er mit mir reden konnte wie nicht mit jedem" (S. 91). Indes ist Werther auf den Gesandten als seinen direkten Vorgesetzten angewiesen und das Unwirkliche seiner Beziehung zu diesem muß einer so sensiblen Natur wie Werther bald zur Unerträglichkeit werden. Die Verhältnisse sind zu klein für ihn, sie genügen nicht der Größe der Gefühlswelt, mit der er die Dinge umfassen möchte. Diese Art „Aktivität" wird ihm zur Galeere, auf der er angeschmiedet ist (S. 93).

Und dann die Menschen, mit denen er verkehren muß. All das Gekünstelte, Unechte, das heißt für Werther Unwirkliche, eines gesellschaftlichen Zeremoniells, das sich in mechanischen Formen, statt dynamischen Regungen eines wahrhaften Gefühls bewegt, bringt es mit sich, daß Werther sich unter „einem fremden, seinem Herzen ganz fremden Volke" verliert, zu dem er keinerlei wirkliche Beziehung fassen kann, in der er sich selbst fühlte. Es ist bezeichnend, daß schon Werther hier zum ersten Male wie später Woldemar und wie Lovell immer wieder dies Leben so unwirklich wie das eines mechanischen Theaters empfindet. Er schreibt an Lotte: „Wenn Sie mich sehen, meine Beste, in dem Schwall von Zerstreuung! wie ausgetrocknet meine Sinne werden; nicht Einen Augenblick der Fülle des Herzens, nicht Eine selige Stunde! nichts! nichts! Ich stehe wie vor einem Raritätenkasten, und sehe die Männchen und Gäulchen vor mir herumrücken, und frage mich oft, ob es nicht optischer Betrug ist. Ich spiele mit, vielmehr, ich werde gespielt wie

eine Marionette, und fasse manchmal meinen Nachbar an der hölzernen Hand und schaudere zurück" (S. 96).

Das Unwirkliche, das die Beziehung zu seiner Umgebung wieder annimmt, wirkt zerstörend auf ihn zurück. Er verliert sich selbst: „Ich weiß nicht recht, warum ich aufstehe, warum ich schlafen gehe. Der Sauerteig, der mein Leben in Bewegung setzte, fehlt; der Reiz, der mich in tiefen Nächten munter erhielt, ist hin, der mich des Morgens aus dem Schlafe weckte, ist weg." (S. 97). Das Unwirkliche seiner bis dahin doch immer noch offiziellen Beziehungen soll akut werden durch den peinlichen Vorfall in der Gesellschaft bei dem Grafen von C... An sich wäre es zu ertragen. Daß er dadurch aber auch noch des letzten positiven Kontaktes verlustig gehen soll, der ihn für so manches schadlos halten konnte, daß das Fräulein von B... eine Predigt über ihren Umgang mit Werther über sich ergehen lassen muß — das ist zu viel. Werther erwürgt diese Enge, die ihn gänzlich isoliert. Es ist ihm, als möchte er sich eine Ader öffnen, die ihm die ewige Freiheit schaffte, und er geht.

In dieser Wirklichkeit ist keine Stätte für Werther. Der Versuch, mit ihr in ein positives Verhältnis zu gelangen, ist gründlich gescheitert. Wir finden ihn auf einer Wallfahrt nach seiner Heimat unter der Linde, die ehedem als Knabe das Ziel und die Grenze seiner Spaziergänge gewesen: „Wie anders? Damals sehnte ich mich in glücklicher Unwissenheit hinaus in die unbekannte Welt, wo ich für mein Herz so viele Nahrung, so vielen Genuß hoffte, meinen strebenden, sehnenden Busen auszufüllen und zu befriedigen. Jetzt komme ich zurück aus der weiten Welt — o, mein Freund, mit wie viel fehlgeschlagenen Hoffnungen, mit wie viel zerstörten Planen!" (S.108). Es ist nicht in der Wirklichkeit, was seine Seele erfüllt hatte. Es ist eine Imagination, nichts mehr, und ist doch alles; alles, was allein wirklich für ihn sein könnte. — Er folgt einer Einladung des Fürsten auf sein Jagdschloß. Aber es hält ihn nicht lange. Der Fürst ist ein Mann von bestem Willen, aber „Er ist ein Mann von Verstande": „Wir haben im Grunde nichts gemein mit einander." „Der Fürst hält mich, so gut man nur kann, und doch bin ich nicht in meiner Lage" (S. 111). Werther wandert. — —

Bald finden wir ihn wieder an der Stätte seiner Liebe, aber wie verändert ist hier jetzt alles. Er findet nichts mehr, worin er den alten Werther, sich selbst wiederfinden könnte: „Wenn ich zum Thor

hinausgehe, den Weg, den ich zum erstenmal fuhr, Lotten zum Tanze zu holen, wie war das so ganz anders! Alles, alles ist vorübergegangen! Kein Wink der vorigen Welt, kein Pulsschlag meines damaligen Gefühles. Mir ist es, wie es einem Geiste sein müßte, der in das ausgebrannte zerstörte Schloß zurückkehrte, das er als blühender Fürst einst gebaut und mit allen Gaben der Herrlichkeit ausgestattet, sterbend seinem geliebten Sohne hoffnungsvoll hinterlassen hätte" (S. 115).

Er ist immer um Lotte. Aber Lotte ist ihm ferner gerückt, denn je: Sie ist jetzt Alberts Frau. Damit fallen kleine Rücksichten weg, die Albert früher genommen hat, da er Lotte als Braut in Werthers Gegenwart nur ein einziges Mal geküßt hat. Jetzt geht Werther ein Schauder durch den ganzen Körper, wenn Albert sie um den schlanken Leib faßt (S. 113). Er steht daneben in dem ganzen Gefühl seiner Besitzlosigkeit. Und er sieht nicht, was Albert Lotte ist. Er lebt ganz in der Vorstellung (Jacobi würde sagen: in der Imagination), was er Lotte hätte sein können: „Ich — ihr Mann! O Gott, der du mich machtest, wenn du mir diese Seligkeit bereitet hättest . . . Sie meine Frau! Wenn ich das liebste Geschöpf unter der Sonne in meine Arme geschlossen hätte" (S. 113). Diese unwirkliche Vorstellungswelt, zu der sich Werthers alle wirklichen Verhältnisse übersteigerndes Gefühlsleben im Gegensatz zum ersten Buche verdichtet hat, spielt jetzt eine große Rolle in seiner Verfassung. Er schreibt: „Wenn ich mich so in Träumen verliere, kann ich mich des Gedankens nicht erwehren: wie, wenn Albert stürbe? Du würdest! ja, sie würde — und dann laufe ich dem Hirngespinste nach, bis es mich an Abgründe führet, vor denen ich zurückbebe" (S. 114). Ganz denselben Erscheinungen eines vollständigen Lebens in der Idee — ein typisch romantisches Moment[1] — werden wir vor dem William Lovell im Woldemar und Anton Reiser wiederfinden, bei denen diese Erscheinungen allerdings schon in einer gesteigerten Phase der Entwicklung auftreten. Indes vermag auch Werther sich zeitweilig schon soweit in die Imagination zu verlieren, daß wir bei ihm bereits gelegentlich

[1] Wenn übrigens Werther im Hinblick auf seine Knabenjahre sagt: „Ich erinnerte mich so lebhaft, wenn ich manchmal stand und dem Wasser nachsah, mit wie wunderbaren Ahnungen ich es verfolgte, wie abenteuerlich ich mir die Gegenden vorstellte, wo es nun hinflösse, und wie ich da sobald Gränzen meiner Vorstellungskraft fand, und doch mußte das weiter gehen, immer weiter, bis ich mich ganz in dem Anschauen einer unsichtbaren Ferne verlor" (W. A. 110, R. 69), so spricht sich darin implizite bereits das ganze Wesen der Romantik aus.

Symptome jenes Mangels an Objektivierungsvermögen begegnen, der im William Lovell eine so große Rolle spielt. Werther sagt geradezu: „Ich begreife manchmal nicht, wie sie ein anderer lieb haben kann, lieb haben darf, da ich sie so ganz allein, so innig, so voll liebe, nichts anders kenne, noch weiß, noch habe als sie!" (S. 115). Wir begegnen jetzt häufiger dem in den späteren Romanen bedeutungsvollen Wort „Einbildungskraft". Einmal spiegelt sie Werther vor, ein Zettelchen Lottes an ihren Mann wäre an ihn geschrieben (S. 119), einmal heißt es, Lotte sollte Werthers „Einbildungskraft" durch ihre Harmlosigkeit nicht so reizen (S. 121), einmal läßt die Einbildungskraft Werther Gedankenstriche machen, die mehr sagen als verschweigen, wie beglückt Werther „zu sein glaubte, wenn —" (S. 123). Er schwört sich: „nie will ich es wagen, einen Kuß euch aufzudrücken, Lippen, auf denen die Geister des Himmels schweben" (S. 133) und erschrickt doch schließlich vor den nächtlichen Träumen, die ihn gegen seinen Willen Lotte in seinen Armen halten lassen (S. 152).

Diese unwirkliche, in Werther aber relativ wirkliche Vorstellungswelt tritt zu dem Umstand, daß Lotte nun Alberts Frau ist, hinzu, um das Verhältnis Lottes zu Werther sehr zu dessen Ungunsten zu verändern. Denn wenn Werther an der schon angeführten Stelle in bezug auf Lottes Harmlosigkeit sagt: „Sie sollte es nicht thun, sollte nicht meine Einbildungskraft . . . reizen" und weiter: „Und warum nicht? — Sie traut mir so! sie weiß, wie ich sie liebe!" (S.121), so spricht sich darin nur aus, wieviel weniger das frühere Vertrauen Lottes jetzt noch am Platze ist. Lotte fühlt das denn auch. Fand Werther früher auch keine Liebe von Lottes Seite, so hielt ihn doch ein Gefühl von Freundschaft, von gänzlichem, ineinander aufgehendem Verständnis, das ihm auch von ihrer Seite entgegengebracht wurde, in einer letzten Gebundenheit. Jetzt treten Störungen in das Unbedingte dieses Verhältnisses. Lotte scheint einmal etwas zu mißfallen, was er sagt (S. 119); ein andermal redet sie was anderes, um ihn nicht tiefer in den Text kommen zu lassen (S. 129). So finden wir Lotte, während früher ein volles Gleichheitsverhältnis zwischen ihnen bestand, jetzt im Gegensatz zu Werther über der Situation, über Werther selbst stehend: Sie hat Mitleid mit ihm (S. 131, 139, 157).

Mehr und mehr fangen die gelockerten Beziehungen an in Werthers

Selbstgefühl zu wirken. Noch hat er im Hause seiner Freunde „seines Daseins eigentliche Gewißheit", aber schon fühlt er auch seine Entbehrlichkeit: „wenn du nun gingst, wenn du aus diesem Kreise schiedest? würden sie, wie lange würden sie die Lücke fühlen, die dein Verlust in ihr Schicksal reißt?" (S. 126). Und dann folgt ein bemerkenswertes Zeugnis von Mangel an innerem Kontakt: „Ich möchte mir oft die Brust zerreißen und das Gehirn einstoßen, daß man einander so wenig sein kann. Ach die Liebe, Freude, Wärme und Wonne, die ich nicht hinzubringe, wird mir der andere nicht geben, und mit einem ganzen Herzen voll Seligkeit werde ich den andern nicht beglücken, der kalt und kraftlos vor mir steht" (S. 126 f.). Diese Worte stehen allein. Wir wissen nicht, auf wen sie sich beziehen, wer die akute Veranlassung zu dieser allgemeineren Betrachtung gegeben hat. Aber müssen sie nicht das veränderte Verhältnis zu Lotte betreffen, da die voraufgehenden und folgenden Briefe nur von Lotte handeln? Und nun folgt die Wirkung der verlorenen Beziehung auf das subjektivistische Selbstgefühl: „Ich habe so viel und die Empfindung an ihr verschlingt alles, ich habe so viel und ohne sie wird mir alles zu *nichts*" (S. 127). Lotte ist für Werther die Wirklichkeit, da er sie verliert, muß er sich selbst in der Unwirklichkeit verlieren. Seine unwirkliche Leidenschaft erschöpft sich aus Mangel an Auslösung in sich selbst. Auf dem höchsten Grad ihrer Übersteigerung angelangt, schlägt sie in das volle Kontrastgefühl um: „Dieß Herz ist jetzt todt, aus ihm fließen keine Entzückungen mehr, meine Augen sind trocken, und meine Sinne ziehen ängstlich meine Stirn zusammen" (S. 128). Die herrliche Natur steht so starr wie ein „*lackirtes Bildchen*" vor ihm. Die Unwirklichkeit des Wirklichen ist komplett in ihm geworden, die Erinnerung des Vergangenen macht nur noch die Unwirklichkeit des Gegenwärtigen in ihm lebendig: er kann die alte, himmelsüße Melodie Lottes nicht mehr ertragen: „um Gottes willen, hören Sie auf" . . . „Werther, Sie sind sehr krank" (S. 139). Lotte hat Mitleid.

Die Zerstörung des Gefühlslebens aus Mangel an Beziehung zur umgebenden Wirklichkeit bedeutet für den subjektivistischen Menschen die Zerstörung der Quelle seines Selbstgefühls, der Zerstörung seiner selbst. Bei der Begegnung mit dem wahnsinnigen Schreiber von Lottes Vater wird Werther sein eigenes Schicksal bewußt. „Der Herausgeber an den Leser" kann nur noch hinzufügen: „Die Har-

monie seines Geistes war völlig zerstört", „Unmuth und Unlust hatten in Werthers Seele immer tiefer Wurzel geschlagen", „eine innerliche Hitze und Heftigkeit ließ ihm zuletzt nur eine Ermattung übrig, aus der er noch ängstlicher empor strebte, als er mit allen Übeln bisher gekämpft hatte" (S. 142).

Die Mordtat des Bauernburschen, an dessen Schicksal Werther so warmen Anteil genommen hatte, reißt ihn noch einmal aus seiner apathischen Unwirklichkeit, nötigt ihn noch einmal in Beziehung zum Wirklichen zu treten. „Es ergriff ihn eine unsägliche Begierde, den Menschen zu retten," heißt es. Mit seiner ganzen Kraft sucht er sich für den Armen bei Lottes Vater, dem Amtmann, zu verwenden. Der Amtmann, der Werther liebt, muß ihn tadeln, daß er einen Meuchelmörder in Schutz nähme. Also auch der versteht ihn nicht mehr. Albert tritt auf des Alten Seite, und Werther glaubt, einige Empfindlichkeit gegen sich in dem zu bemerken, was Albert zu der Sache sagt. Werther ist, „als ob er seinem innersten Dasein entsagen müßte", wenn er den beiden Männern recht gäbe. „Der vergebliche Versuch, den Werther zur Rettung des Unglücklichen gemacht hatte, war das letzte Auflodern der Flamme eines verlöschenden Lichtes; er versank nur desto tiefer in Schmerz und Unthätigkeit" . . . „Alles was ihm Unangenehmes jemals in seinem wirksamen Leben begegnet war, der Verdruß bei der Gesandschaft, alles was ihm sonst mißlungen war, was ihn je gekränkt hatte, ging in seiner Seele auf und nieder. Er fand sich durch alles dieses wie zur Unthätigkeit berechtigt, er fand sich abgeschnitten von aller Aussicht, unfähig, irgend eine Handhabe zu ergreifen, mit denen man die Geschäfte des gemeinen Lebens" — id est: der Wirklichkeit — „anfaßt" (S. 149 f.). Dieses Gefühl der unfreiwilligen Untätigkeit ist abermalige Vernichtung des subjektivistischen Selbstgefühls, das auf „Aktivität" in seiner Umgebung, sei es auch nur Gefühlsaktivität, beruht. Nach diesem letzten auflodernden Versuch, in Beziehung zu den Ereignissen seiner Umgebung zu treten, fällt Werther in vollste Apathie. Er schreibt an Wilhelm: „Mit mir ist es aus! meine Sinne verwirren sich, schon acht Tage habe ich keine Besinnungskraft mehr, meine Augen sind voll Tränen. Ich bin nirgend wohl, und überall wohl. Ich wünsche nichts, verlange nichts. Mir wäre besser, ich ginge" (S. 153).

Die Lösung seiner inneren Beziehung zu Lotte und Albert wird

 jetzt akut. Wir wissen, daß er Albert zur Zeit seines ersten Aufenthaltes in dem Freundeskreise nach Lotte das Liebste auf der Welt gewesen war. Nun Lotte Alberts Frau geworden war, „war es ihm zu verdenken, wenn er auch jeden Schein des Verdachts abzuwenden wünschte". Werthers gesteigerte Leidenschaftlichkeit ist im zweiten Buche des Romans zwischen Werther und den Mann der Frau getreten, die Werther liebt. Albert sieht sich schließlich genötigt, selbst mit Lotte zu sprechen, sie in Werthers und ihrem eigenen Interesse zu bitten, das ihre dazu beizutragen, um Werthers Betragen gegen sie eine andere Richtung zu geben, seine öfteren Besuche zu mindern. Lotte ist auch in der Tat fest bei sich entschlossen, alles zu tun, um Werther zu entfernen. Der Weihnachtsabend fällt auf einen Donnerstag. Am Sonntag vor Weihnachten heißt sie Werther zum Heiligenabend kommen, aber nicht eher! Das bedeutet für Werther einen Bruch aller Gewohnheiten. Lotte bittet ihn um ihrer Ruhe willen: „es kann nicht, es kann nicht so bleiben". Das Gleichheitsverhältnis zwischen Lotte und Werther ist gänzlich zerstört. Lotte steht über Werther, sie herrscht, Werther ist ihr gegenüber in die volle Passivität verdrängt. Lotte bittet nicht, sie steht ihm gebietend gegenüber: „Seien Sie ein Mann! wenden Sie diese traurige Anhänglichkeit von einem Geschöpf, das nichts thun kann, als Sie bedauern." (S. 157). Wo soll das stolze Selbstbewußtsein eines Mannes bestehen, der sich von einer Frau bedauert fühlen muß? Lottes Verständnis für Werther ist und kann nicht mehr das Unbedingte von ehemals sein. Man beachte die kleinen Momente, aus denen die Lösung der Beziehung Werthers zu den Freunden sich ausspricht. Bei den Worten Lottes heißt es: „Er zog seine Hand aus der ihrigen." Werther muß es fühlen, es steht etwas zwischen ihnen, er hat Lotte verloren. Albert tritt in das Zimmer: „Man bot sich einen frostigen Guten Abend." Der Tisch wird gedeckt: „Albert lud ihn zu bleiben; er aber, der nur ein unbedeutendes Compliment zu hören glaubte, dankte kalt dagegen und ging weg" (S. 158). Werther ist vollkommen ausgeschaltet. Dies ist der Moment, da sein „hoffnungsloses, freudeloses Dasein neben Lotte in gräßlicher Kälte ihn anpackt". Bei diesem unausgesprochenen gefühlsmäßigen Bruch mit seinen Freunden ist alle Wirklichkeit für ihn geschwunden. Die Nacht, die diesem Abend folgt, muß seinen Entschluß zu sterben bestimmen. Am folgenden Tage kommt es zu der leidenschaftlichen Szene, die alle

Brücken hinter ihm abschlägt, in der er Lotte in der einzigen und glühenden Umarmung gänzlich verlieren muß: „Sie riß sich auf und in ängstlicher Verwirrung, bebend zwischen Liebe und Zorn, sagte sie: Das ist das letztemal Werther! Sie sehn mich nicht wieder" (S. 176) und Werther stirbt folgerichtig. Es ist kein Raum mehr für ihn in der Wirklichkeit. Es gibt keine Wirklichkeit für ihn mehr als den Tod, der die Wirklichkeit negiert.

Fassen wir noch einmal kurz zusammen, was die Betrachtung von Werthers Leiden im Hinblick auf die Erscheinungen ergibt, die in William Lovell unser Interesse herausfordern, so müssen wir feststellen, daß Werther zwar noch nicht in dem Maße wie Lovell der Ironie verfällt, die bei Lovell ihren stärksten Ausdruck in seinem praktischen Verhalten gegenüber der Außenwelt findet; das ist für Werther schon deshalb nicht möglich, weil Werther nicht handelt. Indes weist der eigenartige Gefühlscharakter des subjektivistischen Seelenlebens Werthers bereits die Anlagen zur Ironie auf. Die Spaltung zwischen einer imaginären Gefühlswelt und der wirklichen Außenwelt ist schon gegeben. Die erstere tritt in so hohem Maße als primär auf, daß ihr die Identifizierung der letzteren zeitweilig nicht mehr gelingt. Mit dem Verlust der Beziehungen zur Außenwelt treten Störungen des Selbstbewußtseins ein, an denen Werther tatsächlich zugrunde geht.

Verschiedene Einzelerscheinungen sind besonders im Auge zu behalten. Neben der destruktiven, zentrifugalen Tendenz macht sich von vornherein eine positivistische, zentripetale Tendenz in Werthers Seelenleben geltend, die in ihm und in der Weiterentwicklung des Subjektivismus je mehr und mehr unterliegt, während sie in Goethe siegt und ihm die Wendung zum Klassizismus ermöglicht.

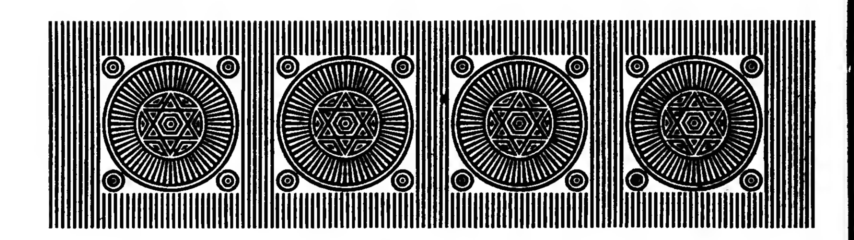
Die Unwirklichkeit der Außenwelt findet in mechanischen Vorstellungen ihren Ausdruck: das Leben ist ein Marionettentheater, die Natur ein lackiertes Bildchen.

Der Zweifel an der Wirklichkeit der Außenwelt findet eine Verstärkung durch das beängstigende Gefühl der Unbeständigkeit und Vergänglichkeit alles Seienden, in dem der später positivistische Entwicklungsgedanke zuerst rein gefühlsmäßig in Erscheinung tritt.

Werther zeigt bereits Anlagen dazu, in der Vorstellung einer imaginären Rolle zu leben. Diese Imagination tritt aber auch nur rein

gefühlsmäßig in ihm auf und nicht in dem Grade, daß er sich nicht der Unwirklichkeit derselben immer wieder bewußt würde. Sie verleitet ihn aber bereits zu einem den wirklichen Umständen unangemessenen Betragen derart, daß er zeitweilig den realen Tatbestand des Lebens nicht in vollem Maße in sich objektivieren zu können scheint.

Die Störungen des Selbstbewußtseins, das für Werther seine einzige Quelle im Gefühlsleben hat, äußern sich in der Form von Kontrastgefühlen, wenn das Gefühlsleben mit dem Verlust der Beziehungen zu einer umgehenden Wirklichkeit keine Möglichkeit mehr besitzt, in Aktion zu treten.



Das Seelenleben in Jacobis Woldemar (1779)

Im Jahre 1777 erschien in Wielands Deutschem Merkur (Mai S. 97—117 u. Juni S. 202—231) unter dem Titel „Freundschaft und Liebe" eine erzählende Betrachtung von Friedrich Heinrich Jacobi, die sich als der Anfang und das Ende eines 1779 um ein mittleres Stück ergänzten, vorerst einbändigen, aber in zwei Teile zerfallenden Romanfragments „Woldemar" darstellt.[1] Im Jahre 1779 erschien ferner vom selben Verfasser im Boies Deutschem Museum (April S. 307—348 u. Mai S. 393—427) eine weitere erzählende Betrachtung derselben Romanfiguren unter dem Titel „Ein Stück Philosophie des Lebens und der Menschheit", die 1781 unter dem Titel „Der Kunstgarten" in Jacobis vermischte Schriften und 1794 bei der großen Umarbeitung des Romanfragmentes in dessen ersten Teil aufgenommen wurde, der sich damit zu einem selbständigen ersten Bande erweiterte. Der ganze erste Band der sogenannten ersten Ausgabe des Romans von 1794[2] war also — von formalen Umgestaltungen abgesehen — schon 1779 geschrieben! Der zweite Teil des einbändigen Fragments von 1779 wuchs sich in der Umarbeitung von 1794 zu einem selbständigen zweiten Bande aus durch die Einschaltung eines großen moralphilosophischen Gesprächs (S. 147—245). Diese einzige erst 1794 neugeschaffene wesentliche Erweiterung motiviert die in allen bedeutenden Teilen schon 1779 angelegte Handlung tiefer, ohne einen erheblich ändernden Einfluß auf sie zu haben. Die hier neu ausgesprochenen Ideen haben also der Handlung von 1779, wenn auch damals noch unausgesprochen, so doch schon gefühlsmäßig zugrunde gelegen, so daß wir den ganzen Roman mit Recht in das Jahr 1779 zurückdatieren können. Ganz dasselbe gilt auch von einer weiteren

[1] Woldemar, Eine Seltenheit aus der Naturgeschichte. Erster Band. Flensburg und Leipzig. In der Kortenschen Buchhandlung. 1779. 253 SS. — Der in Aussicht genommene zweite Band erschien nicht.

[2] Woldemar, Erster und zweiter Teil. Königsberg bey Friedrich Nicolovius. 1794. Zwei Bände: XXIV u. 190, VIII u. 294 SS. — Hierzu die Rezension von Wilhelm v. Humboldt „Über Jacobis Woldemar" in der Jenaischen Literaturzeitung 1794, Nr. 315—317, wieder abgedruckt in Wilhelm v. Humboldts gesammelten Werken. Berlin 1841. Bd. I, S. 185—214.

 moralphilosophischen Betrachtung, um die die zweite Ausgabe des zweibändigen Romans von 1796 erweitert worden ist (Bd. I, S. 76—148).[1]

Im Jahre 1774, noch vor dem Erscheinen von Werthers Leiden, hatte Jacobi Goethe kennen gelernt. Angeregt durch die Freundschaft, die beide verband, und unter dem Eindruck der Persönlichkeit des jungen Goethe hatte Jacobi schon vor dem Woldemar in den Jahren 1775 und 1776 in der Iris und im Deutschen Merkur einen Roman veröffentlicht, der den Titel „Eduard Allwills Briefsammlung" führte. Eberhard Zirngiebel hat bereits darauf hingewiesen, daß es indes eine einseitige Auffassung ist, in Goethe das Urbild Allwills, in Jacobi selbst das von Woldemar zu sehen.[2] Allwill und Woldemar sind dem Wesen nach ein und derselbe. Die Geburt dieses Wesens geschah freilich, als sich der Geist Jacobis in Goethe erkannte. Wie aber Werther Goethe zugleich und Jerusalem ist, und doch weder ganz Goethe, noch ganz Jerusalem, wie in Lottes Verhältnis zu Werther und Albert sich die Beziehung Lotte Buffs zu Goethe, Jerusalems zu der Frau des pfälzischen Sekretärs H. und Frankfurter Beziehungen Goethes wundersam verschlingen und untereinandermischen, ebenso haben zu dem Bilde des Helden Allwill-Woldemar Jacobis eigene Natur, die Erscheinung des von diesem leidenschaftlich erfaßten Goethe und manche Geniemänner jener Tage ihre Farben, reine und unreine, glänzende und dunkle geliehen.[3] Es mag noch daran erinnert sein, daß Jacobi durch Sophie La Roche eins der drei ersten Exemplare von Werthers Leiden erhielt. Er war von dem Eindruck des Werther-Romans ganz hingerissen, wie sein Brief vom 21. Oktober 1774 an Goethe zeigt. Es kann also nicht wundernehmen, wenn sich bei seiner eigenen dichterischen Produktion, d. h. im Woldemar, häufig Reminiszenzen an Werthers Leiden einstellen.

[1] Woldemar. Erster und zweiter Teil. Neue, verbesserte Ausgabe. Königsberg 1796, bey Friedrich Nicolovius. Zwei Bände: VIII u. 286, VIII u. 294 SS. — Hierzu der „Aufsatz über Jacobis philosophischen Roman Woldemar" von Friedrich Schlegel, 1796 im 8. Stück von Reichards' „Deutschland", S. 185 f., wieder abgedruckt als „Recension von Jacobis Woldemar nach der Ausgabe von 1796" im ersten Band von August Wilhelm Schlegels und Friedrich Schlegels „Charakteristiken und Kritiken". Königsberg 1801, S. 1.

[2] Eberhard Zirngiebel, Friedrich Heinrich Jacobis Leben, Dichten und Denken. Wien 1867, vgl. besonders S. 18.

[3] Vgl. hierzu: Adolf Holtzmann, Ueber Eduard Allwills Briefsammlung. Habilitationsschrift. Jena 1878, S. 46.

Die äußere Situation der Personen in Jacobis Roman ist folgende: Der alte Hornich, ein vornehmer Kaufmann zu B. hat drei Töchter, Karoline, Henriette und Luise. Dorenburg und Biederthal[1] sind seine Schwiegersöhne, die Gatten von Karoline und Luise. Woldemar ist ein Bruder von Biederthal. Henriette ist unvermählt. Zwischen ihr und Woldemar entsteht eine innige Freundschaft. Henriettes Freundin, Allwina Clarenau, wird Woldemars Frau. Zwischen dem alten Hornich und der ganzen jüngeren Generation entwickelt sich der große Gegensatz des rationalistisch-objektivistischen und des intuitiv-subjektivistischen Zeitalters, der Gegensatz zwischen mechanischen und dynamischen Charakteren. Dieser Gegensatz wird akut in dem Verhältnis des alten Hornich zu Woldemar, da sich in Woldemar alle Tendenzen der neuen subjektivistischen Zeit kristallisieren.

Bevor wir an eine Analyse der Handlung des Romans aus den uns leitenden Gesichtspunkten herantreten können, wird es notwendig sein, den allgemeinen Charakter Woldemars auf Grund der von diesem vertretenen Anschauungen einer besonderen Betrachtung zu unterziehen. Denn darauf beruht die wesentlich veränderte Sachlage für die Entwicklung des Subjektivismus, wenn wir von Werthers Leiden unser Augenmerk auf Jacobis Woldemar lenken: Der Subjektivismus hat Anschauungen entwickelt. Bei der Betrachtung von Goethes Roman konnten wir immer nur von einem subjektivistischen Gefühlsleben sprechen. Auch im Woldemar finden wir das subjektivistische Gefühl wieder, aber es hat sich zu bestimmten Anschauungen verdichtet, also gegenüber seinem Charakter in Werthers Leiden ein Plus erfahren. Das bedeutet eine wesentliche Stärkung des Subjektivismus in seinen positivistischen Grundlagen, aber, wie wir sehen werden, auch in seinen depositiven Konsequenzen.

Charakteristik des Helden

Der allgemeine Charakter des Subjektivismus Woldemars

Woldemars Stellung zu seiner Umgebung ist eine wesentlich andere als die Werthers. Die schon in der kulturgeschichtlichen Einführung

[1] Biederthal und nicht Biderthal schreibt Jacobi nämlich im Fragment von 1779.

erwähnte und bei der Betrachtung von Werthers Leiden immer wieder betonte Notwendigkeit der Beziehung zur umgebenden Außenwelt für die Erhaltung des subjektivistischen Selbstgefühls findet in Jacobis Roman einen klaren Ausdruck. Woldemar sagt einmal geradezu: „Der Mensch fühlt sich mehr im Andern als in sich selbst" und umschreibt dies mit den Worten: „Unsere körperliche Gestalt können wir nicht gewahr werden als in einem andern Körper, der sie vor uns abspiegelt; unsere Seele kann sich nicht empfinden als mittelst eines andern Geistes, der ihren Eindruck auf sie zurückwirft ... Darum ertragen wir lieber jedes Elend als eine gänzliche Einsamkeit; darum würden wir aus den herrlichsten Zaubergärten entfliehen, wo wir alles hätten, nur keinen Gefährten; entgegen jedem Mangel, jedem Schrecknisse, um Menschen anzutreffen" (I, 57 f.).[1] Das entspricht vollkommen den Äußerungen, die wir in Werthers Leiden gefunden haben, wenn Werther z. B. von dem Mädchen sprach, das den verloren habe, in dem es allein sein Dasein fühlte; oder wenn er in dem ersten Briefe aus seiner Amtszeit schrieb: „Gewiß, weil wir doch einmal so gemacht sind, daß wir alles mit uns und uns mit allem vergleichen, so liegt Glück oder Elend in den Gegenständen, womit wir uns zusammenhalten, und da ist nichts gefährlicher als die Einsamkeit" (S. 89). Es mag auch bei dieser Gelegenheit darauf hingewiesen sein, daß die für die Erhaltung des subjektivistischen Selbstgefühls notwendige Beziehung zur Außenwelt, wie wir sie schon bei Werther und Woldemar finden, uns später in den erkenntnistheoretischen Erörterungen der Romantik wiederbegegnet. Denn was ist es anders, als eben diese allgemeine seelische Disposition der Zeit, die Fichte in seinem System auf die Formel bringt: Das Ich setzt das Nicht-Ich und setzt sich im Nicht-Ich Schranken, um durch sie zum Bewußtsein seiner selbst zu gelangen.

Es unterliegt nach unseren voraufgegangenen Betrachtungen keiner Frage, daß die angeführten Worte Woldemars Werther also ebensogut würde haben sagen können. Nun fügt Woldemar aber noch hinzu: „Hieraus folgt nun gerades Weges: daß uns das Daseyn unerträglich fallen müsse, wenn wir denen Menschen unerträglich sind, die wir um uns haben. Ihre Achtlosigkeit ist Vernichtung (!), ihre Verachtung Hölle" (I, 58). Daraus ergibt sich für Woldemar

[1] Wo nicht ausdrücklich anders vermerkt, wird der Einfachheit halber stets nach der ersten kombinierten Ausgabe von 1794 zitiert.

die Forderung, sich zur Pflege der notwendigen Beziehung einen ihm angemessenen Kreis zu suchen. Er macht also Unterschiede in seiner Umgebung, er fordert den inneren Kontakt nicht mit allen; wenn er nur mit seiner näheren Umgebung in einem inneren Verhältnis steht, so gibt es für ihn daneben die Möglichkeit, mit einer weiteren Umgebung in einem unwirklichen, ironischen Verkehr umzugehen, ohne daß sein subjektivistisches Selbstbewußtsein dadurch aus dem Gleichgewicht geriete. Er ist seiner selbst also sicherer als Werther, der seinerseits ungleich mehr bei jedem Mangel an innerer Beziehung sofort Gefahr lief, sich selbst zu verlieren. Man denke nur an Werthers Amtszeit. Woldemar hat sich dagegen bereits in höherem Grade aus der Allgemeinheit im positiven Sinne herausgelöst. Er fühlt sich nicht wie Werther aus der Welt der Menschen ausgeschlossen, sondern er tritt bis zu einem gewissen Grade freiwillig aus ihr heraus und ihr gegenüber; sie wird ihm nicht entgegen seinem innern Bedürfnis unwirklich, sondern er nimmt sie von vornherein so und behandelt sie dementsprechend unwirklich, indem er sich nur so gibt, als wäre sie ihm etwas Wirkliches. So begegnet uns in ihm zum ersten Male ein gewisser Grad von Ironie, die nicht als pathologische Unfähigkeit, sondern im Gegenteil als eine freie, positive Fähigkeit der Seele auftritt. Woldemar bezeichnet damit in der deutschen Literatur zum allerersten Male den Typ, den man im heutigen Bühnenjargon den „Drübersteher" nennt. Mit dieser Stellung Woldemars zur großen Welt hängt es zusammen, wenn wir zu unserem Erstaunen hören, daß er, der Werther an Innerlichkeit kaum etwas nachgibt, das „Äußerliche eines abgeglätteten Weltmannes" besitzt mit „allen zur grösten Fertigkeit gediehenen Künsten des Scheins" (I, 29). Wir fühlen gleich, daß darin für die Einheitlichkeit des subjektivistischen Selbstgefühls Woldemars eine Gefahr liegt; denn er ist in sich gebrochen. Er ist ein anderer bei seinen Freunden, ein anderer in der Welt. Ist er bei seinen Freunden der wirkliche Woldemar, so ist er in der Welt etwas, was er in Wirklichkeit nicht ist, was er nur zum Schein ist. Wenn Woldemar sich nun in sich täuschte und seine ironische Fähigkeit, etwas im Schein zu sein, einmal für wirklich nähme? Wenn er den Kontakt mit sich selbst, mit seinem eigentlichen Wesen verlöre? Jacobi deutet diese Gefahr gleich im Anfang des Romans an, wenn er Henriette über das weltmännische Äußere Woldemars erschrecken läßt, und es heißt: „Woher dies alles an dem Hasser des

 Nichtigen, an dem Hochgesinnten? Wie konnte er in kleinen Dingen so groß werden? — Ist sein Herz g e t h e i l t? — Welche Theilung wäre dies? Es schauderte Henrietten bey diesem Gedanken" (I, 29 f.).

Wir sehen also Woldemar von vornherein mit einem ungleich stärkeren Selbstbewußtsein auftreten als Werther. Der Weltschmerz Werthers hat sich in ein gut Stück überlegener Verachtung umgewandelt. Denn natürlich kann die Welt Woldemar innerlich nichts sein, die er durch die Fähigkeiten eines weltmännischen Scheins beherrscht. Er ist zu der typischen Einsicht des Ironikers gekommen „Es lohnte der Mühe nicht!" (I, 32), und nun zieht er sich überhaupt aus der Welt zurück, ja in dem Fragment von 1779 hält er sich im Anfang sogar gegenüber seinen nahen Freunden in einer gewissen Reserve (S. 42 f.). Diese starke individualistische Tendenz wirkt um so überraschender, als sie beinahe reaktionär auftritt gegenüber dem universalistischen Bedürfnis der Empfindsamkeit, das noch in Werthers Leiden nachklingt, und auch Woldemars Freunde an ihm Anstoß nehmen läßt. Im Fragment — die Stelle ist bei der Umarbeitung herausgefallen — heißt es sehr bezeichnend: „Sein Hauptverbrechen war, daß er zu sehr für sich lebte, und hierinn seinem Sinne auf eine Weise folgte, welche die Zärtlichkeit seines Herzens verdächtig machte" (S. 44).

Wegen Woldemars Eingezogenheit kommt es zwischen ihm und seinen Freunden, die einen großen geselligen Verkehr pflegen, zu vorübergehenden „Spaltungen" (so wörtlich I, 48), die Woldemar nötigen, sich zu rechtfertigen. Er führt zwei Gründe an, deren der erste uns nicht neu erscheint, der zweite aber eine veränderte Situation bezeichnet. Er sagt zunächst: „Wer in einen weitläufigen ununterbrochenen Umgang tritt, der muß sich um die Gegenstände aller der Menschen, die ihn umgeben, unaufhörlich bekümmern, in ihre Leidenschaften sich einlassen und ähnlichen Leidenschaften seine eigene Seele öffnen: denn was finge er sonst unter diesen Menschen an? da wäre ihm eine einsame Langeweile wenigstens bequemlicher. Was aber das für Gegenstände sind, um welche das unselige Getümmel sich wälzt und wirrt, das ist bekannt genug. Und die muß er nun doch schlechterdings als wichtig ansehen, als wichtig empfinden lernen. S t i l l e d e s G e i s t e s, R u h e d e s G e m ü t h s k ö n n e n d a m i t n i c h t b e s t e h e n. W i e d i e s e a b n e h m e n, s o v e r s c h w i n d e n a l l e g r ü n d- l i c h e n G e f ü h l e, v e r s c h w i n d e t a l l e g r ü n d l i c h e T h e i l-

nehmung. Die Seele ermattet unter endlosen kleinen Bestrebungen, unter endlosen kleinen Widerwärtigkeiten; wird solange gezerrt und getrillt, bis alles mit ihr herum läuft und sie von sich selbst nichts mehr weiß" (I, 52). Wenn aber seine Freunde, die ihm im Grunde genommen wesensverwandt sind, sich in diesem automatischen Treiben bewegen, so erscheint ihm das unter dem bekannten Bilde des mechanischen Theaters — bei Jacobi wird wohl die Anregung direkt aus Werthers Leiden stammen — er sagt: „Mir kommt das vor, als verkleideten lebendige Personen sich in Puppen, um unter Marionetten eine Rolle, ein Chor oder ein Popolo auszufüllen, weil das Puppenspiel sonst Gefahr liefe, nicht so gut von Statten zu gehen" (I, 53).

Sodann aber führt Woldemar einen neuen Gesichtspunkt ein, der sich nur aus seinem eigenen Charakter und den ihm speziell eigenen Schwächen (vgl. Woldemars Eingeständnis I, 63) ergibt. Von dem Gedanken ausgehend, daß sich der Mensch mehr in anderen als in sich selbst fühlt, sagt er: „wir können nicht umhin, sobald wir mit jemanden in Verbindung treten, auf seine Meynung von uns zu achten, irgend eine Seite an ihm aufzusuchen, an der wir uns mit ihm messen und uns von ihm schätzen lassen können" (I, 59). Wir laufen also Gefahr, meint er, uns selbst in dem Bilde zu sehen, in dem wir unserer Umgebung erscheinen, anstatt uns zu sehen, wie wir wirklich sind: „Immer und in alle Wege entfernt eine so vielfältige Bespiegeluug in andern uns vom besseren Selbst. Die Menge der täuschenden Schatten, die wir umher werfen, berückt uns, daß wir sie für mehr achten als unsre einzelne wesenhafte Gestalt, und damit schreiten wir aus dem Gebiet der Wirklichkeit in den endlosen Raum der Einbildung" (I, 60).

Es begegnet uns also hier dieselbe Gefahr, die wir aus Woldemars weltmännischem Scheinwesen direkt ableiteten. Er ist durch das erheblich gesteigerte Selbstbewußtsein ohnehin geneigt, eine zu große Meinung von sich zu haben. Auf dieser Neigung, sich selbst zu überschätzen — Jacobi nennt es „Eitelkeit" (I, 33 f.), Woldemar selbst spricht von den „moralischen Krankheiten, zu denen seine reizbare Gemütsart geneigt sei" (I, 63) —, auf diesem Irrtum, in dem Woldemar sich in betreff seiner selbst zu befinden neigt, baut sich hernach der ganze Konflikt des Romans auf. Auf diese Gefahr ist also das be-

sondere Augenmerk zu richten, wenn der innere Zusammenhang des Romans überhaupt verstanden werden soll.

Woldemar selbst kennt seine Schwäche sehr wohl. Gerade deshalb meidet er den vielfältigen Verkehr, der ihn verleitet, mehr scheinen zu wollen, als er ist, mehr sein zu glauben, als er ist. Ihm selbst erscheint das verwerflich und abgeschmackt, und er geht mit aller Schärfe dagegen vor. Er sagt: „Wär' es nicht Narrheit von einer Sopranstimme, mit einer Trompete sich in ein Duo einzulassen; oder von einer Trompete, zu der Aria Se mai senti oder einer ähnlichen, die erste Violine oder die zweyte Flaute machen zu wollen? Beyde würden sich verderben und mit ihrer Kunst zu Schanden werden. — Dennoch machen wir es so, treiben überall, was wir weder können, noch was am Ende unser Zweck ist; gerathen darüber in tausenderley Verwirrungen, verfallen in Unglauben an uns selbst und andere und richten eine so ohnmächtige und jammervolle Wirthschaft an, daß es zum Erbarmen ist" (I, 61 f.). Und im Gegensatz dazu stellt er das positive Ideal auf: „Zuverlässig ist allemal das Beste für uns und unsere Freunde, Anverwandten, Mitbürger, Genossen, ja für das gesammte Universum: — daß ein jeder thue sein eigenes Werk, gehe seinen eigenen Weg, besorge sein eigenes liebstes Glück" (I, 61). Er beweist seinen Freunden, daß der viele konventionelle Verkehr, den sie pflegen, auch ihnen im Grunde genommen selbst keine Freude macht, daß sie nur einer Mode folgen, die sie verdrießt; daß sie recht eigentlich tun, was sie nicht wollen, und damit nur ein unechtes und unwahres Wesen an den Tag legen. Er sagt: „man sollte nie als im äußersten Nothfall sich zu etwas verstehen, wobey es einem nicht ums Herz wäre. Ein großer, vielleicht der größte Theil des Uebels in der Welt würde mit einem Male daraus weggeschafft, wenn ein jeder nur das und nichts anders begehren, verfolgen und ins Werk richten wollte, als was ihm wirklich Freude macht. Aber wenige haben so viel Sinn, recht zu wissen, was sie wollen, und noch weniger den Muth, sich daran zu halten. Dumpfheit des Gefühls, Verworrenheit des Herzens ist die allgemeine Krankheit" (I, 54 f.). So vertritt Woldemar ein Ideal der unbedingten Echtheit der Persönlichkeit — Jacobi nennt es „Selbstheit", damit den subjektivistischen Charakter dieses Ideals andeutend —, das sich durch keinerlei herrschende allgemeingültige Moden oder Meinungen trüben läßt. Die Tendenzen, die ihn erfüllen, sind damit im höchsten Grade positivistischer Natur.

Sie bedeuten in der Aufstellung eines praktischen Ideals persönlicher Kultur eine ungeheure Stärkung des Subjektivismus über das bloße subjektivistische Gefühlsleben hinaus. Woldemars gesteigertes Selbstbewußtsein erklärt sich als Rückwirkung aus diesen Anschauungen der persönlichen Echtheit. Positive Tendenzen und depositive Wirkungen fließen hier wie bei Werther aus derselben Quelle.[1]

Die Relativität der Anschauungen Woldemars

Es ist ferner zur Charakteristik Woldemars einer Auffassungsweise Aufmerksamkeit zu schenken, die wir die Relativität seiner Anschauungen nennen können, einer Auffassungsweise, deren Darstellung im Roman ein breiter Raum gewährt ist. Bei Dorenburg und Biederthal als angesehenen Handelsleuten in B. verkehren viele vornehme Damen und Herren, die auf der Durchreise sich bei ihnen aufhalten und an Stellung und Vermögen in der Tat den Hornich'schen um vieles voraus sind. Denen suchen es Woldemars Freunde an Pracht und Aufwand gleich zu tun, wodurch sie ihr Auftreten nicht in Harmonie mit ihrer eigentlichen, ihnen angemessenen, viel einfacheren und soliden Art erhalten können. Woldemar verletzt auch hier das Unechte, Unwirkliche an diesem Gebahren, und er läßt nicht ab „Einfalt! Mehr und immer mehr Einfalt und Wahrheit" zu empfehlen. Seine Freunde, die im Grunde gleicher Wesensart mit ihm sind, sind seinen Einwänden durchaus nicht unzugänglich und bald bereit, einen Versuch mit einer veränderten Lebensführung zu machen. Sobald sie damit beginnen, macht sich gerade an ihnen der positivistische Gesichtspunkt der Anschauungen Woldemars geltend. Sie finden ihre Erwartungen bei der Probe eines eingezogenen Lebens weit übertroffen: „Nie hatten sie so tief empfunden, daß ein unzerstreutes, gefaßtes, friedliches Leben das einzige sey, was den Menschen recht eigentlich seine Lust am Menschen haben lasse", heißt es, „daß im Gedränge der Gesellschaften, wo der Mensch den Men-

[1] Das Ideal von der Echtheit der Persönlichkeit findet übrigens mittelbar schon in Werthers Leiden Ausdruck. Werther klagt im Anfang des zweiten Buchs in den Briefen aus der Zeit seiner amtlichen Tätigkeit immer wieder über das unechte Wesen der Menschen, in deren Umgebung er sich bewegen muß. Diese Erscheinungen gelangen indes in Werthers Leiden nicht zu der Bedeutung wie in dem Roman Jacobis, wo die Unechtheit aus anderen Gründen ein Moment im Charakter des Helden selbst darstellt, gegen das sich dieser vorzugehen veranlaßt sieht.

schen nur als Hinderniß oder kahles Werkzeug betrachtet, das Herz todt bleiben müsse für Angelegenheiten des Herzens" (I, 73). Der ganze Positivismus, der hier angestrebt und erreicht wird, gelangt in der klassisch schönen Stelle zum Ausdruck, in der der Dichter selbst das Wort ergreift: „Wohl jeder gute Mensch hat sich einmal in einem ähnlichen Falle befunden, und ihm wird ohngefähr eben so zu Muthe gewesen seyn. Wir selbst, als wir aus jenem Rausche, aus irgend Einem! gesund erwachten, wie segneten wir nicht die stille Morgendämmerung, das sanft anbrechende Licht? An Geräusch und Schwarm konnten wir nur mit Eckel denken. Die Einsamkeit sogen wir an uns wie die Wiese erfrischenden Thau. Ich weiß nicht, ob Ein Zustand an Süßigkeit einer solchen Erholung der Seele zu vergleichen ist. Gelagert in die Mitte ihres Daseyns, ganz Besinnung, bey sich, bey allen ihren Kräften, fühlt sie sich mächtig und frey, alles was sie ist, und fühlt es ohne Stolz. Jede Tugend erscheint ihr so natürlich und leicht, jede Gabe des Lasters so verächtlich! Sie hat ihre Lust an der Welt im Geiste des Schöpfers. Hier, um diese Höhe wölbet und schließt sich der Gesichtskreis des Wahren. Jedes Ding steht in seiner eigenen Gestalt vor dem Menschen da — vor ihm da, wie es ist, gut oder böse, Wesen oder Dunst. Werth oder unwerth seiner Seufzer oder Thränen. Fälschlich soll ihn von nun an nichts mehr weder reizen, noch schrecken; er sieht eine Straße des Friedens sich vor ihm hinziehen, der will er nachwandeln, sieht die höchste irdische Glückseligkeit, sieht das Ziel der Weisheit — ihm so nah!" (I, 73 f.). Wohl kaum noch einmal ist so klar der volle Kontakt des subjektivistischen Menschen mit der Wirklichkeit seines eigenen Seins und der Wirklichkeit der Außenwelt und das Lustgefühl, das ihn darob erfüllt, zum Ausdruck gelangt als in diesen Worten. Auch hier, wie in Werthers Leiden begleitet das positivistische Gefühl ein statisches Moment der Ruhe gegenüber der zerstreuenden Bewegung.

In dieser Lage befinden sich nun also Woldemars Freunde. Der Erfolg verleitet sie aber, in ein entgegengesetztes Extrem zu verfallen. Wir lesen: „Das System ihres Vorbildes that ihnen nicht mehr Genüge; es deuchte ihnen, Woldemar blieb auf halbem Wege stehen. Sie wollten ans Ende, wollten eine höchste, allerhöchste Simplicität jetzt überall sich anschaffen, eine durchaus reine ungezwungene, bloß natürliche Natur. Kurz, sie liefen jetzt hinter sich ohngefähr auf

eben die Art, wie sie ehmals waren vor sich gelaufen" (I, 77). Henriette allein, die Woldemar das größte Verständnis entgegenbringt, sieht die Gefahr; sie hält ihnen vor „Ihr nicht mehr eitel seyn wollen machte sie eitler als vorher, da sie es geradezu gewesen wären. Schlimmer als ehmals mit der gesuchtesten Pracht, prunkten sie jetzt mit einer gewissen angenommenen Simplicität, prahlten mit freywilliger Beschränkung, trügen Verborgenheit zur Schau und böten Innigkeit durch die Gassen. Ihr Naturbetrieb wäre die ärgste aller Ziererеyen, Affektation der Unaffectation, ein ausgesucht verkehrtes Wesen" (I, 78).

Bald gibt sich nun auch ein Anlaß für Woldemar, zu dieser neuen Art von Unechtheit, von Unwirklichkeit des Wesens Stellung zu nehmen. Dorenberg will einen Kunstgarten seines Landgutes ausrotten lassen, weil er ihm mit allem seinen Aufwand in seiner gezierten Art der freien Natur an Schönheit nachzustehen scheint. Er wünscht diese deshalb an dessen Stelle zu sehen. Da kann Woldemar nicht länger schweigen. Er zeigt, wie sich freie Natur nicht in Mauern ziehen oder mit Zäunen einschließen läßt. Er kennt nichts armseligeres als die nachgemachte, in tausend Fesseln sich windende freie Natur. „Wo Nachahmung ist, da muß sich Kunst zeigen," sagt er, „da muß wenigstens von Einer Seite gethan seyn, was kunstlose Natur nicht vermag; denn was kunstlose Natur ganz und allein vermag, daran wird alle Nachahmung zu Schanden. Also verlange ich von einem Garten, daß er ein ausgemachter Garten, Garten in einem hohen Grade sey" (I. 83). In dem unbedingten Naturalismus sieht Woldemar nichts anderes als eine neue Unwahrheit („Die freyen Naturalisten, wenn ich zu befehlen hätte, sollten es mir einmal in vollem Ernste seyn, und ihr System in seinem ganzen Umfange erfahren" I, 84).

Es wird Woldemar vorgehalten, daß er früher Biederthal und Dorenburg den Aufwand, den sie in ihren Gärten gemacht hätten, verwiesen habe. Er hat aber nur die Chinesischen Luftschlösserchen und Brücken, alle die unechten Spielereien im Auge gehabt. Man wendet ein, daß er allen Aufwand zu sogenannter Vermehrung des Lebensgenusses getadelt habe; seine Meinung wäre gewesen, daß je näher der Natur, je einfältiger, je beschränkter die Menschen lebten, desto glücklicher wären sie. Er habe die Sitten der Patriarchen und homerischen Helden — vgl. Werther! — mit Entzücken gepriesen. Nunmehr kommt das zum Ausdruck, was Woldemars Relativität

genannt werden kann. Er erwidert: „Nie war ich so unbesonnen, schlechterdings im allgemeinen festzusetzen, diese oder jene äußerliche Verfassung mache nothwendig glücklich oder unglücklich" (I, 87), und hält seinen Freunden die Geschichte von einem Bauernkerl entgegen, der sich auf seine ledernen Beinkleider groß etwas einbildete und durch sie zu einem hoffärtigen Wesen verleitet wurde. Darum, meint Woldemar, seien doch die ledernen Beinkleider noch lange nicht verwerflich, sie möchten manchem anderen noch durchaus angemessen sein: „Personen und Umstände machen hier die Sache aus". Er erklärt, daß ihm seinem Charakter nach Pferde, Garten, Bediente mehr Verdruß als Annehmlichkeiten bedeuteten, es also ein ganz verkehrtes Wesen wäre, wenn er sich mit solchen Bequemlichkeiten umgäbe. Aber, sagt er, „es giebt viele wackere, geschäftige, vorzüglich nützliche Menschen, die einen gewissen ihrem Stande gemäßen Aufwand ohne Mühe besorgen, denen das Erholung ist, und die dabey auf eine so vernünftige und edle Weise verfahren, daß ich gegen sie mit meinen einsamen Liebhabereyen und mit meiner Peinlichkeit nicht auftreten darf" (I, 100). „Und so ist es mit allem Luxus, von welchem seiner durchaus relativen Natur wegen nie ein fester Begriff statt finden kann" (I, 95). Gegen einen angemessenen Aufwand ist Woldemar also durchaus nicht, er wiederholt seinen Freunden: „Nur habe ich immer Euch gerathen, zu lassen, was Euch im Grunde plagte, und allein zu thun, was Euch wirklich Freude machte; nur mit Euch selber einig zu werden, für eigene Rechnung zu leben, kurz, Menschen zu seyn und keine Schimären.... Man muß sich dem Stande und dem Jahrhunderte, in dem man sich befindet, gemäß verhalten. Wenn Ihr gegenwärtig die Lebensart der Patriarchen annehmen wolltet, so würdet Ihr nur eine Comödie spielen, ein Schattenspiel an der Wand machen; und das war ja vor allen Dingen, was wir nicht wollten; genießen wollten wir was ist, und was wir haben können, nie was nicht ist und uns nicht werden kann; unserer und der gegenwärtigen Zeit wollten wir uns mächtig machen, ohne nach Vergangenem und Zukünftigem vergeblich zu schnappen. Verwendet Euren Reichthum nach bestem Gefallen, habt schöne Zimmer, zierliche und gemächliche Kleider, Kunstwerke, Glanz und Pracht, — nur hütet euch vor Prahlerey und Hoffart, weil Ihr Euch dadurch von Eurem Zwecke entfernen und Euch unzählige Kränkungen bereiten würdet; spielt nicht den Überfluß;

macht nicht daher, was nicht da ist; sucht nicht zu scheinen, was Ihr nicht seyd; habt vor allen Dingen für Euch selbst, was ihr habt, und laßt andere bloß mit Euch genießen! — Eigene Sinne, eigenen Verstand, eigenen Willen — Wahrheit, Harmonie — nur das!" (I, 87 f.)

Diese große Relativität der Anschauungen läuft also im Grunde genommen auf das positivistische Ideal Woldemars hinaus, ja dieses ist ohne sie im eigentlichen Sinne gar nicht möglich. Aber trotz der positivistischen Tendenz, die in ihr liegt, werden wir doch sagen müssen, daß schon ein hoher Grad von positiver Sicherheit des subjektivistischen Selbstgefühls dazu gehört, wenn man bei dieser Relativität der Dinge nicht aller Sicherheit des praktischen Verhaltens verlustig gehen soll. Wenigstens muß es so ermessen werden für den Menschen der relativ frühsubjektivistischen Zeit. Und so faßt es auch Jacobi auf, wenn er einmal sagt: „Doppelt schwer war es bey dieser Gelegenheit für die Hornichschen, da sie dem Beyspiel eines Mannes folgten, der, wenn er auch für seine Person mit Weisheit handelte, andern leicht ein Irrlicht wurde" (I, 75). Wir werden besorgen müssen, ob Woldemar sich nicht selbst zu einem Irrlicht werden kann, da er keine festen Begriffe zum Maßstab seines Handelns nimmt, sondern nur eine Idee, die er von sich selbst haben muß.

Woldemars Moral

Die Gefahren der Relativität Woldemars treten in vollem Maße in seinen subjektivistischen Moralanschauungen zutage. Hier macht sich der für die Handlung des Romans bedeutungsvolle Gegensatz zwischen ihm und dem alten Hornich geltend. Hornich ist der Vertreter der älteren Generation. Als solcher huldigt er den unumstößlichen, allgemein gültigen Moralanschauungen des Rationalismus, unter die sich das einzelne Individuum mit willenlosem Gehorsam zu beugen hat. Ihm ist der Buchstabe in Gesetzen, Sitten und Gebräuchen das Heiligste. Wir wissen, daß diese dem mechanischen Seelenleben adäquate Moral in ihrem materialistisch-eudämonistischen und ihrem rationalistisch-utilitaristischem Gesichtspunkt einen in der empirischen Wirklichkeit gegebenen, unzweideutigen Maßstab ihrer Prinzipien sah. Wenn Woldemar einmal diese im kleinsten Sinne aus der Wirklichkeit geborenen Motive der Moral verwirft und die Moral auf sich selbst zu stellen bestrebt ist, sie unmittelbar auf ein

ethisches Bedürfnis des Herzens gründen, das Gute einzig allein um des Guten getan wissen will — was Hornich eine „windige, grillfängerische Tugendlehre" nennt —, so scheint ihm vollends jedes außerhalb des Menschen selbst liegende, allgemein gültige Buchstabengesetz diesem jede Würde, jede sittliche Freiheit zu nehmen (er vertritt damit dieselbe Anschauung, die in Eduard Allwills Briefsammlung als „Mysticism der Gesetzesfeindschaft" bezeichnet wird). Ohne Freiheit ist ihm aber Moral undenkbar. Freiheit und aus dieser geborene Selbstbestimmung sind ihm die einzige Quelle der Moral. Alle Idee von Sittlichkeit verschwindet ihm, wenn er Gesetz, herrschende Meinung, irgendeine Buchstabenart als etwas ansehen soll, das über Vernunft und Gewissen herrschen, diese folglich aufheben und zerstören müßten (so Dorenburg im Sinne Woldemars II, 218). Woldemar will und muß seiner ganzen Natur nach, den Maßstab sittlichen Verhaltens einzig und allein in das Subjekt verlegen, er sagt, „Tugend wäre eine freye Kunst; und wie das Kunstgenie durch That der Kunst Gesetze gäbe, so das sittliche Genie dem Menschlichen Verhalten" (II, 205); „Gerecht, tugendhaft, edel, vortrefflich sey, was der gerechte, tugendhafte, edle, vortreffliche Mensch seinem Charakter gemäß ausübe, verrichte und hervorbringe; einen andern Grund hätten diese Begriffe nicht; das edlere Gemüth erzeuge sie aus sich, und erkenne kein höheres Gesetz als seinen besseren Trieb, seinen reineren und höheren Geschmack" (II, 162); oder er führt an anderer Stelle aus: „Die Wissenschaft des Guten ist wie die Wissenschaft des Schönen der Bedingung des Geschmacks unterworfen, ohne den sie gar nicht angefangen und über den sie nicht hinausgeführt werden kann. Der Geschmack am Guten wird wie der Geschmack am Schönen durch vortreffliche Muster ausgebildet; und die hohen Originale sind immer Werke des Genies. Durch das Genie giebt die Natur der Kunst die Regel, sowohl der Kunst des Guten, als des Schönen. Beyde sind freye Künste und schmiegen sich nicht unter Zunftgesetze, lassen sich durchaus nicht zum Handwerke erniedrigen und in den Dienst des Gewerbes bringen" (1796 I, 90).

Woldemar kennt aber nicht nur keine unveränderliche (allgemeingültige) Moral, nach der sich das einzelne Subjekt in allen Zeiten und Umständen richten kann; vielmehr wandelt sich ihm diese für das einzelne Subjekt je nach Lage und Umständen bereits wandelbare Moral abermals für verschiedene Subjekte. Er erkennt eine

Heldentugend — wir würden heute mit Nietzsche vielleicht sagen: Herrenmoral — an, die ihm etwas Größeres und Erhabeneres ist als die moralische Tugend gewöhnlicher Sterblicher (1796 I, 87). Eine Folge von heroischen Handlungen, ein Heldenleben, ist ihm ohne alle Gewalttätigkeit schwerlich denkbar, und er fragt, ob darum dem Heroismus schlechterdings soll der Stab gebrochen werden (vgl. Dorenburgs Äußerung II, 214). Er sagt einmal: „Das Verderbniß eines Zeitalters könnte so groß seyn, daß eine gänzliche Verwandlung nöthig sey, die denn auch allemal etwas früher oder später mit heftigen Erschütterungen und auf eine mehr oder minder gewaltsame Weise erfolge. Was unter solchen Umständen, wo die Laster gleichsam miteinander in einen bürgerlichen Krieg geriethen, sich Heldenmuth erlauben dürfe, könne nur auf der Stelle, unmittelbar durch Geist und Gewissen entschieden werden. Große und weise Männer hätten zu allen Zeiten behauptet, daß es Fälle gäbe, wo die heiligen Bildnisse der Gerechtigkeit und Milde auf einen Augenblick verhüllt werden müßten. Die Moral selbst unterwürfe sich alsdann einer vorübergehenden Hemmung ihrer Gesetze, damit ihre Prinzipien erhalten würden. Für solche Ausnahmen, solche Licenzen hoher Poesie hätte die Grammatik der Tugend keine bestimmte Regel und erwähnte ihrer darum nicht. Keine Grammatik, am wenigstens eine philosophisch allgemeine, könnte alles, was zu einer lebendigen Sprache gehöre, in sich fassen und, wie zu jeder Zeit sich jede Mundart bilden müsse, lehren. Es würde unsinnig seyn, darum zu leugnen, daß es unveränderliche Gesetze der Verknüpfung menschlicher Begriffe und ihrer Beziehung gebe; unsinnig, darum zu behaupten, es dürfe jeder nur reden, wie es ihm gefiele" (1796 I, 127f., vgl. auch Dorenburgs Worte II, 215).

Woldemars subjektivistisch-relativistischen Moralanschauungen hält der alte Hornich einmal entgegen: „Man sieht, wie nach ihrer Tugendlehre Zeit und Umstände die Moral verändern, und der vortreffliche Mann keine unveränderliche Grundsätze haben darf. Er schreibt sich seine Pflichten nach eigenem Gutfinden selbst vor; heute diese, morgen eine entgegengesetzte: wenn er sich nur immer selbst gefällt, so hat er gethan, was er soll" (1796 I, 99). Woldemar verteidigt seinen Standpunkt, indem er erwidert: „Allerdings verändert der vortreffliche Mann nicht eben seine Grundsätze, sondern wohl nur sein Verhalten nach diesen Grundsätzen, wie es Zeit und Um-

stände von ihm fordern; allerdings schreibt er seine Pflichten nach eigenem Gutdünken sich selbst vor und muß oft, indem er immer nur dasselbe will, im äußerlichen von sich selbst verschieden scheinen; allerdings hat er alles gethan, was er soll, wenn er nur beständig einig mit sich selbst, sich selbst gefallen kann. Handlungen, die nicht aus dem Gefühl der Pflicht unmittelbar und freywillig hervorgehen, die nicht auf dies Gefühl allein sich gründen, sind keine wahrhaft pflichtmäßige, keine wahrhaft gute und tugendhafte Handlungen. Alle Menschen kennen dies Gefühl unter dem Namen des Gewissens, welches die einzige Quelle der Moral, der Ursprung aller Rechte und der so unendlich verschiedenen gesetzlichen und sittlichen Formen und Einrichtungen ist, die bey der Menge das Gewissen vertreten sollen und nicht können" (1796 I, 100).

Abgesehen von den Gefahren, denen diese subjektivistische Moral in sich selbst ausgesetzt ist — wir werden dem noch unsere Beachtung zu schenken haben — liegt in ihr noch die andere Gefahr, daß sie das einzelne Subjekt bei der ungeheueren Bedeutung, die in diesen Moralanschauungen auf die Persönlichkeit als alleinigen Maßstab sittlichen Handelns gelegt wird, zu einer Übersteigerung des Selbstbewußtseins, zur Selbstüberschätzung verleiten kann. Diese Gefahr muß für Woldemar besonders betont werden, von dem wir schon wissen, daß eine solche Neigung ohnehin in seinem Charakter gegeben ist, daß er selbst die „Eitelkeit" als seine Schwäche fürchtet und ihre Veranlassung zu meiden sucht. In diesem Zusammenhange werden uns zwei Äußerungen des alten Hornich beachtenswert, durch die Jacobi Woldemar mittelbar zu charakterisieren weiß. Der alte Hornich fragt nämlich, „worauf man bey einem Menschen fußen solle, der wie dieser über Sitte, Gesetz und öffentliche Meynung nach Gutdünken sich hinwegsetze und immer nur sein eigenes Urtheil wolle gelten lassen? Was könne er sich nicht weiß machen? Wozu nicht ohne es zu merken durch sich selbst verleitet werden? Sein gutes Herz, das er ihm nicht abstreite, sey wenigstens sehr reizbar und beweglich, und was es denn am Ende mit dem gutem Herzen sey? Auch aus dem guten Herzen, sagte er, kommen böse Gedanken, und es lehre Niemanden, was zum eigenen und des Mitmenschen wahren Besten diene; dieses lehre Erfahrung und Vernunft selber: in Woldemar aber spiele die Einbildungskraft, die keine Regel habe, den Meister. Wo Vernunft den Meister spiele, da

werde der schlichte gesunde Menschenverstand, den alle haben; da werde die öffentliche Meynung, Beyspiel, Sitte und Gebrauch in Ehren gehalten. Wenn man hieran sich nicht halte, so könne ja kein Mensch wissen, was er am Anderen, ja was er nur an sich selbst — habe, und haben solle" (1796 I, 43). Diese Befürchtungen geben mittelbar der Gefahr Ausdruck, daß Woldemar, indem er sich in sich selber irrt, den Kontakt mit sich selber verliert. Ein andermal findet die Gefahr der Selbstüberschätzung darin Ausdruck, daß Hornich von Woldemars Tugendlehre geradezu sagt: „Diese poetische Heilsordnung wäre Woldemars ganze Religion und die wahre Ursache, warum er mit einem unerträglichen geistlichem Hochmuth über alles, was andern Menschen gut dünkte und gefiele, so die Nase rümpfte" (1796 I, 86). Und selbst Biederthal sagt einmal von Woldemars Lehre: „Daher seine Verachtung der öffentlichen Meinung, sein stummer Trotz — daher, ich muß es aussprechen — sein Hochmuth, der ihn zu Fall brachte" (II, 163). Er bekennt sich freilich schließlich dennoch zu Woldemars Ansicht.

Der begriffliche Idealismus Woldemars

Woldemars subjektivistische, intuitionistische Moral ist unbedingt die dem neuen dynamischen Seelenleben adäquate; jede mechanische Formel allgemeingültiger Prinzipien muß für das subjektivistische Seelenleben als unecht, unwirklich bezeichnet werden mit allen depositiven Gefahren, die jede Art von Unwirklichkeit für das Selbstgefühl des neuen Menschen mit sich bringt. Wir werden also auch dieser relativistischen Moral trotz aller ihrer Beweglichkeit im Grunde den positivistischen Charakter nicht absprechen können. Indes, was schon hinsichtlich der Relativität in dem Ideal persönlicher Kultur gesagt worden ist, werden wir auch hier aufs neue betonen müssen, daß schon ein hoher Grad von positiver Sicherheit des subjektivistischen Gefühls dazu nötig ist, damit diese Moral nicht des notwendigen Stützpunktes entbehrt. Woldemar hat selbst gesagt, daß der vortreffliche Mann im Äußeren oft von sich selbst verschieden erscheinen müsse, „indem er immer nur dasselbe will"; daß er alles getan hat, wenn er nur „beständig einig mit sich selbst" sein könne. Auf dieses einzig ruhende Moment eines immer in sich gleichbleibenden moralischen Gefühls kommt es also in der ewig beweg-

lichen Moral Woldemars an. Es hängt alles davon ab, ob Woldemar dieses unvergängliche Moment eines immer gleichen Willens, diese unbedingte Beständigkeit der Seele besitzt. Der alte Hornich spricht Woldemar, wie wir schon gesehen haben, diese Zuverlässigkeit ab. Unterschätzt er Woldemar? Wie steht es in der Tat um das Gefühlsleben Woldemars, und wie steht dieser selbst zu seinen Gefühlen?

Wir wissen schon aus Werthers Leiden, wie schwach es in der frühsubjektivistischen Zeit infolge ihres Charakters als Übergangszeit um die Sicherheit des Gefühls bestellt ist, wie das junge, subjektivistische Gefühlsleben von so mannigfaltigen äußeren Umständen bedingt ist und vor jedem schädigenden Einfluß noch so ängstlich bewahrt werden muß (Werthers Passivität in der Außenwelt). Der Subjektivismus hat zwar in Jacobis Woldemar gegenüber Werthers Leiden bereits eine wesentliche Stärkung erfahren, auch macht Woldemar selbst im Roman eine Entwicklung durch, der wir in der folgenden Analyse noch unsere Aufmerksamkeit schenken werden. Die Veränderung, die das Gefühlsleben Woldemars indes dabei erfährt, ist stark von äußeren Umständen abhängig, also auch wie diese von keiner unbedingten Beständigkeit. Wir dürfen deshalb wohl die seelische Verfassung, in der wir Woldemar zu Anfang des Romans vorfinden, als eine grundlegende Verfassung seines ganzen Charakters ansehen. Da finden wir denn Anlagen in ihm, die ihn uns von Werther nicht so sehr verschieden erscheinen lassen.

Wie in Werther ist in Woldemar alles in leidenschaftlicher Bewegung. Er hegt im Anfang des Romans gegenüber der zuverlässigen Beständigkeit seiner Gefühle das größte Mißtrauen und erschreckt vor den Erwartungen, die man sich im Freundeskreise vor seiner Ankunft von ihm macht. Er schreibt deshalb an seinen Bruder Biederthal: „Um Gottes willen! hofft doch nicht so viel von mir! Ach, ich bin der Mensch nicht, auf dem man ein Glück bauen kann! Hast Du das vergessen, Biederthal! — alles vergessen: den Gram, den Kummer, die bitteren Sorgen, die ich so häufig Dir verursachte? Wie ich mehrmals Deinen zarten, treuen, edlen Busen verließ, um mein Herz an Felsen zu zermalmen — seine Wärme Dir entzog, um damit über Basilisken zu brüten" (vgl. Werther an Wilhelm: „So ungleich, so unstät hast du nichts gesehn, als dieses Herz. Lieber! brauch' ich dir das zu sagen, der du so oft die Last getragen hast,

mich vom Kummer zur Ausschweifung und von süßer Melancholie zur verderblichen Leidenschaft übergehen zu sehen!" S. 13). Woldemar schreibt weiter: „Ich liebte Dich immer von Grund der Seele, das ist wahr, und wenn Du mich brauchtest, war ich nicht fern, war Dir immer daheim; besann mich auch nie, wenn von Aufopferung die Rede war; fragte nie, was es gölte, nichts oder alles. Aber was ist das — was ist alle mein Thun für Dich gegen das, was Du für mich gelitten, gegen Dein Schonen, Dein Dulden? — Du hast doch nicht Einmal über mich gemurrt, nie einen Augenblick Dich von mir abgewendet, — hieltest standhaft Deinen Blick auf mein besseres Selbst geheftet, dachtest nie von fern nur, daß ich die Bruder-Treue verletzen, den Bund unserer Freundschaft brechen könnte" (I, 23). Woldemar sieht in Biederthal also alle die Eigenschaften, die er selbst nicht zu besitzen glaubt. Er weiß sich des leidenschaftlichen Enthusiasmus fähig bis zur Aufopferung. Aber gerade in dieser Leidenschaftlichkeit sieht er auch die Fähigkeit zur Untreue in sich. Die Zuverlässigkeit, die Beständigkeit, gerade die Eigenschaften, auf die sich seine später entwickelten Moralanschauungen allein stützen könnten, glaubt er selbst eben wegen der allzu großen Beweglichkeit seines Herzens in sich zu missen.

Auch Werther fehlen diese Eigenschaften gewiß, aber sie spielen keine Rolle in Goethes Roman, weil sie Goethe bei dessen Abfassung, d. h. Werther selbst nicht weiter zum Bewußtsein kommen. Sie stören Werther nicht. Stellung dazu zu nehmen, wäre Werthers Sache nicht. Ganz anders Jacobi-Woldemar. Woldemar fühlt ein Manko in sich und aus diesem entsteht ihm von vornherein ein Ideal seiner selbst. Und Woldemar steht diesem Ideal nicht passiv gegenüber, sondern er strebt es zu erreichen. Wir haben ja schon in anderem Zusammenhang Woldemar beständig an der Ausbildung der Persönlichkeit arbeiten gesehen: es galt ihm die Echtheit. Aber alles dieses Streben war nur ein mittelbares. Indem er alle seine Kräfte darauf wendet, sich selbst zu finden, will er mit der größeren Selbstgewißheit auch eine größere Sicherheit, eine größere Zuverlässigkeit gewinnen, auf die er vertrauen kann, wenn er sich von allen außer ihm liegenden moralischen Gemeinplätzen emanzipiert.

Wir müssen noch einmal zu dem Brief an Biederthal zurückkehren. Es heißt da, nachdem er Biederthals Wesen, wie angeführt, im Gegensatz zu sich charakterisiert hat: „Einziger! — Ja, so muß es seyn,

wenn Liebe zu Freundschaft empor kommen soll. Lieben — bis zur Leidenschaft kann man jemand in der ersten Stunde, da man ihn kennen lernt; aber eines Freund werden — das ist bey weitem eine andere Sache. Da muß Mensch mit Mensch in dringenden Angelegenheiten erst oft und lange verwickelt werden, der Eine am Andern vielfältig sich erproben, Denkungsart und Handlungsweise zu einem unauflöslichen Gewebe sich in einander schlingen und jene Anhänglichkeit an den ganzen Menschen entstehen, die nach nichts mehr fragt und von sich nicht weiß — weder woher noch wohin" (I, 24). Die ruhige, zuverlässige Freundschaft steht Woldemar also höher als die leidenschaftliche Liebe. Das ist zu beachten, es wird bis zu einem gewissen Grad das Grundmotiv des ganzen Romans. Dieses Thema von „Freundschaft und Liebe" schwebte Jacobi ursprünglich vor, als er das erste Stück des Romans 1777 unter diesem Titel im Deutschen Merkur veröffentlichte. Mit dem Streben Woldemars ist von Werthers Leiden zu dem Roman Jacobis eine charakteristische Wendung gegeben. Wo Werther noch ganz einer Leidenschaft des dynamischen Sichauslebens huldigte, tritt Woldemar der Willkür seines dynamischen Seelenlebens bereits mit einem übergeordneten Ideal entgegen. Diese Wendung vom unbedingten Leidenschaftsideal des Sturms und Drangs zu einem neuen Bildungsideal erscheint derjenigen des Klassizismus verwandt, ohne in ihren Konsequenzen mit den objektivistischen Tendenzen des Klassizismus übereinzustimmen. Immerhin schlägt Jacobi-Woldemar damit eine idealistische Richtung ein im Gegensatz zu den naturalistischen Neigungen der sechziger und siebziger Jahre. Wir haben ja auch schon in anderem Zusammenhang gesehen, wie Jacobi-Woldemar dem Naturalismus als einer Unwahrheit in sich abhold ist (vgl. hierzu das über Woldemars Gartenideal Gesagte).

Woldemar strebt also, weil er an die Beständigkeit und Zuverlässigkeit der Gefühle nicht glaubt. Er schreibt in dem Briefe an Biederthal noch: „Es kann nichts so Schönes, so Großes gedichtet werden, das nicht im Menschen läge, das man auch nicht hie und da Himmelrein aus ihm hervorgehen sähe; nur ist er in allem seinem Thun — Ach! so wandelbar, so hin und her, so unzuverlässig — ein durch und durch zweydeutiges, armes, nichtiges Wesen. Er vermag überall zu viel und zu wenig; darum nichts Ganzes, nichts durchaus Bleibendes" (I, 25). Dieses Mißtrauen gegenüber den Gefühlen bleibt Woldemar

auch da noch, wo er durch den inneren Gang der Handlung des Romans an Sicherheit um vieles gewonnen hat. Wo also ist das Dauernde, das Unvergängliche, des Woldemar als Stützpunkt seiner Moral notwendig bedarf? Henriette sagt in einer späteren Phase des Romans einmal: „Alle Menschen pflegen minder oder mehr sich an Empfindungen zu hängen, von denen sie glauben, daß sie in ihnen selbst oder in Andern dauern werden und finden sich betrogen. . . . Wie entgehen wir also der Vergänglichkeit in unserem Thun und Dichten? Wie retten wir uns Selbst, wie das Selbst derer, womit wir Ein Herz, Eine Seele auszumachen streben? — So hat Woldemar früh schon gefragt, früh sich müde gesucht nach dem Wege zu jener Freistätte der Weisheit, wo der Mensch immer dasselbe will und dasselbe nicht will, immer nur Einerley suchet und meidet, und jedesmal halten kann, was er sich selbst und anderen versprach" (II, 264), oder wir lesen ein andermal: „Es entstand die Frage: — Was die Seele stark mache; was für ein Gegenstand das sey, den der Tugendhafte sich vor Augen halte; überall sich vor Augen halten könne" (II, 176). Dieses Suchen zeitigt in Woldemar eine Erscheinung, die eigentlich erst den Schlüssel zum Verständnis seines ganzen Charakters gibt, nämlich einen eigenartigen Idealismus im philosophischen Sinne; denn das Gesuchte ist für den in allen seinen seelischen Funktionen so dynamisch veranlagten Woldemar — ein Begriff.

Wir müssen die Entstehung dieses begrifflichen Idealismus bei Woldemar genauer verfolgen. Jenes Unvergängliche, an das die unbeständige Seele Woldemars sich zu halten vermag, kann eine äußere mechanische Form, eine allgemeingültige Maxime, nicht sein. Eben diese mußte ja geopfert werden, weil sie dem dynamischen Seelenleben nicht mehr adäquat war. Auch ist die äußere Form ja selbst etwas durchaus Vergängliches (vgl. Dorenburgs Worte II, 216). Alle Zeiten haben ihre Formen gehabt, und alle diese Formen haben sich überlebt. Auf jede Form verzichten geht indes auch nicht. Auf das reine, ungebundene Triebleben ist kein Verlaß. Woldemar sagt: „Die bloßen Triebe zum Guten und Edeln, ungeläutert und sich selbst überlassen, diese Triebe mit ihren unmittelbaren zufälligen Äußerungen sind noch nicht die Tugend; sie machen nur ihren Stoff aus" (I, 128). Er führt weiter aus, wie jede Zeit diesen Stoff in ihr adäquate Formen gegossen habe, und wie wir nur in diesen äußerlichen Formen der Lebensart, der Gesetzgebung und der Religion die Tugend zu

 sehen vermöchten, nirgends die Tugend in eigener Gestalt. Es gilt ihm also trotz allem auch für die neue Zeit eine neue formale Tugend zu finden, die freilich in keiner äußerlichen Form gebunden sein kann, aber doch in einer Form, die der subjektivistische Mensch in sich selbst findet, und die in ihrem formalen Charakter den Maßstab sittlichen Handelns der Willkür des einzelnen Subjektes entzieht, diesem vielmehr durch einen gewissen Grad von Allgemeingültigkeit einen sicheren und unveränderlichen Halt bietet, ohne ihn zu knebeln. Er spricht später in diesem Sinne einmal davon, daß er sich gedrungen fühle, gegen Biederthal und Dorenburg als Sonderlinge, als Schwärmer und Separatisten die gute Sache des Gemeinsinns zu vertreten (I, 65). Zu seinem Bruder Biederthal besonders setzt er sich nämlich mit diesem Gedanken in einen Widerspruch, der außerordentlich charakteristisch für ihn ist.

Auch Biederthal huldigt einer intuitionistischen Moral und eben deshalb ist er aller Theorie in moralischen Dingen abhold. Eben das aber, was Woldemar über die Tugend ausgeführt hatte, erscheint Biederthal als graue Theorie. Dieser hatte früher schon geäußert: „Die Empfindungen, die Gedanken, die nicht aus That hervor gegangen sind, und gleich wider hinzielen auf That . . . mit diesen Gedanken, mit diesen Empfindungen ist der Seele wenig geholfen" (I, 110). „Ich baue mehr auf den Charakter eines gemeinen Handwerkers, dem sein Beruf seine Lebensart bestimmt, der fleißig, mäßig und ordentlich seyn muß, um das liebe Brodt zu haben, als auf den Charakter des Moralisten von Profession, der in beständiger Erwägung des Guten und Schönen willkührlich einher geht und die ganze Summa tugendhafter Ideen und Gefühle in sich und anderen aufzujücken weiß auf der oberen Haut" (I, 111). So begegnet er auch jetzt Woldemar mit dem Einwand, daß ihm Tugend aus Begriffen nicht viel mehr als ein leeres Phantom sein könne. Er huldigt durchaus einer rein triebmäßigen Moral, die sich aus unmittelbarem inneren Bedürfnis ergibt und in diesem allein die Gesetze ihres Handelns findet. „Alles, was sich von den Vortheilen der Tugend, von den Freuden, die sie begleiten, in Gedanken aufbewahren, gleichsam (verzeihe mir ein niedriges Gleichniß) — einsalzen und in Rauch aufhängen läßt", sagt er, „ist soweit hergeholt, so schwach und so schwindend! — Und dergleichen Gedanken sollen denn doch sinnliche Begierden überwiegen" (I, 132). Er beruft sich auf die gemäßigt

sensualistischen Anschauungen, die Woldemar selbst zu vertreten beliebt, indem er sagt: „Es gibt doch wohl kein innerliches Bestreben im Menschen, das nicht durch den Reiz eines Gegenstandes außer ihm zuerst wäre in Bewegung gesetzt worden. So wenig unser Angesicht sich in sich selbst beschauen kann: so wenig kann es unsere Seele. Sie wird ihres inneren Wesens nur durch Anstoß und Gegenwirkung gewahr. Zur Entdeckung unserer besten, reinsten, unsinnlichsten Freuden gelangten wir, indem wir sinnlich handelten" (I,132).

Der Standpunkt, den Woldemar zu dieser, man sollte meinen, ihm äußerst adäquaten Auffassung einnimmt, ist für unsere Betrachtung von besonderem Interesse. Er nimmt Biederthals erkenntnistheoretischen Sensualismus auf, gibt ihm zu, daß die Seele ihres Wesens nur durch Anstoß und Gegenwirkung inne werde, und sagt: „Aber sie wird es denn doch inne, und sie gelangt zur Beschauung ihrer selbst. Sie, ihr inneres Wesen, ihr wunderbares Ich, wird und ist in allen Menschen sich selbst ein Gegenstand der Empfindung, der Betrachtung der Freude und des Schmerzes ... Freylich muß unser Bewußtseyn durch Einwirkung von außen zuerst geweckt werden; bestehen aber und fortdauern kann es nur in sich selbst durch deutliche Erkenntniß, die dem Menschen Persönlichkeit, Freyheit, inniges Gefühl der Seele, eigentliches Leben gibt. Also ist der Begriff, wenngleich sinnliche Empfindung unmittelbarer und früher ist, dennoch wichtiger, fruchtbarer, höher und besser. Wir werden jeder sinnlichen Vorstellung und ihres Gegenstandes überdrüssig, sobald sich die innere Vorstellung, der Begriff vollkommen gebildet hat. Der Kern ist alsdann genossen, die Hülse leer, und wir lassen sie liegen. Unser Leben hienieden ist nichts anders als eine solche fortgesetzte Vergeistigung der Körperwelt(!) und eine Verwandlung von Seele in Seele durch gesellschaftliche Bewegung. Willkührlich oder unwillkührlich, aus Instinkt und aus Vernunft streben wir demnach insgesammt, unsere Empfindungen in Begriffe zu verwandeln, Seele mit Seele zu durchdringen und in dem Gefühl eigener, unabhängiger, sich immer weiter ausdehnender Vortrefflichkeit den höchsten Grad unseres Daseyns zu erhalten" (I, 134 f.).

Von diesen Betrachtungen wieder zur Moral übergehend, sagt Woldemar: „Worin aber menschliche Vortreflichkeit bestehe, darüber ist unter Menschen von gesundem Menschenverstande nie ein Zweifel gewesen. Die Gaben sind mancherley; aber jeder ist vortrefflich in

seinem Maß, dessen Vernunft seine Empfindungen, Begierden und Leidenschaften überschaut und beherrscht. Ich sage, beherrscht!" — Woldemars antinaturalistische Tendenz — „denn Empfindungen Begierden und Leidenschaften müssen da seyn, wenn menschliche Vernunft da seyn soll. Kein Volk, keine Obrigkeit! Keine Obrigkeit, keine Gemeine! Je zahlreicher aber und je rüstiger die Menge, desto größer das Fürstenthum! Und gleich einem Fürstenthum ist die Vernunft, wovon ich rede. Ihr gehört jenes herrschende Gefühl, jene herrschende Idee, wodurch allen übrigen Ideen und Gefühlen ihre Stelle angewiesen wird und ein höchster, unveränderlicher Wille in die Seele kommt; von ihr kommt jener auf unüberwindliche Liebe gegründete unüberwindliche Glaube und mit diesem Glauben jener heilige Gehorsam, welcher besser ist denn Opfer. Unter allen Völkern und zu allen Zeiten ist hierüber nur Eine Stimme gewesen. Nicht den feurigen Sinn und das glühende Herz für sich allein, sondern den starken Geist, der Herz und Sinn nach Gesetzen zu lenken wußte, haben sie über alles bewundert" (I, 137 f.). Woldemar führt seine Anschauungen noch weiter aus und kommt schließlich zu dem Ergebnis: „Folgende Sätze bleiben unbeweglich: Daß, wo Menschen bloß durch Neigungen und Leidenschaften, welche Lage und Umstände in ihnen erwecken, zu Tugenden geführt werden, ihre Tugenden nicht anders als sehr unrein und mit großen Lastern vermischt seyn können. Ferner: Daß selbst auch diese unreinen und mit so vielen Lastern untersetzten Tugenden nur sehr schwankende und hinfällige Tugenden seyn können" (I, 148). Er endigt schließlich: „Der Mensch ist durchaus gebrechlich und wandelbar in seinem Thun, aber wo er noch einige Größe, einige Standhaftigkeit zu beweisen vermag, da vermag er es allein durch irgend einen hohen Begriff, der in seiner Seele herrschend geworden ist; da handelt er aus Vernunft, welche der Vorzug und die Ehre seiner Natur, der Sinn für sein inneres Wesen — und für die Gottheit ist" (I, 161).

Damit sind wir an dem Ziel, zu dem diese vorausgeschickte Charakteristik Woldemars führen sollte: Woldemar hat als das Unvergängliche, das ihm zum zuverlässigen Maß alles moralischen Handelns wird, von der Tugend eine abstrakte Idee und, was für uns fast noch wichtiger erscheint, er hat eine abstrakte Idee von sich selber, der er die herrschende Idee der Tugend gegenüberstellt. Diese abstrakten Ideen sind nichts Zufälliges, um einer bloßen Theorie willen Konstruiertes. Sie

ergeben sich vielmehr aus der charakteristischen Art seines ganzen Wesens. Er bekennt selbst: „unser Leben hienieden ist nichts anderes, als eine solche fortgesetzte Vergeistigung der Körperwelt." Dieser Begriffs-Idealismus Woldemars ist in seinem Sondercharakter ein durchaus Neues in der Entwicklung. Wo Werther sich noch in einer ungleich diesseitigeren, wenn auch übersteigerten Gefühlswelt bewegte, da lebt Woldemar in einer abstrakten Ideenwelt. Damit stellt Jacobis Woldemar den charakteristischen Vermittler zwischen Werthers Leiden und der Romantik dar, gerade deshalb, weil diese Ideen Woldemars keine mechanischen Begriffe im Sinne des Rationalismus sind, vielmehr einen dynamischen Ursprung haben, aus der Seele des Subjektes organisch erstanden sind; denn sofern das dynamische Moment in ihnen lebendig bleibt, und die Ideen aus einer inneren, ihnen selbst innewohnenden Kraft neue Ideen im Subjekt erzeugen, ohne sich an die Gesetze einer mechanischen Logik gebunden zu fühlen, ist in ihnen die Quelle der ganzen romantischen Spekulation gegeben.

Im praktischen Leben erweist sich dieser Idealismus Woldemars als Hemmnis, sich mit sich selbst und der Außenwelt in vollem Kontakt zu erhalten. Woldemar hat eine Idee von sich selber, eine Idee von anderen Menschen (Henriette) und eine Idee von dem Verhältnis der Menschen untereinander (Freundschaft), und alle diese Ideen bedeuten eine Übersteigerung der Wirklichkeit, hindern ihn damit, den realen Tatbestand der Dinge in sich zu objektivieren. Seine Ideen regen sich so ungleich wirklicher in ihm, daß ihm das reale Dasein dagegen zu einem Grad von Unwirklichkeit herabsinkt, ähnlich wie es von der Gefühlswelt Werthers gesagt werden konnte. Biederthal schreibt Woldemar einmal: „Es ist etwas in Dir, etwas — was Dich mit allem Gegenwärtigen bald entzweyen muß. Man kann nicht sagen, daß du dich überspannst; aber wohl, daß Du überspannt bist. So wurdest Du geboren und mußt darum auch alles außer Dir zu überspannen suchen, damit es Dir natürlich scheine und zu Dir stimme" (d. h. für dich wirklich sei), „mußt Dein Wesen hauptsächlich in der Einbildung haben und kannst auf kein Zureden hören. So wird Dir in der Länge kein Mensch genügen; Du wirst es keinem Menschen in die Länge aushalten — Woldemar! — Keinem! — Es ist traurig, daß Dir nie wohl seyn kann als im Irrthum. Wo du am Wahren, am Wirklichen hängst, Du machst so lange, bis ein Hirngespinnst daraus

geworden ist“ (II, 54 f.). Aber nicht nur im verschönernden Sinne trägt Woldemar ein übersteigertes Bild von den Dingen in sich. Auch sonst hindert ihn eine allzu lebhafte Vorstellungswelt, seine Einbildungskraft, seine „Imagination“, wie Jacobi sagt, die Dinge in ihrem wirklichen Verhältnis zu sehen. So ist bei dem noch zu besprechenden Konflikt des Romans seine Imagination von einer Untreue Henriettens so wirklich in ihm, daß er sich von dem gegenteiligen Tatbestand kaum noch zu überzeugen vermag.

Wir verstehen jetzt, wieso davon die Rede sein konnte, daß Woldemar die Eigenschaft besitze, etwas zum Schein sein zu können. Wir verstehen jetzt auch, wieso Woldemar Gefahr läuft, sich in sich selbst zu täuschen, indem er den Schein für Wahrheit nimmt. Wir verstehen, wieso Jacobi stets auf Woldemars Eitelkeit anspielt, da er sich immer in der Idee hat und zwar eine vergrößerte, überwirkliche, d. h. zu gute Idee von sich hat. Bei dem Thema von „Freundschaft und Liebe“ zeigt sich das in der Form, daß Woldemar irrtümlich die zu gute Idee von sich hat, daß er zur Freundschaft fähig sei. Das subjektivistische Selbstgefühl ist in Woldemar zum Selbstbewußtsein geworden. Wo Werther noch naiv fühlt, da spiegelt sich Woldemar beständig im Bewußtsein seiner selbst. Dies ist seine Schwäche, aber auch die Quelle aller seiner ihr entgegengesetzten positivistischen Tugenden von der Echtheit der Persönlichkeit.

Zum Schluß dieser voraufgehenden Betrachtung sei hier noch die Charakteristik Woldemars angeführt, die Jacobi selbst der zweiten Ausgabe seines Romans von 1796 einfügte, und in der es heißt: „Durch eine sonderbare Vereinigung von Ungestüm und Stille, von Trotz und Nachgiebigkeit hatte sich der jüngere Bruder schon in seiner Kindheit ausgezeichnet. Heftig ergriff sein Herz alles, wovon es berührt wurde, und sog es in sich mit langen Zügen. Sobald sich Gedanken in ihm bilden konnten, wurde jede Empfindung in ihm Gedanke und jeder Gedanke wieder Empfindung. Was ihn anzog, dem folgte seine ganze Seele; darin verlor er jedesmal sich selbst — träumte, dichtete sich eine Sympathie, die ein Mittel der Unvergänglichkeit und der Verklärung wäre für alles Herzerhebende und Schöne — fand in sich selbst ihr Bild — ahndete und genoß, genoß und ahndete — vermehrte seine Sehnsucht; wurde suchender und forschender mit jedem Tage; wurde mit jedem Tag: Was er suchte? Was er finden wollte? inniger ge-

wahr. So kam er seinem Gegenstande immer näher: so entfernte in gleichem Maße sein Gegenstand sich immer mehr von ihm. Das Geheimnis dieses Widerspruchs, wie es nach und nach seinem zarten Gefühl, seinem forschenden Geiste sich entdeckte, stimmte ihn zu einer Schwermuth, die jede schöne Seele ihm wird nachempfinden können, wenn auch die stärkere edel sich darüber zu erheben weiß" (1796 I, 14). Ein durchaus romantischer Charakter.

Wie sehr der verhängnisvolle Idealismus Woldemars mit Eigentümlichkeiten Jacobis selbst zusammenhängt, mag aus folgendem hervorgehen. Als Jacobi in seiner leidenschaftlichen Freundschaft für Goethe wankend geworden war, schrieb er in dem Brief vom 13. November 1779 an Georg Forster u. a.: „Es scheint, je leichter wir alle Falten des menschlichen Herzens durchdringen, je fertiger sind wir auch, uns in jedem besonderen Falle zu täuschen. Wir erdichten Menschen, daß sie aussehen, als müßten sie irgendwo lebendig sein, und aus den wirklichen Menschen machen wir uns etwas, das sehr viel von einem bloßen Hirngespinnste hat. Kein Wunder, da fast jeder Charakter von unendlichem Umfange ist. Da legt unsere Einbildungskraft uns gleich hundert Plane vor, aus denen wir denjenigen wählen, der uns am besten ansteht. Fällt aber die persönliche Beziehung weg, und wir tragen hernach bloß unsere Beobachtungen zusammen, dann ist kein Mensch gewesen, der es besser gewußt hat als wir". In Eduard Allwills Briefsammlung heißt es im 19. Briefe fast gleichlautend — auf die Ähnlichkeit hat Holzmann verwiesen a. a. O., S. 50: — „Es scheint, daß je geschickter wir sind, alle Falten des menschlichen Herzens zu durchdringen, desto fertiger sind wir auch, uns in jedem einzelnen Falle zu täuschen. Wir erdichten Menschen, sodaß man glaubt, sie müßten irgendwo vorhanden sein; und wieder aus den wirklichen Menschen machen wir uns etwas, was sich nirgend findet. Bei dem großen Umfange, den jede Art Charakter hat, geht das ohne Wunder zu. Unsere Einbildungskraft ist bereit, uns hundert Plane vorzulegen, um denjenigen herauszuwählen, nach welchem die Vorstellung sich am leichtesten und besten ausführen läßt, die der gegenwärtige Affekt sich wünscht. Verschwindet der Affekt, und wir übertragen nachher unsere gemachten Beobachtungen, dann ist kein Mensch, der es besser gewußt hätte als wir, wenn es uns darum zu tun gewesen wäre". Dies ist ganz der Fall Wolde-

mars mit Henrietten, wie sich zeigen wird. Wir sehen, es handelt sich hier um eine Familienähnlichkeit der Jacobi'schen Menschen mit ihrem Urheber. Übrigens läuft die Charakteristik, die Schiller einmal von Jacobi gibt, im Grunde genommen ganz auf dieselbe Eigenschaft hinaus. Er schreibt nach Jacobis ungünstiger Kritik des Wilhelm Meister am 1. März 1795 an Goethe: „Jacobi ist einer von denen, die in den Darstellungen des Dichters nur ihre Ideen suchen und das, was sein soll, höher halten als das, was ist. Der Grund des Streites liegt also hier schon in den ersten Prinzipien, und es ist völlig unmöglich, daß man einander versteht."

Analyse des Romans

Die aufsteigende Linie der Entwicklung von Woldemars Seelenleben

Liebe

Erst nachdem voraufgehend die einzelnen Emanationen des Seelenlebens in Jacobis Woldemar dargelegt sind, kann nunmehr eine Analyse des Romans versucht werden. Zu Eingang der Dichtung wird uns das harmonische Familienleben der Hornichs geschildert: Biederthal und Dorenburg mit Luise und Karoline verheiratet, Henriette im Hause des Vaters Hornich, dem sie die Tage seines Alters verklärt. Henriettes Freundin, Allwina Clarenau, vervollkommnet den frohen Kreis. Die Stimmung, die uns aus der Schilderung dieses glücklichen Zusammenlebens entgegenweht, werden wir im Zusammenhang unserer Betrachtung als eine im hohen Grade positivistische bezeichnen müssen. Am stärksten findet sie ihre Betonung in der Zeichnung des Charakters Henriettes. Von ihr lesen wir: „Eine Hauptstütze dieser schönen Verfassung war die noch unverheyratete mittlere Tochter Henriette" (I, 7). „Henriette kostete in ihren Schwestern die Wonne der Gattinn, der Mutter, der Vorsteherinn eines glücklichen Hauswesens und hatte reichlichen Ersatz. Denn wer auf Erden genießt mehr und besser als ein munteres Weib, das mit zärtlicher Sorgfalt an seinem Manne, mit heißer Liebe an seinen Kindern hängt? Geist und Herz in ihm bleiben in immerwährendem Triebe; seine süßen Leiden

schaften erneuern sich mit jedem Augenblick und werden in jedem Augenblick befriedigt. So ward auch Henriettens Seele durch Mitgefühl in beständiger Bebung erhalten, und Mitgefühl schwingt sich in hundert Fällen höher als eigenes" (I, 8 f.).

In diesen Kreis soll Woldemar eintreten, und Woldemar erscheint uns in der Verfassung, in der wir ihn kennen lernen, nichts weniger als von positiven Gefühlen erfüllt. Es sind schon in der vorausgegangenen Charakteristik wichtige Stellen seines Briefes an Biederthal angeführt worden, in denen Zeugnis von der Unbeständigkeit seiner Gefühle und der sich daraus ergebenden Unsicherheit seines Wesens abgelegt wird. Als charakteristisch sei noch folgende Stelle angeführt: „Wir erreichten die Landstraße — Knall auf Knall des Schwagers Peitsche, und die Pferde im vollen Trabe ... Ich schlug die Augen auf, sah Hecke, Baum und Land an mir vorbey schwinden — an mir vorbey zurück. Ich streckte maschinenmäßig den Kopf hinaus dem allen nach." ... „Unversehens gieng es mit einer Drehung die Anhöhe schnell hinunter. Alles, was da war, mir auf einmal entrückt! Ich stürzte zurück in den Wagen, preßte mein Gesicht aus allen Kräften zwischen die Lehnküssen und meinte, das Herz würde mir die Brust entzwey schlagen ... Weg! so immer weg — einst weg von allem! — so scholls dumpf in meinem Innern. Endlich brachen die Thränen los —" ... „ich weinte noch lange — weine noch heute" ... „Ach so bin ich. Etwas vergehen zu sehen, wär' es noch so gering, zu fühlen, es ist damit zu Ende — es ist aus: bis zur Ohnmacht kann es mich erschüttern" (I, 17 f.). Es ist die uns bereits bekannte Erscheinung, daß die Vorstellung der Veränderung im einseitigen Sinne der Vergänglichkeit den subjektivistischen Menschen erschreckt und die Unsicherheit des Gefühls für das Bestehende in ihm hervortreten läßt. Indes ist Woldemar nicht nur unsicher in sich selbst, er findet daneben auch keinen Raum in der Außenwelt für sein gesteigertes Gefühlsleben. Noch später schildert er seine damalige Verfassung einmal mit den Worten: „Ich erfuhr, daß ich Etwas im Busen trug, welches mich von allen Dingen schied, von mir selbst mich schied, weil es zu heftig mit allen Dingen sich zu vereinigen strebte. Jedermann liebte mich darum, daß ich alles so liebte; aber was mein Herz so liebend machte, so thöricht, so warm und so gut — das fand ich in Keinem ... — Von den meisten dachte ich deswegen nicht schlechter — zuweilen im Gegentheil nur desto besser; aber ich glaubte zu sehen,

daß überhaupt die Menschen wenig im Grunde nach einander fragen, wenig nach dem Menschen im Menschen. — Ich wurde duldsam und stille" ... „Jede Lust machte mich betrübt, weil sie nur Staub war vom Winde aufgeregt, dahin fuhr mit dem Lichtstrahl, mit dem Schall, mit dem Wallen des Blutes. Ich wollte Raum machen in meiner Seele, erretten wenigstens an meinem Theile — aber, ach! dann erwachte gewaltiger mein Herz, und ich fühlte zehnfaches Leiden. Wie oft habe ich auf meinem Angesicht gelegen vor der aufgehenden Sonne und vor der niedergehenden, unter den Mond und den Sternen voll Liebe und voll Verzweiflung und habe geklagt wie Pygmalion vor dem Bilde seiner Göttin ..." (II, 32). Wir sehen, es fehlt Woldemar an der notwendigen Beziehung, die ihn in der Wirklichkeit verankerte. Durch seinen übersteigernden Idealismus und ein übersteigertes Gefühlsleben ist er isoliert wie Werther, isoliert wider Willen, er ist enttäuscht und infolge dieser Enttäuschung bis zu einem gewissen Grade menschenscheu. Jacobi charakterisiert Woldemars Verfassung auch durch die Aufnahme, die sein erster Brief an Biederthal im Hornich'schen Kreise erfährt. Er läßt Henriette sagen: „O, daß ihm wohl würde unter uns, dem guten Woldemar — dem armen Betroffenen, in sich Gescheuchten! Daß ihm hier das Rätsel seiner Schwermuth schön sich löste — seine Wehmuth von ihm genommen würde! Ich meine, ich sehe ihn, wie er mit gesenktem Auge und wiegendem Tritte immer stiller, leiser, sinnender ins Leben hineinwankt!" (I, 27). Im Fragment von 1779 sagt Woldemar noch selbst: „So wandle ich immer weiter ins Leben hinein; betroffen, immer stiller und leiser, und lächle beym wiegenden Tritte mich an" (S. 36).[1] Und Henriette sagt ebenda: „Komm nur, du sollst Pflege finden — sollst finden, woran du verzweifelst — ein ganzes Herz, und das nichts verlangt, als nur dem Deinigen Ruhe zu geben" (S. 39), ferner: „An mir soll er eine Schwester finden, und glauben Sie mir, Biederthal, darum ist ihm mehr Noth als um eine Geliebte" (S. 40). Henriette spielt damit auf die Worte in Woldemars Brief an, daß Liebe zu Freundschaft empor kommen müsse, die wir schon früher kennen gelernt haben.

Woldemar wird im Hornich'schen Kreise aufs wärmste aufgenommen. Er kann sich nicht gleich an die neue Lage gewöhnen. So stark

[1] Vgl. hierzu Werthers Worte: „Ich kehre in mich selbst zurück und finde eine Welt! Wieder mehr in Ahnung und dunkler Begier, als in Darstellung und lebendiger Kraft. Und da schwimmt alles vor meinen Sinnen und ich lächle dann so träumend weiter in die Welt" (S. 14).

das Bedürfnis in ihm ist, sich durch positive Beziehung in seiner Umgebung zu verankern, so scheut er andererseits eine zu große Anhänglichkeit von Menschen, die am Ende doch wieder der einzigen Größe seines ideellen Gefühlslebens nicht gewachsen sein könnten. Im Fragment finden wir noch eine Stelle, in der die individualistische und die universalistische Tendenz seiner Seele in auffallendem Widerspruch nebeneinander auftreten: „Woldemar wurde die Seele der liebenswürdigen Familie, die ihn in ihre Arme gezogen hatte. Einen so glücklichen Zustand als derjenige, worinn er dieselbe angetroffen, durch seinen Beytrag noch zu erhöhen, mußte ihm die süßeste Zufriedenheit geben; nur war ihm das peinlich dabey, daß er spürte, er verminderе die Unabhängigkeit dieser würdigen Menschen, indem er ihnen zu unentbehrlich werde, und er fürchtete, bald in die Verlegenheit zu gerathen, entweder sie öfters zu kränken oder seine eigene Freyheit aufopfern zu müssen. Aber Freyheit läßt sich nicht aufopfern: es ist eine Sache, die nur im freyesten Tausch gewechselt werden kann. Das wußte er, und darum war es seiner Zärtlichkeit unausstehlich, wenn sich jemand um vieles mehr und stärker an ihn hing, als er selber gegenseitig thun konnte." Und dann heißt es im Gegensatz dazu: „Seine ganze, volle Liebe ... Ach! seufzte er wohl einmahl in der Stille, ach! ich sauge Küsse aus allem, was ich seh' in der Natur, sie füllen meine Lippen, man muß sie darauf schweben, zittern sehen ... aber wohin damit?" (S. 42).

Indes die Gebundenheit des Familienlebens wirkt denn doch bald sehr wohltuend auf Woldemar. Er sagt später einmal zu Biederthal — eclogariis citatis —: „Ich kam nach B. und fand gleich in Dir, noch mehr als ich gehofft hatte. Du warest mir um vieles näher, verstandest mich in tausend neuen Dingen, hattest ein Weib lieb gewonnen und mit ihr ein Haus gegründet. Dein Gewerbe, deine Wirthschaft mit Dorenburgen" — der mit Biederthal in Hornichs Handlung aufgenommen war — „Euer ganzes Wesen untereinander gefiel mir bis zum Entzücken. In Dorenburgen erhielt ich einen zweyten Bruder und, was ich nie gehabt hatte, zwey Schwestern in Euren herzigen Frauen" (II, 35). Mehr als an allen anderen schließt sich Woldemar aber an Henriette und Allwina Clarenau an. Die verwaiste Allwina lebt mit zwei Tanten zusammen, und Woldemar zieht als Anverwandter in das Clarenau'sche Haus, in dem Henriette täglich ein- und ausgeht. Woldemar findet ein großes Vergnügen in Allwinens und

ihrer Tanten Gesellschaft. Hier findet ihn Henriette, und wir hören von dem „in sich gescheuchten" Woldemar jetzt: „Manchmal weilte er ganze Nachmittage und bis in die Nacht, schwatzte, las vor, machte Musik mit den beyden Mädchen, zeichnete mit ihnen, ließ sich so hingehen in immer wärmerer Neigung zu allerhand Mittheilungen, und ihm war sehr wohl dabey, den Mädchen nicht minder" (I, 37). „Allwina hatte nie vorher das Leben so schön gefunden. Es war ihr neu und von ungemeinem Behagen, mit einem Manne umzugehen, der sie lebhaft interessierte, ohne sie in irgend eine Art von Verlegenheit zu setzen" (I, 38); denn Woldemar hatte gleich von Anfang Henrietten den Vorzug gegeben (I, 39).

In Henriette scheint Woldemar einer Verkörperung aller seiner positivistischen Ideale zu begegnen. Sie ist die harmonische, in sich selbst sichere Persönlichkeit, ist unbewußt alles, was Woldemar bewußt erstrebt, was Woldemar nie so rein erreichen, weil er es nie naiv, immer nur sich selber viel zu bewußt erreichen kann, und weil ihm immer die Selbstgefälligkeit, die Eitelkeit dadurch in seinem Streben einen Streich spielt. Wir begreifen daher, was Henriette Woldemar wird, wenn wir lesen: „Henriettes Herz war so glücklich gebildet, daß es die Unterstützungen der Sinne und der Einbildung gewissermaßen entbehren, daß es seine Verrichtungen allein bestehen konnte und genug hatte an seinen eigenen lautersten Gefühlen" (1779, S. 50). „Wenige Menschen wissen, was das für eine Stille und Stetigkeit in die Seele bringt, wenn man vor allen andern die eigentlichen Gefühle des Herzens zu schärfen und sie empor zu bringen weiß, wie sehr das allein schon heitert, wenn kräftigere Regungen den Meutereyen der Eitelkeit ein Ende machen, und man nur erst anfängt, in sich einen Mittelpunkt zu finden, bey welchem Stand zu halten ist. Henriette wußte dieses schon: daher war ihr Geist so hell, so fassend, ihr Gemüt so milde, ihr Sinn so still und heiter. Woldemar, der nach und nach sie erforschte, fühlte mit Entzücken, was ihm das Schicksal in ihr darbot. Beyder Einverständniß wurde von Tage zu Tage leiser und inniger" (I, 39). Auch Henriette gewinnt in der neuen Beziehung, die sie an Woldemar knüpft, im positiven Sinne und wird dadurch noch in höherem Grade dazu geschaffen, Woldemar etwas zu sein, das er vergebens in der Wirklichkeit zu suchen aufgegeben hatte; so heißt es: „Das schüchterne bescheidene Mädchen, welches zu seinem eigensten Daseyn bisher hatte nicht gelangen können, erwarb

es nun im fortgesetzten, vertraulichem Umgange mit einem erfahrnen, in sich schon bestimmten Freunde, der ihren besten Ideen und Empfindungen — den einsamen, verschlossenen — Ausflucht, lebendige Kraft und unüberwindliche Gewißheit zu verschaffen wußte" (I, 40).

Jacobi erzählt eine Episode, die für die veränderte Verfassung, in die Woldemar durch Henriette versetzt ist, besonders bezeichnend ist. Bei einem Ausfluge nach einem nahegelegenen Jagdhaus sehen Woldemar und Henriette auf belebter Straße ein kleines Mädchen mit einem Korbe auf dem Kopfe. Der Korb stürzt, und der Inhalt fällt auf den Boden. Ein kleiner Knabe müht sich vergebens, dem Mädchen zu helfen. Die vornehmen Spaziergänger lächeln und gehen vorüber. Woldemar springt hinzu und hilft den Kindern, Henriette kann nicht anders, ungeachtet der Aufmerksamkeit, die ihr ungezwungenes Benehmen bei der Menge erregt. Der ganze Vorgang ist zweifellos durch die Szene angeregt, in der Werther am Brunnen dem Mädchen hilft, den Wasserkübel auf den Kringen zu setzen. Woldemar spricht im Weitergehen davon, „wie die Leute im Angewöhnten sich so verlieren können, daß sie zu nichts Natürlichem mehr den Weg finden" ... „Da war doch keiner," sagt er, „der sich nicht vor Schande gefürchtet hätte, wenn er durch eine Handreichung dem Gequäle der armen Kinder ein Ende gemacht hätte; und nun, da wir es drauf wagten, nun werden sie es uns zur Eitelkeit deuten" (I, 43). Es ist bezeichnend für Woldemar, daß er den Eindruck seiner Handlungsweise auf die Leute vor Augen hat. Er gefällt sich tatsächlich in seiner Handlungsweise, trotzdem sie aus den reinsten, natürlichsten Regungen entsprungen ist. Er würde sonst gar nicht an die Möglichkeit einer Auslegung im Sinne der Eitelkeit denken. Ganz anders ist Henriette. Daher erklärt sich ihr Erstaunen. Wir lesen nämlich: „Zur Eitelkeit? stutzte Henriette. — Ja, sagte Woldemar, sie werden es für Liebe des Sonderbaren halten, was weiß ich? — allemal für Fratze" (I, 44). Der Gedanke wäre Henriette niemals gekommen. Sie bekennt denn auch: „ich hing so an Ihrem Arm, sah nur auf das Mädchen und den Buben und auf das, was Woldemar that, und wie der gieng, ging's eben hinten drein mit mir, ich weiß nicht wie, — und was soll es denn auch" (I, 44). Woldemar fühlt tief den Vorzug Henriettes, und der ganze Vorgang gibt Anlaß, dem Ausdruck zu geben, was er in Henriette gefunden hat. Henriette fühlt seine Bewegung, sie fragt: „Woldemar! was ist Ihnen, was bewegt Sie so

sonderbar? ... Was mich bewegt, erwiderte Woldemar ... Liebe! — das: daß Du da bist — wirklich da — daß ich dich endlich habe — ein Wesen, dessen Herz wie das meinige sich von jedem Moment der Schöpfung ganz erfüllen läßt — das sich nicht scheut allein zu thun, was unter tausenden keins möchte und auch keins dürfte, das eine That, die in tausend Fällen nicht schicklich, nicht schön und gut wäre, in dem Einzigen, wo sie schön und gut ist, schnell dafür erkennt und da muthig sie ausübt; das immer seinen eigensten Willen thut und doch mit hellem Blick gen Himmel sagen darf: ‚Vater, deinen Willen!' — O Du Eine! Du Meine!" (I, 45). — In dem „Vater, deinen Willen" liegt der angestrebte Positivismus einer Naivität, die handeln kann ohne jede Prätension, ohne Eitelkeit; liegt Woldemars Ideal; das, was ihm nicht zu eigen ist.

Woldemar hat in Henriette eine Verkörperung seiner Ideale gefunden. Er schwebt nicht mehr in einer imaginären Ideenwelt, er ist durch Henriette in der Wirklichkeit verankert. Es kann nicht wundernehmen, daß sein ganzes Gefühlsleben dadurch einen ungleich positivistischeren Charakter angenommen hat. Jacobi schreibt: „Zwey Jahre waren verstrichen, und Woldemar war mit jedem Tage froher und heiterer geworden. Er fühlte sich wie neu gebohren. Alle Menschen waren ihm lieber, und er war es allen Menschen und sich selbst. Es konnte nicht ausbleiben, nachdem er einmal in ein menschliches Wesen ein unumschränktes Zutrauen gesetzt hatte, daß die ganze Gattung bey ihm gewinnen mußte, wie viel mehr seine näheren Bekannten und Freunde. Jedermann pries die mit ihm vorgegangene Veränderung, daß er so merklich offener, mittheilender, duldsamer, gleichmüthiger und geselliger geworden wäre, daß man jetzt so viel mehr als sonst von ihm hätte. Es war ihm eben durch und durch wohl, und der Zufriedene, wie leicht wird dem nicht jedes Opfer? Er hat so viel zu missen?" (I, 46).

Freundschaft und Ehe

Die Beziehung zwischen Woldemar und Henriette nimmt im weiteren Verlauf Formen an, die unser Interesse besonders beanspruchen. Es ist schon wiederholt darauf hingewiesen, daß Henriette vor Woldemar Vorzüge besitzt, Eigenschaften verkörpert, die Woldemar nur als Ideal anstrebt. Unter diesen Eigenschaften ist insonderheit zu ver-

merken, daß Henriette im Zusammenhang der größeren Sicherheit ihres Wesens ein wohltemperiertes Gefühlsleben hat, nicht jene Leidenschaftlichkeit, die in ihrer ewigen Bewegung keine Bürgschaft für die Beständigkeit und Zuverlässigkeit ihrer Gefühle gewähren kann (vgl. Fragment S. 50.). Wir wissen, wie Woldemar seinerseits eine Mäßigung des Gefühlslebens anstrebt, auf daß Liebe zu Freundschaft empor kommen könne. Henriette ist in diesem Sinne in höherem Grade zur Freundschaft geeignet, sie zeichnet auch hier ein Vorzug vor Woldemar aus. Sie besitzt nach dieser Seite eine gewisse Überlegenheit über Woldemar, wirkt beruhigend auf ihn, wenn seine Leidenschaft sich gegen seine eigenen Schwächen richtet (I, 47).

Dieser Vorzug Henriettes vor ihm soll Woldemar durch einen äußeren Anlaß zum vollen Bewußtsein kommen. Woldemar erzählt Biederthal diesen Vorfall ausführlich in einem Brief, aus dem folgende Stellen angeführt seien: „Wir waren in Allwinens Garten und untersuchten sehr scharf an den verschiedenen Kirschbäumen den verhältnismäßigen Werth ihrer Früchte" ... „Wer ein paar Tage Hunger und Durst gelitten hätte, sagte unversehens Henriette, und käme über diese Bäume! Himmel! rief ich und sah ganz entzückt aus. Henriette lächelte: Wie der Mann die Stillung einer heftigen Begierde neidet, sagte sie, und gleich alles Angenehme, Liebliche, Köstliche dafür hingäbe!" (II, 41). Henriette nimmt daraus Anlaß, darzulegen, wie nur ein gewisser Mittelzustand mäßiger Gereiztheit den Menschen zum wahren Genuß in allen Dingen und zum richtigen Handeln in allem Leben kommen lasse. Sie zeigt, wie die leidenschaftliche Begierde des Mannes sein Vorzug, aber auch sein ewiger Mangel sei; daß die Mängel, die man dem weiblichen Charakter oft vorwerfe, am Ende nur auf einen Hauptmangel, auf den Mangel an sinnlicher Begierlichkeit hinausliefen. Sie spricht ganz aus ihrer eigensten Wesensart, wenn sie darauf beweist, daß eben dieses Mangels wegen der weibliche Sinn weit reiner, schärfer, vollkommener wäre als der männliche, die wahren Eigenschaften der Dinge, ihren innerlichen und verhältnismäßigen Wert zuverlässiger unterschiede, daß endlich und eben dieses Mangels wegen in einer weiblichen Seele jede schöne Bewegung leichter hervorkäme, ungehinderter und dauerhafter wirkte (II, 43 f.). Wir sehen, die geschilderten Vorzüge des weiblichen Charakters kommen den positivistischen Idealen Woldemars gleich; ihr Ergebnis ist ein innigerer Kontakt mit den Dingen der Außenwelt

und der eigenen Wesenhaftigkeit. Dem entgegen sagt Henriette von den Männern: „Neben Euren andern Sinnen habt Ihr auch ein Herz und seyd der edelsten Entschlüsse fähig. Ich will sogar Euch zugeben, wenn Ihr wollt, Euer Herz sey größer als das unsrige. Was hilft es, wenn seine Stimme durch den Tumult Eurer Begierden beständig unterdrückt wird? Daß ihr irgendwo in alleiniger Rücksicht des Edeln und Schönen handeln solltet und Euren Leidenschaften entgegen, daran ist nicht zu denken: Leidenschaft muß überall euch unterkrücken, selbst in der Freundschaft. Wo Ihr nicht eifert, da seid Ihr kalt und todt! — Hingegen ein Weib . . . Aber das begreift Ihr nicht, seht ihr nicht, das lästert Ihr sogar; lästert, weil Ihr selbst nur nach Lust dürstet, ohne die Brille der Begierde keine Schönheit wahrnehmen, ohne Zwang der Leidenschaft Euch an niemand hingeben, in ihrem heftigsten Rausche nur Euch selbst außer Acht lassen könnt" (II, 45). Wie Woldemar einmal ist, wie er sich selber kennt, muß ihn die Wahrheit dieser Worte in innerster Seele treffen. Hören wir, was er selber an Biederthal weiter schreibt, wie sich sein Verhältnis zu Henriette infolge dieses Gesprächs weiter gestaltet: „Sie schwieg. — Ihr Auge senkte sich — öffnete darauf sich wieder: — — Es verklärte sich ihre ganze Gestalt. — Dann hub sie an in himmlischen Tönen die Wonne einer schönen Seele zu beschreiben: ihre Stille, ihren Frieden, ihre Dehmuth und ihre Stärke. — Keine von den Musen hat so gesungen! Es floß durch alle meine Sinne, und ich fühlte Göttliches Wesen in der That und Wahrheit" (II, 46).

Wir fragen uns: Kann Woldemar dieses Mädchen lieben? Ist Henriette nicht zu Besserem geschaffen als zur Liebe, zu dem, was Woldemar *über* die Liebe stellt, zur *Freundschaft*? Er schreibt: „Das Mädchen war mir heilig geworden in dieser Stunde. Unsere Geister näherten sich von Tag zu Tage mehr, und von Tag zu Tage wurde die Entzündung einer gemeinen Liebe unter uns unmöglicher. Der bloße Gedanke daran wäre zuletzt mir ein Gräuel gewesen, ein Gräuel wie Blutschande. Jener Selbstbetrug, den wir platonische Liebe zu nennen belieben, konnte ebenso wenig mich anwandeln, ich war ihm nie ergeben; und Henriette, die Erzwidersacherinn aller Schwärmerey, hätte diese keinen Augenblick an mir geduldet. Wir wurden Freunde im erhabensten Sinne des Wortes" (II, 46 f.). Damit kommt ein im hohen Grade überstiegenes Moment in das Verhältnis zwischen Henriette und Woldemar, freilich ein Mo-

ment, das der positivistischen Bedeutung für Woldemar nicht entbehrt. Er sagt: „Das himmlische Mädchen deutete mir meinen alten Traum von Freundschaft, half ihm zur Erfüllung, machte mir ihn wahr. Kaum dachte ich zuweilen noch an diesen Traum und nie anders, als wie man an ein Hirngespinnst denkt. Ich hatte Freunde von allen Gattungen gehabt, hatte mit leidenschaftlicher Anstrengung die Menschen beobachtet, mich selbst zu erforschen gesucht — hatte gefunden: daß wir samt und sonders zu viele und zu heftige Begierden in uns haben und nähren, zu gewaltsam von den Sorgen, Geschäften, Qualen und Freuden des Lebens herumgetrieben, hin und her gerissen, entzückt und gefoltert werden, als daß irgendwo in diesen Zeiten zwey Menschen so Eins werden und bleiben könnten, wie meine liebevolle Schwärmerey es mich hatte träumen lassen" (II, 36).

Henriette hat Woldemar also seinen Traum zur Wirklichkeit gemacht. Aber wird mit der Verwirklichung dieses Traumes nicht gleichzeitig das Verhältnis zwischen Henriette und Woldemar im gewissen Sinne verunwirklicht? Wird es nicht aus einer ungleich positiveren Gefühlswelt in eine abstrakte Idee verflüchtigt? Das naive ursprüngliche Gefühl durch den Gedanken eliminiert? War es nicht Liebe, wirkliche Liebe, die zwischen Henriette und Woldemar zu keimen begonnen hatte? Im Anfange ihrer Beziehungen schrieb Jacobi einmal: „Wessen Seele mit himmlischer Liebe befruchtet wurde, wer gefühlt hat in seinem Inwendigen das unsägliche Weben, das mit dem Aufkeimen des herrlichen Saamens beginnt und zunimmt mit seinem Gedeihen zu Freundschaft, der wird von der Wonne, welche Henriette und Woldemar in diesem Zeitpunkt erfuhren, keine Beschreibung erwarten" (I, 40 f.). Und sind es denn nicht gerade die Unterschiede des Geschlechts, die Woldemar Henriette in den Vorzügen erscheinen lassen, die ihn an sie ketten? Er kann das geschlechtliche Moment ihrer Freundschaft auch nicht ganz in Abrede stellen, wenn er sagt: „Wir wurden Freunde im erhabensten Sinne des Worts, Freunde, wie Personen von Einerley Geschlecht es nie werden können(!), und Personen von verschiedenem es vielleicht vor uns nie waren(?!)" (II, 47). Die Geschwister, insonderheit Woldemars ungleich bodenständigerer Bruder Biederthal, haben es nie anders erwartet, als daß es zwischen Henriette und Woldemar zur Ehe komme, und nur in dem Gegensatz zwischen Woldemar und Hen-

riettes Vater das Hindernis gesehen, das den Dingen nicht ihren natürlichen Lauf lasse. Deutlich spricht sich denn auch aus den Worten Henriettes aus, wie der jetzige ungeschlechtliche Zustand zwischen ihr und Woldemar nicht der ursprüngliche, wirkliche, sondern im Gegensatz zur ursprünglichen Wirklichkeit ein gewordener, durch Woldemars eigentümliche, abstrahierende (idealisierende) Neigung gewordener ist. Sie gesteht ihren Schwestern: „Ich verlange das nicht zu läugnen, daß Woldemar Eindrücke auf mich gemacht hatte, wovon ich damals glaubte, daß Leidenschaft sie leicht zu Leidenschaft würde beleben können" (I, 176). Es lag in Jacobis Absicht, diese Auffassung von der Möglichkeit einer wirklichen Liebe in Henriette bestehen zu lassen, wenn er bei der Umarbeitung von 1794 aus dem Fragment die Worte Henriettes bei der Aufnahme von Woldemars erstem Brief im Anfang des Romans strich, in denen sie sagt: „an mir soll er eine Schwester finden, und glauben Sie mir, Biederthal, darum ist ihm mehr Noth als um eine Geliebte" (1779, S. 40). Auch jetzt noch klingt das Gefühl für die Möglichkeit zarterer Beziehungen in Henriette an, wenn wir lesen, wie befremdend es auf sie wirkt, daß Woldemar bei dem Gedanken Biederthals an eine Vermählung zwischen beiden nur gelacht habe, und es heißt: „Lebhaft fühlte sie in diesem Augenblick den Unterschied — zwischen Mädchen und Mann" (I, 175). Friedrich Schlegel hat in seiner Kritik denn auch in weiterer Darstellung überzeugend nachgewiesen, daß Henriette Woldemar ursprünglich liebt (vgl. Charakteristiken und Kritiken I, 44 f.); er übersieht dabei freilich, daß es durchaus nicht Jacobis Absicht ist, das in Abrede zu stellen, wie aus der Streichung der angeführten Stelle des Fragments offenkundig hervorgeht. Indes sagt Henriette weiter „Woldemar kannte sein Herz besser, und ich — habe seitdem auch das meinige kennen gelernt. Nunmehr, nach der innigen Freundschaft, die unter uns entstanden ist, kann ich mir Woldemarn gar nicht mehr als Liebhaber nur denken" (I, 176). Später hören wir von Biederthal geradezu die Auffassung vertreten, daß Henriette erst durch Woldemar in das unwirkliche Freundschaftsverhältnis getrieben worden sei. Es heißt da nämlich von Biederthal: „Das blieb auch nach seines Bruders wirklicher Verlobung mit Allwinen eben ausgemacht bey ihm, daß im Grunde von Woldemars Seele Henriette die Braut sey. Warum nahm er sie denn nicht zum Weibe? — daß sie nicht gewollt hatte: diese Thorheit war Woldemars Werk,

er hatte sie ihr eingegeben, sie dazu verführt" (II, 3). Woldemar selbst erscheint dieser Zustand hernach freilich als kein gewordener. Er schreibt in dem mehrfach erwähnten Brief an Biederthal: „Ich sah Henrietten. Sie zog mich an, aber mit einer Empfindung, die nichts mit ihrem Geschlechte zu thun hatte, und die mir ganz neu war. Ich wunderte mich und betrachtete das Mädchen aufmerksamer. Jeder weibliche Reiz an ihm war mir sichtbar, sichtbarer als allen andern: wie Henriette hatte noch kein Mädchen mir gefallen. Dennoch erregte sie nichts in mir von sogenannter eigentlicher Liebe. Die Eigenschaften, die ich an ihr entdeckte, konnte ich mit meinen allgemeinen Begriffen von ihrem Geschlecht nicht wohl vereinigen, konnte aber zugleich nicht in Abrede stellen: daß sie ganz Mädchen war" (II, 38).

Sei dem nun wie ihm sei: das ungeschlechtliche oder übergeschlechtliche Verhältnis zwischen Henriette und Woldemar muß als nunmehr tatsächlich bestehend anerkannt werden. Biederthals Hoffnung, beide zu vermählen, muß von Woldemar notwendig abgewiesen werden. Der Gedanke erscheint Woldemar so unmöglich, als eine Person eigenen Geschlechts zu heiraten. Er sagt: „Ihr wißt, daß ich Henrietten oft Bruder Heinrich nenne: so ist mein Gefühl in Absicht ihrer" (I, 170). Was aber das Wichtigste an der ganzen Sache bleibt: dieses Verhältnis erscheint Woldemar als das ungleich höhere. Er erklärt sich später einmal dahin: „Henriette war für mich ebensowenig Mädchen als Mann, sie war mir Henriette, — die Eine Einzige Henriette: und es wäre gewesen, als hätte ich sie verloren, als hätte ich sie zu Grabe gebracht, wenn in Absicht ihrer in meiner Vorstellung irgend eine Verwandlung hätte vorgehen müssen, — in unserem Seyn, in unserem Thun und Wesen irgend eine Veränderung" (II, 47 f.). Er sieht also in Henriette etwas Höheres als nur eine Gattin, und demgemäß muß sie ihm auch nach seiner Verheiratung noch mehr als seine wirkliche Gattin bleiben, etwas ganz anderes als diese, das somit frei neben der wirklichen Gemahlin bestehen kann. Dieser Gedanke, daß er Henriette durch eine Vermählung mit sich herabwürdigen könne, findet im Fragment noch eine stärkere Betonung, wo es heißt: „Warum soll ich durchaus Henriette lieben? und da ich sie nicht liebe, warum soll ich mich mit ihr vermählen? Ich verlöre dabey unendlich mehr, als ich gewönne. Das holde, trefliche Geschöpf scheint ausdrücklich gebildet zu dem freyen Verhältniß, das jetzt zwischen ihr und mir besteht. Zu ihren Kenntnissen und

Talenten hat sie noch alles erworben, was sie brauchte, um ganz meine Gefährtinn zu seyn, und meine Gefährtinn soll sie bleiben, soll nie meine Gattinn werden. Ich zittere vor dem bloßen Gedanken, ein so herrliches Verhältniß der Gefahr einer Verwandlung auszusetzen, wär' es auch nur der unbedeutendsten" (auch hier die uns hinlänglich bekannte Scheu vor einer verändernden Bewegung) — „Gott! diesen unschätzbaren Besitz — was schon wirklich da ist und über alles ist, freywillig zu zerstören — die höchste Glückseligkeit, die ich mir gedenken kann: — ich verdiente die Hölle! — Und ist es nicht für uns alle besser, am meisten für das liebe Mädchen selbst, daß sie ungefesselt wie bisher unter uns wandle gleich einer Gottheit, Freude und Seegen allenthalben vertheile?" (1779, S. 70 f.).[1] Woldemars Auffassung des ganzen Verhältnisses teilt sich auch Henriette soweit mit, daß sie sagen kann: „Aber den Fall gesetzt, es wäre möglich, daß Woldemar nun auf einmal in Liebe gegen mich entflammte — sieh! es würde dies eine Wirkung auf mich machen, wovor meine Einbildung sich entsetzt — es wäre das Unglücklichste, was mir begegnen könnte" (I, 176 f.). Auch ihr würde die Liebe jetzt nur noch wie eine Verunreinigung ihrer selbst vorkommen. Sie steht ganz unter dem suggestiven Einfluß dieser unwirklichen Idee Woldemars, und sie wirbt um Woldemar für — Allwina Clarenau.

Woldemar zögert, auf diesen Vorschlag einzugehen; er fürchtet sich, noch glücklicher(!) werden zu wollen. Er fürchtet auch einen Frevel an Henriette. Und nun zeigt es sich recht eigentlich, wie weit Hen-

[1] Es ist viel zu bekannt, als daß es einer weiteren Ausführung bedürfte, wie dieser Gedanke des freien Verhältnisses in geistiger Beziehung als etwas höheren denn die Ehe in der Romantik fortlebt. Es genügt daher auch des bloßen Hinweises, wie Jacobi im Woldemar auch in dieser Beziehung als der richtige Vorläufer der Romantik erscheint. Übrigens mag nicht versäumt werden, bei dieser Gelegenheit anzuführen, was uns ein Zeitgenosse über diese Auffassungsweise und der ihr entsprechenden Neigung Jacobis überliefert hat. Henrik Steffens, der in späteren Jahren, als Jacobi Präsident der Akademie in München war, in dessen Hause verkehrte, schreibt im 8. Bande seiner bekannten Memoiren „Was ich erlebte", Breslau 1843, auf S. 381: „Jacobi liebte es, geistreiche Frauen um sich zu versammeln und anzuregen; suchte er doch in seinem Roman Woldemar eine Art ohne allen Zweifeln höchst unschuldiger Bigamie als annehmlich und von hoher geistiger Bedeutung darzustellen. Eine rein platonische Ehe neben der physischen erschien hier und da als ein Zeichen höherer Bildung. Diese seltsame Grille trat in der Wirklichkeit hervor, selbst in meiner Nähe. Doch besaßen die eigentlichen Frauen selten Entsagung genug, um die doppelte eheliche Verbindung der Männer — eine für eine höhere Sphäre, die nicht aus dieser Welt war, und eine zweite nur zur Fortpflanzung des Geschlechts — gehörig zu schätzen, auch schienen sie dem Dinge nicht recht zu trauen."

riette von der Idee der Freundschaft beherrscht ist. „Sehen Sie nicht, was für eine Schmach Sie auf unsere Freundschaft werfen," hält sie Woldemar entgegen, „was für ein läppisches, ärgerliches Ding Sie daraus machen, sobald Ihnen diese im Wege ist, alles seyn zu können, wozu Sie von der Natur den eigentlichen Beruf haben?" (I, 182 f.). „Wenn Ihre Freundschaft zu mir das ist, wofür ich sie immer gehalten habe (und das muß sie seyn, oder es ist Grillenfängerey damit), so kann niemanden dadurch etwas genommen werden, am wenigsten dereinst ihrer Gattinn, wer sie auch sey" (I, 184). Allwina ist wie geschaffen dazu, die Bedürfnisse von Woldemars Herz zu erfüllen. Henriette meint, die Freundschaft mit ihr hätte neben Allwina gar nicht erst zustande kommen können, „wären Sie nicht der seltsame Mann mit einem Kopf, der Ihnen wenigstens eben so viel zu schaffen macht als ihr Herz und mit diesem ähnliche Bedürfnisse hat" (I, 185). Wir sehen, wie die Beziehung zu Henriette hier geradezu „rationalisiert" wird.

Woldemar muß einsehen, daß der Wunsch Henriettes für alle Teile nur ein Gewinn im positivistischen Sinne sein kann: für ihn, für Allwina und für Henriette, für die eine Ehe mit ihm ebenso ausgeschlossen ist, als für ihn mit ihr; für Henriette, die ihn in dem Sinne, in dem er ihr angehört, am wenigsten verlieren kann in einer Ehe mit ihrer liebsten Freundin; für Henriette, deren ganze Persönlichkeit so geartet ist, daß sie ihre eigentliche Bestimmung ihrerseits gar nicht erst in der Ehe finden würde; deren ganze Lage ohnehin eine so im vollendetsten Sinne positive ist, etwas so ihren ganzen Menschen ausfüllendes und befriedigendes hat, daß sie von dieser mit bestem Grund sagen kann: „die so voll herzlicher Geschäftigkeit, so voll wahres Lebens und Genusses ist, daß ich schwerlich zu weit gehe, wenn ich meine Bestimmung für so schön und gut und vollkommen achte als irgend Eine" (I, 183). Henriette sieht: „welche nützliche Sache in einer großen Familie, ja im Staat, eine ledige Tante ist". Von dieser sagt sie: „Sie hat alles Gute und nichts von dem Bösen einer milden Stiftung. Daß die mehrsten langweilig, verdrießlich, zänkisch, lästig, unerträglich sind, ist die Schuld der Person, nicht des Berufs. Dieser ehrwürdige Beruf und Stand soll durch mich einmal ein Muster bekommen; ich will — was noch keiner Tante eingefallen ist — den Tanten zum Exempel leben" (I, 183 f.). Wahrlich, an Henriettes Glück fehlt nichts weiter mehr als — der Positivismus Allwinas und Woldemars.

Henriette geht für längere Zeit mit den Clarenaus auf deren Landsitz Pappelwiesen. Dahin kommt nun Woldemar öfter hin zu Besuch. In der Gesellschaft der beiden lieben Mädchen beschleicht ein neues positives Gefühl seine Seele. Wir spüren es an dem unmittelbaren lebhaften Naturempfinden, das ihn erfüllt; denn der stärkere Kontakt mit sich selbst ist immer von einem stärkeren Kontakt mit der Außenwelt begleitet. Die Liebe zu Allwina steigt in Woldemar auf. Eine Lerche schlägt ganz plötzlich. — „Die Sonne neigte sich zum Untergehen. Sachte wandelten wir zurück nach Pappelwiesen. Ich zögernd hinter den zwey Mädchen — in mich sammelnd alle die Töne, die in meiner Seele angeschlagen hatten, daß sie nicht verhallten, wenigstens nicht so geschwinde verklängen. Ein vieljähriges Gemisch dunkler Empfindungen ordnete sich in Accorde, und diese Accorde wieder in Melodie" (I, 189). Immer wieder die Scheu vor der veränderten Bewegung wie schon bei Werther. Woldemar schreibt diese Worte an Biederthal. Henriettes Wunsch muß in Erfüllung gehen. Es sind die letzten Worte des ersten Teils des Romans, die es uns verkünden: „Allwina ruhte an Henriettens Busen. Da empfing sie Woldemars Gelübde, da ergab sich ihre Seele dem Edlen" (I, 190).

Zu Beginn des zweiten Bandes erfahren wir den Tod des alten Hornich und finden Woldemar mit Allwina bald darauf vermählt. Was Henriette vorausgesehen hat, trifft nun ein: die Vermählung bedeutet für Woldemar, für Allwina, für Henriette selbst nur Gewinn. Wir lesen: „Woldemar fand sich wie in eine neue und bessere Welt versetzt. Es war ganz über seine Erwartung, was er Allwinen in seinen Armen werden sah, und er konnte es nicht ergründen. Nie hatte jemand auf diese Weise Theil an ihm genommen, so wunderlieb und lauter, so aus ganzer Herzensfülle bis zur blinden Parteylichkeit und doch ohne Spur von Leidenschaft" (II, 20). Er schreibt an Biederthal, nachdem er das ungeschlechtliche seiner Freundschaft mit Henriette dargetan hat: „Nicht so Allwina. Sie war mein Urbild von reinem weiblichen Character, ganz geschaffen zur Gattinn und zur Mutter, der Ausbund ihres Geschlechts. — Ich nahm sie mit Freuden, sie mit Freuden mich: ich war entschieden für sie der einzige Mann, sie entschieden für mich das einzige Weib" (II, 48). Wer ist glücklicher als Henriette: „sie sah das alles und konnte fast die Wonne nicht tragen, die sie empfand" (II, 22). Muß sie nicht glücklich sein, da sie das ganz war, was sie ihrem ureigensten Wesen nach sein

mußte, sich in die vollkommenste Übereinstimmung mit ihrer eigentlichen Persönlichkeit gesetzt hatte, da sie von sich bekennen kann: „Das habe ich gethan: ich habe von ganzer Seele geliebet, was ich von ganzer Seele liebte — gethan, was ich nicht lassen konnte" (II, 22 f.). Und Woldemar schreibt an Biederthal: „Was ich aber nicht vorausgesehen, auf keine Weise geahndet hatte und doch so natürlich erfolgen mußte, war ein neuer Zuwachs von Freundschaft zwischen Henrietten und mir" (II, 48). Wir hören, daß Allwina, die voll Sorge gewesen war, ihre Ehe könne Woldemar Henriette entziehen, Woldemar dankbar ist für jede Zärtlichkeit, jede Liebkosung, die er Henriette erweist. Es sind die Nachwehen der Empfindsamkeit, die den Anspruch auf Alleinbesitz noch bisweilen schweigen lassen. Woldemar schreibt: „Wie mir dabey im Herzen geschah, was aus uns allen dreyen in einem solchem Umgange werden mußte, kannst Du Dir vorstellen und hast es zum Theil gesehen. Wir wurden je länger, je vertraulicher unter einander. Jene äußerliche Zurückhaltung, die Henrietten und mir als zwey unverheyratheten Personen, die keine Blutsfreunde waren, gegen einander geziemt hatte, durfte nunmehr wegfallen, und das geschah bald: wir wurden Bruder und Schwester — ganz und wie von Mutterleibe an. Allwina weinte oft vor Freude, und ich selbst fühlte mich kaum vor Wonne, wußte nicht, was mir widerfahren war. Aufgeregt war mein ganzes Wesen und dabey meine Seele doch so still, mein Geist so heiter! — Die frohe, freye, volle Liebe war es, die hatte dies alles gethan! Sie hatte bis auf den Grund mich erschüttert und erweckt, an sich gezogen jedes ihr ähnliche Gefühl, wie tief es schlummern mochte, hatte so erneuet, vervielfacht alle meine besten Kräfte; unaussprechlich mein Daseyn erhöhet; ein Leben, wie von Ewigkeit zu Ewigkeit in meine Seele geboren — —" (II, 49).

Der Höhepunkt der Entwicklung im positivistischen Sinne ist damit erreicht. Wir finden Woldemar in den ersten fünfzig Seiten des zweiten Bandes in einer seelischen Verfassung, die den vollen Gegensatz zu seiner Verfassung im Anfang des Romans darstellt. Er fühlt sich in vollster Beziehung mit sich selbst und mit der Außenwelt. Wir lesen: sein Herz schwellte „von Wonne; es stand unter einer Flut süßer, nie gekannter Empfindungen. — Und die Fluth hob ihn empor und trug ihn zurück — sanft hinauf den Strom bis zu den Quellen des Lebens. Von allem erwachte wieder in seiner Seele die Erste frisch blühende Empfindung. Der Frühling seines Daseyns wurde

 ihm wiedergegeben, eine zweyte Jugend, voller und kräftiger als die Erste, — Unschuld, Zuversicht und Paradies" (II,21). Den vollen Kontakt, in dem Woldemar jetzt mit der Außenwelt steht, bezeugt auch die naive Empfänglichkeit, die er jetzt den sinnlichen Annehmlichkeiten des Lebens entgegenbringt und von denen Jacobi in diesem Zusammenhang bezeichnend genug sagen kann: „Eine gewisse Befreundung mit Dingen dieser Erde ist süßer, als die Weisen denken. Wir können ja doch nicht von dieser Erde weg, so lange wir unsere Schweere behalten, und würden übel dran seyn, wenn sie uns nicht mehr tragen wollte" (II, 68). Große Stücke in dem langen Briefe an Biederthal schildern uns das ganz veränderte, unmittelbare Naturempfinden, das in mancher Beziehung lebhaft an die Passivität erinnert, mit der wir Werther in seinen positivistischen Stimmungen an die Natur hingegeben gefunden haben. Mehr noch an Werther erinnern die pantheistischen Naturstimmungen in den sogenannten „Schatten" Woldemars, die dem Brief an Biederthal vorausgehen und aus den Tagen vor der Vermählung stammen. Hier finden wir das warme Gefühl für das ganze Kleinleben in der Natur wieder, für das dynamische Prinzip des Lebens und in allem diesen das in den positivistischen Stimmungen stets wiederkehrende Moment der Ruhe: „Aus den Dörfern umher das Maygeläute, — nicht mit dem Wehen der Lüfte, (kaum daß ihr Wallen die Blätter bewegte!) — es schlich von selbst an mein Ohr ..." „kein rascher Lichtstrahl, der mir die Gegenstände aufdrang, ich genoß alles in Freyheit, in Ruhe, schwebte im Meere der Allmacht" (II, 17). Ferner: „Wunderbar ergriff einen das Gerege umher in allen Blättern" ... „Es hatte der Unermeßliche sich in niederes Gebüsch zu uns gelagert. — Wasser der Himmel — in Wasser der Erde! ... Leben — in Leben hinüber gestrahlt! — ... Kraft — mit Kraft sich begattend! ..." Schließlich: „Meine Seele, die einst nicht Einer Vorstellung sich bewußt war, nun so voll Empfindung und Gedanke! Eigenes, gefühltes Daseyn — aus dem Nichts! — Schöpfung!" (II, 19). Hier stellt sich freilich wieder der Gegensatz zu Werther ein, bei dem alles Empfindung und nur Empfindung ist, was bei Woldemar Empfindung und Gedanke wird. Aber diese Stimmungen werden noch an Kraft und Fülle im positivistischen Sinne weit überragt durch die Empfindungen, die nach der Vermählung in dem Brief an Biederthal

 zum Ausdruck gelangen. Die ganzen Naturschilderungen dieses Brie-

fes können hier freilich nicht wiedergegeben werden, nur die letzten Sätze einzelner Abschnitte, in denen die ganzen Stimmungen gipfeln, seien mitgeteilt. So heißt es: „Nie war meine Seele so in allen meinen Sinnen! — Lauter Genuß mein ganzes Wesen! — Ewigkeit mein fliehendes Daseyn!" ... „Alles entzückte mich, so wie es war. Ich freute mich ohne Aussicht, ohne Hofnung, ganz und gleich erfüllt von der Wonne jedes Augenblicks und wie von Allgenugsamkeit umgeben" (II, 29). Der Mond wird ihm zum Freunde, und er fürchtet ihn zu verscheuchen, auch hier die Scheu vor jeder verändernden Bewegung: „Ich regte mich nicht, mochte kaum aufschauen, als wäre es so in der That, und ich fürchtete ihm" (dem Mond) „die Freude zu verderben." Oder wir lesen: „Es war eine Nachtstille — ein Schweigen um mich her, wie das Schweigen unaussprechlicher Liebe", und dann wieder: „Ich schwebte wie in der Mitte der Schöpfung, aufgelöst, und an mich ziehend auf dem feinsten Aether eine neue Bildung" (II, 31). Er erinnert sich der Zeiten, wo alles so zerrissen, so uneins, so ungewiß in ihm war, und fährt fort: „Lieber wie ist mir so anders! Mein Herz, das einer Brust glich, worin der Lebenssaft zurückgetrieben wurde, weil dem Säugling die Klemme dahinriß, und die nun der Krebs angefressen hat — Es ist genesen! Ich lebe und liebe, und alles lebt und liebt um mich her. Wie dem Hiob hat mir der Herr alles zehnfach wiedergegeben und hat mich geheilt. Jeder Sonnenstrahl wird lebendig, wenn ich ihn Allwinens oder Henriettens Auge erhellen sehe; Mond und Sterne werden lebendig, wenn Allwina und Henriette in ihrem Schein mich umarmen: so wird mir alle die Liebe wiedergegeben, die ich hoffnungslos ausgoß ins Unendliche: — Lebendiger Othem ist in den Erdenkloß gedrungen; er ist Mensch geworden! — Fleisch von meinem Fleisch und Bein von meinem Bein nun die ganze Schöpfung — geschlungen an meine Brust und erwidernd meine Küsse! O, Lieber — wie ist mir so anders! ..." (II, 33 f.).

Am Schlusse dieses Abschnittes mag es wohl am Platze sein zu erwähnen, daß das Urbild der Henriette wohl Johanna Fahlmer sein dürfte, worauf Holtzmann a. a. O. S. 2 und S. 14 f. hingewiesen hat. Den Ausführungen Holtzmanns seien folgende Stellen entnommen: Jacobi, in der glücklichsten Ehe lebend, stand in einem innigen und nur durch den Tod getrennten Freundschaftsbunde zu

der trefflichen Johanna Fahlmer, der späteren Frau Georg Schlossers. Diese, eine Stieftante Jacobis, war ein Jahr jünger als er selbst und stand mit ihm von früh an in innigsten schwesterlichen Verkehr. Auf sie geht es, wenn in Jacobis Lebensnachricht (I a. B. I, V. IX.) steht: „Er hatte von Kindheit an, mehr als jeden anderen, den Umgang einer Person gleichen Alters, die eine Halbschwester seiner früh verstorbenen Mutter war, geliebt". Nach gemeinsam verlebter Jugend ging Johanna Fahlmer 1758 mit ihren Eltern nach Mannheim, um dieselbe Zeit Jacobi nach Frankfurt und Genf. Als Johanna, die unterdes ihren Vater verlor, 1776 mit ihrer Mutter nach Düsseldorf zurückkehrte, traf sie ihren Jugendfreund in glücklicher Ehe mit ihrer Freundin Betty von Clairmont und blieb in inniger Beziehung zu beiden. Nach einer überstandenen Krankheit schrieb sie in ihr Tagebuch: „Eine große Krisenzeit meines Lebens auch anderer als physischer Leiden". — Diese Beziehungen waren Goethe gut bekannt, sowohl früher durch Johanna Fahlmer und Jacobis Frau als nachher durch Jacobi selbst. Das eigentümliche Verhältnis Jacobis, seiner Frau und Johanna Fahlmers zu einander interessierte ihn. So schrieb ihm Betty am 6. November 1773: „Daß die Tante und ich unseren ebenen und geraden Weg nebeneinander ohne Stumpen und Stolpern gehen, ist wahr, obgleich noch wohl immer ein Rätsel für den Herrn Dr. Goethe Lobesam." Als Goethe daher seine Stella in der ebenfalls das Verhältnis zweier Frauen, obgleich in völlig anderer Weise zu einem Manne dargestellt wird, an Johanna Fahlmer und Jacobi schickte, konnte er sagen, daß ihm Stella „um Jacobis willen" lieb sei, und er konnte glauben, daß das Drama durch Johanna Fahlmers Hand, durch die es von Goethe zu Jacobi kam, diesem doppelt lieb sein müsse. Daß weitere Beziehungen zwischen Goethes Stella und den angezogenen Verhältnissen — die sich im Woldemar wiederfinden — bestehen, wie Urlichs und Wilhelm Scherer angenommen haben, lehnt Holtzmann dringend ab. Das Stück erregte auch keineswegs Jacobis Freude.

Niedergang der seelischen Verfassung Woldemars

Die Grundlagen des Konfliktes

Wir haben die aufsteigende Linie der seelischen Entwicklung Woldemars bis zu ihrem Gipfel verfolgt und wenden uns nun dem Konflikt

und dem in ihm gegebenen Niedergang der Handlung des Romans zu. Der Konflikt ergibt sich aus dem übersteigerten, überwirklichen Verhältnis Henriettes und Woldemars, und es bedarf deshalb noch einer Betrachtung dieses Verhältnisses aus einem anderen Gesichtspunkt, um den Verlauf der Geschehnisse verständlich erscheinen zu lassen.

Wir erinnern uns aus der Charakteristik Woldemars, daß zwischen ihm und seinen Freunden wegen seiner eingezogenen Lebensart „Spaltungen" entstehen (I, 48). Es fällt das in die Zeit, in der im Umgang mit Allwina und zumal mit Henriette die ersten neuen positiven Gefühle in Woldemar erwacht sind, in jene Zeit, in der seine Beziehung zu Henriette noch nicht jenen überstiegenen Freundschaftscharakter angenommen hat. Diese Spaltungen zwischen Woldemar und seinen Freunden führen zu den Auseinandersetzungen, in denen Woldemar seine Ideale vertritt. Wir wissen auch bereits, wie die Hornichs sich zu seinen Anschauungen bekehren, dann aber irre an ihm werden und in entgegengesetzte Extreme verfallen. Diese Mißverständnisse werden zwar beigelegt, indes haben sie tiefer auf Woldemar gewirkt, als es nach außen den Anschein nimmt. Woldemar „fühlte sich ewig getäuscht!" heißt es, „und dies vermehrte in ihm jene Schwermuth, die an Menschenhaß zu grenzen schien, ohne darin übergehn zu können" (I, 75, vgl. auch II, 171). Die Enttäuschung, die Woldemar an seinen Freunden erlebt, läßt dauernd die Beziehung zwischen ihm und diesen einen gewissen Grad von Vollkommenheit nicht mehr erreichen. Wir beobachten das bei den großen Moralgesprächen, die in der Folge zwischen ihnen statthaben. Wieder findet Woldemar nicht das volle Verständnis für seine Auffassungen, wieder werden diese von Biederthal in ein naturalistisches Extrem übertrieben, während Woldemar eine idealistische Richtung weiser Maßhaltung vertritt. So ist und bleibt eine Spaltung bestehen, die Woldemar von seinen Freunden trennt. Eine allein versteht Woldemar ganz, das ist Henriette. Von ihr hat es früher schon einmal geheißen: „sie konnte seinen Ideen und Empfindungen in ihrem höchsten Schwunge nach" (I, 47). So sieht sich Woldemar denn mehr und mehr auf Henriette *allein* angewiesen; Allwina ist demgegenüber doch nur ein begleitender Nebenumstand, sein Glück zu erfüllen, nicht es zu begründen. Durch das volle Verständnis mit Henriette, der „einzigen" Henriette, fühlt sich Woldemar in der Wirklichkeit ver-

 ankert. Wir ahnen bereits, welche Gefahr für Woldemar in dieser Beschränkung liegt. Verliert er diesen einzigen Stützpunkt seines subjektiven Selbstgefühls, so bricht er in sich selbst zusammen. Diese Gefahr findet in den besorgten Worten Biederthals mittelbar Ausdruck: „Lieber! wenn du das alles nur an einem Haare festhieltest — durchaus nur an einem Haare festhalten wolltest — Und das Haar zerriß — zerrisse vielleicht durch eine Bewegung Deiner eigenen Hand? — Lieber! ... O, erbarme dich deines Biederthals!" (II, 55).

Die alleinige Beziehung zu Henriette wird für Woldemar nun um so dringlicher, als sich gerade erst in dem Gedankenaustausch mit seinen Freunden jene abstrakte Ideenwelt in ihm ausgebildet hat, in die er sich aus der realen Wirklichkeit zu verlieren Gefahr läuft, für die er bei seinen Freunden eben keinen Widerhall findet. In diesem Sinne gibt eine Stelle im zweiten Bande, S. 171, den Schlüssel zum Verständnis des ganzen Konfliktes. Es ist dort von den Spaltungen die Rede gewesen, die zwischen Woldemar und seinen Freunden entstanden waren, und Henriette sagt: „Jene Irrungen waren unerheblich und bald geschlichtet, doch hatten sie auf Woldemarn so viel gewirkt, daß er seitdem mehr an sich hielt, geheimer und noch mehr allein mit seiner Muse lebte. Die Wahrheit ihrer Gesänge zu prüfen, war in ihm eine verborgene Sehnsucht, deren mannigfaltige Äußerungen er selbst noch nicht verstand. Er bedurfte einer gleichgestimmten freundschaftlichen Seele, um gewiß zu werden, seine Weisheit sey kein Gedicht. Es gelang ihm, sich wenigstens mit einer Erscheinung dieser Art zu täuschen, und nun hieng er sich an diese Erscheinung wie an den Bürgen seiner Glückseligkeit, seines Werths, seines eigentlichen Daseyns." Diese „Erscheinung" ist die Idee, die Woldemar sich von Henriette gebildet hat. Diese fährt fort: „Ich habe ehrlich mit ihm geschwärmt und muß es darum verzeihlich finden, daß er allmählich jede Zuversicht mehr aus der Freundinn Seele als aus seiner eigenen schöpfte. Fürchterlich muß die erste leiseste Anwandlung eines Zweifels an mir den Mann erschüttert haben! Er empfieng eine Wunde, die von selbst nie wieder heilen konnte; sie mußte unter sich fressen und in ein tödtliches Geschwür ausarten" (II, 171 f.). Es bleibt uns nun übrig, zu betrachten, wodurch das Verhältnis zwischen Henriette und Woldemar, auf das dieser sein ganzes Sein im subjektivistischen Sinne gründet, zerstört wird.

Keiner sieht die Gefahr für Woldemar in den gegebenen Umständen so klar voraus wie sein Bruder Biederthal. Für diesen ist es immer eine ausgemachte Sache gewesen, daß Woldemar Henriette liebt. Als Woldemar eine Heirat mit Henriette ablehnt, da ist Biederthal keineswegs von der Zutrefflichkeit dieses Entschlusses Woldemars überzeugt. Mag Woldemar noch so hoch und teuer versichern, er liebe Henriette nicht, für Biederthal ist das kein Beweis, daß sich Woldemar nicht irrt. Keiner weiß so wie Biederthal, daß Woldemar sich immer in der Idee hat. „Du bist ein so unbegreiflich sonderbarer Mensch — Hast Dich schon oft so unglaublich getäuscht . . . Wenn Du abermals Dich hintergiengest, Dich verwickeltest — Wenn ich Dich wieder unglücklich sehen müßte!" ruft er wehmütig aus (I, 172). Als er von der Verlobung Woldemars mit Allwina hört, sieht er daher die schlimmsten Konflikte voraus. Er fürchtet immer noch, daß sich die Gefühle Woldemars und Henriettes schließlich dennoch als Liebe offenbaren werden. Dieser Argwohn verläßt ihn nicht, er glaubt ihn bei den Verwicklungen, die entstehen, sogar mehr und mehr bestätigt zu sehen. Biederthals Standpunkt ist indes **nicht** der Standpunkt Jacobis. Mag Woldemar Henriette zuerst geliebt haben, der Dichter hält daran fest, daß ihr Verhältnis sich in ein solches einer tatsächlichen übergeschlechtlichen Freundschaft gewandelt hat. Dieser Standpunkt wird auch noch nach der Lösung des Konfliktes ausdrücklich betont. Woldemar sagt da zu Henriette: „Wie sehr es auch das Ansehen hat, daß meine Freundschaft zu Dir in leidenschaftliche Liebe ausgeartet oder jene Freundschaft selbst von Anfang an nur eine versteckte Liebe gewesen sey: so kann ich dennoch Dir betheuern, es war nicht so" (II, 264). Auch hinterher bleibt die Wahrheit für ihn bestehen, daß er sich in dieser Beziehung nicht über sich selbst getäuscht, Biederthal nicht mit Unrecht widerstanden habe (vgl. II, 265). Die Ursache des Konfliktes darf also nicht in einer geheimen Liebe Woldemars zu Henriette gesucht werden, sondern durchaus nur in der Stellungnahme Woldemars zu dem überstiegenen Freundschaftsverhältnis, daß ihn mit Henriette verbindet. Diesen Tatbestand hat auch Wilhelm von Humboldt (Werke I, 194) entsprechend betont.

Gerade der Umstand nun, daß Henriette und einzig und allein nur Henriette das volle Verständnis Woldemar für seine Ideale entgegenbringt und nach ihrer ganzen Wesensart dazu geschaffen erscheint,

diese Ideale Woldemars ihrerseits zu verkörpern, in dieser Idealwelt zu leben, dieser Umstand trägt dazu bei, der Freundschaft beider jenen überstiegenen Charakter zu geben, der sie allen realen Verhältnissen entrückt in eine überwirkliche, derartig vergeistigte Welt, daß nur ganz vollkommene Menschen in derselben zu leben vermögen. Die geringste Unvollkommenheit muß diese Idealwelt zerstören, für wirkliche Menschen ist sie nicht geschaffen, am wenigsten für einen Woldemar. Die Menschen, die darin leben können, sind nur leidenschaftslose Abstraktionen von wirklichen Menschen, Abstraktionen, wie sie nur ein Woldemar für wirklich halten kann. Der gefährliche Charakter dieses Verhältnisses zwischen Henriette und Woldemar in sich selbst wird von Biederthal richtig erkannt, wenn er zu Woldemar sagt: „in dein Verhältniß mit ihr bringst du eine Fantasie, vor der mir bange wurde, sobald ich sie entdeckte" (II, 54).

Wir erinnern uns, daß die übergeschlechtliche Freundschaft zwischen Henriette und Woldemar ihren Ursprung dem Umstand zu danken hatte, daß Henriette Woldemar eben zu seinem Ideal von Freundschaft geschaffen erschien wie noch kein Mensch zuvor. Diese Freundschaft in Wirklichkeit umzusetzen, würde voraussetzen, daß Woldemar nun ebenso zur Freundschaft geschaffen sei wie Henriette, daß er bis zu einem gewissen Grade ebenso „begierdelos" sei, mit seinem egoistischen Ich ganz zurückträte, keinerlei „Ansprüche" an die Freundin stellte, ganz sich genügen lasse an Vertrauen und Anhänglichkeit, „die nach nichts mehr fragt," wie er es in dem großen Brief zu Beginn des Romans selbst hingestellt hat (I, 25), kurz, daß er alle jene Eigenschaften in sich verleugne, die Jacobi mit dem Worte „Eitelkeit" zu treffen gewillt ist. Besitzt Woldemar diese Fähigkeiten zur Freundschaft nicht, steht er in ihnen nur hinter Henriette zurück, — so muß er selbst allein dadurch diese eine einzige Beziehung zerstören, die sein ganzes Glück ausmacht, die allein ihn in der Wirklichkeit verankert, muß er selbst nicht nur diese, sondern mit dieser auch sich selber zugrunde richten. Dieser Fall tritt ein. Den äußeren Anlaß dazu gibt ein Vorkommnis beim Tode des alten Hornich.

Der Konflikt

Zwischen Woldemar und Hornich herrscht, wie wir wissen, der unüberwindliche Gegensatz der älteren und jüngeren Generation der

sechziger und siebziger Jahre des Jahrhunderts. Mit Sorge sieht Hornich die engen Beziehungen zwischen Woldemar und seiner liebsten Tochter Henriette. Nie hätte er in eine Ehe Henriettes mit diesem Manne einwilligen können. Noch auf dem Totenbette verlangt er von Henriette ein feierliches Gelübde, daß sie nie Woldemar als Gattin angehören wolle. Henriette kann ihn leicht beruhigen, daß eine Ehe zwischen ihnen ausgeschlossen sei, überdies habe sich Woldemar mit Allwina verlobt. Darin sieht Hornich keine Bürgschaft für die Zukunft, er bleibt bei seinem Verlangen eines Gelübdes: das muß ihm, dem Manne des mechanischen Buchstabenglaubens, als das ungleich Bindendere erscheinen. Ein solches Gelübde geht Henriette indes gegen alle Natur. Sie erklärt ihren Schwestern: „Ihn durch die Erklärung, die er wünscht, zu beruhigen, das ist mir unmöglich ... weil ich dem Haß, der Verachtung gegen den Besten unter den Menschen nicht die Hand bieten will, weil ich in keinem Bund treten will gegen meinen Freund! — Ein feyerliches Gelübde meinem Woldemar zur Schmach!" (II, 7). Henriette müßte sich selbst untreu werden, wenn sie dem Wunsche ihres Vaters entspräche. Sie ist in einem furchtbaren Konflikt. Es handelt sich um den Tod ihres Vaters. Sie kann ihren Vater beruhigen, kann ihn vielleicht durch diese Beruhigung noch einmal zurückhalten. Sie unterliegt schließlich den widerstreitenden Gefühlen und erfüllt ihres Vaters widernatürlichen Wunsch. Der alte Hornich stirbt. Aber Henriette ist nicht glücklich; nichts von der ausgleichenden Versöhnung dessen, der sich selbst überwunden hat, lebt in ihr. Sie empfindet ihre Handlung nur als einen Abfall von sich selbst: „Arme Henriette, daß du nicht entschlossener, daß du nicht stärker warest!" (II, 15) sagt sie unmittelbar hernach von sich selbst, und später noch charakterisiert sie ihre Handlungsweise als Sünde, indem sie bekennt „ich hatte wider die Stimme meines Herzens gehandelt, hatte ein heiliges Gefühl in meinem Innern — Jenes, wovon die Tugend lebt, wodurch sie ist — soll ich sagen überwunden? ... Es war am Sterbebette meines Vaters, und der Sterbende flehte. Ich kämpfte, Gott weiß mit welchem unsäglichen Schmerz — kämpfte bis zur Todesangst. Dies entschuldigt, aber es reiniget mich nicht: denn ich hörte noch immer die warnende Stimme in meinem Innern und folgte dennoch einem anderen Zuge — sündigte! ..." (II, 253). Dieses Gefühl einer allen schwächlichen Anwandlungen eines verlogenen Altruismus entgegengesetzten moralischen Pflicht

gegen sich selbst nicht aus kleinlichen Nützlichkeitsgesichtspunkten des Egoismus, sondern aus einer durchaus edlen Treue der Persönlichkeit berührt uns fast modern im Sinne mancher Dichter unserer Tage (Richard Dehmel u. a.). Aber Henriette ist diesem Gefühl nicht treu geblieben. Sie ist gefallen.

Woldemar darf nichts von dieser Untreue Henriettes erfahren. Es würde das ideale Bild, daß er von Henriette in sich trägt, zerstören, würde den Bürgen der Gewißheit in ihm zerstören, daß sein Persönlichkeitsideal nicht nur ein „Gedicht" sei. „O, ich weiß, — ich weiß nur zu wohl, daß ich schweigen muß!" (II, 15), sagt Henriette zu Biederthal. Bedenken wir ja, was das bedeutet: Henriette muß schweigen vor Woldemar! Es gibt etwas, das zwischen Henriette und Woldemar steht! Ja, Woldemar darf nicht einmal erfahren, daß sie ein Geheimnis vor ihm hat. Hat sich aber bei alledem das Gefühl Henriettes für Woldemar damit verändert? Ganz gewiß nicht. Kommt Woldemar etwa zu solchen Schlüssen, so liegt die Ursache dazu einzig und allein in ihm selbst, nicht in den tatsächlichen Verhältnissen. Daran ist notwendig festzuhalten. Der Argwohn, der in ihm entsteht, beruht einzig und allein in dem, was Jacobi Woldemars „Eitelkeit" nennt, und Woldemar hat sich damit seines eigenen Ideals von Freundschaft unfähig erwiesen. Zum weiteren Verständnis der Geschehnisse ist es wesentlich, den Unterschied der Auffassung im Auge zu behalten, der Woldemar und Henriette einerseits von ihren Geschwistern andrerseits trennt. Von diesen wird der lange Widerstand Henriettes gegen das geforderte Gelübde durchaus mißverstanden: auch dieser wird von den Geschwistern nur als — Liebe ausgelegt. Sie sehen alles von der rührenden, statt von der tragischen Seite. Für die Größe von Menschen wie Woldemar und Henriette haben sie kein Verständnis. Auch daraus mögen wir sehen, wie einsam Woldemar und Henriette dastehen, wie sie beide einzig und allein aufeinander angewiesen sind, sie, die sich gerade zu verlieren drohen.

Ein zufälliger Umstand bringt nun das Wahrscheinlichste zuwege: Woldemar erfährt den ganzen ihm von Henriette geheimgehaltenen Tatbestand. Wie Werther mit Vorliebe dem Zeichnen obliegt und einen Schattenriß von Lotte macht, so hat Woldemar einen Entwurf zu einem Familiengemälde gemacht, den er Henriettes Schwester, seiner Schwägerin Luise zeigt, die außer sich vor Freude über diese

Zeichnung ist.[1] Das Blatt wird von Woldemar und Luise in allen Einzelheiten durchgesprochen. Den mehrsten Stoff geben die zwei Hauptfiguren Henriette und ihr Vater, die als Mittelpunkt die ganze Komposition beherrschen. Luise kommt voll Rührung immer wieder auf diese zurück. Es rührt sie die Erinnerung an das Opfer, das Henriette ihrem Vater vor seinem Tode noch gebracht hat, das Opfer eben einer geheimen Liebe, wie es Luise nicht anders versteht. Unglücklicherweise begegnet es ihr in ihrem Entzücken die Worte auszustoßen: „Sie können das nicht so fühlen wie ich! — Sie wissen nicht alles" (II, 58). Diese Worte Sie wissen nicht alles sind der Angelpunkt der inneren Handlung des Romans. Mit ihnen erfährt Woldemar: es gibt etwas um Henriette, davon er nichts weiß. Ist es etwas, das Henriette selbst nicht weiß, oder etwas, das sie ihm vorenthält? Jacobi schreibt: „Sobald Luise die Worte aus dem Munde waren, erschrak sie und wurde glühend roth. Dies machte Woldemars Aufmerksamkeit rege. Er fragte, und nun verwandelte sich die Röthe der armen Luise in Blässe. Je ängstlicher sie sich weigerte mehr zu sagen, desto dringender wurde Woldemar. So kam es dahin, daß die arme Luise halb aus Furcht, halb aus Treuherzigkeit zuletzt nachgab und ihm alles offenbarte" (II, 58 f.). Wird Woldemar die Handlungsweise Henriettes objektiv beurteilen, wird er Henriette gerecht werden?

Wir hören gleich, daß Luise Woldemar „einen Stachel ins Herz gesenkt" habe (II, 59). Er bringt die ganze Nacht in seinem Sessel zu. „Ehe er sichs versah," heißt es, „hatten seine Gedanken sich so gehäuft, sich so vielfältig durcheinander geschlungen, daß er wie erstarrt davon war" (II, 59), und er entdeckt, daß er mit Henriette unzufrieden ist: „Unzufrieden mit Henrietten? — Er erschrack vor dieser Vorstellung" (II, 60). Er sucht sich zu beschwichtigen. „Aber schnell kam wieder eine neue Gedankenreihe", lesen wir, „die ihn faßte und nieder hielt: Mir entsagt — feyerlich — heimlich! — Ihr Vater, ihre Geschwister vermochten sie dahin zu bringen!" Diese Entsagung an und für sich ist nicht das Unerhörte an der Tatsache, sondern: „Sie hat

[1] Im Fragment von 1779 ist es kein Familiengemälde, sondern nur ein Bildnis Henriettes, wodurch eine Reminiszenz an Werthers Leiden noch wahrscheinlicher wird. Es heißt: „Von Henrietten war eine Menge Abbildungen da, die er vor und nach in allerhand Manieren und Launen verfertigt hatte; aber so regend, so voll Bedeutung wie diese noch keine" (S. 161). Vgl. dazu Werthers Leiden: „Lottens Portrait habe ich dreimal angefangen, und habe mich dreimal prostituirt; das mich um so mehr verdrießt, weil ich vor einiger Zeit sehr glücklich im Treffen war. Darauf habe ich denn ihren Schattenriß gemacht und damit soll mir g'nügen" (S. 57).

 ein Geheimniß mit ihnen gegen Woldemarn! — O, ich bin ihr nicht, was ich dachte! — Henriette ist nicht . . . Er fuhr in die Höhe — wieder zurück — wußte sich nicht zu lassen" (II, 60). Es ist charakteristisch, wie sich das erste Gefühl, das sich vorerst nur auf die unaufgeklärte Kunde von Henriettes Gelübde gründet, bei Woldemar sofort in Gedanken umsetzt und als Gegenstand seiner selbsttätigen Einbildungskraft ein von allen realen Tatsachen der Außenwelt unabhängiges Dasein gewinnt. So kehrt Woldemar trotz gegenteiligen Entschlusses eigentlich schon mit einer fertigen Imagination davon, daß Henriette von der Freundschaft mit ihm abgefallen sei, daß ihre Gefühle für ihn sich verändert, sich nicht bewährt hätten, aus der Stadt, wo er die Begegnung mit seiner Schwägerin Luise gehabt hat, zu Allwina und Henriette auf sein Gut zurück, und es heißt: „Bey seiner Ankunft nahm die einzige Henriette etwas verändertes in seinen Zügen wahr" (II, 61). Trotz aller Liebe, mit der ihn Henriette umgibt, überfällt ihn immer wieder der Gedanken an das Geheimnis zwischen ihm und ihr (II, 62). Nun sind Henriette inzwischen Verleumdungen zu Ohren gekommen, die ihr reines Freundschaftsverhältnis zu Woldemar in den Schmutz ziehen, die sie selbst damit eines gewissen Grades von Unbefangenheit berauben, den sie Woldemar gegenüber stets an den Tag gelegt hat. Woldemar kann nicht umhin, schließlich zu merken, daß Henriette ihm gegenüber ein verändertes Betragen zeigt. Das muß ihn in seiner Imagination von Henriettes Abfall bestärken. Er wehrt sich zwar gegen diese Erkenntnis, indes wir lesen trotzdem: „Er stellte wider seinen Willen Beobachtungen an, und so geriet er immer unwillkührlich endlich dahin, daß er seine Freundinn bald hie, bald da auf die Probe stellte." Und „Nun war Woldemar verloren" schreibt Jacobi (II, 71).

Man bedenke, wie sich das Verhältnis zwischen Woldemar und Henriette verändert hat. Er nimmt seine Freundin nicht mehr, wie sie ist, und identifiziert sich mit ihr durch eine unbefangene Hingabe, sondern er stellt sich als reflektierendes Subjekt ihr als einem außer ihm liegenden Objekt gegenüber, indem er sie auf die Probe stellt. Eine solche Gegenüberstellung von Subjekt und Objekt ist mit der Aufhebung einer unbedingten Identifizierung des Objektes durch das Subjekt bereits ein gewisser Grad von Ironie, ohne gleich den Charakter des passiven Unvermögens haben zu müssen. Woldemars Imagination von dem Zustand Henriettes trübt ihm bei seinen

Beobachtungen den Blick, so daß er seine Proben so lange fortsetzt, bis er eine Bestätigung erhält. „Seine ersten Versuche mit Henriette fielen zweydeutig aus", heißt es, „Er machte Neue und ließ sie schneller auf einander folgen. Endlich erhielt er Resultate, welche seine Bemerkungen zu bestätigen schienen". Da heißt es dann wohl: „Das wollte er nicht! Falsch sollten sie befunden werden, durchaus falsch! sie mußten es — beym Himmel sie mußten!" (II, 71), aber wir gewinnen den Eindruck, daß diese Forderung viel unwirklicher in ihm lebt als seine fertige Imagination. Dasselbe gilt von den folgenden Worten: „Keine Sorge, rief er schwindelnd aus, keine Sorge! Bey allem, was heilig ist, ich bin nur ein Thor! — Gott weiß, ich bin nur ein Thor, und es wird offenbar werden!" (II, 72). Er ruft „keine Sorge!", da er voller Sorge ist, „ich bin nur ein Thor", da er überzeugt ist, daß er kein Tor ist, „es wird offenbar werden", da in ihm feststeht, daß die Sache so ist, nichts anderes offenbar werden kann; denn der Zustand in seiner Imagination ist in ihm ungleich wirklicher als die Erscheinungen der Außenwelt, die er untersuchen will. „So drang er immer weiter voran", lesen wir, „gieng unablässig hin und her in dem Nebel, der zwischen ihm und seiner Freundinn aufgestiegen war — ob er nicht verschwände?" (II, 72).

Mit der Störung, die in dem bisherigen zwanglosen Zusammengehörigkeitsverhältnis mit Henriette eingetreten ist, verfällt die positive Sicherheit und Beständigkeit Woldemars aufs neue einer nervösen Unruhe stetigen Wechsels. „Zuweilen, nahe bey, schien er weg zu sein", heißt es; „einige Schritte davon, ach, da war er wieder! — Dann schwoll ihm das Herz bis zur Beklemmung, und was er begann, um des Dranges los zu werden, war alles eitel, bis etwa ein Ausbruch von Zärtlichkeit und Wehmuth in Henriettens Armen wieder einige Erleichterung verschaffte" (II, 72). Woldemars „abwechselnde Laune und das oft so Unnatürliche und Plötzliche in diesen Abwechslungen" (II, 76), kann uns nicht weiter überraschen. Es ist ein uns längst bekanntes Symptom in allen depositiven Stimmungen und bezeugt uns nur, wie der verminderte Kontakt mit Henriette auf ihn zu wirken beginnt. Das Sprunghafte der Gefühle Woldemars raubt ihnen indes auch die sichere Ruhe, und läßt sie naturgemäß wieder jenen leidenschaftlichen Charakter annehmen, der so wenig zu dem Freundschaftsideal Woldemars zu passen scheint. „Seitdem er das Geheimniß von Henriettens Gelübde erfahren hatte", heißt es,

„war mehr Lebhaftigkeit, aber damit auch von seiner Seite mehr Ungleichheit in seinem Umgang mit ihr gekommen. Alle seine Empfindungen für sie waren bey diesem Vorfall außerordentlich erregt und in eine Art von Gährung gesetzt worden, und wie einer, dem ein theures Geschöpf, das seine ganze Wohlfahrth trägt und bindet, in Gefahr schwebt, fühlte er jetzt doppelt ihren Werth und alle seine Liebe zu ihr. Da ergriff er sie denn manchmal und schlang sie fest und immer fester in seine bebenden Arme. — Du bleibst mir doch, Henriette? sagte er zu ihr — ich verliere Dich nie? — nicht wahr, ich verliere Dich nie? — Tausendmal eher den Tod — als Dich missen! — O, Du weißt nicht, wie an Dir mir alles gelegen ist, alles gelegen seyn muß, und was das für eine Liebe ist, mit der ich Dich liebe!" (II, 72). Die Angst, die in diesen Worten liegt, kündigt die Unwirklichkeit des Besitzes an; denn der hat innerlich schon verloren, in dessen Argwohn die Möglichkeit des Verlustes auftaucht.

Diese erneute Leidenschaftlichkeit Woldemars, die so gar nicht mehr in den Charakter des Freundschaftsverhältnisses paßt, muß auf Henriette einen um so peinlicheren Eindruck machen, als sie ohnehin schon durch das Gerede der Unberufenen einen Teil ihrer früheren Unbefangenheit Woldemar gegenüber eingebüßt hat. Jetzt taucht auch in ihrer Seele zum ersten Male das Bewußtsein von einer verminderten Unbedingtheit des Zusammengehörigkeitsverhältnisses auf, und es ist interessant, wie dieser Gedanke auch für sie etwas von Wahnsinn zu bedeuten scheint. Wir lesen: „Henriette wußte nicht wie ihr geschah. Bisher hatte sie ihrer Freundschaft für Woldemarn weder Maaß noch Ende gewußt. Nicht der entfernteste Gedanke an Zurückhaltung war ihr je in die Seele gekommen. Und nun auf einmal — Was? — Es ließ sich nicht ausdenken. — Schranken! — Grenzen! — Einer solchen Freundschaft — Woldemars und Henriettens Freundschaft! — Grenzen? — Schranken? — Wie? Warum? Welche? — Sie glaubte von Sinnen zu kommen" (II, 74 f.).

Henriette hat bis dahin den leidenschaftlichen und krankhaften Gemütszustand Woldemars darauf geschoben, daß auch er von dem Gerede in der Stadt gehört, und dieses ihn in solche Erregung versetzt habe. Sie fühlt die Notwendigkeit, sich mit Woldemar darüber auszusprechen. Inzwischen spricht Biederthal aber — wie er es versteht — ihr gegenüber die Befürchtung aus, daß Woldemars Zustand sich auf einer Leidenschaft für sie begründe. Wiewohl Henriette nicht

daran glauben kann, so liegt es doch auf der Hand, in welche Aufregung sie der bloße Gedanke an die Möglichkeit eines solchen Falles versetzen muß, wie er sie rein gefühlsmäßig der Unbefangenheit gegenüber Woldemar in noch höherem Maße als bisher berauben, die Spaltung zwischen beiden noch mehr vergrößern muß. Diese veränderte Situation kommt Woldemar unmittelbar zum Bewußtsein, als er Henriette am selben Tage wiedersieht. „Woldemar fuhr zusammen", heißt es da, „suchte aber seine Befremdung durch einen desto wärmeren Empfang unmerklich zu machen; aber starr sanken darauf seine Arme an ihr herab. Henriette fühlte es und beide überlief es kalt . . . Verloren! verloren! schrie es in seiner Seele, verloren!" (II, 88).

Sie sind in Gesellschaft. Henriette sagt Woldemar unter der Hand: „Lieber Woldemar, nicht wahr, wir haben mit einander zu reden? Auf den Abend! Nur bis dahin, Lieber, sey ruhig!" (II, 89). Henriette — das ist charakteristisch —, die erst selbst so vor einem Mangel des Unbedingten in dem Freundschaftsverhältnis erschrak, hat ihre volle Gefühlssicherheit wieder. Sie ist ganz Frau, sie hat etwas zu bemuttern, in diesem Sinne steht sie über der Situation, über Woldemar! Im Laufe der Gesellschaft kommt es zwischen ihr und ihm zu folgendem bezeichnenden Auftritt: „Ich muß, sagte er, ich muß gleich diesen Augenblick mit Ihnen reden, kommen Sie mit. — Das kann nicht seyn! erwiderte Henriette mit einem äußerst gefaßten Ton; auf den Abend, sagte ich Ihnen; dabey bleibt es. — Woldemar glaubte in ihrer Gebärde etwas von Verachtung wahrgenommen zu haben und entfernte sich mit zerrissenem Herzen" (II, 91 f.). Am Abend endlich findet die Aussprache statt. Henriette ist sehr lieb, ganz Seele. Aber so spricht nicht die Freundin zum Freunde. Henriette ist nicht Mädchen, sie ist Frau, ganz Frau, ganz Mutter; Woldemar das Kind, und wenn es tausendmal mit ganzer Seele geliebt wird, doch nur Kind. So hat sich das Gleichheitsverhältnis zwischen Henriette und Woldemar verschoben, wie wir es ähnlich zwischen Werther und Lotte beobachtet haben, das Einheitsverhältnis gelöst. Henriette sagt ihm, „was für häßliche Gerüchte entstanden wären; wie ihr diese zu Ohren gekommen; was sie dabey empfunden; was sich nachher in ihr zugetragen; was sie darauf an ihm beobachtet hatte; — und nun den ganzen gegenwärtigen Zustand ihrer Seele... Lassen Sie uns", sagt sie weiter, „was unser äußeres Betragen gegeneinander betrifft,

einige Schritte rückwärts thun. Seit Allwina ihre Frau ist und schon vorher haben wir unvermerkt angefangen, uns weniger hierin um öffentliches Urtheil zu bekümmern. Dies unschuldige Vergessen war so natürlich, es floß so unmittelbar und rein aus den Wendungen unserer Verhältnisse, aus unserer ganzen Lage, war so schicklich zu den Bedürfnissen von Allwinens Herzen — war durchaus so schön. ... Aber nun bin ich gewarnt. Unsere Freundschaft ist mir heilig, und ich kann den Gedanken nicht ertragen, irgend jemanden zu reizen, daß er ein Aergerniß an ihr nehme und sie lästere. ... Vor allem muß mir daran liegen, daß in meiner eigenen Seele ihr reines Bild unangetastet bleibe. Ich habe Ihnen gesagt, was für eine Wirkung die boshaften Urtheile der Leute auf meine Fantasie gemacht haben. ... Unsere Freundschaft ist zu tief gegründet und zu wohl bewährt, als daß ich mich nicht der Anmerkung schämen sollte, daß sie nicht den mindesten Abbruch hiebey zu befürchten habe; was geht dies alles sie im Grunde an" (II, 93).

Diese Erklärung Henriettes bedeutet einen Wendepunkt für die seelische Verfassung Woldemars. Er verfällt Henriette gegenüber in volle Apathie. Diese Apathie findet ihre Erklärung darin, daß er mit der Art und Weise, mit der sich Henriette über die Situation stellt, den inneren Kontakt mit ihr völlig verloren hat. War bisher sein Verhältnis zu ihr an und für sich ironisch geworden, d. h. war es in ihm trotz aller gegenteiligen Sehnsucht unwirklich geworden, so wird jetzt zum ersten Male die Person Henriettes selbst Gegenstand der Ironie in ihm. Er spricht mit ihr, wie mit einer imaginären Figur, die im Grunde genommen für ihn überhaupt nicht existiert. Zunächst ist es so, als ob Henriette nicht mit ihm geredet habe. Er antwortet gar nicht auf ihre Darlegungen. „Woldemar zog seine Uhr aus der Tasche", heißt es. „Schon so spät, sagte er seinen Sitz verlassend — und indem er mit dem Hut in der Hand auf Henrietten zurückkam" — er muß doch pro forma Stellung zur Sache nehmen — „Ich werde mich Ihren Wünschen gemäß verhalten, liebe Henriette" — liebe Henriette! ist das nicht Konvention? Konvention ist Unwirklichkeit — „Alles, was Sie mir gesagt haben, war mir — theils neu, theils ganz unerwartet. Sehr gut, daß Sie sich gegen mich äußerten!" — auch das ist konventionell und steht im vollen Gegensatz zu seinem eigentlichen Gefühl, welches lautet: die ganze Unterredung hat gar keinen Zweck gehabt — „Ich begreife Sie vollkommen und habe nichts ein-

zuwenden" — in Wahrheit: ich verstehe von dem allen so wenig, daß es mir ganz gleichgültig ist, irgendwie dagegen Stellung zu nehmen — „Wie gesagt, Sie können sich darauf verlassen, daß ich mich nach Ihren Wünschen fügen werde" (II, 95). Das ist nun vollends in die Luft gesprochen. Henriette lebt bei diesen Worten gar nicht in seinem Bewußtsein. Er steht ihr gegenüber in der vollen Ironie. Es heißt dann noch: „Er reichte ihr die Hand: Ich muß eilen; schlafen Sie recht wohl, meine gute Henriette! — Sie bot ihm eine Umarmung, die er annahm, aber etwas frostig; und damit wie ein Blitz zur Thüre hinaus und aus dem Hause. . . . Vor dem Hause blieb er einige Augenblicke stehen. . . . Ach! alle die Liebe in seinem Herzen! — Alle die Liebe, die er genossen hatte — in grenzenlosem Vertrauen! — Alle der Friede! — So angefochten? . . . gewogen — gewagt — der Zerrüttung ausgesetzt! . . . Dann lief er schnell die Straße hinab . . . bis auf den Dohmplatz. . . . Hier im Freyen breitete er sich rund um, der Luft entgegen. — Die Stille der Nacht wollte er haschen — und den Raum der Himmel" (II, 96 f.). Das ist die echte Stimmung des Ironikers, der etwas Unwirklichem gegenüber gestanden hat, und wieder etwas Wirkliches erfassen möchte, eine Beziehung zur Wirklichkeit sucht, um sich nicht selbst zu verlieren.

Diese Ironie Henriette als Person gegenüber ist noch nicht beständig in Woldemar, schon deshalb nicht, weil sie mehr gefühlsmäßig unbewußt, als bewußt auftritt. Er bemüht sich, Henriettes Verhalten möglichst zu ihren Gunsten auszulegen, er widerstrebt dem Aufkommen, dem Eingreifen und Bleiben der Gedanken, die der ironischen Disposition in ihm zugrunde liegen, mit Gewalt (II, 103). Es kommen auch immer noch sentimentale Stimmungen für Henriette auf, die ihn bei kleinen Anlässen überfallen und ihn noch ganz dem Gefühl hingegeben finden. Alles in allem entwickelt sich die Ironie aber schrittweise weiter in ihm. Bei Henriettes Besuch am Tage nach der Unterredung heißt es: „Er fing an sich freundschaftlich mit ihr über Verschiedenes zu unterreden. Etwas fehlte doch, daß es nicht ganz im alten herzlichen Tone war. Woldemar merkte, wie er immer mehr davon abwich, immer weiter sich zurückzog, aber er konnte sich nicht zwingen, anders zu seyn" (II, 100). Wieder versucht er, Henriette zu rechtfertigen. Er sagt sich unter anderem: „Ich brauche mich nur an ihre Stelle zu setzen, nur zu bedenken, daß sie

ein Mädchen ist, zu erwägen, was überdem unser beyder Charactere für Verschiedenheiten mit sich bringen: so kann ich sie über alles rechtfertigen; so muß ich sie durchaus entschuldigen. — Wer gefehlt hat, bin ich; daß ich nicht früher dies in Betrachtung zog, — so in den Tag hineinlebte, als ob ..." „Hier stockte Woldemar", heißt es weiter. „Als ob! ... Das war Täuschung also, daß wir Ein Herz, Eine Seele, — Eins in allem uns fühlten? Ich muß aus mir hinausgehen, als aus einem Fremden, und mich in ihre Stelle versetzen! Versetzen? — Henriette ist mir ein Anderer; Henriette ist wider mich" (II, 102). Nirgendwo ist von einem Zeitgenossen das Wesen der Ironie, dieses Als-ob der Dinge, die Spaltung, die Gegenüberstellung eines Fremden und deshalb Unwirklichen dem Ich als dem allein Wirklichen gegenüber klarer ausgesprochen worden als von Jacobi an dieser Stelle des Woldemar.

Im weiteren Verlauf beobachten wir, was uns nach unseren früheren Betrachtungen nun schon ganz natürlich erscheint, daß mit der Störung der Beziehungen zu Henriette, auf denen sich das ganze positive Gefühlsleben Woldemars, sein Glaube an die Menschheit überhaupt gegründet hatte (vgl. I, 46), dieser Positivismus selbst aufs neue der Störung unterliegt, was den krankhaften Zustand seines Gemüts verschlimmert. Allwina muß verreisen, und nach ihrem Abschied heißt es: „Noch war auf seiner Brust die Stelle warm, wo Allwina ihr untadeliges Herz an das seine gedrückt hatte. Es hatte ihm gezeugt, es hatte voll Entzücken ihm zugeschworen, daß auf Menschen Verlaß sey!" (II, 108). Diese Worte bezeugen uns, daß er aufs neue an dem Glauben an die Menschheit zu zweifeln begonnen hat, und wir müssen uns notwendig dabei fragen, wie weit der Anlaß dazu in Henriette, wie weit in Woldemar selbst gegeben ist. Im Sinne dieses Zweifels müssen wir wohl auch die Stelle verstehen: „Um und um schlug sein Herz voll Liebe; um und um, gegen an die erstarrende Mitte, wo Mißmuth über allgemeinen Unglauben brütete und der schrecklichsten Verzweiflung" (II, 106). Die schwermütigen Stimmungen und Gedanken vermag er kaum noch zu bannen (II, 115). Er fürchtet sich vor dem Alleinsein (II, 116). Schließlich spitzen sich die sprunghaften Gefühle zu einer höchsten Krisis zu, um mit einer vollen Kontrastwirkung (II, 116) in eine bewußte Ironie zu enden. Jacobi schreibt: „Woldemar gieng die Aufführung seiner Freundinn durch, von dem heutigen Tage an zurück bis auf den-

jenigen, wo sie in des alten Hornichs feindselige Hände ihm entsagt hatte. Der Schluß fiel dahin aus: daß er in seiner Meinung von Henrietten geirrt hätte. Und ... Nein! — Das Herz brach ihm nicht davon!" (II, 117). Diese Schlußworte kündigen uns an, daß Woldemar in ein ganz verändertes Stadium seines krankhaften Zustandes getreten ist. Bisher hat er, wenn auch vergebens, versucht alles zu meiden, alles sich selbst zu leugnen, was ihm eine Lösung seiner früheren Beziehungen zu Henriette ins Bewußtsein rief, weil er fürchtete, dieses Bewußtsein nicht ertragen zu können; hat somit indirekt der Lösung von Henriette entgegengearbeitet. Jetzt taucht in ihm das Gefühl auf, daß er sich mit dem ironischen Zustande abzufinden vermag, daß er Henriette von sich aus entbehren kann. Damit tritt eigentlich erst eine volle Spaltung zwischen ihm und ihr ein, und die Ursache dazu geht durchaus von Woldemar aus.

Er hatte Henriette versprochen, am Abend dieses Tages mit ihr bei Biederthal in einer Gesellschaft zu sein. Er schützt Kopfschmerzen vor und bleibt weg. Henriette läßt ihm sagen, daß ihr alle Freude auf diesen Abend verdorben wäre. „Alle ihre Freuden auf diesen Abend verdorben, — wiederholte Woldemar bey sich selbst; — das mag wahr seyn! — und so ein Abend kann einem lang werden — So Ein Abend. — — Aber ich? — Und hundert Abende! — hundert Abende und Morgen! — tausende! — und die alle — so glücklich seyn sollten! — — die schönen reichen Blüthen alle ... O!" (II, 119). So wenig fühlt er für Henriette. Mag ihr doch der Abend verdorben sein, was geht es ihn an? Die Worte „Aber ich?" sind dagegen bezeichnend. Zum ersten Male richtet sich die Reflexion von Henriette auf ihn selber. Die Beziehungen nach außen sind abgeschnitten, die Gefühle und Betrachtungen richten sich von nun an nach innen und immer mehr wird er sich Gegenstand einer schwermütigen Selbstbetrachtung.

Schon um neun Uhr ist Henriette anderen Tages voll Sorge bei Woldemar, um zu sehen, wie es ihm geht. Sie tritt an sein Bett. Geradezu klassisch für den ironischen Charakter des Verhältnisses zwischen ihnen sind hier die Worte: „Ihr Angesicht flammte von Liebe. Sie wurde es inne, da die Flamme nicht zündete und zurückschlug. Ihn gebrannt hatte sie dennoch" (II, 125). Es heißt dann: „Woldemar antwortete dürr und freundlich: — ihm wäre wieder besser, aber er brauchte noch Schlaf; bis gegen sechs Uhr hätte

er wach gelegen. — Hierauf fragte Henriette mit nassem Auge: ob er nichts begehre? — Nichts in der Welt, war die Antwort, als Ruhe! Diese Antwort, obgleich Ton und Miene dabey nichts" — beachte: eben nichts! — „bedeuten wollten, gieng Henrietten durch die Seele. — Sie wendete sich langsam und gieng" (II, 126). Meisterhaft ist hier das Unwirkliche in Woldemars Worten durch die indirekte Form der Rede wiedergegeben.

Woldemar kämpft in keiner Weise mehr gegen die ironisierende Neigung in sich an. Er sieht mehr und mehr in der überschwenglichen Idee von Freundschaft zwischen ihm und Henriette einen Irrtum, der notwendig aufgegeben werden müsse, um nicht noch größere Gefahren für ihn zu zeitigen. „Gesetzt auch, er hätte sich weniger an ihr betrogen, als die Erfahrung zeigte", sagt er sich, „so wäre es an den Zufällen genug, wodurch er und sie nun einmal wären auseinander getrieben worden, um eine Wiedervereinigung in dem Grade unmöglich zu machen. — Also weg damit!" (II, 127). Wir sehen: Woldemar will die Beziehungen mit Henriette gar nicht erhalten, im Gegenteil, er selbst will nunmehr die Spaltung zwischen ihr und sich. Er erstrebt ein Verhältnis von Unwirklichkeit, von Ironie neben Henriette im positiven Sinne. Wir haben in der Charakteristik Woldemars ja einmal einen gewissen Grad von Ironie als freie Fähigkeit der Seele in ihm kennen gelernt. Wenn es ihm gelänge, in dieser Form neben Henriette zu leben, statt mit Henriette leben zu wollen, so würde er den Gefahren des Irrtums, die dem letzteren Wunsche zugrunde liegen, entronnen sein. Er beschließt deshalb, sich all den übrigen Glücksumständen seines reich gesegneten Lebens um so freudiger hinzugeben. „Und Henriette — die Einzige, wurde verstoßen!" heißt es. „Und Woldemar triumphirte! — — Er fühlte an sein Herz, — Ja, es schlug ihm freyer; —" (II, 129). „Einzige" ist nicht Epitheton ornans, wie auch sonst „die einzige Henriette" (II, 61 u. a. O.). Es bezieht sich weniger auf Henriette selbst als auf ihre Bedeutung für Woldemar, der mit ihr die einzige Beziehung zerschneidet, die ihn in der Wirklichkeit erhält.

Wir lesen dann weiter: „Henrietten in seinem Vorzimmer anzutreffen, war ihm unerwartet. Ihr schwermüthiger Anblick fiel ihm auf. Dem Armen Verstörten, immer mehr sich selbst und alles Verlierenden . . . Wehe! Es wurde von diesem Anblick ihm noch leichter ums Herz!" (II, 129). Henriette ist so voll Liebe zu ihm, „daß

er davon entweder in gleiche Rührung oder in die äußerste Verstockung geraten mußte. Das letztere geschah. Kaltes, freundliches Lächeln war seine ganze Erwiderung, und er griff nach jeder Nebensache, um die Unterhaltung gleichgültiger zu machen; besonders, wenn dem armen Mädchen Thränen hervordrangen ... dann kam er unfehlbar mit einer Unterbrechung, und führte wohl gar einen Scherz(!) herbei" (II, 129 f.). Er arbeitet mit Genuß. „Voll Zufriedenheit hierüber kam er zu Tisch" heißt es, „ließ sichs wohl seyn und war sehr gesprächig" (II, 131), kleine unscheinbare Nebenumstände, in denen doch so etwas kränkend Negatives für Henriette liegt. Henriette sitzt im Vorzimmer seines Kabinetts und: „wenn er zuweilen beym Durchgehen an ihr vorbeykam, und sie ihm zuwinkte, so antwortete er ganz geschäftig, nur eben mit einem freundlichen Nicken und verfolgte gedankenvoll seinen Weg" (II, 131). Hätte er wohl früher überhaupt nur geduldet, daß Henriette wie ein Hund in seinem Vorzimmer bliebe, wenn er selbst im Kabinett zu tun hatte? Aber „Es freute ihn, seiner Aufmerksamkeit dergestalt zu gebieten, seiner selbst so mächtig zu seyn" (II, 132) lesen wir.

Am Abend steht er auf dem Altan. Henriette ist ihm gefolgt. Der volle Mond tritt hervor. Da wollen aufs neue weichere Gefühle ihn überwältigen. „Des fluchte Woldemar seiner Seele", heißt es „und raffte alle seine Kräfte zusammen, um sich zu verhärten. — Aber ein tiefes Grauen überfiel ihn: — Daß ihm hinfort kein Gestirn mehr leuchten dürfe; — leer über ihm seyn müsse der Himmel — und um ihn, nur Finsterniß der Nacht — — Doch hob er sein Haupt in die Höhe, blickte rund umher — und sein Geist schwung sich empor. — — Sanft lenkten seine Augen sich auf Henrietten. — Er lächelte ihr zu — wie ein willig Sterbender dem Tode lächelt, drückte sie an seine Brust, und führte sie mit sich hinunter" (II, 132 f.). Mit zwei, drei Strichen malt Jacobi eine Szene von michelangelesker Großartigkeit. Losgelöst von allen Beziehungen, ausgetreten aus allen Kreisen der Wirklichkeit steht Woldemar da in der freien Unendlichkeit, ganz auf sich selbst gestellt, und es wandelt ihn in dieser todbringenden Einsamkeit das Tschandalagefühl des Übermenschen an. Denn ihn umlauert der Wahnsinn. Eine todkranke Seele schon berauscht er sich an der überwirklichen Größe seiner eigenen Erhabenheit und ergibt sich mit stolzer Resignation dem Verhängnis, dem er

verfallen ist. Und er steigt hinab. Ein Held und König dünkt er sich im Untergang.

Woldemars Gemütsstimmung wird „ungezwungen heiter", „natürlich gelassen". Henriette fühlt, er sei ihr „gut, aufrichtig gut". „Eben das fing aber schon am folgenden Tage sie zu drücken an", heißt es weiter; „sie war nicht seine Henriette wie vormals. Und wie sie das jetzt so nackend, so ganz in seinem" (Woldemars) „eigenen Schmerz zu fühlen bekam — es war ihr unerträglich" — (II, 132). Das Verhältnis hat sich völlig gewendet. Henriette ist nicht mehr die Gefaßtere, die Woldemar wie ein Kind in ihre mütterliche Liebe betten kann. Er ist jetzt in seinem Schmerz über sie hinausgewachsen. Gnädig läßt er sich zu ihr hinab. Er hat Mitleid mit ihr. Ihr Leiden ist unermeßlich. Jacobi schildert eine Szene mit unaufgelösten Sätzen, die das erstickend Beängstigende eines Schmerzes meisterhaft wiedergeben, der wegen Mangel an innerem Kontakt keine Auflösung finden kann und damit unmittelbar zur Verzweiflung führen muß. „Einmal, da Henriette von innerlichen Weinen halb erstickt dasaß", schreibt er, „ihr endlich ein paar von den Thränen, die durchaus nicht los sollten, über die Wangen schossen und auf den Schoß stürzten; ihr nun die Brust noch enger wurde, daß sie länger sich nicht halten konnte; ausrief ohne Laut, und hinsank mit dem Kopf auf die Hand, und ihr Angesicht offen lag — die Augen trocken und die Wangen naß ... Er stand vor ihr — und konnte nicht fragen: Henriette was ist Dir? — konnte um kein Haar breit sich ihr nähern ... Das ergriff ihn mit Entsetzen — wankend stand er da — Ohnmacht, kalte gräßliche Ohnmacht kroch durch alle seine Glieder, hin ans starrende Herz" (II, 134). Da ist die Ironie keine gewollte Entsagung von Anwandlungen weicheren Gefühls mehr. Hier ist sie Zwang, grausame, verzweifelnde Impotenz des Gefühls. Sie hat ihren pathologischen Charakter angenommen, indem sie Woldemar auch da beherrscht, wo die äußeren Umstände keine Veranlassung zu ihr darbieten, im Gegenteil ihn fühlen lassen möchten und müßten. Indessen ist ein völliger Mangel an Objektivierungsvermögen eingetreten.

Nach Tagen verzweifelndsten inneren Leidens fällt Henriette schließlich im Gefühl ihrer Unschuld an allem Zwiespalt ihrerseits in eine sanfte Resignation. Es ist sehr interessant, welche Wirkung das auf Woldemar tut. Wir lesen: „Was noch von Hofnung in seiner Seele versteckt war, fuhr auf und verschwand. Die entsetzlichste aller

Empfindungen: Verachtung dessen, was überschwenglich geliebt war, kam den geräumten Platz einzunehmen" (II, 139); denn er sagt sich: „Das gekostet zu haben, was eine solche Freundschaft giebt, und es fahren zu lassen, und es missen zu können, und Muth zu behalten zu leben — Ruhe, Heiterkeit? — Seyn zu können dieß und jenes gewesen zu seyn? Eben dieselbe? Diese Henriette? diese, diese, diese?! .. Er schwindelte in Wahnsinn dahin" (II, 140). Ganz wie später Lovell fällt er aus der konsequenten Ironie, die volle Apathie wäre, und geht aus der Indifferenz in ein negatives Gefühl gegen Henriette über, das aber in seiner stark negativen Tendenz ein positives Moment des Hasses enthält. Es wird ihm ein unumgängliches Bedürfnis, Henriette zu quälen. Wir lesen zwar: „Noch mäßigte er sich im Äußerlichen; er zeigte nur Kälte: aber sein Wille, diese Kälte fühlbar zu machen, kam je mehr und mehr zu Tage" (II, 140). Henriette dagegen findet, je mehr sie von Woldemars Herzen verstoßen wird, je mehr sie auf sich selbst angewiesen wird, desto mehr Frieden und innere Sicherheit in ihrer eigenen harmonischen Seele. Das gibt Woldemar den letzten Stoß. Hätte sein Haß Henriette getroffen, er hätte in der Wirkung dieses Hasses sich selbst gespürt. Nun aber heißt es: „Woldemar blieb nicht ohne Ahndung des höheren Schwunges, welchen Henriettens Seele nahm, und die seinige sank davon noch einmal tiefer, und immer tiefer. Die Verwirrung seines Gemüths wurde fürchterlich. Täglich sah er Henrietten; . . . sie wußte noch jetzt so manchen Schimmer von Freude in seine finstere Seele zu dämmern; brachte unaufhörlich Anwandlungen von Glauben, von Vertrauen in sein Herz" — die er wohl sieht, aber nicht lebendig in sich werden lassen, nicht in sich objektivieren kann — „Von Vergebung! — Ach! die sie aber nicht forderte", — das verlangt er also! — „nicht zu bedürfen glaubte; ohne Sinn für seine tiefen Leiden — vielleicht ins Geheim sie verachtend — hoch erhaben über den Wahnsinnigen, verrückten Woldemar, und nur in schmählichem Mitleid sich zu ihm herablassend — die Edle! — Ha, Elende! Ferne! ferne Du von diesem Herzen, das Du geschändet — und das Du verlassen hast!" (II, 143). Der Gedanke, daß Henriette ihn nicht ernst nimmt, muß ihm natürlich das letzte Selbstbewußtsein nehmen. „Und da war niemand", heißt es, „dem er sich entdecken, der über seinen Gram mit ihm Eins werden, gemeine Sache mit ihm machen, ihn verbergen, ihn beschirmen, ihm Zuflucht geben konnte. Er mußte sich als einen Verbannten ansehen,

dem die Flucht unmöglich gemacht war" (II, 144). Niemand, mit dem ein innerer Kontakt ihn noch verbunden hätte, im Verkehr mit dem er sich selbst gefühlt hätte. Sein Selbstbewußtsein ist vollkommen zerstört. Er sagt später einmal zu Henriette: „Ich erzählte Dir ehmals von meinem Vormunde, dem ehrwürdigen Terlub, der irre wurde: wie ich ihn einmal ein Licht vom Tische nehmen und damit ins Nebenzimmer gehen sah, wo er lange herum suchte, und da ich ihm endlich nachging und ihn fragte, was er suchte, mir mit einem tiefen Seufzer antwortete: ... Ich weiß nicht ... Und fortsuchend mit verstörter Miene und tiefer seufzend ... Ich suche mich selbst. — Dies war mein Zustand: Ich suchte mich selbst; suchte mich, wo ich mich immer gefunden und wiedergefunden hatte: Bey Dir. Du warst nicht mehr! Wo anders sollte ich mich suchen? — Du würdest wiederkommen! hoffte ich. Hoffte und suchte immer von neuem, immer vergeblich!" (II, 260).

In dieser Verfassung schreibt Woldemar an Allwina, die in all der Zeit verreist ist, einen Brief, der uns ein lebhaftes Bild von dem kranken Zustande seines Gemütes gibt. Er schreibt in einem unwirklichen ironischen Ton, immer so über die Dinge weg. Es ist nichts Positives in diesem Brief außer dem Zweifel an allem Positiven: „Ich habe entdeckt, daß alle Freundschaft, alle Liebe nur Wahn ist, Narrheit ist — ausgenommen dem Narren ... Daß in den Menschen das gelegt werden mußte: jenes Sehnen, jene brennende Begierde nach — Menschen-Herz" und „daß die Befriedigung nur Blendwerk, der Geruch nur Anstrich war: darin das Elend!" ferner „das allgemeine Gerücht von Liebe, von Freundschaft? — Es ist wie mit den Gespenstern, deren überall so viele gesehen worden sind. Gerade so!" Dann „alles was macht, daß Menschen sich an einander hangen, es ist von so zweydeutigem, zufälligen, unwesentlichen, betrüglichen Wesen, daß man nie weiß, Was man hat, oder: Ob man nur was hat. — Schrecklich! Schrecklich! Worauf der Mensch allein seinen Werth legen kann, das ist nicht!" (II, 249 f.). So negativ ist alles für Woldemar geworden durch den Abfall Henriettes, wie er meint, und er sieht nicht, daß die Ursache zu allem nur in ihm selbst liegt. So negativ ist alles für ihn geworden, daß er vor den letzten Zeugen des Positiven, den letzten Zeugen seines eigenen Daseins erschrickt. „Er floh, da er geschrieben hatte, vor den Zügen seiner eigenen Hand", heißt es, „Er entsetzte sich vor dem Daseyn des Wesens, dessen Gefühl

sein eigenes Gefühl war“ (II, 146). — „Schon so nah dem Wahnsinn“, schreibt Jacobi, „war jetzt dieser Unglückliche, daß er sich selbst nicht mehr suchte“ (II, 147).

Die Lösung des Konfliktes

Da der niedergehende Verlauf der seelischen Verfassung Woldemars das letztgeschilderte Stadium erreicht hat, erfährt die äußere Handlung des Romans eine Wendung. Henriette erfährt von Luise, wovon sie keine Ahnung gehabt hat, daß Woldemar um das Geheimnis ihres Gelübdes weiß, und mit einem Schlage lösen sich ihr alle Rätsel. Sie sieht, daß er, wie er einmal ist, an ihr hat irre werden müssen; sie eilt zu ihm und bekennt: „Lieber, Du hast mir viel zu verzeihen“ (II, 253). Sie sagt ihm, wie alles hat kommen müssen, wie sie nicht anders gekonnt hat, und es heißt: „Der Himmel war ihm aufgethan in Henriettens Seele, in seiner eigenen die Hölle. Er sah nicht einen Schatten mehr von Schuld an ihr, alle Sünde nur in sich, alle Sünde und lauter Verdammniß. — Sie stand nun so hoch über ihm, so hoch und herrlich, Sie, die er vor einer Stunde noch so tief unter sich geachtet hatte! So hoch und herrlich! — Dies war himmlische Wonne! — Er, der Verstoßene! — Dies war Höllenquaal! Aber die Wonne überwog“ (II, 254 f.). Er schreibt an Biederthal: „Die Himmlische, die Reine hat gesiegt. Komm und siehe!“ (II, 267).

Biederthal eilt herbei, und wir lesen die Worte: „Verzeihung, Lieber! sagte Biederthal — Verzeihung! — Henriette hat mir verziehen; Du wirst mir auch verzeihen — Ja, du wirst!“ (II, 269). Jetzt wird Woldemar der Zusammenhang des ganzen Konfliktes furchtbar klar: Wie Henriette so unschuldig ist, wie der ganze Argwohn gegen sie nur eine Ausgeburt seiner eigenen Idee aus nichtigen Anlässen ist, wie nur durch seine eigene „Eitelkeit“ das alles hat entstehen können. „Ich soll Dir verzeihen!“ antwortet er Biederthal. „Wie ein Donnerschlag hat es mich getroffen, mich zerschmettert, dieses Wort. — Ich Dir verzeihen? — — Ach, ich verdiente nicht unter Euch zu leben ... Ihr schätztet an mir, was nicht mein, was eine freye Gabe des Schicksals war. Mein Eigenes ist böse ... Ich bin ein nichtswürdiger Mensch. Mir selbst, Euch allen habe ich geheuchelt. Ich sehe das nun so klar — Ich bin mir ein Abscheu!“ (II, 270). Ferner „Es trifft mich Schlag auf Schlag immer tiefer — — Ja es war eine

 Lüge, was ich Biederthal schrieb —: Henriette hätte gesiegt. — Ich habe gesiegt; nicht Henriette. — — Sie sprach von einem Bekenntnisse, das sie ablegen, von Verzeihung, die sie bey mir suchen wollte: Da frohlockte mein Hochmuth, legte sich meine Wuth. Darum allein hatte ich ja gewüthet, daß meinem Eigenwillen, meiner Selbstsucht dies Opfer gebracht würde" (II, 270). Mehr und mehr vernichtet er sich in Selbstanklagen. „Ich kann das nicht von Euch wenden, daß Ihr mich verachten müßt" (II, 272), ruft er aus; er bekennt, daß er mit dem Tode gebuhlt habe.[1] „Ja, es verdiente zu bluten", sagt er, „dies verächtliche Herz — das von jeher mich nur weich gemach hat gegen mich selbst, nachgiebig nur gegen mich selbst — das mich alle Tugenden zu umgehen, meinen Eigendünkel über alles zu erheben lehrte — das um alle Vernunft, um allen Seelenadel mich bringen wollte, mich darum brachte" (II, 273). Abermals scheint alles Selbstbewußtsein in Woldemar erschüttert. Henriette und Biederthal sehen voll Angst, wie er sich selbst zerstört. Er hört schließlich auf den Zuspruch Henriettes. „Ich will Demuth lernen", sagt er, „Du erinnerst mich! — Was jetzt in mir so tobt wider mich selbst ... Auch das ist Stolz! Immer noch derselbe harte, unbiegsame Stolz — Ich war nicht gut, Henriette! — Ich will es werden — ich will Demuth lernen; ich will Euer seyn ... O, nehmt mich an!" (II, 274 f.).

Wir sind am Ende. Das Lied von Woldemars Eitelkeit, von der subjektivistischen Selbstüberhebung ist aus. Aus ist auch das Thema von Liebe und Freundschaft. Woldemar hat erst durch eigenes Fehlen zur Freundschaft heranreifen müssen. Wir verlassen ihn mit einer besseren Aussicht auf die Zukunft. Seine Ideale aber, die von vornherein ein Ergebnis seiner Schwächen waren, haben durch den Fehl-

[1] Woldemar sagt: „Siehe! (er deutete auf ein bey dem noch unangerührten Frühstücke liegendes Messer). Von ungefähr fühlte ich einmal in der brennenden Hand, daß der Stahl sie kühlte. Es erquickte mich. Ich genoß die Kühlung und erfrischte wechselweise bald die eine, bald die andere Hand. Mein Auge wurde wacker. — ‚Auf der entblößten Brust diese Labung!' — Ha, mir schauderte vor Lust! — ‚Tiefer! Tiefer!' kam ein Sehnen. — Mein Herz entbrannte, loderte von zehrendem Durst, hob sich anzusaugen, in sich zu schlürfen diese Kühlung" (II, 272). Im dreizehnten Buch des dritten Teils von Dichtung und Wahrheit erzählt Goethe, daß er in der Wertherischen Zeit einen wohlgeschliffenen Dolch neben seinem Bett liegen gehabt und wiederholt versucht habe, die scharfe Spitze ein paar Zoll tief in die Brust zu senken. Dieser Zug ist in Werthers Leiden nicht übergangen, es ist aber nicht ausgeschlossen, daß Jacobi ihn unmittelbar von Goethe übernahm, da er gerade in jenen Jahren mit Goethe sehr befreundet war, und er notorisch manche Züge aus Goethes damaligem Wesen auf Woldemar übertrug.

tritt eine um so notwendigere Betonung erfahren. Er geht aus den Wirren hervor mit der Überzeugung! „Wer sich auf sein Herz verläßt, ist ein Thor — Richtet nicht!“ (II, 281). Anders der weibliche Charakter. Er bedarf keiner bewußten Idee der Tugend, die er beständig vor Augen hat. Ihm gibt das naive Gefühl die Gewißheit des rechten Weges. Henriette sagt: „Vertrauet der Liebe. Sie nimmt alles, aber sie giebt alles“ (II, 282). Und nochmals fragen wir uns: gab es nicht einmal eine Zeit, in der Henriette Woldemar wirklich geliebt hat?

Der Schluß, d. h. die Lösung des Konfliktes und das Ausklingen in eine neue Harmonie, ist wohl der schwächste Teil von Jacobis Roman. Friedrich Schlegel hat mit Recht darauf hingewiesen, daß die gegenseitige Aufklärung Henriette und Woldemar nicht mehr dauernd heilen kann, daß ihr Verhältnis auch nachdem eigentlich doch zerrissen ist und bleiben muß. Gerade der Schluß ist nun der einzige Teil des Romans, der bei der Umarbeitung des Fragments im Jahre 1794 eine wesentliche Umgestaltung erfahren hat, wie Jacobi selbst das schon in dem Vorwort dieser Ausgabe zu erkennen gibt. Wir können nun eben diese Veränderung des Schlusses heute als keine Verbesserung mehr anerkennen. Im Fragment kommt es nicht zu einer Aussprache zwischen Woldemar und Henriette durch die Initiative der letzteren. Woldemar ergreift das Wort seinerseits, und es ist keine Aufklärung, sondern eine Anklage. Die Beruhigung, die darauf eintritt, ist keine Aussöhnung auf Grund einer gegenseitigen Verzeihung, sie tritt ungleich wahrscheinlicher als eine natürliche Resignation auf nach einer Erregung, wie sie dauernd das Seelenleben einfach nicht in sich erhalten kann. Damit bleibt die Lösung im Sinne einer größeren Wahrscheinlichkeit ungleich fragmentarischer und befriedigt selbst in dieser fragmentarischen Form wegen ihrer größeren Wahrheit ungleich mehr als die unwahre und gekünstelte Aussöhnung in der Umarbeitung von 1794. Der Schluß des Fragments erspart damit auch die von Schlegel mit Recht als empörend bezeichnete Zerknirschung und Selbstanklage Woldemars, die diesem alle Würde nimmt und den Eindruck von der überragenden Größe seiner Persönlichkeit zerstört. Woldemar bleibt groß bis zum Schluß, wenn man will, groß in der „Niederträchtigkeit“ (dieser Begriff gewinnt in der Folgezeit, wie wir bei einer Betrachtung des Anton Reiser und Wil-

 liam Lovell sehen werden, noch besondere Bedeutung). Damit endigt das Fragment denn auch nicht wie der Roman mit jenem unerfreulichen „Saltomortale in den Abgrund der göttlichen Barmherzigkeit", wie Friedrich Schlegel es ebenso frech wie treffend bezeichnet hat.[1]

Friedrich Schlegel hat auch die mancherlei anderen zweifellosen Mängel festgestellt, die der Handlung des Romans anhaften. Es kann hier nicht die Aufgabe sein, auf diese Mängel einzugehen, da diese Betrachtung nicht den Zweck einer literarischen Kritik wie der Aufsatz Schlegels zu verfolgen hat, auch nicht, wie der herrliche Aufsatz Wilhelm von Humboldts vorwiegend die Philosophie des Romans ins Auge fassen will, sondern nur einige psychologische Tatsachen in einem weiteren Zusammenhange aus ihm festzustellen sucht. Gerade diese Absicht heißt uns aber noch in einem Punkte zu der Kritik Schlegels Stellung zu nehmen.

Woldemar wird in der Beurteilung Schlegels nur von seinen nachteiligen Seiten betrachtet. Er ist geistiger Wollüstling, grober Egoist, prätentiös bis zur Widerwärtigkeit! Tatsachen, die auch der größte Freund des Romans nicht wird in Abrede stellen können. Diese Eigenschaften sind es ja auch, die Goethe das Buch, als er es in seiner frühesten Fassung, dem Fragment von 1779, kennen lernte, so unangenehm machte, daß er in lustiger Gesellschaft zu Ettersburg eine schimpfliche Exekution daran vornahm, die Goethes und Jacobis Freundschaft nebst anderen Umständen auf lange Zeit beeinträchtigte („Der leichtsinnige, trunkene Grimm, die mutwillige Herbigkeit, die das Halbgute verfolgen, und besonders gegen den Geruch der Prätension wüten, sind Dir und mir zu wohl bekannt", schreibt Goethe hierüber halb entschuldigend am 7. Mai 1781 an Lavater).[2] Das viele Schöne der Dichtung, den großen herrlichen Sinn des Ganzen, verkannte Goethe indes keineswegs. Schlegel wird dagegen Jacobi, vor allen Dingen Woldemar, durchaus nicht gerecht. Er sieht nicht, daß alle Schwächen Woldemars mit seinen besten Eigenschaften zusammenhängen, oder erkennt diese doch nicht im verdienten Maße an. Woldemars hochmütige Geringschätzung anderer, seine Eitelkeit, sein Egoismus würden nicht sein, wenn seine außerordentliche Überlegenheit, die einzigartige Größe seines seelischen Auffassungsver-

[1] Jacobi selbst nennt in seinen philosophischen Schriften die Flucht aus dem begreifenden Erkennen zum Glauben den Saltomortale der menschlichen Vernunft.
[2] Vgl. auch Ferdinand Deycks, Friedrich Heinrich Jacobi, Frankfurt a. M. 1848, S. 53 f.

mögens daneben nicht als eine Tatsache bestände, die ihn aus seiner ganzen Umgebung herauslöst und ihn in einem Sinne über sie erhebt, der seine Schwächen notwendig macht.[1] Wenn seltsam genug gerade Friedrich Schlegel nur von einem moralischen Gesichtspunkt an den Charakter Woldemars herantritt, so setzt er sich selbst durch ein Vorurteil tief unter die seelische Größe dieses Charakters herab, der viel weniger moralisch als tragisch gesehen sein will.[2] Niemand leidet so unter seinen Schwächen wie Woldemar, niemand ist sich so seiner eigenen Schwächen bewußt wie Woldemar und kann doch nicht aus seiner Haut. Wenn Woldemar aber gegen seine eigenen Schwächen angeht, so ist nicht zu übersehen, daß er Eigenschaften in sich bekämpft, die mit dem Besten in ihm zusammenhängen, daß ohne jene dieses nicht sein kann, daß er selbst mittelbar damit die Seite seines Seelenlebens verleugnen muß, die seine Größe ausmacht. Während das Gelassenheitsideal und das Leidenschaftsideal den Tendenzen des Seelenlebens ihrer Zeit adäquat waren, erstrebt Woldemar ein Ideal des weisen Maßhaltens, das mit der leidenschaftlichen Tendenz seiner Seele nicht im Einklang steht. In diesem Sinne ist Woldemar in einer Art in sich gespalten, wie sie von Werther noch nicht festgestellt werden konnte. Woldemar ist in dieser Richtung neben Allwill der erste komplizierte Charakter, der uns in der deutschen Literatur begegnet. Es liegt auf der Hand, daß diese Spaltung für die Ironie von Bedeutung ist. Es wird bei einer erneuten Betrachtung des William Lovell darauf noch zu achten sein.

Wir könnten die Betrachtung von Jacobis Woldemar damit als abgeschlossen ansehen. Indes bleibt noch ein kleiner Zug der Er-

[1] Im Fragment verteidigt Henriette Woldemar einmal bei seinen Freunden gegen die Vorwürfe, die sie gegen seine hochmütige Absonderung erheben, mit den Worten: „Freylich hangen wir an ihm mehr, als er an uns hangen kann — aber ist dies seine Schuld? sind wir nicht eben drum weit besser dran als er? — Wo hat er — nur seines Gleichen, nur einen andren Woldemar; geschweige jemand, der ihm wäre, was Woldemar uns ist? so gönnt ihm doch wenigstens, daß er in sich selbst, daß er im All der Schöpfung suche, was wir ihm nicht zu geben im Stande sind" (S. 45 f.).

[2] Im Fragment sagt Woldemar einmal: „In alle Wege, je fähiger der Mensch zur Glückseligkeit wird, je unglücklicher wird er in der That: je vortrefflicher Menschen werden, die einander gut sind, je loser, je unsteter wird ihre Verbindung. Indem der Eine oder der Andere oder beyde zugleich sich mehr ausbilden, jeder in dem Seinigen, — werden sie sich unähnlicher; indem sie an Kraft gewinnen, ihr Geist sich weiter ausbreitet, selbst ihr Herz sich erweitert, — werden sie gegenseitig eigener, — werden sie unabhängiger von einander; — ihre Sympathie kriegt die Antipathie — und ihre Freundschaft hat ein Ende" (S. 243).

 wähnung wert, der ohne für das Verständnis der Handlung des Romans beizutragen, doch nach einer allgemeineren Richtung ein aufklärendes Licht auf das Seelenleben jener Tage wirft und uns zeigt, wohin das Streben jener Generationen notwendig gerichtet sein mußte. Nachdem die endgültige Aussprache mit Henriette stattgefunden hat, die zu den erschütterndsten Selbstanklagen Woldemars führen mußte, kehrt Allwina, die in der ganzen Zeit von Hause abwesend gewesen war, zu Woldemar zurück. Woldemar hat das Bedürfnis, gerade Allwina seine ganzen Verfehlungen zu beichten. Ohne jede Absicht aber verheimlicht er ihr einige Umstände aus dem rein gefühlsmäßigen Bedürfnis, sie zu schonen. Und das erschreckt ihn, da er es bemerkt. Er sieht gar nicht, daß das unbewußte Motiv seiner Handlung gut ist. Er sieht nur die Heuchelei, die sich ihm darin zu offenbaren scheint. Es heißt an der herangezogenen Stelle: „Er hatte nichts verheimlichen wollen; wußte nicht anders, als daß er sein ganzes Inneres darlegte; und doch war einiges von dem, was in ihm vorgegangen war, und er gestern Henrietten mit einem Feuer dargestellt hatte, daß sie vor ihm zurückbebte, jetzt vor seinem edeln Weibe ausgeblieben — Nicht aus Überlegung! Nicht mit Vorbedacht! Es hatte ihn diese Zurückhaltung gleichsam überrascht. Darum erschrack er in seinem Innern; entsetzte sich vor dem sonderbaren Geheimnisse, das in ihm waltete. Er durchforschte jede Falte seines Wesens, und entdeckte bald mit zerknirschender Beschämung, daß er auch an der Stelle, wo er sich ganz rein geachtet hatte, nicht mehr sich rein achten durfte. Ihm schauderte vor dem Abgrunde, an dem er noch stand: vor den Tiefen seines Herzens. In dieser Angst beschloß er, was ihm bey Allwinen begegnet war, und er hierauf in sich noch entdeckt hatte, unverzüglich Henrietten zu offenbaren. Aber sein guter Geist trat zu ihm, lehrte ihn anders, richtete ihn auf. Nur Biederthalen vertraute er sein Innerstes ganz, und beyde waren Ein Herz und Eine Seele, wie sie es vorher nie gewesen waren" (II, 280 f.). Es handelt sich bei diesem Vorgang um folgende Erscheinung: Der subjektivistische Mensch ist noch nicht so fest in sich gegründet, daß er innere Kämpfe ganz isoliert, und auf sich selbst gestellt, mit sich allein ausmachen kann. Er ist noch ganz von der universalistischen Tendenz der Empfindsamkeit beherrscht, die sich in ihm als ein Bedürfnis darstellt, sich nach allen Seiten auszusprechen, sein Inneres an seine ganze Umgebung
 zu ergießen. Es will ihm noch gar nicht beikommen, daß diese rück-

sichtslose Aussprache gerade der größte Egoismus gegen seine Umgebung sein kann. Er fürchtet im Gegenteil eine moralische Schwäche der Heuchelei, wenn er etwas verheimlicht, was eine höhere moralische Einsicht ihm doch gerade gebieten müßte, in sich selbst zu erledigen. Wir sehen also: Worum es sich handelt, was geradezu zu einem moralischen Gebot wird, ist ein gewisser Grad von Ironie im positiven Sinne, eine Ironie, die als freie Fähigkeit der Seele auftritt. Es gilt selbst noch in den neunziger Jahren — denn diesen Zug kennt das Fragment von 1779 nicht — die schwächlichen Tendenzen der Empfindsamkeit zu bekämpfen, um zu einer im höheren Grade positiven Isolierung des Individuums zu gelangen.

Als das unmittelbar wichtigste Ergebnis unserer Betrachtung sei zuletzt nochmals darauf hingewiesen, wie sich alle seelischen Emanationen bei Woldemar im Vergleich zu Werther ungleich mehr verflüchtet haben, wie die verhältnismäßig noch bodenständige Gefühlswelt Werthers einer ungleich unwirklicheren Ideenwelt, die konkrete Leidenschaft bereits einer Art abstrakten Enthusiasmus gewichen ist. Mit der Entwicklung der neuen Ideenwelt hat die Einbildungskraft eine ganz neue Rolle zu spielen begonnen. Während Werthers Einbildungskraft noch in einem engen Zusammenhang mit der realen Erscheinungswelt stand („meiner Einbildungskraft erscheint keine andere Gestalt als die ihrige" u. a. m.), ist Woldemars Einbildungskraft ungleich unabhängiger von der Wirklichkeit geworden, ein selbständiges Wesen mit eigenem Leben, und hat damit jenen imaginären Charakter angenommen, der sie mit Recht mit dem veränderten Begriff der Imagination bezeichnen läßt. Von der Scheinwelt dieser Imagination zu dem Spielen einer unwirklichen Rolle, wie es uns im William Lovell begegnet, ist nur noch ein Schritt. Hier stellt sich der Anton Reiser von Karl Philipp Moritz, wie wir sehen werden, als Zwischenglied ein. Schon haben wir Woldemar in ganz anderem Maße der Ironie verfallen sehen als Werther. Die positiven und depositiven Einzelerscheinungen sind uns im verstärkten Grade wieder begegnet und nun bereits so klar hervorgetreten, daß sich eine nochmalige Zusammenstellung und Betonung derselben an diesem Platze erübrigt.



Das Seelenleben im Anton Reiser von Karl Philipp Moritz (1785–90)

Im Jahre 1782 hatte Karl Philipp Moritz (geboren 1756 in Hameln, gestorben 1793 als Professor, Hofrat und Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Berlin) angeregt durch Rousseaus Bekenntnisse unter dem Titel Aussichten zu einer Experimentalseelenlehre eine kleine Broschüre herausgegeben, in der er die Abfassung eigener, wahrhafter Lebensbeschreibungen oder Beobachtungen über sich selber forderte, weil er in solchen Selbstbeobachtungen und Selbstschilderungen eine mächtige Förderung des menschlichen Geschlechtes erblickte. Zu diesem Zwecke solle man „die Geschichte seines eigenen Herzens von seiner frühesten Kindheit an sich so getreu wie möglich entwerfen, auf die Erinnerungen aus der frühesten Kindheit aufmerksam sein, und nichts für unwichtig halten, was jemals einen vorzüglich starken Eindruck auf ihn gemacht hat." Um eine Sammelstelle für alle solche Aufzeichnungen zu haben, gründete Moritz im Jahre 1783 das Magazin zur Erfahrungsseelenkunde,[1] an dem namentlich Schulmänner und Prediger, Offiziere und Juristen, überhaupt Leute, die mitten im Leben stehen, mitarbeiten sollten. Moritz gab diese Zeitschrift vom Jahre 1783 bis an seinen Tod im Jahre 1793 in zehn Jahrgangsbänden heraus. Bereits im ersten Stück des ersten Bandes (S. 65 f.) ist Moritz mit einem eigenen Beitrag Erinnerungen aus den frühesten Jahren der Kindheit vertreten. Im nächsten Jahrgange (1784) finden wir dann gleich im ersten Stücke (S. 76—95) den ersten Bruchteil seiner streng nach den in der Broschüre von 1782 aufgestellten Grundsätzen gearbeiteten Selbstbiographie unter dem Titel Fragment aus Anton Reisers Lebensgeschichte und im folgenden Stücke (S. 23—36) eine Fortsetzung des Fragments aus Anton Reisers Lebensgeschichte. Im Jahre 1785 erschien dann Anton Reiser, ein psychologischer Roman, Erster Teil, dem im Jahre 1786 der zweite und dritte, im Jahre 1790 der vierte und letzte Teil nach-

[1] Γνῶθι σεαυτόν oder Magazin zur Erfahrungsseelenkunde als ein Lehrbuch für Gelehrte und Ungelehrte. Mit Unterstützung mehrerer Wahrheitsfreunde von C. Ph. Moritz. 10 Bände. Berlin 1783—1793.

folgten.[1] Die beiden Fragmentstücke aus dem Magazin des Jahres 1784 gingen mit wenigen Abweichungen fast wörtlich in den Roman über, von dem sie etwa die erste Hälfte des ersten Teiles ausmachen.

Aus dieser Entstehungsgeschichte des Anton Reiser erhellt zur Genüge, daß wir es bei dem Roman um eine Auto-Biographie von Karl Philipp Moritz zu tun haben, wenn Moritz den Helden dieses Romans auch nicht unter seinem eigenen, sondern unter dem Namen Anton Reiser auftreten läßt. Wilhelm Scherer bezeichnete den Roman in seiner Geschichte der deutschen Literatur (S. 669) deshalb als eine „versteckte Selbstbiographie". Freilich begann Moritz das Vorwort zum ersten Bande gleich mit den deutlichen Worten: „Dieser psychologische Roman könnte auch allenfalls eine Biographie genannt werden, weil die Beobachtungen größtentheils aus dem wirklichen Leben genommen sind"; und im Vorwort des zweiten Bandes trat er noch offenkundiger aus seinem Versteck heraus, indem er dort schrieb: „Um fernern schiefen Urtheilen, wie schon einige über dieß Buch gefällt sind, vorzubeugen,[2] sehe ich mich genöthigt, zu erklären,

[1] Anton Reiser. Ein psychologischer Roman. Herausgegeben von Karl Philipp Moritz. Erster bis vierter Teil. Berlin 1785—1790, bei Friedrich Maurer.
Der Roman erschien nur in dieser ersten und einzigen Originalausgabe. Auszüge aus dem Anton Reiser wurden im neunzehnten Jahrhundert zweimal der Öffentlichkeit übergeben, einmal in Meyers Groschenbibliothek der Deutschen Classiker, Hildburghausen und Newyork (1850—1854), 347. Bändchen: „Karl Philipp Moritz und Johann Martin Miller. Mit Biographien" (1854). Hier folgt nach drei Seiten Biographie „Aus: Anton Reiser", S. 10—86. Später erschien ein Auszug des Anton Reiser im 136. Bande der von J. Kürschner herausgegebenen Deutschen National-Literatur „Erzählende Prosa der klassischen Periode" (herausgegeben von Bobertag). Bd. I, S. 161—193.
Der ganze Roman wurde seit seinem ersten Erscheinen erst wieder in Seufferts Deutschen Literaturdenkmalen des 18. und 19. Jahrhunderts in einem Neudruck Nr. 23 herausgegeben (Heilbronn 1886), den Ludwig Geiger besorgte und mit einer Einleitung versah, auf die im folgenden des öfteren Bezug genommen wird. Ludwig Geiger hat auch den Artikel über Moritz in der allgemeinen Deutschen Biographie verfaßt. — Zum 150. Geburtstag von Moritz erschien noch ein Neudruck des ganzen Romans in Reclams Universalbibliothek (Nr. 4813—4816, Leipzig 1906), den Dr. Hans Henning besorgte. Die biographisch-bibliographische Einleitung und die Anmerkungen, die Henning dieser Ausgabe beifügte, stützen sich auf die Ergebnisse der neusten Forschung über Moritz und seinen Roman. Es wird daher im folgenden von ihnen entsprechend Gebrauch gemacht werden. Bei der Darstellung der Entstehungsgeschichte des Romans wurde den Ausführungen von Henning im wesentlichen gefolgt.
[2] Ludwig Geiger spricht in der Einleitung seines Neudrucks (S. XX) die Vermutung aus, daß diese Vorbeugung durch die Besprechung des ersten Bandes in den Gothaischen Gelehrtenzeitungen, und zwar im 68. St. S. 557 f. vom 24. August 1785 veranlaßt worden sei. Geiger druckt diese Kritik a. a. O. ganz ab und teilt auch über die sonstigen Kritiken des Romans Ausführliches mit.

daß dasjenige, was ich aus Ursachen, die ich für leicht zu errathen hielt, einen psychologischen Roman genannt habe, im eigentlichsten Verstande Biographie, und zwar eine so wahre und getreue Darstellung eines Menschenlebens, bis auf seine kleinsten Nüancen, ist, als es vielleicht nur irgend eine geben kann".

Moritz schildert uns in seinem psychologischen Roman die zwanzig ersten Jahre seines Lebens. Die mitgeteilten Ereignisse erstrecken sich also auf die Zeit von 1756 bis zu Beginn des Jahres 1777. Hier bricht der Roman mit dem Schluß des vierten Teiles plötzlich ab, ohne daß etwa damit der Abschluß einer bestimmten Entwicklung Anton Reisers erreicht wäre. Der Abschluß des Romans mit dem vierten Bande liegt vielmehr in Umständen, die nicht in dem Werke selbst gegeben sind.[1] Der ganzen Anlage nach hat ursprünglich die Absicht bestanden, den Roman noch weiter über die geschilderten Ereignisse hinaus bis zu einem Abschluß psychologischer Bedeutung, d. h. bis zu einem Punkte zu führen, den wir heute aus der bloßen Kenntnis der realen Daten von Karl Philipp Moritz' weiterem Leben nicht mehr bestimmen können. So ist auch der ganze vierteilige Roman noch, wie er auf uns überkommen ist, als solcher doch nichts weiter als ein grandioses Fragment.[2]

[1] Über die Gründe, die man für ein Unterlassen der Fortsetzung des Romans anführt, spricht sich Ludwig Geiger S. V seines Neudrucks wie folgt aus: „Reisen und Kränklichkeit sind nicht stichhaltig. Denn größere Reisen hat Moritz seit 1790, dem Erscheinungsjahre des vierten und letzten Teils seiner Selbstbiographie, überhaupt nicht mehr gemacht, und seine Kränklichkeit, wenn sie damals schwerer war als früher, hat ihn wenigstens nicht gehindert, andere bedeutsame Schriften abzufassen. Wohl aber gibt es innere Gründe, die Moritz von einer Fortsetzung abhalten mochten. Wie Goethe es unterließ, gerade die bewegteste Periode seines Lebens und die Zeit der gewaltigsten Seelenkämpfe eingehend zu schildern, weil er sich scheute, einerseits von nahestehenden Personen dem Publikum zu erzählen, andrerseits den Schleier von seinen Herzensgeheimnissen zu lüften, so mochte auch Moritz Bedenken tragen, diejenige Zeit seines Lebens zu berühren, bei deren Schilderung er vieles von Personen hätte sagen müssen, die damals des größten und gerechtfertigten Ansehens genossen, z. B. Basedow und Campe, bei welcher er von den an Wahnsinn grenzenden Ausbrüchen seiner Melancholie, besonders aber von der Wiederkehr seiner mystischen Zustände und Stimmungen hätte sprechen müssen. Die Melancholie zu berühren, mußte ihm bei aller Wahrheitsliebe widrig erscheinen; und von dem Mysticismus zu sprechen, besaß er damals nicht mehr genügende Objektivität. Vor seiner italienischen Reise mochte er noch, wenn er auch die Jugendstimmungen nicht mehr teilte, sich in die Auffassung früherer Zeiten ruhig versetzen können; nach der Reise, nach dem Umgange mit Goethe, nach Erlangung völliger Reife seiner Anschauungen hätte er es nicht mehr vermocht."

[2] Daß offenbar eine Fortsetzung des Romanfragmentes über die gegebenen vier Teile noch bei Erscheinen des dritten Teils im Jahre 1736 geplant war, geht

Aus der Entstehungsgeschichte dieses Romanfragments gehen die Absichten, die Moritz bei der Abfassung leiteten, deutlich genug hervor, um uns zu erklären, weshalb er seine Autobiographie nicht als solche, sondern als psychologischen Roman bezeichnete. Und der Erfolg hat ihm recht gegeben. Wenn ein Mann wie Moritz sein Leben beschrieb, so mußte sich das Hauptinteresse auf das seelische Detail richten. Trotzdem Moritz ein ungewöhnlich bewegtes Leben durchmachte, ein Leben, dessen äußerer Verlauf so romanhaft ist, wie es nur selten der Fall sein mag, so waren doch alle diese äußeren Erlebnisse für Moritz nur von sekundärer Bedeutung. Was Moritz erlebte, waren im eigentlichsten Sinne doch immer nur innere Ereignisse des Seelenlebens (Alfred Heil spricht in einem Aufsatze der Grenzboten von einer „Polyphonie des Seelenlebens" bei Moritz, die das Hauptmerkmal seines Genius sei[1]). Es erhellt ohne weiteres, welche Tragweite es für unsere ganze Betrachtung hat, wenn ein Mann, dessen Bedeutung in so hohem Maße auf der psychischen Eigenart seiner Persönlichkeit ruht, uns mit der Gewissenhaftigkeit, die er selbst in den angeführten Grundsätzen seiner Broschüre vom Jahre 1782 gefordert hatte, den psychologischen Roman seines Lebens schreibt und diesen also als eine so wahre und getreue Darstellung eines Menschenlebens bis auf seine kleinsten Nuancen gestaltet, als es vielleicht nur irgendeine geben kann.

Schlichtegroll hat zwar nach dem Tode Moritz' in seinem Nekrolog auf das Jahr 1793 die Objektivität der Darstellung der Ereignisse in unserem Roman aus den Jahren 1756—1777 in Zweifel gestellt.[2] Es heißt dort von Moritz als Verfasser des Anton Reiser unter anderem: „Teils trug sein phantasiereicher Kopf Dinge unabsichtlich aus den späteren Jahren in die früheren durch einen gewöhnlichen Be-

aus dem Vorwort dieses Teils deutlich hervor. Dort schreibt Moritz: „Mit dem Schluß dieses Teils heben sich Anton Reisers Wanderungen, und mit ihnen der eigentliche Roman seines Lebens an." Von diesem „eigentlichen" Roman besitzen wir also nur einen, den vierten Teil des Fragments, nachdem drei Teile der Vorgeschichte des eigentlichen Romans gewidmet waren. Diese drei Teile Vorgeschichte lassen uns entfernt ahnen, welch weitreichender Plan dem Verfasser für die Ausführung des ganzen Romans vorgeschwebt haben mag. Die von Geiger geäußerten Zweifel über die Absicht einer Fortsetzung des Romans dürften sich aus dem Vorwort des dritten Teils somit widerlegen.

[1] Alfred Heil, Karl Philipp Moritz als Romanschriftsteller. Die Grenzboten. 48. Jahrgang. Bd. IV, S. 271—281. Leipzig 1889.

[2] Schlichtegroll, Necrolog merkwürdiger Deutscher auf das Jahr 1793. Bd. II, S. 257 f.

trug der Einbildungskraft über; teils war ihm das gemeine Menschenleben viel zu wenig interessant, als daß er es nicht hätte durch Hilfe seiner veredelnden Phantasie heben, Lücken ausfüllen und ein schönes Ganzes draus machen sollen. Das Werk ist daher im Ganzen als ein Halbroman anzusehen, der nicht als ein treues Denkmal der Entwickelungsgeschichte dieses Kopfes aufgestellt werden darf." Demgegenüber bezeugt Moritz' Schulkamerad Iffland in seiner Selbstbiographie,[1] daß Moritz „über alle Vorgänge seines Lebens, die ich (Iffland) bis zu seinem Abgange von Hannover kenne, mit Genauigkeit und der strengsten Wahrheit geschrieben" (S. 26). Dieses Urteil Ifflands wird durch eine außerordentlich gründliche Untersuchung erhärtet, die Oskar Ulrich im Jahre 1898 im Euphorion veröffentlicht hat.[2] Gerade die Behauptung Schlichtegrolls, daß Moritz „das gemeine Menschenleben viel zu wenig interessant" gewesen sei, daß er also in den äußeren Umständen seines Lebens Umgestaltungen zugunsten eines „schönen Ganzen" vorgenommen habe, wird durch die Abhandlung Ulrichs untrüglich widerlegt. Dieser hat die Angaben des Romans über die Erlebnisse und die äußeren Lebensverhältnisse Anton Reisers, d. h. Karl Philipp Moritz' während des wichtigsten Abschnittes seiner Jugendgeschichte mit Hilfe der aus Kirchenbüchern, Archivalien und Drucksachen gesammelten Nachrichten einer eingehenden Prüfung unterworfen und ist zu dem Ergebnis gekommen: „daß Moritz, abgesehen von einem Falle, wo er vielleicht aus künstlerischer Absicht die Ereignisse zusammenschob, und abgesehen von wenigen, leicht erklärlichen Irrtümern, sich bei der Schilderung seiner Erlebnisse bis zu seiner Flucht von Hannover (am 30. Juni 1776) streng an die Wahrheit gehalten hat. Nicht in einem einzigen Falle ist eine absichtliche Entstellung der Tatsachen nachzuweisen; geradezu überraschend muß dagegen seine Zuverlässigkeit selbst bei nebensächlichen Dingen erscheinen" (S. 309). Es erscheint nach den Ausführungen von Ulrich auch als nachgewiesen, daß es Moritz ferner durchaus gelungen ist, bei der Darstellung der ihm nahestehenden Personen Licht und Schatten gerecht zu verteilen. Wenn der Nekrolog also ferner gegen Moritz Vorwürfe erhoben hatte, er habe die Schilderung seines Aufenthaltes in Hannover in einer übellaunigen Stim-

[1] Iffland, Meine theatralische Laufbahn. Leipzig 1798.

[2] Karl Philipp Moritz in Hannover. Ein Beitrag zur Kritik des „Anton Reiser". Von Oskar Ulrich in Hannover. Euphorion, Leipzig und Wien 1898. Bd. V. S. 87—106 und 290—309.

nung entworfen und sei gegen seine Wohltäter ungerecht geworden, so erscheinen auch diese Vorwürfe durch den Aufsatz von Ulrich durchaus widerlegt.[1]

Wie aber steht es um die Objektivität Moritz', wenn er in den Jahren 1785—1790 die inneren Vorgänge seiner Seele aus der Zeit von 1756—1777 wiedergibt? Bei der Gewissenhaftigkeit, die Moritz eigen ist, und bei den Absichten, die ihn in Verfolg seiner psychologischen Bestrebungen durch Selbstbeobachtungen, also auch bei der Abfassung dieses Romanfragments leiteten, ist jede freie Erfindung ausgeschlossen. Es kann gar keiner Frage unterliegen, daß auch allen den in dem Roman wiedergegebenen Vorgängen seines Innenlebens reale Tatsachen zugrunde liegen. Aber ebenso zweifellos ist es, daß die Auffassung dieser Vorgänge diejenige des Mannes ist, der im Jahre 1785 die Feder ergreift, um sie uns zu schildern, und nicht diejenige, die er besonders in den siebziger Jahren unter dem unmittelbaren Eindruck der Erlebnisse gehabt hat. So gibt er z. B. den Ereignissen am Ende von Reisers Aufenthalt in Braunschweig im Jahre 1770 eine Interpretation, die der Auffassungsmöglichkeit Reisers in dieser Zeit noch gar nicht entspricht und eine Entwicklung voraussetzt, die Reiser selbst erst in den Jahren 1774 und 1775 durchmacht (es wird später in einer Anmerkung auf diese Tatsache rückverwiesen werden). Vollends gehören die Betrachtungen, die an die inneren Vorgänge in Reisers Seele angeknüpft werden, durchaus den achtziger Jahren an. Wie Moritz seine Jugenderlebnisse aus der Zeit der Niederschrift seiner Erinnerungen heraus beurteilt, zeigt sich z. B.

[1] Übrigens haben schon die Xeniendichter Moritz gegen die Vorwürfe des Necrologs in Schutz genommen. Goethe schrieb am 26. Oktober 1796 an Schiller betreffs der Aufnahme der Xenien beim Publikum: „Daß man nicht überall mit uns zufrieden sein sollte, war ja die Absicht, und daß man in Gotha ungehalten ist, ist recht gut; man hat dort mit der größten Gemütsruhe zugesehen, wenn man mir und meinen Freunden höchst unartig begegnete; und da das literarische Faustrecht noch nicht abgeschafft ist, so bedienen wir uns der reinen Befugnis, uns selbst Recht zu verschaffen und den nekrologischen Schnabel zu verrufen, der unserem armen Moritz, gleich nach dem Tode die Augen aushackte." In den Xenien finden sich darauf folgende Distichen:

Necrolog

Unter allen, die von uns berichten, bist Du mir, der Liebste,
Wer sich lieset in Dir, liest dich zum Glücke nicht mehr.

Vor dem Raben nur sehet euch vor, der hinter ihr krächzet,
Das necrologische Tier setzt auf Kadaver sich nur.

Armer Moritz, wie viel hast Du im Leben gelitten!
Aeacus sei Dir gerecht! Schlichtegroll war es Dir nicht.

einmal offenkundig, wenn er von der „wunderbaren Einschränkung“ schreibt, „die seine damalige Existenz“ — er spricht vom Jahre 1761 — „von der gegenwärtigen“ — da er 1783 darüber berichtet — „beinahe so verschieden macht, wie das Daseyn vom Nichtseyn“ (I, 49). Es muß also wohl für die Beurteilung der seelischen Vorgänge, die in dem Roman unser Interesse beanspruchen, die psychische Disposition des Schriftstellers in den Jahren 1785—1790 und die sich aus dieser ergebende Auffassung seelischer Vorgänge in dieser Zeit zum mindesten eben so hoch in Anschlag gebracht werden, wie die psychische Disposition der siebziger Jahre, in denen diese Vorgänge sich vorwiegend abspielten. Jedenfalls sind in den siebziger Jahren die Vorgänge des Seelenlebens noch niemandem und wahrscheinlich auch Moritz selber noch nicht in dem Maße zum Bewußtsein gekommen, als dies für Moritz in den achtziger Jahren bei der Darstellung der Fall gewesen ist. Wir dürfen jedenfalls die Auffassung der uns in dem Romanfragment gegebenen seelischen Vorgänge als charakteristisch für das seelische Auffassungsvermögen der Entstehungsjahre dieses geltend machen, mit andern Worten: wiewohl die uns in dem Romanfragmente geschilderten seelischen Vorgänge selbst zum größten Teil in die siebziger Jahre fallen, dürfte es trotzdem gerechtfertigt erscheinen, daß wir sie in der Form, in der sie uns wiedergegeben sind, als charakteristisch für die Zeit von 1785—1790 einschätzen und dementsprechend in der Folge unserer gesamten Betrachtung eingliedern. Es liegt damit für die zeitliche Beurteilung seelischer Vorgänge im Anton Reiser wesentlich das umgekehrte Verhältnis vor zur zeitlichen Bestimmung der seelischen Vorgänge, die uns in den späteren Ausgaben von Jacobis Woldemar geschildert sind.

Es entsteht nun die Frage, auf welchem Wege die im Anton Reiser geschilderten seelischen Vorgänge hier am besten zur Erörterung gelangen, ob sich auch für den Anton Reiser die bisher bevorzugte Form der Analyse eignet, die eben den Vorzug hat, die hier angestellte entwicklungsgeschichtliche Gesamtbetrachtung zugleich für eine Eröffnung des Verständnisses für den einzelnen zu Rate gezogenen Roman nutzbar zu machen. Da muß nun gleich gesagt werden, daß die Darstellungen, die der Anton Reiser durch Willibald Alexis[1] und Erich

[1] Anton Reiser. Von W. Alexis, Literar-historisches Taschenbuch. Herausgegeben von R. E. Prutz. Fünfter Jahrgang, 1847. Hannover, Verlag von C. F. Kius. S. 1—72.

Schmidt[1] erfahren hat, und auf die Ludwig Geiger als „Analysen des Romans“ verweist, als solche denn doch wohl nicht gerade angesprochen werden können. Es mag denn auch auf den ersten Blick fraglich erscheinen, ob eine Analyse des Anton Reiser überhaupt möglich ist, und ob jeder Versuch einer solchen nicht letzten Endes auf eine bloß inhaltsmäßige Wiedergabe hinausläuft. Es handelt sich ja doch nicht bei dem Anton Reiser wie bei Werthers Leiden, Woldemar oder William Lovell um einen Kunstroman, der nach bestimmten Gesichtspunkten aufgebaut und planmäßig einem gewissen Abschlusse zugeführt wäre. Es ist bereits gesagt, daß ein solcher wenigstens aus dem überkommenen Fragment nicht mehr zu erschließen ist. Es scheint sich beim Anton Reiser vielmehr lediglich um eine memoirenhafte Wiedergabe persönlicher Erlebnisse zu handeln, die nach keinen anderen, insbesondere künstlerischen Gesichtspunkten als solchen der rein chronologischen Folge geordnet sind, und für die damit jede analysierende Betrachtung gegenstandslos wird. Diese Annahme hält einer eingehenden Untersuchung indes nicht Stand. Einmal ist Karl Philipp Moritz viel zu sehr Künstler, daß sich die Geschichte seines eigenen Lebens bei aller Gewissenhaftigkeit, mit der er sich an den wahren Tatbestand hält, ohne Ausschmückung durch irgendwelche freien Erfindungen nicht dennoch durch das bloße Medium der Darstellung in gewissem Sinne gliederte, und daß nicht auch gelegentlich künstlerische Gesichtspunkte bei der Formgebung seiner Lebensgeschichte maßgebend geworden wären. Als Beweis hierfür sei nur angeführt, daß Ulrich, wie schon erwähnt, in seinem Aufsatze unter anderen nachgewiesen hat, daß Moritz, allerdings nur in einem einzigen Falle, für den aber offenbar nur künstlerische Absichten maßgebend waren, die Ereignisse zusammenschob, indem er die anderthalbjährige Zeit seines Aufenthaltes in Braunschweig bei der Darstellung auf ein halbes Jahr beschränkte.[2] Dann aber überrascht eine nähere Betrachtung der Lebensgeschichte Moritz' durch einen rhyth-

[1] Anton Reiser. Beilage II zu Richardson, Rousseau und Goethe. Ein Beitrag zur Geschichte des Romans im 18. Jahrhundert. Von Erich Schmidt. Jena 1875.
[2] Es ist nicht so, als ob uns Moritz ernstlich glauben machen wollte, er sei nur ein halbes Jahr in Braunschweig gewesen. Er selbst spricht am Ende dieses Aufenthalts von der Zeit, da er vor „anderthalb Jahren“ die Stadt betreten habe. Bei der künstlerischen Schilderung seines Lebens in dieser Stadt gruppiert sich der Verlauf indes nur von Herbst zum Frühjahr um einen einzigen Winter, während also in Wirklichkeit zwei Winter in die Zeit seines Aufenthalts vom Herbst 1768 bis zum Frühjahr 1770 gefallen sind.

mischen Verlauf seines Seelenlebens, der die Geschichte seiner Jugend als eine Folge in sich nochmals systematisch gegliederter Perioden erscheinen läßt, die offenbar nicht das Ergebnis künstlerischer Formgebung sind, sondern in dem naturgemäßen Ablauf seines Seelenlebens selbst bereits tatsächlich gegeben waren. Es drängt sich uns dabei unwillkürlich die naturwissenschaftliche Frage auf, ob die Gesetzmäßigkeit in dem psychischen Verlauf des Lebens eines Menschen der subjektivistischen Zeit, wie wir ihr hier begegnen, nur individueller oder allgemeiner Natur ist, und es zeigt sich darin, wie sehr Bestrebungen, wie sie Moritz in seinem Magazin zur Erfahrungsseelenkunde verfolgt hat, auch für das Erkenntnisbedürfnis unserer Tage noch zeitgemäß sein dürften.

Es sind insonderheit drei große Entwicklungsperioden, die das ganze Romanfragment beherrschen. Die erste beginnt mit der Rückkehr Reisers aus Braunschweig nach Hannover. Sie umfaßt die erste Hälfte seiner in Hannover zugebrachten Schulzeit. Die zweite schließt sich dieser an und reicht bis zu Reisers Flucht. Die dritte umfaßt Reisers Wanderungen und die Erfurter Zeit bis zu seinem Abgange aus dieser Stadt. Diesen drei großen Perioden gehen zwei kleinere voran: einmal seine Kindheit bis zur Reise nach Braunschweig und dann der Braunschweiger Aufenthalt, der eine Periode für sich darstellt. Der Ablauf innerhalb dieser Perioden zeigt eine überraschende Ähnlichkeit. Mit Ausnahme der allerersten von Reisers Kindheit bewegt sich Reisers seelische Verfassung im Anfang einer jeden Periode in einer aufsteigenden Linie, dann wird eine gewisse Höhe gewonnen, auf der sich Reiser in einer positiven Verfassung seines Seelenlebens befindet, um gegen Ende einem Niedergange bis zur absoluten Ironie zu verfallen. Wie bereits gesagt, zerfällt die lange Schulzeit in Hannover in zwei Perioden. Zwischen diesen beiden ist eine stärkere Zäsur als zwischen den übrigen Perioden. Damit wird der ganze Roman nochmals in zwei große Gruppen zerlegt, deren erste die Knaben- und die zweite die Jünglingsjahre Reisers behandelt. Jede dieser beiden Gruppen umfaßt zwei der sogenannten „Theile" des im ganzen vierteiligen Romanfragments.

Die Untersuchungen von Geiger, Ulrich und Henning sind in der folgenden Analyse berücksichtigt worden, d. h. es sind um die sinnliche Anschaulichkeit aller Vorgänge zu erleichtern, die Orts- und Zeitbestimmungen, die im Original oft nur angedeutet, oft ganz ver-

schwiegen sind, in der Analyse genau ausgesprochen. Anstatt der Angaben von Reisers Alter sind in der Analyse stets die Kalenderjahre eingesetzt und die im Original oft nur mit einem Anfangsbuchstaben angedeuteten Namen voll ausgeschrieben, soweit die Persönlichkeiten auf Grund der angeführten Untersuchungen heute bekannt sind.

Analyse des Romanfragments

I. und II. Teil, Knabenjahre

Die Grundlagen von Reisers Charakter in der frühsten Periode seiner Kindheit (1756–1768)

Bei der Betrachtung von Werthers Leiden und Jacobis Woldemar haben wir gesehen, wie das subjektivistische Selbstgefühl auf einer Bewegung (Aktivität) der Seele beruht. Dabei ist es irgendeine Beziehung zur Umwelt, sei es nun zur Natur oder zu Menschen, durch die die Seele in die ihr nötige Bewegung gesetzt wird. Mangel einer derartigen Beziehung hat Stillstand der Seele zur Folge, die einen Verlust des subjektivistischen Selbstgefühls bedeutet. Bei Karl Philipp Moritz finden wir diese Tatsachen in einem erhöhten Grade bestätigt, aber es tritt bei ihm zu diesen Hauptmomenten noch eine neue Erscheinung, die ein Zwischenglied zwischen der durch Beziehung bewegten und der ohne Beziehung stagnierenden Seele darstellt. Diese Erscheinung beruht auf der Entwicklung der Vorstellungskraft. Die Idee, die Imagination ist bei Moritz zur Phantasie geworden. Hat diese Phantasie nun auch eine depositive Bedeutung, indem sie den subjektivistischen Menschen der Wirklichkeit entfremdet, die Beziehungen zur Wirklichkeit daher behindert, so erhält sie die Seele nach Verlust realer Beziehungen doch noch eine Weile in Bewegung, indem sie dem subjektivistischen Menschen eine vorgestellte Beziehung ausmalt, in der er sich fühlt. So wird bei einem Verlust realer Beziehungen die Einbildungskraft eine Zuflucht zur Erhaltung des Selbstgefühls, bis durch die fortschreitend depositiven Wirkungen dieses Mediums schließlich der letzte Rest von Beziehungen zur Wirklichkeit verloren gegangen ist, und dann das ganze

schöne Gebäude zusammenstürzt, indem jede Bewegung der Seele in wirklichen oder vorgestellten Beziehungen erlischt, und ein voller Stillstand der Seele bis zum Verlust des Selbstgefühls an ihre Stelle tritt. Ein solcher voller Stillstand des Seelenlebens bedeutet bei Anton Reiser allemal den Abschluß einer größeren Entwicklungsperiode.

Ein erster derartiger Stillstand des ganzen Seelenlebens wird in dem Romanfragment unmittelbar vor Reisers Abreise nach Braunschweig erreicht. Wir müssen dorthin also den Abschluß einer ersten Periode verlegen, die somit die weite Zeitspanne von 1756—1768 umfaßt. Es hängt mit der Länge dieses Zeitraumes zusammen, daß in dieser Periode nicht wie in den folgenden ein Höhepunkt positiver Verfassung der Seele erreicht wird, sondern mehrere. Zwischen diesen Erhebungen findet aber bis zum Schluß der ganzen Periode kein voller Verfall des Seelenlebens statt. Die lebhafte Phantasie erhält die Seele Reisers immer noch in Bewegung. Diese erste Periode baut sich daher nicht nach dem in der Einleitung angedeuteten System einer einmalig aufsteigenden Entwicklung, einmaligen Erreichung eines Höhepunktes und eines einmaligen Niederganges des Seelenlebens bis zur vollen Ironie auf, wie das in den folgenden Perioden die Regel ist; vielmehr erscheint der Verlauf des Seelenlebens in dieser ersten Periode in Form einer Wellenlinie mit steigend höheren Wellenbergen und fallend tieferen Wellentälern, wobei erst nach Übersteigung eines dritten Höhepunktes ein gänzlicher Niedergang des Seelenlebens statthat.[1] Diese Entwicklung wird in der folgenden Darstellung nicht außer acht gelassen werden dürfen.

Anton Reiser wurde im Jahre 1756 in Hameln als Kind armer Eltern geboren, die in der größten Zwietracht miteinander lebten.[2] „Die ersten Töne, die sein Ohr vernahm, und sein aufdämmernder Verstand begriff, waren wechselseitige Flüche und Verwünschungen des unauflöslich geknüpften Ehebandes", berichtet unser Roman. „Ob er gleich Vater und Mutter hatte, so war er doch in seiner frü-

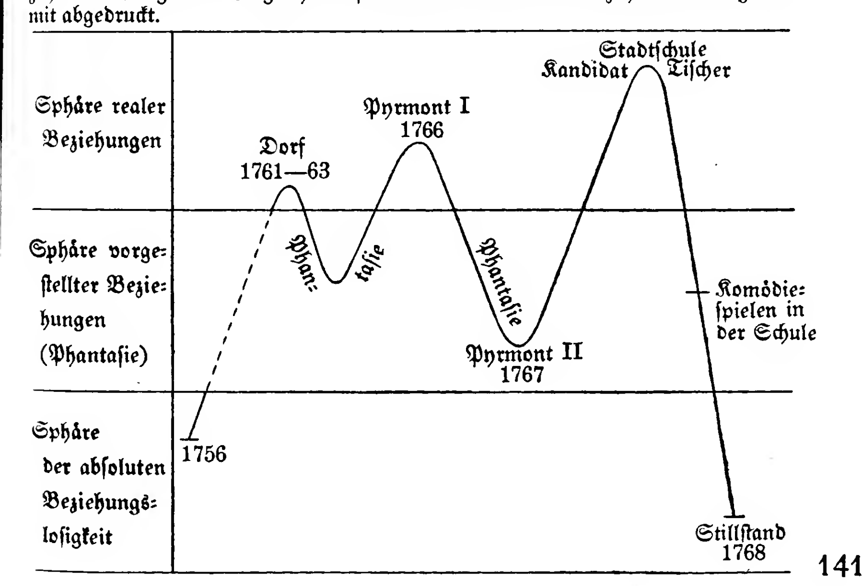
[1] Graphisch stellt sich der Verlauf dieser Periode damit also wie nebenstehend dar:

[2] Soweit die Darstellung zumal der Kinderjahre auf rein inhaltliche Wiedergaben beschränkt bleibt, ist die oben angeführte vortreffliche Darstellung von Willibald Alexis vielfach benutzt, worauf hiermit verwiesen sei.

heften Jugend schon von Vater und Mutter verlassen, denn er wußte nicht, an wen er sich anschließen, an wen er sich halten sollte, da sich beide haßten, und ihm doch einer so nahe wie der andere war" (I, 9).[1] Im Zusammenhang der Betrachtungen, die uns leiten, müssen wir bei diesen Worten erschrecken. Sind dies die ersten Eindrücke der Kindheit, ist Anton Reiser schon bei seinem ersten Einblick ins Dasein jeder positiven Beziehung zu seiner allernächsten Umgebung entkleidet, ist er von den ersten Tagen seines Lebens an schon in sich selbst verwiesen, wie soll sein Wesen je festen Fuß in der Wirklichkeit fassen?

Antons Vater, Johann Gottlieb Moritz (1724—1788), war Hautboist im Regiment von Post, das in Hameln in Garnison lag. Als er im siebenjährigen Kriege mit seinem Regiment zu Felde war, zog Antons Mutter zwei Jahre mit diesem auf ein kleines Dorf. Das war nun die schönste Zeit von Reisers Kindheit; denn trotzdem sich seine Mutter wenig um ihn kümmerte, genoß er doch die Wohltat, daß Friede im Haus war. Und diese zwei Jahre seiner frühesten Kindheit zeichnen sich durch einen Positivismus aus, der den ersten

[1] Die Stellenangabe der Zitate aus dem Anton Reiser erfolgt nach den Seitenzahlen des Originals. Geiger hat in seinem Neudruck die Seitenzahlen des Originals mit abgedruckt.



Höhepunkt in dieser Periode von Reisers Seelenleben bezeichnet. Die positive Verfassung seiner Seele in diesen zwei glücklichen Jahren auf dem Dorfe kommt in einem vollen Kontakt Reisers mit der Natur zum Ausdruck. In Anbetracht der Seltenheit dieser Erscheinung bei Reiser muß uns die an sich nicht so bedeutende Stelle darum beachtenswert werden, in der es heißt: „Die Vorstellungen von den ersten Wiesen, die er sahe, von dem Kornfelde, das sich einen sanften Hügel hinan erstreckte, und oben mit grünem Gebüsch umkränzt war, von dem blauen Berge, und den einzelnen Gebüschen und Bäumen, die am Fuß derselben auf das grüne Gras ihre Schatten warfen, und immer dichter und dichter wurden, je höher man hinaufstieg, mischen sich noch immer unter seine angenehmsten Gedanken, und machen gleichsam die Grundlage aller der täuschenden Bilder aus", die seine Phantasie sich später vormalte (I, 10).

Als der Friede geschlossen war, also wohl im Jahre 1763, zog Antons Mutter wieder mit ihm in die Stadt zu ihrem Manne, und zwar nach Hannover; denn die Garnison des Regiments von Post war 1761 dorthin verlegt worden (vgl. Magazin zur Erfahrungsseelenkunde I, 1 S. 65 f.). Nach einer kurzen Freude des Wiedersehens waren Zank und Zwietracht dann bald wieder an der Tagesordnung.

Antons Vater war ein Quietist, ein Anhänger der Lehren der Madame Guion (1648—1717), für die ihn der Herr von Fleischbein (vgl. Schlichtegroll, Nekrolog auf das Jahr 1793, Gotha 1795, Bd. II, S. 171) gewonnen hatte, der in Pyrmont auf seinem Gute lebte und das Haupt dieser religiösen Sekte in Deutschland war. Die Lehren der Madame Guion verlangten von ihren Jüngern ein völliges Ausgehen aus sich selbst und Eingehen in ein seliges Nichts, eine gänzliche Ertötung aller Eigenheit (!) und aller Eigenliebe, und eine vollkommene und selbständige Liebe zu Gott, woraus denn am Ende eine vollkommene selige Ruhe entstehe als das Ziel unseres Lebens. Die Madame Guion gab in einer ihrer Schriften auch Anweisungen, wie man nach und nach dahin kommen könne, sich im eigentlichen Verstande mit Gott zu unterreden und seine Stimme im Herzen oder das innere Wort deutlich zu vernehmen. Hierzu saß Antons Vater häufig halbe Stunden lang mit verschlossenen Augen, um sich von der Sinnlichkeit abzuziehen (I, 27). Wiewohl wir hören, daß diese Lehren der Madame Guion „mit der harten und unempfindlichen Seele" von Antons Vater übereinstimmten (I, 7), so werden wir ihn schon als

Anhänger dieser religiösen Sekte doch nicht unter die mechanischen Charaktere rechnen, da diese Lehren der Madame Guion selbst durchaus auf einem dynamischen, indes noch nicht subjektivistischen Seelenleben beruhen. Das dynamische Moment lebt in den Liedern der Madame Guion z. B. als süße Vernichtung „vor dem Urquell des Daseyns" (vgl. I, 24). Die temperamentlose Passivität dieser unpersönlichen Gefühlsschwärmerei fällt nur in die empfindsame Zeit vor ± 1760 zurück.

Antons Mutter gehörte dem entgegen einer jüngeren Zeit an. Sie zeichnete sich durch ein durchaus subjektivistisches Seelenleben aus. Wir erfahren, daß sie sich niemals mit den Ideen der Madame Guion von der gänzlichen Ertötung und Vernichtung aller, auch der sanften und zärtlichen Leidenschaften zu verständigen vermocht habe, gegen die sich ihr Herz auflehnte. Wo in Antons Vater alles zur Ruhe und Passivität neigte,[1] da verlangte in Antons Mutter schon ganz im subjektivistischen Sinne bereits alles nach Bewegung, nach Aktivität der Seele. Für sie war der Glaube ohne Werke tot, und wir begreifen besser, als Moritz es hat in seiner Zeit begründen können, warum sie bei den das Selbstgefühl untergrabenden Schriften der Madame Guion „eine Art von Bangigkeit" empfand (I, 8). Moritz seinerseits führt das auf eine Furcht, im rechten Glauben irre zu werden, zurück.

Antons Mutter hatte eine lebhafte Phantasie und hatte sich selbst bis zu einem gewissen Grade in der Idee. Das zuerst im Magazin für Erfahrungsseelenkunde veröffentlichte Fragment fing mit den Worten an: „Antons Mutter hatte das Unglück, sich oft für beleidigt und gern für beleidigt zu halten, auch wo sie es wirklich nicht war, um nur Ursach zu haben, sich zu kränken und zu betrüben, und ein gewisses Mitleid mit sich selber zu empfinden, worin sie eine Art von Vergnügen fand" (1785: I, 42). Es kann nach der ganzen Lage der Dinge nicht wundernehmen, daß der hochsubjektivistische Anton Reiser seiner Mutter näher stand als seinem Vater. Diese liebte er trotz ihrer Ungerechtigkeit, wo er den Vater nur fürchtete (I, 11). Von ihr erbte er

[1] neigt! denn Ruhe und Passivität sind nicht einmal Eigenschaften in dem Charakter des alten Moritz. Das statische Moment der wahrhaft mechanischen Charaktere besitzt auch er schon nicht mehr. Es heißt später einmal: Das „beständige Hin- und Herschwanken ist (zugleich) ein Bild von dem ganzen Lebenslaufe seines (Antons) Vaters, dem es im funfzigsten Jahre seines Lebens noch nicht besser ging, und der doch immer noch das Rechte zu finden hoffte, wornach er so lange vergeblich gestrebt hatte" (I, 74).

die Neigung, sich beleidigt zu fühlen (I, 42). Mit ihr teilte er die Ehrfurcht für alles Priesterliche (I, 163). Da sie erkrankte, war es ihm, als ob er sich in ihr selbst absterben würde (I, 165). In ihrer Liebe und in ihrem Zutrauen fand er sich allein wieder (I, 166). So nahe wie seine Mutter nahm doch niemand in der Welt an seinem Schicksal teil (II, 106).

Antons Vater und Antons Mutter sahen gegenseitig einer auf die religiösen Anschauungen und praktischen Überzeugungen des anderen mit Verachtung herab. Bei dem Charakter der Mutter verstehen wir es sehr wohl, wenn Moritz schreibt: „Antons Herz zerfloß in Wehmut, wenn er einem von seinen Eltern Unrecht geben sollte, und doch schien es ihm sehr oft, als wenn sein Vater, den er bloß fürchtete, mehr Recht habe als seine Mutter, die er liebte. So schwankte seine junge Seele beständig zwischen Haß und Liebe, zwischen Furcht und Zutrauen zu seinen Eltern hin und her" (I, 11).

Unter diesen unglücklichen Umständen mußte Reiser nun wieder jeder positiven Beziehungen entbehren. In diesem Hause des Unfriedens konnte er nicht die liebevolle Fürsorge zärtlicher Eltern finden, und Moritz versichert uns, daß man mit Wahrheit von Anton habe sagen können, daß er von der Wiege an unterdrückt ward (I, 9), er von vornherein also jenes gesunden Selbstbewußtseins, das sich als innere Sicherheit des Selbstvertrauens äußert, beraubt war. Als die wenigen Überreste väterlicher und mütterlicher Liebe vollends auf einen nach ihm geborenen kleinen Bruder fielen, da wurde Anton ganz vernachlässigt, und wir vernehmen, daß er „sich, so oft man von ihm sprach, mit einer Art von Geringschätzung und Verachtung nennen hörte, die ihm durch die Seele ging" (I, 11). Es ist sehr bezeichnend, daß die ersten persönlichen Gefühle, die einen bleibenden Nachhall in ihm erweckten, solche des gekränkten Selbstgefühls sind und des Schmerzes über den Mangel an Beziehungen, in denen er sich selbst hätte fühlen können. Moritzens Frage „Woher mochte wohl dieß sehnliche Verlangen nach einer liebreichen Behandlung bei ihm entstehen, da er doch derselben nie gewohnt gewesen war, und also kaum einige Begriffe davon haben konnte?" (I, 12) erledigt sich in dem subjektivistischen Charakter seines Seelenlebens. Wir verstehen vollkommen, wenn er das innigste Bedürfnis der Freundschaft von seinesgleichen fühlte, wenn es heißt: „oft, wenn er einen Knaben von seinem Alter sahe, hing seine ganze Seele an ihm, und er hätte alles

drum gegeben, sein Freund zu werden" (I, 12). Anton Reiser hielten aber „das niederschlagende Gefühl der Verachtung, die er von seinen Eltern erlitten, und die Scham wegen seiner armseligen, schmutzigen und zerrissnen Kleidung zurück, daß er es nicht wagte, einen glücklicheren Knaben anzureden" (I, 12). Das ganze Depositive seiner Lage faßt Moritz in die Worte zusammen: „So hatte er keinen, zu dem er sich gesellen konnte, keinen Gespielen seiner Kindheit, keinen Freund unter Großen noch Kleinen" (I, 13).

Der Vater fühlte sich endlich denn doch gedrungen, den achtjährigen Knaben lesen zu lehren. Als Anton merkte, daß hinter den schwarzen Buchstaben wirkliche Gedanken verborgen waren, lernte er von selbst weiter und konnte in wenigen Wochen zum Staunen der Seinigen lesen. Dies schien ihn bei seinen Eltern in einige Achtung zu setzen, und es ist bezeichnend, daß ihm, der sich schon als Kind immer in der Idee, immer eine Vorstellung von sich hat, das „nicht unbemerkt" blieb. Sobald er die technischen Schwierigkeiten überwunden hatte, verfiel er einer schier unersättlichen Lesewut. Die Lektüre bot ihm eine Nahrung für seine Einbildungskraft, die ihn vor einem gänzlichen Verfall seines Seelenlebens in dieser Zeit, wo er aller realen Beziehungen zu seiner Umgebung bar dastand, schützte. Moritz berichtet darüber: „Durch das Lesen war ihm nun auf einmal eine neue Welt eröfnet, in deren Genuß er sich für alle das Unangenehme in seiner wirklichen Welt einigermaßen entschädigen konnte. Wenn nun rund um ihn her nichts als Lärmen und Schelten und häusliche Zwietracht herrschte, oder er sich vergeblich nach einem Gespielen umsah, so eilte er hin zu seinem Buche." Die depositive Wirkung dieser Zuflucht kommt indes gleichzeitig zum Ausdruck, wenn Moritz hinzufügt: „So ward er schon früh aus der natürlichen Kinderwelt in eine unnatürliche idealische Welt verdrängt, wo sein Geist für tausend Freuden des Lebens verstimmt wurde, die andere mit voller Seele genießen können" (I, 16).

Zu dieser Entfernung Reisers aus der Wirklichkeit trägt weiter bei, daß er in seinem achten Jahre krank wurde. Man gab ihn völlig auf, und er hörte beständig von sich wie von einem, der schon wie ein Toter beobachtet wird, reden (I, 16). Man stelle sich das einmal vor, welch eine Spaltung in der Einheit des Selbstbewußtseins dazu gehört. Er muß sich selbst dabei wie eine imaginäre Person vorgekommen sein, von der man vielleicht in einem Buche liest. Reiser wurde von seiner

Krankheit zwar wieder hergestellt, als eine Base, mitleidiger als seine Eltern, ihn einmal mit zu einem Arzte nahm, dessen Behandlung ihn heilte. Er wurde bald darauf aber von einem Fußleiden heimgesucht, das er volle vier Jahre mit unsäglichen Schmerzen ertrug, weil die Wunde immer aufs neue aufbrach. Dazu schreibt Moritz: „Dieß entfernte ihn natürlicher Weise noch mehr aus der Welt und von dem Umgange mit seines Gleichen und fesselte ihn immer mehr an das Lesen und an die Bücher" (I, 18). Hier fand seine Phantasie Anregung genug, um seine Seele in Bewegung zu halten.

Moritz berichtet uns ausführlich, mit welcher Lebhaftigkeit Reiser alles erfaßte, wovon er in den Büchern las. Er konnte sich tagelang betrüben, wenn Moses, David oder Samuel gestorben war. Er liebte besonders die Personen, die viel in der Welt getan und sich einen Namen gemacht hatten. Es schmerzte ihn, wenn er schlecht von Joab, den er besonders liebte, denken mußte, und es rührte ihn zu Tränen, wenn David gegen seine Feinde großmütig war. Diese idealische Welt wirkte zurück auf die imaginäre Vorstellung, die er von sich selbst hatte. Wir hören, daß er bei all seinen Schmerzen sich noch mit Nadeln zu pricken und sonst zu peinigen begann, um den Märtyrern, besonders seinem großen Namensgenossen, dem heiligen Antonius, ähnlich zu werden. Als er einmal in einer Anweisung zur Frömmigkeit im Sinne der Madame Guion den Abschnitt für Kinder von neun Jahren las, erfuhr er, daß es noch Zeit sei, ein frommer Mensch zu werden, daß er aber schon drei Jahre versäumt habe: dies erschütterte seine ganze Seele. Er faßte den festen Entschluß, sich zu bekehren und befolgte aufs peinlichste alles, was in dem Buche stand, so daß er sich fast jeden schnellen Schritt zur Sünde machte: „Wie weit, dachte er, werde ich nun schon in fünf Jahren seyn, wenn ich hierbey bleibe." Wir sehen, wie Anton sich auch hier bei allem, was er tut, in der Idee hat, wie alles der kleinen Eitelkeit dient, in der sich das subjektivistische Bewußtsein dieser Zeit äußert. „Denn in dem Buche", heißt es, „war das Fortrücken in der Frömmigkeit gleichsam zu einer Sache des Ehrgeizes gemacht, wie man etwa sich freuet, aus einer Klasse in die andere immer höher gestiegen zu seyn (I, 21)."

Die Lieder der Madame Guion, von Herrn von Fleischbein übersetzt und von Antons Vater mit Musik versehen, hatten so viel Seelenschmelzendes, so viel unwiderstehlich Anziehendes für Antons weiche

Seele durch eine unnachahmliche Zärtlichkeit des Ausdruckes und ein sanftes Helldunkel in der Darstellung, daß sie ihn oft in einsamen Stunden beruhigten, wenn er sich von aller Welt verlassen glaubte. Sie mußten ihn auch einmal trösten, als seine Eltern bei dem Wirt des Hauses, in dem sie wohnten, eingeladen waren und Anton allein auf der Stube ließen, weil sie sich seines Anzugs schämten und ihm nicht einmal ein Stückchen Brot zurückgelassen hatten. Anton saß oben einsam und weinte. Er hörte die Fröhlichkeit von unten zu sich herauf. Verlassen von allen fühlte er eine Art von bitterer Verachtung gegen sich selbst, die sich plötzlich in unaussprechliche Wehmut wandelte, als er unter den Liedern der Madame Guion eins fand, das — bezeichnenderweise! — gerade auf seinen Zustand zu passen schien — weil Anton sich so zum Mittelpunkt aller seiner Eindrücke macht, daß ihm alles nur um seinetwillen oder doch in bezug auf sich geschaffen zu sein scheint —. Indes wurde sein Hunger unerträglich. Er ging hinunter und bat seine Eltern schüchtern an der Türe um ein Stückchen Brot, worauf ihn die Gesellschaft lachend hereinzog, und er vom Besten erhielt, welches ihm denn freylich eine ganz andere Art von Freude als vorher die Guion'schen Trostlieder gewährte (I, 23 f.).

Anton las nun auch das Buch der Madame Guion, das eine Anweisung zum inneren Gebet war, indem gezeigt wurde, wie man nach und nach dahin kommen könne, sich im eigentlichen Verstande mit Gott zu unterreden und seine Stimme im Herzen, das innere Wort, deutlich zu vernehmen. Anton kam bald so weit, daß er mit Gott auf einem ziemlich vertrauten Fuße umging. Den ganzen Tag sprach er mit Gott, zwar immer mit einer Art von Liebe und Zutrauen, aber doch so, wie man ohngefähr mit einem seinesgleichen spricht, mit dem man eben nicht viel Umstände macht. Zuweilen ging es nicht ohne einige Unzufriedenheiten ab. Dann hieß es wohl: aber mir auch diese Kleinigkeit nicht einmal zu gewähren! oder: das hättest du doch wohl können geschehen lassen! und so nahm er es sich nicht übel, zuweilen ein wenig mit Gott nach seiner Art böse zu tun, denn er glaubte, das gehöre mit zum vertraulichen Umgange (I, 28).

Trug dies alles dazu bei, daß Reiser als Ersatz für ein Leben in der wirklichen Welt seiner Umgebung ein bewegliches Leben in der Phantasie führte, so sollten in seinem zehnten Jahre Ereignisse eintreffen, die ihn durch Beziehungen zur realen Welt auf eine Höhe positiver Verfassung seiner Seele führten, wie er sie seit seinem frühen Aufent-

halte auf dem Dorfe nicht mehr genossen hatte. In diesem Jahre wurde er von seinem Vater wegen des Schadens am Fuße mit nach dem Gesundbrunnen Pyrmont genommen. Das war nun Antons erste Reise. Wir können uns denken, welche Nahrung sie zugleich für seine lebhafte Phantasie sein mußte. Er war voll Erwartung der großen Dinge, die nun mit ihm vorgehen sollten; denn in Pyrmont lebte der Herr von Fleischbein selber, und Anton freute sich dort, von seinen großen Fortschritten in der inneren Gottseligkeit Rechenschaft ablegen zu können. Seine Einbildungskraft malte sich eine Art von Tempel, worin „er auch als Priester eingeweiht und als ein solcher zur Verwunderung aller, die ihn kannten, zurückkehren würde." Zunächst aber machen sich an Stelle dieser imaginären, die realen, persönlichen Beziehungen im positiven Sinne an Anton geltend. Er war nun mit seinem Vater allein. Das unleidliche Verhältnis der Eltern zueinander störte nicht einen freundschaftlicheren Umgang zwischen Vater und Sohn. Moritz sagt: „Antons Vater war während dieser Reise auch etwas gütiger gegen ihn und gab sich mehr mit ihm ab als zu Hause" (I, 29). Die positive Verfassung macht sich sogleich bei Anton in einem ungewohnten Naturgefühl geltend: „Anton sahe hier die Natur in unaussprechlicher Schönheit. Die Berge rund umher in der Ferne und in der Nähe und die lieblichen Thäler entzückten seine Seele und schmolzen sie in Wehmut" (I, 29). Beim Eintritt in das Haus des Herrn von Fleischbein war Anton vor Freuden außer sich. Wegen der großen Schmerzen am Fuße mußte er diesen Tag auf der Stube des Herrn H . . . . , der Verwalter der Fleischbein'schen Güter war, bleiben, mit dem er künftig alle Abend speisen mußte. „Übrigens bekümmerte man sich doch im Hause lange nicht so viel um ihn, wie er erwartet hatte" (I, 30). Bezeugt diese letztere Bemerkung aufs neue, wie Anton sich in der Idee hat, und die Wirklichkeit nie der Vorstellung von der Rolle, die er in jener spielen werde, entspricht, so ändert das doch nichts an der Tatsache, daß seine Lage eine ungleich positivere in Pyrmont ist, als er sie zu Hause genoß. So heißt es: „Das liebreiche Betragen, das man in Pyrmont gegen ihn bewies, war ihm sehr aufmunternd, und erhob seinen niedergedrückten Geist ein wenig. Wegen seiner Schmerzen am Fuße bezeugte man ihm Mitleid, im von Fleischbein'schen Hause begegnete man ihm leutselig, und der Herr von Fleischbein küßte ihn auf die Stirne, so oft er ihm auf der
 Straße begegnete. Dergleichen Begegnungen waren ihm ganz etwas

Ungewohntes und Rührendes, das seine Stirne wieder freier, sein Auge offner und seine Seele heitrer machte" (I, 40).

Daneben sehen wir Antons Phantasie aufs neue in lebhaftester Bewegung. Hinter dem Hause, in dem sein Vater in Pyrmont logierte, war ein großer Baumgarten. In diesem fand Anton einen Schiebkarren, mit dem er gerne spielte. Da er aber so ganz davon erfüllt war, bei allem, was er tat, daran zu denken, daß es gottgefällig sei, so besorgte er, daß dies Vergnügen eine Sünde sein könne, und er war bestrebt, sich auf eine schickliche Weise damit abzufinden. Da die Guion in ihren Schriften viel von dem Jesulein sprach, so stellte er sich darunter einen Knaben, noch etwas kleiner wie er, vor. Da er nun schon mit Gott so vertraut war, warum sollte dieser sein Sohn nicht mit ihm spielen wollen, und etwas dawider haben, wenn er ihn ein wenig auf dem Schiebkarren herumfahren wollte. „Nun schätzte er es sich aber doch für ein sehr großes Glück, eine so hohe Person auf dem Schiebkarn herumfahren zu können und ihr dadurch ein Vergnügen zu machen" — er selbst steht wieder ganz im Mittelpunkt der Vorstellung! — „und da diese Person nun ein Geschöpf seiner Einbildungskraft war, so machte er auch mit ihr, was er wollte, und ließ sie oft kürzer, oft länger an dem Fahren Gefallen finden, sagte auch wohl zuweilen mit der größten Ehrerbietigkeit, wenn er vom Fahren müde war: so gern ich wollte, ist es mir doch jetzt unmöglich, dich noch länger zu fahren" (I, 30 f.).

In Pyrmont gab man Anton die Acerra philologica und den Telemach des Herrn von Fénelon. Er las die Geschichte von Troja, vom Ulysses, von der Circe, vom Tartarus und Elysium und war sehr bald mit allen Göttern und Göttinnen des Heidentums bekannt. Dies alles hatte viel mehr Anziehendes für ihn als die biblische Geschichte; da ihm aber niemand gesagt hatte, daß dieses wahr und jenes erfunden sei, so war er geneigt, alles wirklich zu glauben, was er gelesen hatte, und er verfiel darauf Gott-Vater und Jupiter, Calypso und die Madame Guion, Pluto und den Teufel als ein und dieselbe Person anzusehen. Wenn er mit seinem Buche auf irgendeiner Bank in Pyrmont saß, so vergaß er bald seine ganze Umgebung und seine sonst unerträglichen Schmerzen, und er befand sich auf irgendeiner Insel mit hohen Schlössern und Türmen oder mitten im wilden Kriegsgetümmel; und wenn seine Helden fielen, so schmerzte es ihn zwar, aber „doch deuchte ihm, sie mußten fallen" (I, 35).

Dies ist ein bemerkenswerter Zug, der uns hier zum ersten Male begegnet und uns noch häufiger beschäftigen wird. Während wir bei Jacobi noch durchgehend dem Entwicklungsgedanken, sofern er gefühlsmäßig eine Rolle spielt, unter der einseitigen Auffassung der Vergänglichkeit begegnen, finden wir ihn bei Moritz mehr und mehr als Notwendigkeit, und während er dort nur Unlust der Gefühlsunsicherheit auslöst, ruft er umgekehrt bei Moritz häufig sogar geradezu ein Lustgefühl ob der mit der Vernichtung verbundenen Veränderung hervor. Deshalb liebt Anton Reiser die Vernichtung, ohne sich freilich immer des unbewußten Endzweckes zu erinnern, liebt sie scheinbar der reinen Vernichtung halber und hat einen Hang zur Zerstörung. Das ist in dieser Form ein ganz Neues in der Entwicklung und gewinnt später in William Lovell eine überraschende Bedeutung.

Bei Reiser begegnen wir dieser Erscheinung zuerst in seinen kindlichen Spielen. Wir hören von ihm: Wenn er über eine Wiese ging, sah er in den Blumen zwei feindliche Heere. Den größten von ihnen gab er Namen von seinen Helden und eine benannte er auch wohl von sich selber(!). Dann stellte er eine Art von blindem Fatum vor und mit zugemachten Augen hieb er mit seinem Stabe, wohin er traf. Wenn er dann seine Augen wieder öffnete, so sah er die schreckliche Zerstörung, hier lag ein Held und dort einer auf den Boden hingestreckt, und oft erblickte er mit „einer sonderbaren, wehmütigen und doch angenehmen Empfindung" sich selbst unter den Gefallenen. Später schnitzte er sich zu Hause alle Helden des Telemach aus Papier, ließ sie einige Tage in Schlachtordnung stehen, bis er endlich ihr Schicksal entschied, mit grausamen Messerhieben unter ihnen wütete, diesem den Helm, jenem den Schädel zerspaltete und rund um sich her nichts als Tod und Verderben sah. So liefen alle seine Spiele auch mit Kirsch- und Pflaumenkernen auf Verderben und Zerstörung hinaus. Auch über diese mußte ein blindes Schicksal walten, indem er zwei verschiedene Arten als Heere gegeneinander anrücken und nun mit zugemachten Augen den eisernen Hammer auf sie herabfallen ließ, und „wen es traf, den trafs". Wenn er Fliegen mit der Klappe totschlug, so tat er es mit Feierlichkeit und läutete ihnen zuvor die Totenglocke. Mit Vorliebe verbrannte er eine aus kleinen papiernen Häusern erbaute Stadt, um nachher mit feierlichem Ernst und Wehmut den zurückgebliebenen Aschenhaufen betrachten zu können. Ja, als es wirklich einmal in Hannover brannte, empfand er bei allem

Schreck eine Art von geheimen Wunsche, daß das Feuer nicht sobald gelöscht werden möge, und Moritz versichert: „Dieser Wunsch hatte nichts weniger als Schadenfreude zum Grunde, sondern entstand aus einer dunklen Ahndung von großen Veränderungen, Auswanderungen und Revolutionen, wo alle Dinge eine ganz andere Gestalt bekommen und die bisherige Einförmigkeit aufhören würde". Wir sehen, hier tritt die verändernde Bewegung zum ersten Male nicht als ein depositives Moment des Seelenlebens auf. Vollends undenkbar für Werther und Woldemar wäre, was Moritz uns weiter von Reiser berichtet: „Selbst der Gedanke an seine eigne Zerstörung war ihm nicht nur angenehm, sondern verursachte ihm sogar eine Art von wollüstiger Empfindung, wenn er oft des abends, ehe er einschlief, sich die Auflösung und das Auseinanderfallen seines Körpers lebhaft dachte" (I, 32 f.).

Wollen wir auf den Grund dieser Erscheinung in Antons Seelenleben gehen, so finden wir, daß freilich mehrfache unbewußte Momente darin eine Rolle spielen. Die Veränderung als eine bewegende Kraft ist bereits erwähnt. Dann kommt hinzu, daß Anton sich in der Zerstörung, soweit sie von ihm selbst ausgeht, als in einer von ihm ausgehenden Wirkung selber fühlt. Dann bedeutet die Wehmut ob der stattgehabten Zerstörung eine Bewegung der Seele im reinen Gefühl. In diesem Sinne spielt später bei Reiser das joy of grief eine große Rolle. Die Auffassung des Schicksals als einer überlegen waltenden Kraft ist ein Moment dynamischer Weltanschauung. Der pessimistische Zug des blinden Fatums ist dabei ein Erzeugnis der in seiner Beziehungslosigkeit zur wirklichen Welt jedes Einflusses entkleideten und damit zur Passivität verurteilten Seele, ist somit ein Erzeugnis der ironischen Verfassung des Seelenlebens. Schon Werther fühlte sich in diesem fatalistischen Sinne in seiner Beziehungslosigkeit zur „Untätigkeit" verdammt, eine Form, in der seine Unfähigkeit das praktische Dasein in sich objektivieren zu können, zum Ausdruck gelangte.

Es mag hier beiläufig bemerkt sein, daß es also eine ironische Verfassung des Seelenlebens sein muß, die auch der Erscheinung der Schicksalstragödie in der deutschen Literatur zugrunde liegt. Ja, wir dürfen diese geradezu als ein Symptom der Ironie des ganzen Zeitalters ansehen, dem auch sie angehört. Tatsächlich ist sogar gerade Karl Philipp Moritz recht eigentlich der Vater des Schicksalsdramas.

Im Jahre 1780 erschien in Berlin zuerst in der Literatur- und Theaterzeitung (S. 385 f., 449 f., 515 f.), später separat bei Arnold Weber, Berlin 1781, von K. Ph. Moritz ein Schauspiel in einem Akte „Blunt oder der Gast“, eine Umarbeitung des Lillo'schen Dramas The fatal Curiosity, das die erste Schicksalstragödie im Werner-Müllner'schen Sinne ist (vgl. hierüber übrigens Jacob Minor, Zur Geschichte der deutschen Schicksalstragödie usw., im Jahrbuch der Grillparzer Gesellschaft, Jahrgang 9, Wien 1899).

Die schöne Pyrmonter Zeit im Sommer 1766, die Anton auf eine gewisse Höhe positiver Verfassung seines Seelenlebens brachte, war bald vorüber. Als er wieder nach Hause kam, da wurde der gute Eindruck harmonischer Beziehungen der Menschen untereinander durch die erneute Zwietracht seiner Eltern und durch das unaufhörliche Schelten und Toben seiner Mutter bald wieder ausgelöscht. Er befand sich in seiner „vorigen, gehässigen Lage“, was seine Seele „finster und menschenfeindlich“ machte. Das Depositive dieser Lage wird durch die Neigung Antons, sich in der Idee zu haben, noch verstärkt. Sehr geschickt schaltet Moritz nämlich zur Charakterisierung dieser Stimmung die Schilderung ein, wie Anton von seiner Mutter die Neigung, sich oft und gern für beleidigt zu halten, auch wo sie es wirklich nicht war, geerbt habe. „Schon als Kind“, heißt es, „wenn alle etwas bekamen und ihm sein Antheil hingelegt wurde, ohne dabei zu sagen, es sey der seinige, so ließ er ihn lieber liegen, ob er gleich wußte, daß er für ihn bestimmt war, um nur die Süßigkeit des Unrechtleidens zu empfinden und sagen zu können, alle andre haben etwas und ich nichts bekommen!“ Die psychologische Erklärung dieser Erscheinung ruht auch hier auf der Tatsache, daß die Seele sich durch eine Bewegung des reinen Gefühlslebens (Süßigkeit des Unrechtleidens) selbst fühlt. Da sie in der Wirklichkeit keinen Anlaß zur gefühlsmäßigen Bewegung findet, schafft sie sich einen in der Einbildungskraft.

Die Phantasie soll nun in dieser Zeit auch von anderer Seite neue Nahrung erhalten, um Anton über das Depositive seiner Stellung in der Wirklichkeit wieder hinwegzuhelfen. In seinem elften Jahre (1767) las er heimlich die schöne Banise, d. i. jedenfalls die asiatische Banise, die Tausendundeine Nacht und die Insel Felsenburg. Besonders die letzte Erzählung tat eine sehr starke Wirkung auf ihn. Sie wurde eine nachhaltige Nahrung für seine Eitelkeit. Durch diese Lektüre wurde der Gedanke entzündet und später zur fixen Idee in

ihm, dereinst „eine große Rolle in der Welt zu spielen und erst einen kleinen, denn immer größern Circel von Menschen um sich her zu ziehen, von welchen er der Mittelpunkt wäre: dieß erstreckte sich immer weiter, und seine ausschweifende Einbildungskraft ließ ihn endlich sogar Thiere, Pflanzen und leblose Kreaturen, kurz alles, was ihn umgab, mit in die Sphäre seines Daseyns hineinziehen, und alles mußte sich um ihn als den einzigen Mittelpunkt umher bewegen, bis ihm schwindelte" (I, 44).

Die durch die Lektüre der Insel Felsenburg recht eigentlich erst in volle Erscheinung gerufene Einbildungskraft veranlaßt Moritz noch einmal in seiner Geschichte zurückzugreifen und näher darauf einzugehen, wie sich die Anlage zu einer solchen schon als Kind bei Anton Reiser gezeigt habe (I, 45 f.). Ohne die angeführten Beispiele hier wiederzugeben, dürfen wir wohl sagen, daß es sich bei Anton Reiser in der Tat um einen Grad von Einbildungskraft handelt, wie er von gleicher Lebhaftigkeit für Werther und Woldemar jedenfalls noch nicht bestanden hat. Die Gestalten einer imaginären Vorstellungswelt verdichten sich in Anton Reiser zu voller Wirklichkeit, und Moritz versichert wiederholt, daß die Einbildungskraft die meisten Leiden und Freuden seiner Kindheit ausgemacht hätten.

Einige andere Züge aus Anton Reisers kindlichem Seelenleben, die uns in dieser Einschaltung mitgeteilt werden, verdienen ferner noch unser besonderes Interesse, wiewohl sie wie diese ganze Einschaltung für die Analyse dieser Periode nicht weiter in Frage kommen. So berichtet Moritz, daß Anton Reiser etwa in seinem fünften Jahre die erste Vorstellung über seinen kindlichen Gesichtskreis hinaus bekam. Damals, also im Jahre 1761, als seine Mutter noch mit ihm auf dem Dorfe wohnte und eines Abends mit einer alten Nachbarin, Anton und seinen Stiefbrüdern — Antons Vater hatte zum zweiten Male geheiratet — allein in der Stube saß, fiel das Gespräch auf Antons kleine Schwester, die vor kurzem in ihrem zweiten Jahre gestorben war, und worüber seine Mutter beinahe ein Jahr lang untröstlich blieb. „Wo wohl jetzt Julchen seyn mag? sagte sie nach einer langen Pause, und schwieg wieder. Anton blickte nach dem Fenster hin" — Man beachte die feine Kleinmalerei der Stimmung —, „wo durch die düstre Nacht kein Lichtstrahl schimmerte und fühlte zum erstenmale die wunderbare Einschränkung, die seine damalige Existenz

von der gegenwärtigen" — da er, Moritz, 1783 an dem Roman schreibt — „beinahe so verschieden machte, wie das Daseyn vom Nichtseyn. Wo mag jetzt wohl Julchen seyn? dachte er seiner Mutter nach, und Nähe und Ferne, Enge und Weite, Gegenwart und Zukunft blitzte durch seine Seele" (I, 48 f.). Wir kennen die Poesie der Einschränkung aus Werthers Leiden, aus Jacobis Woldemar. Wie dort besteht ihr Reiz auch für Moritz in dem positiven Charakter der Gefühle, die sie auslöst, da sie das Gegenwärtige, das Zuständliche vom „Schweifen in die Ferne" so verschieden macht wie das Dasein vom Nichtsein. Und doch ist die Einschränkung bei Moritz etwas anderes als in Werthers Leiden oder im Woldemar, insofern sie nicht wie dort rein gefühlsmäßig auftritt, sondern als etwas Angeschautes. Man lese in diesem Sinne einmal die Stellen, die im Anton Reiser das Verhältnis zur Natur bezeugen, also z. B. gleich die erste oben angeführte Schilderung seiner Natureindrücke auf dem Dorfe (I, 10). Auch hier wird man der gleichen Gegenüberstellung begegnen. Für Werther ist die Natur ein unmittelbar Gefühltes, für Woldemar wird sie ein Gedankliches, für Reiser ist sie ein Geschautes. Man möchte darum Goethe einen Dichter, Jacobi einen Philosophen, Moritz aber recht eigentlich im romantischen Sinne einen Poeten nennen, was denn freilich etwas ganz anderes als ein Dichter ist, der er niemals war. Der positive Charakter der Einschränkung für das Gefühlsleben wird uns aber von Moritz in einer schönen Weise bestätigt, wenn er im Anschluß an diese Erinnerung aus seiner Kindheit schreibt: „Wie groß ist die Seligkeit der Einschränkung, die wir doch aus allen Kräften zu fliehen suchen! Sie ist wie ein kleines, glückliches Eiland in einem stürmischen Meere: wohl dem, der in ihrem Schoße sicher schlummern kann, ihn weckt keine Gefahr, ihm drohen keine Stürme. Aber wehe dem, der von unglücklicher Neugier getrieben sich über dieß dämmernde Gebirge hinauswagt, das wohlthätig seinen Horizont umschränkt. Er wird auf einer wilden, stürmischen See von Unruh und Zweifel hin und her getrieben, sucht unbekannte Gegenden in grauer Ferne, und sein kleines Eiland, auf dem er so sicher wohnte, hat alle seine Reize für ihn verloren" (I, 49).

Aus Antons zehntem Jahre berichtet Moritz noch, daß er bei umwölktem Himmel, der den Horizont verkleinert, eine Art von Bangigkeit in der Vorstellung gefühlt habe, die ganze Welt sei wieder von so einer Decke umschlossen wie die Stube, worin er wohnte, und wenn

er mit seinen Gedanken „über diese gewölbte Decke hinausging, so kam ihm diese Welt an sich viel zu klein vor, und es däuchte ihm, als müsse sie wiederum in einer anderen eingeschlossen seyn, und das immer so fort". Ebenso ging es ihm mit seiner Vorstellung von Gott, wenn er sich denselben als das höchste Wesen denken wollte. Jeder, auch der höchste Gott, den sich seine Gedanken schufen, war ihm zu klein und mußte immer wieder noch einen höheren über sich haben, und das so ins Unendliche fort (I, 52 f.). Die Vorstellung von der Unzulänglichkeit der wirklichen Welt als einer zu kleinen ist uns nichts Neues. Sie tritt in dem Moment auf, wo sich die Gefühlswelt nicht mehr an die in der Wirklichkeit gegebenen Möglichkeiten gebunden sieht, und begegnet uns bereits in Werthers Leiden. Interessant ist uns aber das System der Einschachtelung, nach dem jede Vorstellung in eine übergeordnete, höhere Vorstellung eingekleidet wird. Das ist eine typisch-romantische Idee, die uns hier im Jahre 1783 wohl zum ersten Male begegnet. Sie hängt insofern aufs engste mit dem Wesen der Ironie zusammen, als sie auf der Entwicklung der Einbildungskraft beruht, die zuerst eine imaginäre Vorstellungswelt der wirklichen Welt überordnet.[1]

Wir hören, daß Anton Reiser durch diese Gedanken und ein beständiges In-sich-gekehrt-sein, schließlich sogar auf den „Egoismus" verfiel, der ihn beinahe hätte verrückt machen können. Unter Egoismus ist hier nur eine potenziert subjektivistische Vorstellungswelt zu verstehen, die die Wirklichkeit nicht mehr zu objektivieren vermag, gleich der subjektivistisch-skeptischen Philosophie, die Balder und William Lovell später an den Rand des Wahnsinns führt. „Weil nämlich seine Träume größtentheils sehr lebhaft waren", heißt es, „und beinahe an die Wirklichkeit zu grenzen schienen, so fiel es ihm ein, daß er auch wohl am hellen Tage träume, und die Leute um ihn her, nebst allem, was er sahe, Geschöpfe seiner Einbildungskraft seyn könnten. Dieß war ihm ein erschrecklicher Gedanke, und er fürchtete sich vor sich selber, so oft er ihm einfiel, auch suchte er sich dann wirklich durch Zerstreuung von diesen Gedanken los zu machen" (I, 53 f.).

Nach dieser rückschweifenden Betrachtung über die Erscheinungen

[1] Vgl. übrigens in diesem Zusammenhang auch die Betrachtungen über das Unendliche der Seelenmaße III, 44 und die Vorbemerkungen zu dem später mitgeteilten Gedicht „Die Seele des Weisen", III, 101 f., sowie die Beschreibung der abstrakten Verstiegenheit in seinem Gedicht über die Mängel der Vernunft, III, 151 f.

im kindlichen Seelenleben Anton Reisers, greift Moritz seine Erzählung bei Antons elftem Lebensjahre wieder auf. Wir hören, daß er Fénelons Totengespräche las, wie Ramlers Tod Jesu zuerst seinen Geschmack für Poesie erregte, wie er im Gegensatz hierzu bei der Banise und der Insel Felsenburg das Abstechende und Unedlere in der Schreibart sehr lebhaft empfand. Sein Geschmack in der Poesie bekam eine gewisse Bildung und Festigkeit, und sein Schreibmeister ließ ihn nun eigene Briefe und Ausarbeitungen machen, eine das Selbstgefühl stärkende Betätigung, weshalb denn auch Anton Reiser darob „eine noch nie empfundene Freude" genoß (I, 54 f.).

Blieb Antons Seele so trotz Mangel an realen Beziehungen immer noch in einer gewissen Bewegung erhalten, so sollte das Depositive seiner Lage bei einem zweiten Aufenthalte in Pyrmont im Jahre 1767 zum ersten Male in einer schon mehr akuten Form erscheinen. Dieser zweite Aufenthalt in Pyrmont sollte ihm nämlich durch die Begleitung seiner Mutter sehr verleidet werden, die nicht nur gegen seinen Vater, so oft er zu Hause kam, sondern auch gegen ganz fremde Leute, beständig von nichts, als von seiner schlechten Aufführung sprach. Es läßt sich denken, wie Reisers empfindliches Selbstgefühl dadurch gekränkt werden mußte, der er sich selbst nie naiv mit dem Dasein identifizierte, sondern stets eine von der Allgemeinheit losgelöste Vorstellung von sich selber hatte. Anton verzweifelte, sich je die Liebe und Achtung in Pyrmont wieder zu erwerben, die er durch seine Mutter einmal verloren hatte. Wir begegnen nun zum ersten Male dem charakteristischen Moment, in dem sich bei Reiser das Ironische seiner Verfassung als Folge der depositiven Stellung zur Wirklichkeit äußert. Es heißt nämlich: „Sein Gefühl für Lob und Beifall ward dadurch so sehr unterdrückt, daß er zuletzt beinahe seiner Natur zuwider eine Art von Vergnügen darin fand, sich mit den schmutzigsten Gassenbuben abzugeben und mit ihnen gemeine Sache zu machen" (I, 56). Die Ironie äußert sich bei Reiser also als ein Aufhören jeder Bewegung des Willens, insonderheit des moralischen Willens. Wir würden sagen, „er läßt sich gehen", Moritz braucht dafür später die Wendungen, „er gab sich in Bezug seiner Person auf" oder „er überließ sich verzweiflungsvoll einem blinden Schicksal". Wir sehen auch hieraus wieder, wie die Willenlosigkeit gegenüber dem Schicksal, die daraus sich ergebende Anerkennung eines überlegenen, blinden, weil unbeeinflußbaren Schicksals, also

die fatalistische Schicksalsidee und in weiterer Folge auch die Literatur des Schicksalsdramas mittelbar auf der ironischen Verfassung des Seelenlebens beruht.

Bevor indes dieser Stillstand seines Seelenlebens in moralischer Beziehung auch die übrigen Äußerungen seines Seelenlebens ergreift, soll Anton diesmal noch durch neue Eindrücke vor einem vollen Niedergang seiner seelischen Verfassung bewahrt bleiben, ja, es soll ihm sogar das Glück zuteil werden, unmittelbar nach dieser Depression durch neugewonnene Beziehungen zur Wirklichkeit noch einmal auf eine Höhe positiver Verfassung seiner Seele geführt zu werden, wie sie ihm in gleichem Maße sogar früher weder auf dem Dorfe, noch bei seinem ersten Aufenthalt in Pyrmont zuteil geworden war. Bald nach seiner Rückkehr aus Pyrmont sollte nämlich in seinem zwölften Jahre (1767—68) einer seiner eifrigsten Wünsche, einmal in eine öffentliche Stadtschule gehen zu dürfen, zum Teil erfüllt werden; denn sein Vater ließ ihn dort an einer lateinischen Privatschule teilnehmen, damit er auf alle Fälle einen Casum sollte setzen lernen. Bei seinem enthusiastischen Lerneifer rückte Anton in kurzer Zeit von einer Stufe zur anderen empor und immer näher an die Veteraner heran. Die positive Beziehung, die Reiser zum Leben gewonnen hat, findet ihren stärksten Ausdruck in den Worten: „Welch eine glückliche Lage, welch eine herrliche Laufbahn für Anton der nun zum erstenmale in seinem Leben einen Pfad des Ruhms vor sich eröfnet sahe, was er so lange vergeblich gewünscht hatte" (I, 59). Und wirklich nach zwei Monaten konnte Anton schon an der Beschäftigung des obersten Tisches oder der sogenannten vier Veteranen teilnehmen.

In dieser glücklichen Zeit sollte auch seine Phantasie durch einen starken Eindruck aufs neue in Bewegung gesetzt werden. Sein Vater nahm ihn eines Abends bei der Hand und sagte ihm, er werde ihn nun zu einem Manne führen, in dem er den heiligen Antonius, den heiligen Paulus und den Erzvater Abraham wieder erblicken werde. Antons Herz pochte, als sie über einen langen Hof, treppauf, treppab durch winklige Gänge, die Anton wahrhaft labyrinthische Gänge zu sein schienen, in der Dämmerung in ein weitläuftiges Zimmer traten, in dem ein hundertundfünf Jahre alter Mann mit schneeweißen Locken über seinen Büchern saß. Dieser, der candid. Theol. Johann Heinrich Tischer (vgl. Ulrich V, 301) war taub, und der alte Mann

 sagte nach einer Pause: Wir wollen beten und meinen kleinen Freund mit einschließen. Er entblößte sein Haupt und kniete nieder, Antons Vater neben ihm zur rechten und Anton zur linken Seite. Der Greis betete wie einer, der schon mit allen seinen Gedanken und Wünschen „jenseits des Grabes" ist, und Anton fand freilich alles, was ihm sein Vater gesagt hatte, mehr als zu wahr. Er glaubte „wirklich" neben einem der Apostel Christi zu knien und sah den alten Mann in seinem Herzen beinahe schon wie ein höheres, übermenschliches Wesen an. Anton ging nun öfter zu dem Kandidaten Tischer und bediente sich dessen Bibliothek, die meist aus mystischen Büchern bestand, deren er viele von Anfang bis zu Ende durchlas.

Aber welch ein Donnerschlag war es für Anton, als sein Vater es nach einigen Monaten für unnötig hielt, daß Anton Lateinisch lerne; mit unerbittlicher Grausamkeit nahm er ihn aus der lateinischen Schule, in der Anton es schon beinahe zum Primus gebracht hatte. Vierzehn Tage wußte es Anton vorher, daß er die Schule verlassen sollte. Überraschend soll sich uns der Verlust dieser positivsten Beziehung zum Leben, die Anton bishin zuteil geworden war, äußern. Anton greift zu einem Mittel, das ihm den Abschied aus dieser Schule leichter machen soll: er spielt zum erstenmal mit sich selbst Komödie. Im vollen ironischen Gegensatz zum wirklichen Tatbestand zwang sich Anton nämlich, in den letzten Schulstunden schlecht oder gar nicht zu antworten, auch wenn er das Richtige wußte, um täglich eine Stufe hinunterzukommen. Wenn er wieder unter den Letzten wäre, schien ihm der Abschied nicht so hart. Nur der Allerletzte wollte er nicht sein. Um Gottes willen, bat er am letzten Tage, ihn nur noch heute als Vorletzten sitzen zu lassen. Aus Mitleid gab man es zu; am folgenden Tage kam er nicht mehr in die Schule. Dieses „Komödie mit sich spielen", das im William Lovell zu außerordentlicher Bedeutung gelangt, begegnet uns bei K. Ph. Moritz zum ersten Male. Wir sehen, wie das „Sich in der Idee haben", das wir bei Woldemar zuerst ausgeprägt, bei Werther nur keimartig kennen gelernt haben, im Anton Reiser zu einer ganz neuen Phase seiner Entwicklung gelangt ist.

Anton Reiser wollte sich von seinen früheren Mitschülern das Pensum sagen lassen, um zu Hause allein Latein weiter zu treiben. Als dies aber nicht gelingt, begegnen wir aufs neue dem schon bekannten Moment der Ironie bei Reiser, das auf einem Stillstand der moralischen Willenssphäre beruht. Er wurde „aus einer Art von Mißmuth

und Verzweiflung, was man einen bösen Buben nennen kann". In der Schreibschule zog er sich mutwillig Schläge zu, die er mit Trotz und Standhaftigkeit aushielt, was ihm noch lange in der Erinnerung Vergnügen machte — weil er sich so wenigstens im Widerstande selber fühlt —, er balgte sich mit Straßenbuben, plauderte, wo er sonst ein Muster der Andacht gewesen war, während des ganzen Gottesdienstes, kurz, eine gewisse Verachtung seiner selbst und ein nagender Mißmut schlug seine besten Vorsätze nieder und machte, daß er sich „in allerlei wilden Zerstreuungen zu vergessen suchte" (I, 69 f.). Der Gedanke, daß ihm seine liebsten Wünsche und Hoffnungen fehlgeschlagen und die angetretene Laufbahn des Ruhmes auf immer verschlossen war, nagte an ihm unaufhörlich. „Er ward ein Heuchler gegen Gott, gegen andere und gegen sich selbst." Wenn er zu dem alten Mann kam, tat er alles, was er sonst mit aufrichtiger Miene getan hatte, aus Verstellung und konnte heimlich lachen, wenn der alte Mann sein Geschriebenes las. — Das ist volle Ironie. — Sein Vater hielt ihm vor, daß er vor drei Jahren in Pyrmont noch nicht einmal eine Notlüge habe tun wollen, und Anton, der sich bewußt war, daß dies damals mehr aus einer Art von Affektation, als aus wirklichem Abscheu gegen die Lüge geschehen war, dachte: wenn sonst nichts verlangt wird, das soll mir wenig Mühe kosten. Er brachte es denn auch bald in einer Art von frommen Heuchelei so weit, daß sein Vater mit dem Herrn von Fleischbein über Antons Seelenzustand korrespondierte. Als dieser nun sah, daß die Sache so ernsthaft wurde, da ward er auch wieder ernsthaft und entschloß sich ernstlich zu bessern und wieder ein frommes Leben anzufangen. Aber es fiel ihm sehr schwer, er fand nicht die wahre Stimmung in sich und zweifelte oft an der Möglichkeit einer Bekehrung, die er doch immer von neuem begann. „So schwankte er beständig hin und her und fand nirgends Ruhe und Zufriedenheit, indem er sich vergeblich die unschuldigsten Freuden seiner Jugend verbitterte und es doch in dem andern nie weit brachte" (I, 73 f.).

Seitdem Anton Latein gelernt, hatte er sich auch „das Studieren fest in den Kopf gesetzt; denn er hatte eine unbegrenzte Ehrfurcht gegen alles, was studiert hatte und einen schwarzen Rock trug, so daß er diese Leute beinahe für eine Art übermenschlicher Wesen hielt" (I, 77). Nachdem diese Hoffnung, die ihn ans Leben geknüpft hatte, zerstört ist, steht Anton ohne jede Beziehung da. Seine Phantasie

 verstummt. Ein voller Stillstand seiner Seele tritt ein und bezeichnet den Schluß einer ersten Periode in Anton Reisers Leben. Es ist ein ganz unscheinbarer Satz, in dem dieser Stillstand seines Seelenlebens Ausdruck findet: „Der Aufenthalt in Hannover und der ewige einförmige Anblick eben derselben Straßen und Häuser ward ihm nun unerträglich" (I, 78). Wir würden diesem Satze gar nicht eine so große Bedeutung beimessen können, wenn Moritz nicht später in ähnlicher Verfassung auf die Stimmung zurückverwies, die in diesem Satze mehr angedeutet als am Ende späterer Perioden ausgeführt ist. Im Verlauf der niedergehenden Phase der zweiten großen Entwicklungsperiode des Romans während Reisers späterer Schulzeit in Hannover heißt es nämlich: „Es fing an, ihm wieder so enge in Hannover zu werden, beinahe wie damals, da ihm die Reise nach Braunschweig zu dem Hutmacher bevorstand" (III, 158).

Die Entwicklungsperiode in Reisers Seelenleben während seines anderthalbjährigen Aufenthalts in Braunschweig (Herbst 1768 bis Ostern 1770)

Die Zeit von Reisers Braunschweiger Aufenthalt, der wir nun unsere Betrachtung zuwenden, bildet eine Periode, in der Reisers Seelenleben nun schon deutlich nach einer aufsteigenden Linie positiver Entwicklung und Überschreitung eines Höhepunktes in einer absteigenden Linie ungleich mehr als bisher in seinen depositiven Verfassungen gleich dem Seelenleben Werthers und Woldemars der vollen Verzweiflung verfällt.

Reisers Vater brachte Anton endlich, um ihn los zu werden, im Herbst 1768 nach Braunschweig zu einem quietistischen Hutmacher in die Lehre. Man hatte Anton gesagt, der Mann werde ihn zu Schreibarbeiten gebrauchen, und Anton hoffte, daß dies die erste Stufe für ihn zum Studieren werden könne. Der Hutmacher wartete aber nur die Abreise von Antons Vater ab, um Reiser zu den niedrigsten Beschäftigungen eines Lehrburschen zu benutzen. Anton mußte Holz spalten, Wasser tragen und die Werkstatt auskehren. Trotz der Enttäuschung empfand Reiser doch den Reiz der Neuheit und seine immer geschäftige Einbildungskraft machte ihm die Werkstatt zu einem Tempel, in dem er diente. Des Morgens zündete er unter den großen

Kesseln „das heilige, belebende Feuer" an, wodurch nun den Tag über alles in Arbeit und Tätigkeit erhalten wurde. Dies Geschäft war ihm eine Art von Amt, dem er „in seinen Augen eine gewisse Würde erteilte". Dann heißt es sehr bemerkenswert: „Überdem machte ihm der ordentliche Gang der Geschäfte, den er hier bemerkte, eine Art von angenehmer Empfindung, daß er gern ein Rad in dieser Maschine mit war, die sich so ordentlich bewegte: denn zu Hause hatte er nichts dergleichen gekannt" (I, 85). Dies ist die Form, in der sich bei Anton Reiser die reale Beziehung zur Umgebung, das „Fühlen in Andern" geltend macht. Sie begegnet uns auch hier als ein Lustgefühl. Reiser befindet sich in einer für seine Verfassung positiven Stimmung. So hören wir denn auch, daß die schwarze Schürze, die er gleich dem andern Lehrburschen erhielt, ihn nicht niederschlug, weil sie ihn gleichsam von seinem Wunsche, ein Lateinschüler zu werden, entfernte, sondern umgekehrt zu seiner Zufriedenheit beitrug; denn „die Schürze brachte ihn gleichsam in Reihe und Glied mit andern seines Gleichen, da er vorher einzeln und verlassen dastand" (I, 97). Wieder begegnet uns also das Gefühl einer gewissen Gebundenheit als Lustgefühl im positiven Sinne für die subjektivistisch veranlagte Seele.

Diese positiven Stimmungen sind aber nicht dauernd bei Reiser. Ihnen stehen beständig Hemmnisse im Wege. Moritz zeigt uns, wie in das mühevolle und einförmige Leben des Handwerksmannes durch gewisse Einschnitte und Perioden doch ein gewisser Takt und Harmonie hineingebracht werde. „Aber Antons Seele", lesen wir, „war durch seine romanhaften Ideen einmal zu diesem Takte verstimmt" (I, 89). Dem Hause des Hutmachers gegenüber lag eine lateinische Schule, die Reiser mit wehmütigen Erinnerungen erfüllte. Wenn er vollends einmal an der großen Martinschule vorüberkam, so hätte er alles darum gegeben, dies Heiligtum nur einmal von innen betrachten zu dürfen. Einmal eine solche Schule besuchen zu dürfen, hielt er jetzt für etwas schier Unerreichbares. Selbst die Chorschüler schienen ihm Wesen aus einer höheren Sphäre zu sein, an deren Anblick er sich ergötzte, und die er um ihr „glänzendes Schicksal" beneidete.

In Wahrheit mußte denn freilich Reisers Aufenthalt in dem stillen, finsteren, puritanischen Hutmacherhause in Braunschweig für ihn eine

Art Hölle auf Erden werden. Der Hutmacher Lobenstein, ein kränklicher, hypochondrischer blasser Leisetreter, der zwischen Geiz, Gleisnerei und wirklicher und gespensterhafter Frömmigkeit hin und her schwankte, hielt stundenlange Strafpredigten gegen das ganze menschliche Geschlecht und teilte dann mit sanfter Bewegung der rechten Hand Segen und Verdammnis aus. Seine Miene sollte mitleidvoll sein, aber zwischen seinen schwarzen Augenbrauen lagerten Intoleranz und Menschenhaß. Die Nutzanwendung aller seiner religiösen Reden war, seine Leute könnten nicht genug für ihn arbeiten, wenn sie nicht ewig im höllischen Feuer brennen wollten. Alles war in diesem Hause dazu angetan, die Lebenskraft Antons zu unterdrücken. Nichts konnte er dem Herrn Lobenstein zu Danke machen. An allem, was er sagte, an seinen Mienen, seinen kleinsten Bewegungen fand der Hutmacher etwas auszusetzen, so daß sich Reiser endlich beinahe in seiner Gegenwart zu gehen fürchtete. Reiser mußte immer gedrückt erscheinen, hinsterbend in Gott; jauchzte einmal seine Jugendlust auf, so war er auf dem besten Wege, dem Satan zu verfallen.

Vorübergehend stand Anton in höherer Gunst bei dem Hutmacher Lobenstein, und diese kurze Zeitspanne bedeutet den Höhepunkt der positiven Lage Reisers in der Braunschweiger Periode. Der hypochondrische Schwärmer Lobenstein glaubte an Ahnungen und Visionen, die ihm Furcht und Grauen erweckten. Anton mußte daher bei ihm in der Kammer schlafen, und es heißt: „dadurch wurde er ihm (Lobenstein) gewissermaßen zum Bedürfniß", er kümmerte sich etwas mehr um Reiser und besonders um sein Seelenheil. Diese Beziehung, die Anton nun mit seinem Lehrherrn verbindet, birgt indes große Gefahren für ihn in sich. Anton, der sich ohnehin immer in der Idee hat, wird sich durch diesen vertraulichen Umgang, zu dem Lobenstein sich mit ihm hergibt, nur noch interessanter und findet darin eine neue Nahrung seiner Eitelkeit. So lesen wir: „Es schmeichelte ihm immer sehr, wenn erwachsene und bejahrte Leute seinen Seelenzustand für so wichtig hielten, daß sie sich darum bekümmerten. Das war der Grund, daß er sich so oft einen abwechselnden Seelenzustand zu haben einbildete, um sich alsdann den Rat des Herrn Lobenstein über diesen seinen Seelenzustand ausbitten zu können. Ja, es kam gar einmal so weit, daß über seinen Seelenzustand mit dem Herrn von Fleischbein korrespondirt wurde. Was Wunder, daß er auf die Weise veranlaßt wurde, sich durch allerlei eingebildete Veränderungen seines

Seelenzustandes in seinen eigenen Augen sowohl, als in den Augen andrer bei dieser Wichtigkeit zu erhalten, da er als ein Wesen betrachtet wurde, bei dem sich eine ganz eigne besondere Führung Gottes offenbarte" (I, 96 f.).

Reiser stieg immer höher in der Gunst Lobensteins, der ihm schließlich sogar einen Klaviermeister hielt; das erregte aber den Neid seiner Mitdienenden und zog ihm die Mißgunst einer alten Haushälterin zu, welche die Bissen im Munde zählte und den Klaviermeister, der sich in Gunst zu setzen begann, aus dem Hause biß, weil er beim Mittagstisch die Butter zu fett auf das Brot schmierte. Reiser selbst wurde bei Lobenstein verklatscht, dessen Neigung er sich am meisten dadurch verscherzte, daß er mit seinem Zustand zu zufrieden zu sein begann. Seine Lebhaftigkeit, seine weltlich gesinnten Mienen wurden Lobenstein ein untrügliches Zeichen, daß Gott seine Hand von Reiser abgezogen habe. Herr Lobenstein korrespondierte wieder mit Herrn von Fleischbein über Antons Seelenzustand und zeigte Reiser eine Stelle aus einem Briefe Fleischbeins, in der dieser versicherte, allen Kennzeichen nach habe der Satan seinen Tempel in Antons Herzen schon so weit aufgebaut, daß er schwerlich wieder zerstört werden könne (I, 105). Anton war wie vernichtet. Lobenstein ließ ihn nun gänzlich fallen.

Dieser Verlust der persönlichen Beziehung Reisers zu Lobenstein ist der Wendepunkt innerhalb der hier betrachteten Entwicklungsperiode, ist zugleich aber auch der bedeutendste Wendepunkt im ganzen ersten Bande des Romans. Wir können genau verfolgen, wie sich von hier ab Reisers Schicksal in einer fortlaufend absteigenden Linie bis zu seinem Abschied von Braunschweig bewegt, nicht so sehr, was seine äußeren Umstände, als was seine innere seelische Verfassung betrifft. Reiser wird mit dem Verlust dieser Beziehung mehr und mehr aus der Wirklichkeit in eine imaginäre Phantasiewelt gedrängt, bis er sich schließlich aber in der Wirklichkeit überhaupt kaum noch zu orientieren vermag und durch einen äußeren Anlaß, der nur noch hinzuzukommen braucht, in eine Gemütsdepression fällt, die ihn unmittelbar dem Selbstmord gegenüberstellt.

Anton mußte nun wieder bei August, dem anderen Lehrburschen, schlafen, der anfing, wieder sein Freund zu werden, weil er ihn nicht mehr beneidete. Sein Zustand fing nun wirklich an hart zu werden. Er mußte im Winter die geschwärzten Hüte aus dem siedenden Färbe-

kessel herausholen und sie gleich darauf in der vorbeifließenden Oker waschen, wozu oft erst ein Loch in das Eis gehauen werden mußte, wovon dann seine Haut sprang und die Hände mit Wunden bedeckt blieben. In ungeheizter Stube mußte er den ganzen Tag über Wolle kratzen, ein sehr klug ausgesonnenes Mittel, denn um nicht vor Kälte umzukommen, durfte er keinen Augenblick ausruhen. Da lesen wir dann: „Diese Arbeit machte ihm wegen ihrer Einförmigkeit sein Los am bittersten. Besonders, wenn manchmal seine Phantasie dabei nicht in Gang kommen wollte; war diese hingegen durch den schnellen Umlauf des Blutes einmal in Bewegung geraten, so flossen ihm oft die Stunden des Tages unvermerkt vorüber" (I, 109). Reisers Phantasie war indes besonders in religiöser Richtung einmal durch die Ideen der Madame Guion, wie sie ihm durch seinen Vater und den Herrn von Fleischbein überkommen waren, dann noch besonders durch den vorübergehenden intimen Verkehr mit dem Herrn Lobenstein im allgemeinen nur allzusehr angeregt und zwar in einem Sinne, der ihn gänzlich von der Wirklichkeit des Lebens abzog. So lesen wir auch jetzt: „Er verlohr sich oft in entzückenden Aussichten" oder „er mochte sich am liebsten in religiösen Schwärmereien verlieren" (I, 109 f.).

Diese religiösen Phantasien fanden eine gefährliche Nahrung durch das Außergewöhnliche seines Zustandes, wenn Anton oft ganze Nächte mit August in der sogenannten Trockenstube sitzen mußte, einem gemauerten, gewölbten Loch unter der Erde, worin gerade ein Mensch aufrecht stehen und zwei allenfalls sitzen konnten, hinein mußte man aber kriechen. Ein großes Kohlenbecken verbreitete Hitze und Dunst. An den Wänden hingen die Hasenfelle mit Scheidewasser bestrichen, deren Haare in diesem Dunst weich gebeizt werden sollten. In dieser tödlichen Luft, in diesem abgesonderten, schauerlichen Gewölbe war Anton wohl zumute, die Knaben schlossen hier einen empfindsamen Freundschaftsbund, und das matte Licht des Kohlenbeckens war wie gemacht zu den mystischen Lehren von der Aufopferung und gänzlichen Hingebung der Madame Guion, die Anton seinem Freund August hier mit Begeisterung predigte.

Der Hutmacher Lobenstein war wie der Herr von Fleischbein ein Separatist, der nicht zur Kirche und zum Abendmahl ging. So lange die Freundschaft mit ihm gewährt hatte, war Reiser denn auch in keine Kirche gekommen. Nun nahm August ihn Sonntags mit, und

sie gingen immer in eine andere Kirche, um alle Prediger Braunschweigs kennen zu lernen. Das war Reiser ein nicht geringes Vergnügen; denn „nichts war für Anton reizender als der Anblick eines öffentlichen Redners, der das Herz von Tausenden in seiner Hand hat" (I, 112). Keiner machte aber auf Reiser solch einen Eindruck wie der Pastor Paulmann in der Brüdernkirche (heute St. Ulrici).

Die Begeisterung für diesen Prediger gibt Moritz Anlaß zu Bemerkungen, die uns wiederum interessant dafür sind, wie sich Reiser in der Idee hat. Antons sehnlichster Wunsch war es, bei dem Prediger Paulmann erst einmal zum Abendmahl gehen zu dürfen. Alles Bittere und Unangenehme seiner Lage wurde ihm versüßt, wenn er dachte, daß ihn doch auch als elenden Hutmacherburschen einmal niemand dieses Trostes würde berauben können. Alle vierzehn Tage wenigstens nahm er sich dann vor, zum Abendmahl zu gehen, wenn er erst so weit wäre, „und dann schlich sich ganz geheim in diesen Wunsch die Hoffnung mit ein, daß durch dieß Öftere zum Abendmahlgehen der Pastor Paulmann ihn am Ende bemerken würde: und dieser Gedanke war es wohl vorzüglich, welcher bei ihm die unaussprechliche Süßigkeit in diese Vorstellungen brachte. So lag auch hier die Eitelkeit im Hinterhalt verborgen, wo sie mancher vielleicht am wenigsten vermuthet hätte. Das war ihm unmöglich zu glauben, daß er immer so wie jetzt würde verkannt und vernachlässigt werden. Gewissen romanhaften Ideen nach, die er sich in den Kopf gesetzt hatte, mußte es sich etwa einmal fügen, daß ein edler Mann, der auf der Straße ihm begegnete, etwas Auffallendes an ihm bemerkte und sich dann seiner annähme. Eine gewisse schwermüthige, melancholische Miene, die er zu dem Ende annahm, glaubte er, würde am ersten diese Aufmerksamkeit erregen. Darum affektirte er sie nun oft noch im höherm Grade, als sie ihm natürlich war. Ja, oft war er schon beinahe im Begriff, wenn ihm die Phisiognomie irgend eines vornehmen Mannes Zutrauen einflößte, ihn geradezu anzureden und ihm seine Umstände zu entdecken. Der Gedanke schreckte ihn aber immer wieder zurück, daß ihn dieser vornehme Mann vielleicht für närrisch halten möchte. Zuweilen sang er auch, wenn er auf der Straße ging, mit einer gewissen klagenden Stimme einige von den Liedern der Mad. Guion, die er auswendig gelernt hatte, und worinn er Anspielungen auf sein Schicksal zu finden glaubte; und dann dachte er, weil zuweilen in den Romanen durch ein solches klagendes Lied, das einer singt, Wunder-

dinge gewürkt werden, würde es auch ihm vielleicht gelingen dadurch, daß er die Aufmerksamkeit irgend eines Menschenfreundes auf sich zöge, seinem Schicksal eine andere Wendung zu geben" (I, 127 f.).

Reisers Neigung, sich in der Idee zu haben, nimmt aber noch viel bedenklichere Formen an, die ihn mehr und mehr den realen Verhältnissen entrücken. So lesen wir bald darauf: „Er hatte sich sein Ideal von Glückseligkeit völlig von dem Pastor Paulmann abstrahirt. Er konnte sich nichts Erhabeneres und Reizenderes denken, als wie der Pastor Paulmann öffentlich vor dem Volke reden zu dürfen, und alsdann so wie er manchmal gar die Stadt mit Nahmen anzureden", wie er es in einer Predigt Paulmanns einmal gehört hatte. „Dieß letzte hatte insbesondre für ihn etwas Großes und Pathetisches, so daß er sich oft ganze Tage über in seinen Gedanken beständig mit dieser Anrede beschäftigte und sogar, wann er etwa um Bier zu holen über die Straßen ging und ein paar Jungen sich balgen sah, nicht unterlassen konnte, im Geiste die Worte des Pastor Paulmann zu wiederholen und die ruchlose Stadt vor ihrem Verderben zu warnen, wobei er zugleich den Arm drohend in die Höhe hob. Wo er ging und stand, haranguirte er in Gedanken für sich selber, und wenn er dann in recht heftigen Affekt gerieth, so hielt er die Predigt gegen den Meineid", eine Predigt Paulmanns, die von allen den tiefsten Eindruck auf ihn gemacht hatte. „So schwebte er eine Zeit lang in diesen angenehmen Phantasien hin, die ihn das Wollekratzen in der kalten Stube, das Hütewaschen im Eise und den Mangel des Schlafes, wenn er oft mehrere Nächte hindurch wachen mußte, fast ganz vergessen ließen. Die Stunden entflohen ihm zuweilen während der Arbeit wie Minuten, wenn es ihm gelang, sich in den Charakter eines öffentlichen Redners hineinzuphantasiren" (I, 130 f.). Wir sehen, wie diese Phantasien bereits einen bedenklichen Grad von Wirklichkeit in ihm erreichen. Moritz spricht denn auch von einer „unnatürlichen Überspannung seiner Seelenkräfte" und schiebt es teils auf diese, teils auf eine für seine Jahre zu große Anstrengung seines Körpers zur Arbeit, daß Reiser gefährlich erkrankte. Seine Pflege war nicht die beste. Er phantasierte im Fieber und lag oft ganze Tage allein, ohne daß sich jemand um ihn bekümmerte. Endlich arbeitete doch seine gute Natur sich durch, und er ward wieder hergestellt.

In dem bleibenden Schwächezustand macht sich aber alsbald Reisers überreizte Gemütsverfassung doppelt gefährlich geltend. Herr

Lobenstein sagte eines Abends, als er sich mit Reisers Unterstützung eines Bades bediente und in diesem Bade schwitzte und große Angst ausstand, mit einer Stimme, die Reiser durch Mark und Bein drang: Anton, Anton, hüte dich vor der Hölle! und dabei sah er starr in eine Ecke hin. Reiser zweifelte keinen Augenblick, daß Lobenstein eine Erscheinung gehabt habe, wodurch ihm Antons Tod angedeutet sei. Er zitterte, ein Schauder ging ihm durch den ganzen Körper. Alle Schrecken des Todes überfielen ihn, und Herr Lobenstein schien ihm blasser als der Tod selber auszuschauen, als er ihm in die Kammer leuchtete. Anton warf sich nicht auf die Knie, sondern aufs Angesicht und bat um sein Leben, nur um eine Frist zur Bekehrung, wenn er einmal sterben solle. Nun fiel ihm ein, daß er mehr als zwanzig Mal auf der Straße gelaufen, gesprungen und mutwillig gelacht hatte. Und dafür standen ihm alle Qualen der Hölle bevor. Anton hatte eine ganze Stunde gebetet mit einer Leidenschaft, die seine Angst schließlich in Wehmut übergehen ließ. Er hatte sein Fieber weggebetet, worin er wahrscheinlich wieder zurückgefallen sein würde, wenn seine empörten Geister nicht diesen Ausweg gefunden haben würden.

Nun fing Reiser ein ganz neues, in sich gekehrtes, weltabgewandtes Leben an; denn er glaubte nicht anders, als daß ihm nur eine kurze Frist zur Bekehrung gewährt sei. So oft dann die Liebe zum Leben in ihm erwachte, geriet er in neue Angst, weil es ihm nicht möglich war, die Stimme der Natur in sich zu unterdrücken. Überall sah er nun Anzeichen seines baldigen Todes: Seine Mutter hatte gesagt, es sei ein sicheres Zeichen des Todes, wenn einem beim Waschen die Hände nicht mehr rauchten — nun sah er sich sterben, so oft er sich die Hände wusch. Er hatte gehört, wenn ein Hund im Hause mit der Schnauze zur Erde gekehrt heule, so wittere er den Tod eines Menschen — nun prophezeite ihm jedes Hundegeheul den Tod. Wenn gar ein Huhn wie ein Hahn krähte, so war das ein untrügliches Zeichen, daß bald jemand sterben müsse. Nun war gerade dies hier der Fall. Oft schöpfte er wieder Trost und Hoffnung zum Leben, wenn das Huhn einige Tage schwieg — so bald es sich dann wieder hören ließ, waren alle seine schönen Hoffnungen und Entwürfe plötzlich gescheitert. Und Moritz schreibt noch nach Jahren, es ist ja doch alles Wahrheit und keine Erzählung: „Dieses Huhn hat ihm mehr trübe Stunden in seinem Leben gemacht als irgend eine Widerwärtigkeit, die er sonst erlitten hat" (I, 136), und ebenso: „seine Leiden konnte man im

eigentlichen Verstande die Leiden der Einbildungskraft nennen — sie waren für ihn doch würkliche Leiden, sie raubten ihm die Freuden seiner Jugend" (I, 135). Als Anton nun zum erstenmal nach seiner Krankheit den Pastor Paulmann wieder hörte, da predigte dieser über den — Tod. Das war für Anton ein Donnerschlag; denn da er nun einmal gelernt hatte, nach dem, was ihm von einer besonderen göttlichen Führung in den Kopf gesetzt war, „alles auf sich zu beziehen", wem anders als ihm sollte nun wohl die Predigt vom Tode gehalten werden. Moritz schreibt im Jahre 1783 nicht ohne Satire: „So war Anton nun in seinem dreizehnten Jahre durch die besondre Führung, die ihm die göttliche Gnade durch ihre auserwählten Werkzeuge hatte angedeihen lassen, ein völliger Hypochondrist geworden, von dem man im eigentlichen Verstande sagen konnte, daß er in jedem Augenblicke lebend starb — der um den Genuß seiner Jugend schändlich betrogen wurde — dem die zuvorkommende Gnade den Kopf verrückte" (I, 138). Wir können nicht umhin, die fatalistische Schicksalsidee Moritz' aus diesen Worten herauszuhören.

Mit dem beginnenden Frühjahr verlassen diese beängstigenden Phantasien Reiser freilich wieder, aber es treten nun bald Erscheinungen auf, die uns vielleicht anfangs weniger bedenklich vorkommen mögen, die aber doch bald als erhebliche Störungen seines inneren Gleichgewichts erkannt werden müssen. Auf einem Spaziergange kam Reiser eines Sonntags vor das Tor, durch das er vor etwa anderthalb Jahren mit seinem Vater die Stadt betreten hatte. Da stellte sich die Stimmung, die ihn damals erfüllt hatte, durch die Vorstellung des Orts so lebhaft wieder in ihm her, daß es ihm war, „als ob er aus einem Traume erwachte, und nun wieder auf dem Flecke wäre, wo der Traum anhub; alle die abwechselnden Szenen seines Lebens, die er diese anderthalb Jahre hindurch in Braunschweig gehabt hatte, drängten sich dicht ineinander, und die einzelnen Bilder schienen sich nach einem größern Maßstabe, den seine Seele auf einmal erhielt, zu verkleinern" (I, 139).

Wir erinnern uns, daß auch Werther in seiner depositiven Verfassung das Leben unter der unwirklichen Vorstellung des Traumes erscheint. Bei Moritz tritt hier noch ein neues Moment in Erscheinung, das wir bei Werther und Woldemar noch nicht kennen zu lernen Gelegenheit hatten. Der Mittelpunkt des Daseins ist ganz wie bei jenen in die subjektivistische Seele gelegt. Die Außenwelt erscheint dieser

in einer unwirklichen Verkleinerung. Wie wir es bei der Vorstellung von der Einschränkung und dem Eindruck von der Natur für Reiser bereits festgestellt haben, so wird auch diese verkleinerte Außenwelt bei Moritz nun ein Angeschautes. Die Spaltung zwischen Innen- und Außenwelt wird bei Moritz zu einer Distanz der Anschauung, die es ihm unmöglich macht, sich dieser Außenwelt einzuordnen, sich selbst mit dem Dasein zu identifizieren.

Moritz erzählt uns nun, daß Reiser auch sonst traumartige Augenblicke gehabt habe, die es ihm erschwerten, die Wirklichkeit in sich zu objektivieren, so z. B. wenn er in Braunschweig in irgendeine Straße ging, die ihm eine entfernte Ähnlichkeit mit einer Straße in Hannover zu haben schien: „Dann däuchte ihm einige Augenblicke sein Zustand in Hannover wieder gegenwärtig; die Scenen seines Lebens verwirreten sich unter einander" (I, 143). Noch nie war Reiser das Leben aber so traumartig, unwirklich erschienen, als da er vor dem Tore stand, durch das er vor anderthalb Jahren die Stadt betreten hatte: „alles was dazwischen lag, mußte sich nun in seiner Einbildungskraft zusammendrängen, wie Schatten ineinandergehen, einem Traum ähnlich werden. Denn sein jetziges Dastehen auf der Brücke und den hohen Wall hinaufsehen, wo die Schildwache stand, schloß sich dicht an sein Dastehen und den hohen Wall hinaufsehen vor anderthalb Jahren an. Die Vergangenheit, alle die Scenen des Lebens, das Anton in Braunschweig geführet hatte, stellte er sich jetzt wieder vor, wie er sie sich damals vor anderthalb Jahren noch als zukünftig gedacht hatte, und die zu lebhafte Vorstellung und Wiedererinnerung des Ortes machte, daß die Erinnerung an dem Zwischenraum der Zeit, welche unterdeß verflossen war, verlosch oder schwächer wurde" (I, 144 f.). So unwirklich erschien ihm sein Leben in Braunschweig, daß er drauf und dran war, nicht wieder in die Stadt zurückzukehren, sondern gerade den Weg vor sich hin nach Hannover zu gehen, wenn ihn nicht der Gedanke an Hunger und Kälte wieder in die Wirklichkeit zurückgerufen hätte. Aber von dem Tage an stand es in Reiser fest, nicht mehr länger in Braunschweig bleiben zu wollen, koste es, was es wolle. Er wurde gegen alles gleichgültiger. Der Hutmacher wurde seiner überdrüssig und schrieb an seinen Vater, daß er ihn holen möchte.

Herrn Lobensteins Unwille über Reiser stieg allmählich zu voller Antipathie und Haß gegen ihn. Er verbitterte Anton das Leben auf

die grausamste Weise und setzte alles daran, ihn zu demütigen. Als er Anton nun einmal einen Tragkorb mit Hüten hinter sich her über die öffentliche Straße tragen ließ, da gab diese „Last auf dem Rücken" dem ohnehin durch keinerlei positive Beziehung gestützten Selbstbewußtsein Reisers den letzten Stoß: „Daß er itzt gebückt gehen, seinen Nacken unter das Joch beugen mußte wie ein Lastthier, indeß sein stolzer Gebieter vor ihm herging, das beugte zugleich seinen ganzen Muth darnieder und erschwerte ihm die Last tausendmal. Er glaubte sowohl vor Müdigkeit als vor Scham in die Erde sinken zu müssen. Dieß Tragen auf dem Rücken schwächte seinen Muth mehr als irgend eine Demüthigung, die er noch erlitten hatte. Es war ihm, als ob er nun nicht tiefer sinken könne; er betrachtete sich beinahe selbst als ein verächtliches, weggeworfenes Geschöpf."

Damit ist Reisers Selbstbewußtsein völlig zerstört. Alles Positive in ihm verstummt. Alle Lebensbejahung weicht der vollen Negation, die seine Seele beherrscht. Er sucht sich vor den Menschen zu verbergen. Jeder Laut der Freude wird ihm zuwider, wird ihm „als treibe die Welt ihr Hohngelächter über ihn", dann eilt er auf das Plätzchen hinter dem Hause an die Oker und blickt oft stundenlang sehnsuchtsvoll in die Flut hinab. Es wird ihm eine Art von Wonne, selbst in das Hohngelächter mit einzustimmen. „In einer dieser fürchterlichen Stunden," lesen wir, „wo er über sich selbst in ein verzweiflungsvolles Hohngelächter ausbrach, war der Lebensüberdruß bei ihm zu mächtig, er fing auf dem schwachen Brette, worauf er stand, an zu zittern und zu wanken. Seine Knie hielten ihn nicht mehr empor, er stürzte in die Fluth" (I, 159).

Mit diesem vollen Stillstand seines Willens zum Dasein haben wir das Ende dieser Periode in Reisers Seelenleben erreicht. Es bleibt nun nur noch übrig, kurz über die Umstände zu berichten, die sich an dieß Ereignis bis zu seinem Abschied von Braunschweig anschließen. Reiser wurde von seinem Mitlehrburschen August gerettet. Von dem Augenblick an wurde er aber als ein gefährlicher Mensch betrachtet, den man so bald wie möglich aus dem Hause fortschaffen müsse. Vierzehn Tage später verließ sein Vater mit ihm Braunschweig, und Reiser, dem trotz allem in dieser Stadt so vieles lieb geworden war, verläßt sie „leichten Herzens". Auch das ist uns bemerkenswert. Werther, Woldemar, noch Lovell anfangs bricht das Herz bei jedem Abschied. Der Ablauf der Geschehnisse erscheint ihnen unter dem Ein-

druck der Vergänglichkeit, der Unwirklichkeit des Daseins. In Reiser — wir sahen es schon einmal — herrscht das Gefühl der Veränderung vor, der Veränderung vielleicht durch Zerstörung des Gewesenen, so doch in einem positiven Sinne, dem Positiven, das gerade in der Zerstörung liegt. Reiser kehrte Braunschweig „getrost den Rücken": „Die weite Welt eröffnete sich wieder vor ihm". Sein Vater war auf der Reise kalt und verschlossen. Anton „unterhielt sich auf eine angenehme Art mit seinen Gedanken" (I, 160 f.).

Die erste große Entwicklungsperiode des Roman-Fragments während Reisers früher Schulzeit in Hannover (Ostern 1770 bis Michaelis 1773)

Die folgende große Periode im Leben Anton Reisers beginnt mit seiner Rückkehr nach Hannover, also noch im letzten Viertel des ersten Teils (ersten Bandes) des ganzen Romanfragments. Der äußere Verlauf dieser Entwicklungsperiode gliedert sich in drei besondere Phasen. Die erste dieser drei Phasen beginnt mit der Rückkehr Reisers nach Hannover im Frühjahr 1770 und umspannt die Dauer eines Jahres; wir sehen, wie Reiser in der Freischule des Seminars und als Schüler des Garnisonpfarrers Marquard sich eine immer größere Anerkennung erwirbt und seine seelische Verfassung sich dementsprechend in einer aufsteigenden Linie positivistischer Gefühle bewegt.

Die zweite Phase dieser großen Periode währt abermals ein volles Jahr; sie beginnt mit der Aufnahme Reisers in die Sekunda der sogenannten höheren Schule zu Ostern 1771. Reiser gewinnt durch seine Zugehörigkeit zu dieser Lehranstalt manche Beziehungen, die ihn in der Wirklichkeit verankern und die positivistischen Gefühle in ihm nähren; daneben aber treten im Gegensatz zu der ersten Phase zahlreiche Störungen in der Sicherheit seines Selbstbewußtseins auf; doch halten die positivistischen und depositivistischen Regungen seines Seelenlebens sich in dieser Entwicklungsphase ziemlich die Wage.

Mit der dritten Phase dagegen, die mit Reisers Versetzung nach Prima zu Ostern 1772 beginnt und uns bis an das Ende des zweiten Bandes führt, ändern sich diese Verhältnisse vollständig. Die gefährlichen Keime in seinem Charakter werden ihm zum Verhängnis. Durch einen äußerlichen Zufall verliert er seine innere Sicherheit und

bringt sich selbst durch die unglückliche Art und Weise, die Dinge aufzufassen, um alle die Beziehungen, auf die sich sein Positivismus stützen konnte. Der seelische Charakter dieser dritten Phase erscheint damit im Sinne unserer Betrachtungen als ein vollkommen depositivistischer. Nach der aufsteigenden Tendenz der ersten Phase, nach der gewissermaßen auf ein und derselben Höhe zwar schwankenden, sich aber doch haltenden Verfassung von Reisers Seele in der zweiten Phase, bedeutet die dritte Phase einen vollkommenen Niedergang seines Seelenlebens bis zum vollen Verfall.

Aufsteigende Entwicklung

Als Anton Reiser im Frühjahr 1770 von Braunschweig wieder in Hannover eintraf, wurde er von seiner Mutter und seinen Brüdern mit Freude empfangen. Bei seiner Mutter fand er insonderheit durch deren Verständnis für seine schwärmerischen Erzählungen vom Pastor Paulmann jetzt manche Berührungspunkte, die eine glückliche Beziehung für ihn bedeuteten. Der Wert dieser Verbindung erleuchtet aus der Sorge, die ihn bei einer tödlichen Erkrankung der Mutter erfüllt. Da lesen wir: „Es war ihm, als sey es schlechterdings nicht möglich, daß er den Verlust seiner Mutter würde ertragen können. Was war natürlicher, da er von aller Welt verlassen war und sich nur noch in ihrer Liebe und in ihrem Zutrauen wieder fand" (I, 165). Seine Mutter erholte sich wieder, und auch Reiser lebte von neuem wieder auf. Er tat alles, um sich bei seinen Eltern beliebt zu machen. Allein bei seinem Vater gelang es ihm nicht. Dieser hatte einen unversöhnlichen Haß auf ihn geworfen, den er ihm bei jeder Gelegenheit empfinden ließ, jede Mahlzeit wurde ihm zugezählt und „Anton mußte oft im eigentlichen Verstande sein Brot mit Thränen essen".

Indes starb seine immer schaffende Phantasie nicht aus und blieb ihm ein Trost in seiner jetzigen Lage. Da ward ihm auf den Spaziergängen mit seinen kleineren Brüdern der alte Stadtwall zum Gebirge, das er erstieg, das Gesträuch zum Urwald, durch den er sich arbeitete, der Graben zum reißenden Strom, ein Erdhügel zu der unbewohnten Insel, auf die er verschlagen war. Kurz, Anton machte in einem Umkreis von wenigen hundert Schritten oft meilenweite Reisen und realisierte sich seine ganze idealische Romanenwelt so gut er konnte. Auch zu Hause ward gespielt. Städte und Festungen

wurden erbaut von den dickleibigen Bänden der Madame Guion, belagert, erobert und zerstört. Auch — Kanzeln, und Anton hielt noch oft ganze Predigten, deren er jeden Sonntag eine nachschrieb, mit Evangelium, Thema und Einleitung. Wer erinnerte sich da nicht des jungen Schiller?

Als Vorbereitung zur Konfirmation kam der nun vierzehnjährige Reiser in die Freischule eines Dorfschulmeisterseminars, wo er „auf einmal wieder eine ganz neue Laufbahn vor sich eröfnet sah" (I, 170). Anton wußte bald durch seine Antworten beim Inspektor „einige Aufmerksamkeit zu erregen", die „äußerst schmeichelhaft für ihn war". Einmal freilich, da er, der doch schon fließend lesen konnte, mechanisch vorbuchstabieren sollte und dabei stutzte, glaubte der Inspektor, er könne das nicht einmal, und sagte mit der verächtlichsten Miene „dummer Knabe!" zu ihm und ließ den folgenden Schüler buchstabieren ohne Anton weiter zu beachten. Die zwar vorübergehende Depression Antons über dieses Vorkommnis war so tief, daß wir der Erinnerung an sie bei allen späteren Verstimmungen wieder begegnen. Bald hatte sich Anton in der Schule eine vollständige Dogmatik und Polemik gegen Heiden, Türken, Juden, Griechen, Papisten und Reformierte nachgeschrieben, die er seinen Brüdern und dann und wann auch bei seinem Vetter einer Versammlung von Handwerksburschen vortrug, denen er mit vielem Pathos die Lehre der Papisten von der Transsubstantiation widerlegte und sie vor derjenigen der Gottesleugner warnte. Die jungen Lehrer des Seminars mußten Sonntags in der Kirche eine Predigt nachschreiben, und es schmeichelt Antons Eitelkeit, da er sahe, daß er selbst durch das Nachschreiben der Predigt mit seinen Lehrern einerlei Beschäftigung trieb. Anton erreichte es bald, in der Schule der Erste zu sein und die meiste Aufmerksamkeit auf sich gerichtet zu sehen. „Dieß war freilich eine solche Nahrung für seine Eitelkeit, daß er sich oft schon im Geist als Prediger erblickte, insbesondere wenn er schwarze Unterkleider trug, dann trat er mit einem gravitätischen Schritt und ernsthafter als sonst einher" (I, 179). Am Ende der Woche ward immer nach einem gemeinsamen Lied von einem der Schüler ein langes Gebet gelesen. Da hören wir nun: „Wenn dieß an Anton kam, so war das ein wahres Fest für ihn, er dachte sich auf der Kanzel, wo er noch während der letzten Verse des Gesanges seine Gedanken sammelte und nun auf einmal wie der Pastor Paulmann mit aller Fülle der Beredsamkeit in ein brünstiges

 Gebet ausbrach" (I, 180). Aber wegen des Auffallenden seines Pathos ließ man ihn das Gebet nur selten lesen, was ihn kränkte, und des Nachmittags fürchteten sich die jüngeren Lehrer, welche die Katechisation des Inspektors vom Vormittag wiederholten, ihn zu fragen, weil er immer mehr als sie nachgeschrieben hatte. Eine neue Peinigung seiner Eitelkeit: man überging ihn, wie sollte er da Aufmerksamkeit erregen!

Indes kam der entscheidende Zeitpunkt, daß Reiser einen Lebensberuf wählen sollte. Sein Vater hatte Ostern 1771 sechs Meilen hinter Hannover in Erichshagen-Wölpe bei Nienburg a. d. Weser eine kleine Bedienung als Linzentschreiber erhalten, und Anton mochte sehen, daß er in Hannover bei einem Meister unterkam, da er zum Studieren auf keinen Heller von seinem Vater rechnen durfte. Nach Überwindung der ihm angeborenen Scheu wagte es Reiser schließlich auf Rat eines jungen Lehrers, sich dem Inspektor der Schule anzuvertrauen, der ihn einstmals „dummer Knabe" genannt, mit der Zeit aber eine bessere Meinung von Anton gewonnen hatte, als dieser in der Schule es verstanden, die Aufmerksamkeit im höchsten Grade auf sich zu ziehen. Durch Fürsprache des Inspektors versprach der Konsistorialrat Götten Anton, ihm freien Unterricht zu verschaffen und ihn mit Büchern zu unterstützen, das sei aber auch alles, was er für ihn tun könne (I, 185). Reisers Dankbarkeit kannte keine Grenzen. Er glaubte alle Berge mit dieser Aussicht überstiegen zu haben: „Denn das er außer freiem Unterricht und Büchern auch noch Nahrung, Wohnung und Kleider brauche, fiel ihm gar nicht ein" (I, 185). Erst allmählich kommt ihm das Unzulängliche seiner Aussichten zum Bewußtsein, und da auch die romanhafte Idee, sich als Tagelöhner auf gewisse Stunden zu verdingen, um die übrige Zeit zu seinem freien Gebrauch, d. h. zum Studieren zu haben, nichts verschlägt, weil sie sich mit der Ordnung der Schulstunde nicht vereinigen läßt, verlassen wir Reiser sehr niedergeschlagen am Schluß des ersten Bandes. Indes ein „ohngefährer Zufall", wie Moritz mit Rücksicht auf die von ihm vertretene Schicksalsidee sehr bezeichnend meint, soll Reiser denn doch noch den Weg zum Studieren bahnen.

Reiser war inzwischen aus der Freischule des Seminars in die Garnisonschule getan worden, weil er bei dem Garnisonprediger Marquard konfirmiert werden sollte, zu dessen Gemeinde Reisers Vater als Hautboist des Regiments von Post bis zu seinem Wegzug von

Hannover gehörte. Anton mußte gleichzeitig die Vorbereitungs- und Katechisationsstunden des Pastor Marquard besuchen. Eines Tages nun war er auf der Straße von Schulkameraden geneckt worden und hatte nicht umhin können, sich mit ihnen zu prügeln, als der Pastor Marquard daherkam, auf dem seine ganze Hoffnung stand, obgleich dieser bei der Menge der Schüler ihn bisher kaum bemerkt haben mochte. Wie groß war Reisers Beschämung und Verwirrung, da ihn die beiden Jungen selbst zuerst auf den Pastor aufmerksam machten. Es ist bemerkenswert, was in Antons Seele dabei vorgeht: „Was? — ich will einst selbst ein solch ehrwürdiger Mann werden, wie daherkommt — wünsche, daß mir das jetzt schon ein jeder ansehen soll, damit sich irgend einer findet, der sich meiner annimmt und mich aus dem Staube hervorzieht, und muß nun in der Stellung von diesem Manne überrascht werden, bei dem ich konfirmiert werden soll, wo ich Gelegenheit hätte, mich in meinem besten Lichte zu zeigen? — Dieser Mann, was wird er nun von mir denken, wofür wird er mich halten?" (II, 1). Aber Reiser ermannte sich, das Selbstzutrauen arbeitete sich unter der erstickenden Scham wieder hervor und flößte ihm zugleich Mut und Zutrauen gegen den Pastor Marquard ein. Er ging gerades Weges auf den Pastor zu, stellte sich ihm auf öffentlicher Straße noch rot und mit zerzausten Kleidern als einen seiner Konfirmanden dar, bat, er möge ihn um der Balgerei willen nicht abgünstig beurteilen, es sei nicht seine Art, sein gekränktes Ehrgefühl habe ihn dazu gezwungen, und es solle nicht wieder vorkommen. Dieses ungewöhnliche, offene Benehmen eines Straßenjungen mußte wohl die Aufmerksamkeit des Geistlichen erregen. Er fragte ihn den Sonntag darauf in der Kinderlehre öfter wie sonst; „und Reiser hatte nun schon gewissermaßen einen seiner Wünsche erreicht, in der Kirche vor dem versammelten Volke wenigstens auf irgend eine Art öffentlich reden zu können, indem er die Katechismusfragen des Pastors mit lauter und vernehmlicher Stimme beantwortete, wobei er sich denn sehr von den übrigen unterschied, indem er richtig accentuirte, da jene ihre Antworten in dem gewöhnlichen singenden Tone der Schulknaben herbeteten" (II, 4). Nach geendeter Kinderlehre winkte ihn der Pastor Marquard beiseite und entbot ihn auf den anderen Morgen zu sich — „welch eine freudige Unruhe bemächtigte sich nun auf einmal seiner Gedanken, da es schien, als ob sich irgendein Mensch einmal näher um ihn bekümmern wollte, denn damit schmeichelte er

 sich nun freilich, daß der Pastor Marquard durch seine Antworten aufmerksam auf ihn geworden sei" (II, 4).

Als Reiser sich am andern Tage beim Pastor Marquard über seine Wünsche aussprach, da stellte ihm dieser wohl die Schwierigkeiten des Studiums vor, ohne ihm abzuraten, und ließ ihm zunächst durch seinen Sohn lateinische Stunden geben. „Bei dem allen", lesen wir, „glaubte Reiser in den Mienen und dem Betragen des Pastor Marquard zu lesen, daß er noch irgend etwas Wichtiges zurückbehielte, welches er ihm zu seiner Zeit sagen würde: in dieser Vermuthung wurde er noch mehr durch die geheimnisvollen Ausdrücke des Garnisonküsters bestärkt, dessen Lehrstunden er noch besuchte, und der ihm immer einen Stuhl setzte, wenn er kam, indes die andern auf Bänken saßen. Dieser pflegte denn wohl, wenn die Stunde aus war, zu ihm zu sagen: seyen Sie ja recht auf Ihrer Hut und denken Sie, daß man genau auf Sie acht gibt. Es sind große Dinge mit Ihnen im Werke! und dergleichen mehr, wodurch nun Reiser freilich anfing, sich eine wichtigere Person als bisher zu glauben, und seine kleine Eitelkeit mehr wie zu viel Nahrung erhielt, die sich denn oft thöricht genug in seinem Gange und in seinen Mienen äußerte, indem er manchmal in seinen Gedanken mit allem Ernst und der Würde eines Lehrers des Volks auf der Straße einhertrat, wie er dies schon in Braunschweig getan hatte, besonders wenn er schwarze Weste und Beinkleider trug" (II, 5 f.).

Abends hatte Reiser nun Lateinstunde bei des Pastors Sohn, und er kam binnen vier Wochen so weit, daß er den Cornelius Nepos exponieren lernte. Welche Wonne war ihm das, wenn denn etwa der Garnisonküster dazu kam und fragte, was „die beiden Herren Studenten" machten; und als der Pastor Marquard gerade seine älteste Tochter an einen jungen Prediger verheiratete, der eines Sonntags Nachmittags für ihn die Kinderlehre hielt, und dieser auf Reiser immer aufmerksamer zu werden schien, je öfter er ihn antworten hörte: welch ein entzückender Anblick für Reisern, da derselbe nun nach beendetem Gottesdienst zum Pastor Marquard kam, und der Schwiegersohn des Pastors ihn nun mit der größten Achtung anredete und sagte, es sei ihm gleich in der Kirche, da Reiser ihm zuerst geantwortet, aufgefallen, ob das wohl der junge Mensch sein möchte, von dem ihm sein Schwiegervater so viel Gutes gesagt, und es freue ihn, daß er sich nicht geirrt habe. „In seinem Leben hatte Anton

keine solche Empfindung gehabt, als ihm diese achtungsvolle Begegnung verursachte" (II, 13 f.). So sehen wir Reiser jetzt in einer Reihe von positiven Beziehungen, die sein Selbstbewußtsein festigen und ihn in der Wirklichkeit verankern.

Inzwischen hatte der Konsistorialrat Götten für Reiser ausgemacht, daß er die Neustädter Schule unentgeltlich besuchen dürfe. Der Pastor Marquard wollte aber, daß Reiser bis zur Konfirmation noch von seinem Sohne unterrichtet würde, um dann gleich die höhere Schule der Altstadt besuchen zu können. Wegen der „Eifersucht", die zwischen beiden Schulen herrschte, sollte Reiser deshalb nicht erst auf die Neustädter Schule gehen, was er dem Konsistorialrat Götten selbst ausrichten mußte. Und wir lesen: „So schien nun an Reisers Schicksale, um den sich vorher niemand bekümmert hatte, auf einmal alles Theil zu nehmen. Er hörte von Eifersucht der Schulen seinetwegen sprechen Der Konsistorialrath Götten und der Pastor Marquard schienen sich gleichsam um ihn zu streiten, wer sich am meisten seiner annehmen wollte. Der Pastor Marquard bediente sich des Ausdrucks, er solle nur dem Konsistorialrath Götten sagen, es wären seinetwegen schon Anstalten getroffen worden, und würden noch Anstalten getroffen werden, daß er zu der höheren Schule auf der Altstadt hinlänglich vorbereitet würde, ohne vorher die niedere Schule auf der Neustadt zu besuchen. Also Anstalten sollten nun seinetwegen getroffen werden, wegen eines Knaben, den seine eigenen Eltern nicht einmal ihrer Aufmerksamkeit werth gehalten hatten. Mit welchen glänzenden Träumen und Aussichten in die Zukunft dieß Reisers Phantasie erfüllt habe, darf ich wohl nicht erst sagen", fügt Moritz hinzu. „Insbesondere, da nun noch immer die geheimnißvollen Winke bei dem Garnisonküster und die Zurückhaltung des Pastor Marquard fortdauerte, womit er Reisern etwas Wichtiges zu verschweigen schien" (II, 15 f.).

Endlich kam es denn heraus: Ein Prinz ließ Reiser studieren! Welche Nahrung für seine Eitelkeit! Es war der Prinz Karl von Mecklenburg-Strelitz, Kommandeur desselben Regiments von Post, in welchem Reisers Vater als Hautboist gedient hatte. Dieser Prinz Karl hatte Reiser auf Empfehlung des Garnisonpredigers Marquard monatlich etliche Reichstaler als ein Stipendium zu seinem Unterhalt ausgesetzt, und das süße Traumbild eines sehnlich gewünschten, aber nie gehofften Glückes war, ehe es sich Reiser versehen, wirklich ge-

 worden. Der Hautboist Filter vom Regiment des Prinzen, also ein Kamerad von Reisers Vater, erbot sich aus freien Stücken dazu, Anton unentgeltlich bei sich wohnen zu lassen. Der Schuster Schantz, bei dem seine Eltern einmal im Hause gewohnt hatten, noch ein Hautboist, ein Hofmusikus, ein Garkoch und ein Seidensticker erboten sich jeder, ihm wöchentlich einen Freitisch zu geben; und Reiser fand sich durch „die thätige Vorsorge und die Theilnehmung so vieler Menschen an seinem Schicksale" in eine Art von Taumel versetzt (II, 20). Das Geld des Prinzen sollte für Anton — gespart werden. Seine Eltern verließen nun Hannover und Anton Reiser zog mit seinen wenigen Habseligkeiten um Ostern des Jahres 1771 bei dem Hautboisten Filter ein.

Höhe der Entwicklung

Wir treten nun in die zweite Phase der ersten großen Entwicklungsperiode, die Reiser in Hannover durchmacht. Unsere Aufmerksamkeit muß sich da gleich den Worten zuwenden: „Die erstaunlichen Fortschritte, die er nun thun und sich Ruhm und Beifall dadurch erwerben würde: mit diesen süßen Vorstellungen stand er auf und ging damit zu Bette — aber er wußte nicht, daß ihm das Drückende und Erniedrigende seiner äußeren Lage dieß Vergnügen so sehr verbittern würde" (II, 21). Durch drei Umstände wird diese äußere Verfassung bestimmt: durch Wohnung, Essen und Kleidung.

Der Hautboist Filter und seine Frau, bei denen Reiser jetzt wohnte, hatten keine Kinder. Bei diesen Leuten herrschte seit zwanzig Jahren, wo sie auf derselben Stube gewohnt hatten, die peinlichste Ordnung in der Einrichtung ihrer Lebensart. Da war kein Morgen, der anbrach, wo nicht um acht Uhr Kaffee getrunken, um neun Uhr, indem jeder vor seinem Stuhl kniete, von Frau Filter der Morgensegen aus dem Benjamin Schmolcke gelesen wurde; kein Abend, da nicht um neun Uhr auf eben die Art der Abendsegen aus dem Schmolcke gelesen und dann zu Bett gegangen wurde. Am ersten Abend nun gleich da Reiser bei diesen Leuten wohnte, hatte er bei dem seinen Eltern befreundeten Schuster Heidorn zur Nacht gegessen und war von diesem etwas zu lange aufgehalten worden. Als er nach Hause kam, hatte sein Wirt und seine Wirtin schon ihren Abendsegen gelesen und nicht unmittelbar darauf zu Bette gehen können, welches seit Jahren nicht geschehen sein mochte. Reiser mußte also wohl fühlen, das seine

Wirtsleute in ihrer inneren Zufriedenheit durch ihn gestört wurden,
die größtenteils auf ihre unverbrüchliche, seit zwanzig Jahren etablierte Ordnung gebaut war. Weil sie nur eine Stube und eine Kammer hatten, so mußte Reiser in der Wohnstube schlafen. Wenn seine Wirtsleute nun morgens in die Stube traten, so machte ihnen das immer einen unvermuteten Anblick von Unordnung; denn irgendwo mußte Reiser seine Sachen doch hinlegen, und wo er sie auch immer hinlegte, da störten sie allemal die gewohnte Ordnung, weil hier jeder Fleck nun schon einmal seine feste Bestimmung hatte. Und wieder mußte Reiser fühlen, daß er die Zufriedenheit dieser Leute störte, von denen er besonders durch das unbegrenzte Zutrauen, das der Pastor Marquard in sie setzte, nun ganz und gar abhängig war. Der demütigende Gedanke, lästig zu sein, beschlich ihn. Bei seinen Eltern, bei dem Hutmacher Lobenstein hatte er ja nicht viel Freude gehabt, aber „er hatte doch ein gewisses Recht, da zu seyn". Hier war der Stuhl, auf dem er saß, eine Wohltat. Eine „unbeschreibliche Wehmut" erfüllt ihn, er ist in seinem berechtigten Daseinsgefühl, in seinem Selbstgefühl gestört.

Mittwochs mittags, wo Reiser bei seinen Wirtsleuten aß, pflegte die Frau Filter „immer nicht geradezu, sondern nur in gewissen Anspielungen, in denen sie zu ihrem Manne sprach", Reisers Betragen durchzugehen, ihm die Dankbarkeit gegen seine Wohltäter einzuschärfen und etwas von Leuten mit einfließen zu lassen, die sich angewöhnt hätten, sehr viel zu essen, und am Ende gar nicht mehr zu sättigen gewesen wären. Sie pflegte denn auch wohl von Gnadenbrünnlein und Gnadenquellen zu reden, die sich verstopften, wenn man nicht mit Mäßigkeit daraus schöpfte. Sie tat das nicht aus Geiz oder Neid, wie Moritz ausdrücklich versichert, sondern aus dem feinen Gefühl für Ordnung, welches dadurch beleidigt wurde, wenn jemand ihrer Meinung nach zu viel aß. Und so kam es, daß, wiewohl sie Anton wiederum sagte, er müsse sich an das Mittagessen halten, damit er den Abend mit seinem wenigen Butterbrot genug habe, dieser doch gerade in den Jahren des größten Appetites jeden Bissen nur mit Zittern in den Mund steckte. Die Frau des Garnisonküsters Antonius, bei dem Reiser Sonntags aß, war der Neid und die Mißgunst selber. Sie pflegte über Tisch von den schlechten Zeiten, dem harten Winter und dem Holzmangel zu reden, um endlich über die Besorgnis gar etwa in Tränen auszubrechen, wodurch Reiser wohl in die abscheu-

lichste Verlegenheit gesetzt werden konnte. Die Leute, bei denen er Freitags aß — es war bei dem andern Hautboisten (Wiele) des Regiments von Post — ließen ihn auf die gröbste Art fühlen, daß er von Wohltaten lebte, und behandelten ihn auf die verächtlichste Weise.

Alle seine Wohltäter glaubten, das Recht erworben zu haben, Reiser zu hofmeistern, und waren doch von ganz verschiedener Denkungsart. Jeder drohte, seine Hand von ihm abzuziehen, sobald er seinem Rat nicht folgte, der oft dem Rat eines anderen Wohltäters geradezu widersprach. Dem einen trug er sein Haar zu gut, dem andern zu schlecht frisiert, dem einen ging er zu schlecht, dem andern für einen Knaben, der von Wohltaten leben müsse, noch zu geputzt einher. Jeden Mittag war er gezwungen, ein anderes Gesicht zu machen. Bald war er nicht demütig, bald wieder nicht frei und fröhlich genug. Ihm fehlte „das insinuante Wesen", wie seine Base — wohl die Frau seines Vetters, des Perückenmachers Lampe — sagte, die Fähigkeit, sich durch eine verbindliche Art die Neigung seiner Wohltäter zu erwerben. Aber Moritz erklärt ganz treffend, daß zu einem derartigen entgegenkommenden, liebenswürdigen Wesen, zur Sprache der feinen Lebensart, d. h. einer Art positiven weltmännischen Ironie, wie wir sie an Woldemar kennen gelernt haben, ein gewisses Selbstzutrauen gehört, das Reiser nun einmal von Kindheit auf war benommen worden. Sein Selbstzutrauen mußte immer erst durch ein bereitwilliges Entgegenkommen von der anderen Seite in ihm geweckt werden, d. h. die Beziehung mußte ihm entgegengebracht werden, erst in der gegebenen Beziehung gewann er Vertrauen zu sich, ohne sie hätte er nie genug Vertrauen in sich besessen, sie aus eigener Kraft herzustellen. „Er wagte es nicht, sich beliebt zu machen", heißt es, „wo er nur einen Schein von Unzufriedenheit andrer mit ihm bemerkte, da war er sehr geneigt, an der Möglichkeit zu verzweifeln, jemals ein Gegenstand ihrer Liebe oder ihrer Achtung zu werden" (II, 25). Wo hätte Reiser also die eigene Sicherheit hernehmen sollen, die zu einem Über-der-Sach-stehen gehört, das eine gewisse äußere Liebenswürdigkeit ohne den Charakter der inneren Verlogenheit erst möglich macht: „Was man insinuantes Wesen nennt, wäre auch bei ihm die kriechendste Schmeichelei gewesen" (II, 26). So begreifen wir wohl, wenn es heißt: „Das Jahr, welches Reiser in dieser Lage zubrachte, war, obgleich jeder ihn glücklich prieß, in einzelnen Stunden und Augenblicken eines der qualvollsten seines Lebens" (II, 24).

Bei alledem mußte Reiser in einem alten groben roten Soldatenrock die öffentliche Schule besuchen, in welcher nun auch der allerärmste besser als er gekleidet war, ein Umstand, der nicht wenig dazu beitrug, gleich anfänglich seinen Mut in etwas niederzuschlagen. Endlich wurde ihm denn doch von dem Gelde des Prinzen ein neues Kleid angeschafft, weil sein alter roter Soldatenrock gar nicht mehr halten wollte; aber gleichsam, als wenn es recht eigentlich auf seine Demütigung abgesehen wäre, wählte man ihm graues Bediententuch zum Kleide, „wodurch er wiederum gegen seine Mitschüler fast eben so sonderbar, als mit dem rothen Soldatenrock abstach" (II, 73), durch den Fluch der Lächerlichkeit, den er wie nichts anderes fürchtete, aus Reih und Glied seiner Kameraden hinausgedrängt wurde. Auch mußte er für den Hautboisten Filter das Kommißbrot unter dem Arm durch die Stadt tragen, was nach den damals herrschenden Anschauungen tatsächlich für einen höheren Schüler kränkender gewesen sein dürfte, als es uns heute erscheinen mag; denn nicht ohne Grund dürfte Moritz erzählen, daß einer seiner Mitschüler, der Reiser eines Abends in der Dämmerung mit dem Brot auf der Straße bemerkte, ihm drohte „es ruchtbar zu machen" (II, 73).

Indes auch abgesehen von seiner Aufnahme in die hohe Schule steht Reiser doch nicht ganz ohne positive Beziehungen zu seiner Umgebung. Da sind vor allen Dingen zwei philosophische Schuster, in deren Gesellschaft Reiser ein positives Gefühl seines Daseins erfüllt. Der Schuster Heidorn, bei dem Reiser des Sonntags abends mit freundlichen Blicken empfangen wurde, hatte die Schriften Taulers und andere dergleichen gelesen. Moritz erweist sich als der wahre Poet, indem er uns nur durch einen einzelnen kleinen Zug eine entzückend anschauliche Charakteristik dieses Heidorn gibt, wenn er schreibt: „Gemeiniglich citirte er einen gewissen Periander, wenn er Etwas behauptete, als: Der Mensch muß sich nur Gott hingeben, sagt Periander — und so sagte alles, was der Schuster Heidorn sagte, auch dieser Periander, der im Grunde nichts als eine allegorische Person war, die in Bunians Christenreise oder sonst irgendwo vorkommt. Aber Reisern klang der Name Periander so süß in seinen Ohren. Er dachte sich dabei etwas Erhabenes, Geheimnißvolles, und hörte den Schuster Heidorn immer gern von Periandern sprechen" (II, 32). Dienstag mittags ging Reiser zu dem Schuster Schantz, und wenn es Reiser je nicht fühlte, daß er fremdes Brot aß, so war es an

diesem gastfreundlichen Tische, wo er oft nachher seines Kummers vergessen hat, und mit heiterer Miene wieder wegging, wenn er traurig hingegangen war. Denn mit dem Schuster Schantz vertiefte er sich immer in philosophische Gespräche und vergaß alles Unangenehme seines Zustandes, „er fühlte sich hier gleichsam in die höhere Geisterwelt versetzt, und sein Wesen wieder veredelt, weil er jemanden fand, mit dem er sich verstehn, und Gedanken gegen Gedanken wechseln konnte" (II, 34). Daß der Kontakt mit dem Schuster Schantz auf Reiser „veredelnd" wirkt, ist außerordentlich charakteristisch. Wir haben bereits nach der negativen Seite hin kennen gelernt, daß sich das Verhältnis von Beziehung und Isolierung bei Reiser stets nach der moralischen Seite äußert. Die depositivistischen Gefühle wirken auf ihn demoralisierend, jetzt sehen wir umgekehrt, wie das in der geknüpften Beziehung gefundene Daseinsgefühl „veredelnd" auf ihn wirkt.

Eine Zusammenstellung der Freitische ergibt, daß der Zustand Reisers überhaupt nicht so unerträglich ist, als er sich in seiner Idee ausmalt. Wirklich schlechte Freitische hatte er nur drei in der Woche, des Mittwochs, Freitags und Sonntags. Diese mögen ihm freilich das Leben für die ganze Woche vergällt haben, zumal er im übrigen unter den unglücklichsten Verhältnissen bei dem Hautboisten Filter wohnte. Es ist nun interessant, wie die Störungen, die in die Gemütsverfassung Reisers durch die äußeren Verhältnisse eingetreten sind, sofort sein ganzes Gefühlsleben beeinträchtigen. Gleich bei seiner Konfirmation, die auf den Tag fiel, da er bei den Filters eingezogen war, stellt sich eine Spaltung zwischen seiner Vorstellung von der Handlung und ihrem wirklichen Verlauf ein. Wir lesen: „Indes war nun die Zeit herangekommen, wo Reiser konfirmiert werden und in der Kirche öffentlich sein Glaubensbekenntniß ablegen sollte, eine große Nahrung für seine Eitelkeit, er dachte sich die versammelten Menschen, sich als den ersten unter seinen Mitschülern, der alle Aufmerksamkeit bei seinen Antworten vorzüglich auf sich ziehen würde durch Stimme, Bewegung und Miene. Der Tag erschien, und Reiser erwachte wie ein römischer Feldherr erwacht seyn mag, dem an dem Tage ein Triumph bevorstand. Er wurde bei seinem Vetter, dem Perückenmacher, hochfrisiert und trug einen bläulichen Rock und schwarze Unterkleider, eine Tracht, die der geistlichen gewissermaßen sich schon am meisten näherte" (II, 26). Aber das Benehmen der

Frau des Garnisonküsters Antonius, bei dem er an diesem Tage zum erstenmal aß, machte, daß Reiser „niedergeschlagenen Herzens, ohne selbst recht zu wissen worüber, zur Kirche ging und die Freude, die er sich an diesem sehnlich gewünschten Tage versprochen hatte, nur halb empfand" (II, 28). Er sollte nun hingehen, um sein Glaubensbekenntnis auf gewisse Weise zu beschwören. Er wußte aus dem Unterricht, daß man bei einem Eide „nichts weniger als gleichgültig" sein dürfe — „und Reiser schien sich, da er zur Kirche ging, gegen den Eid, den er ablegen sollte, gleichgültig zu seyn". Die gelinde Störung seines Selbstbewußtseins unterbindet sein Gefühlsleben, und er vermag die Stunde, die sein Gefühl erfüllen soll, nicht zu erfassen, nicht in sich zu objektivieren. Als er vor den Altar trat und obenan in der Kirche stand, so erwärmte das alles zwar wieder seine Phantasie, „aber es war doch lange das nicht, was er sich versprochen hatte". Und gerade das Wichtigste und Feierlichste, die Ablegung des Glaubensbekenntnisses, welches einer im Namen der übrigen tun mußte, kam nicht an ihn (II, 29). Beim Abendmahl suchte er aufs Gewissenhafteste die Lehren in Ausübung zu bringen, welche er sich darüber aufgeschrieben und auswendig gelernt hatte, als die vorhergehende Prüfung nach dem Buß- und Sündenspiegel und dann das Hinzutreten zu dem Altar mit einem freudigen Zittern. „Er suchte sich auf alle Weise in eine solche Art von freudigen Zittern zu versetzen: es wollte ihm aber nicht gelingen, und er machte sich selbst die bittersten Vorwürfe darüber, daß sein Herz so verhärtet war. Endlich fing er vor Kälte an zu zittern, und dieß beruhigte ihn einigermaßen" (II, 42 f.). Es sollen auch zwei Stellen nicht unerwähnt bleiben, die wiederum zeigen, wie das Gefühlsleben durch die Beziehung bedingt erscheint, die Reiser gerade jetzt entbehrt. Da heißt es: „Er konnte sich doch nicht recht freuen, weil niemand war, der an seiner Freude recht nahen Antheil nahm, weil er dachte, daß er auch selbst an diesem Tage an fremden Tischen essen mußte"; ferner: „während daß seine Mitschüler nun zu Hause giengen und der zärtlichen Bewillkommung ihrer Eltern entgegen sahn, ging Reiser einsam und verlassen auf der Straße umher."

Die Schule erweckt nun natürlich zunächst positive Gefühle in Reiser. Es ist die Rede von den glücklichen Schülern der Weisheit, „in deren Gesellschaft er nun bald sollte aufgenommen werden" (II, 41). Am Montag „introducirte" ihn der Direktor Ballhorn in die zweite

 Klasse des Lyzeums, wo der Konrektor Grupen und der Kantor Winter unterrichteten, und „Reiser bildete sich nicht wenig darauf ein, nun ein Sekundaner zu seyn" (II, 47). Reiser brachte es soweit, daß er nach einem Jahr ohne einen einzigen grammatikalischen Fehler Latein schrieb, und es ihm gelang, sich bis zum ersten Platz hinaufzuarbeiten und diesen Platz zu behaupten. Der Konrektor Grupen gab eine Privatstunde im deutschen Deklamieren und im deutschen Stil, auf die sich Reiser immer am meisten freute, weil er in ihr Gelegenheit hatte, sich durch Ausarbeitungen hervorzutun, und sich zugleich vom Katheder konnte öffentlich hören lassen, welches einige Ähnlichkeit mit dem Predigen hatte, das immer der höchste Gegenstand aller seiner Wünsche war. Außer Reiser zeichnete sich noch ein Mitschüler im Deklamieren besonders aus, und das war niemand anders als Iffland. Reiser liebte ihn, wiewohl Iffland unter seinen Mitschülern sonst wegen seines beißenden Witzes und der Fähigkeit, andere lächerlich zu machen, gefürchtet wurde. Reiser hätte gern näheren Umgang mit ihm gehabt, wenn die Verschiedenheit der Glücksumstände es nicht verhindert hätte. Ifflands Eltern waren reich und angesehen, und Reiser war ein armer Knabe, der von Wohltaten lebte, „der ohngeachtet aber den Gedanken bis in den Tod haßte, sich auf irgend eine Weise Reichen aufzudringen" (II, 58). Aber Reiser genoß auch von seinen reicheren und besser gekleideten Mitschülern wie von seinen Lehrern deshalb doch eine gewisse Achtung, weil man wußte, daß ihn der Prinz studieren ließ.

Übrigens wurden in der zweiten Klasse, wiewohl meist schon halberwachsene Leute von siebzehn bis achtzehn Jahren in dieser saßen, Ohrfeigen ausgeteilt, und die Peitsche lag beständig auf dem Katheder. Der Konrektor Grupen schlug, ohne viel nach Recht oder Unrecht zu fragen, um sich. So mußte Anton einst, als einige Schüler wegen eines vorgefallenen Lärms die Peitsche erhielten, gänzlich unschuldig deren Schicksal teilen. „Gleiche Brüder, gleiche Kappen", sagte der Konrektor und hörte auf keine Entschuldigung, drohte Anton gar noch, bei dem Pastor Marquard zu verklagen. „Das Gefühl seiner Unschuld beseelte Reisern mit einem edlen Trotze, und er drohte wieder, den Konrektor bei dem Pastor Marquard zu verklagen, daß er ihn unschuldiger Weise auf eine so erniedrigende Art behandelte. Reiser sagte dieß mit der Stimme der unterdrückten Unschuld, und der Konrektor antwortete ihm kein Wort" (I, 60). Reisers schwaches Selbst-

bewußtsein hebt sich hier zu einer positiven Sicherheit, die uns überrascht. Ja noch mehr: „Von der Zeit an war auch alles Gefühl von Achtung und Liebe für den Konrektor wie aus seinem Herzen weggeblasen. Und da der Konrektor nun einmal in seinen Strafen weiter keinen Unterschied machte, so achtete Reiser eine Ohrfeige oder einen Peitschenschlag von ihm eben so wenig, als wenn irgend ein unvernünftiges Thier an ihm angerannt wäre. Und weil er nun sahe, daß es gleichviel war, ob er sich die Achtung dieses Lehrers zu erwerben suchte oder nicht, so hieng er auch nun seiner Neigung nach und war nicht mehr aus Pflicht, sondern bloß, wenn ihn die Sache interessirte, aufmerksam. Er pflegte dann oft Stundenlang mit seinem Freunde Iffland zu plaudern" (II, 60 f.). Er ignoriert den Konrektor also, verzichtet freiwillig auf eine Beziehung, die ihm nichts wert ist.

Der Kantor Winter war dagegen ungeachtet seiner hypochondrischen Launen und einiger ihm anklebenden Pedanterie ein weit besserer Mann als der Konrektor Grupen. „Nie hat Reiser von diesem einen Schlag bekommen", versichert Moritz. Winter war zwar sonst auch nicht eben karg mit Ohrfeigen und ziemlich freigebig mit der Peitsche. Aber er sah doch ein, daß es Reiser im Ernst darum zu tun war, Strafe zu vermeiden, und nun schlug er doch nicht blindlings zu. Bei ihm lernte auch Reiser weit mehr als bei dem Konrektor, weil er aus Pflicht aufmerksam war, wenn ihn gleich die Sache nicht interessierte. Reiser empfand wirkliche Liebe gegen den Kantor Winter, und machte allenthalben sehr viel Rühmens von ihm. Da fügte es sich einmal, daß er Winter für das gute Zeugnis dankte, daß dieser ihm bei einem seiner Gönner gegeben hatte, und der Kantor erwiderte, Reiser habe ihm ja auch ein gutes Zeugnis gegeben; denn es war ihm wieder zu Ohren gekommen, wie gut Reiser allenthalben von ihm sprach. „Die Freude dieses Augenblicks hätte Reiser um vieles in der Welt nicht gegeben, so angenehm war es ihm, daß sein Lehrer es nun selbst wußte, wie sehr er ihn liebte" (II, 66). Reiser befindet sich in einer für seine Verhältnisse ungewöhnlich positiven Beziehung.

Dazwischen erzählt Moritz wieder von den unglücklichen Umständen unter denen Reiser zu leben genötigt war: wie er sich zu Hause manchmal verblümter Weise mußte zu verstehen geben lassen, wie überdrüssig man seiner Gegenwart wäre: „dann saß er Stundenlang und getraute sich kaum Athem zu holen, er war dann in einem entsetzlichen Zustande und hätte in der Welt nichts arbeiten können,

 denn sein Herz war ihm durch diese Begegnung zerrissen" (II, 69). Einstmals kam er bei der Frau Filter in einen unberechtigten Verdacht, als er einen Weihnachtsbaum, der umfiel, aufrichten wollte, was nicht ging, und als die Frau Filter eben eintrat, wie er seine Hand davon zog, so daß er nun wirklich fiel. In den Gedanken der Frau Filter war es ausgemacht, daß er von dem Baum hatte naschen wollen, was sie deutlich zu verstehen gab. Anton hatte keinen Zeugen. Der Schein war gegen ihn. „Schon die Möglichkeit, daß man einen solchen Verdacht gegen ihn hegen konnte", schreibt Moritz, „erniedrigte ihn bei sich selbst, er war in einem solchen Zustande, wo man gleichsam zu versinken oder in einem Augenblick gänzlich vernichtet zu seyn wünscht. Ein Zustand, der eine Art von Seelenlähmung hervorzubringen vermag, welche nicht so leicht wieder gehoben werden kann." Sehr bezeichnend fügt Moritz diesen Worten hinzu: „Das Selbstzutrauen, welches der moralischen Thätigkeit so nöthig ist, als das Athemholen der körperlichen Bewegung, erhält einen so gewaltigen Stoß, daß es ihm schwer hält, sich wieder zu erholen" (II, 75 f.).

Ein andermal hören wir, daß Reiser bei einem Kaufmann in Hannover war, der gemeiniglich statt der Person, mit der er sprach, einen anderen anzusehen pflegte — also wohl schielte, wie Alexis meint. — Dieser bat, indem er Reiser ansah, einen anderen, der mit in der Stube war, zum Essen, und da Reiser die Einladung auf sich deutete und sie höflichst ablehnte, so sagte der Kaufmann mit sehr trockener Miene: „Ich meine Ihn ja nicht!" Das tat eine solche Wirkung auf Reiser, daß er meinte in die Erde sinken zu müssen. „Wie kann Er glauben, daß man Ihn zum Essen bitten sollte?" so legte sich Reiser das „Ich meine Ihn ja nicht!" aus, und „er kam sich in dem Augenblick so unbedeutend, so weggeworfen, so nichts vor, daß ihm sein Gesicht, seine Hände, sein ganzes Wesen zur Last war, und er nun die dümmste und albernste Figur machte, so wie er da stand, und zugleich dieß Alberne und Dumme in seinem Betragen lebhafter und stärker als irgend jemand außer ihm empfand" (II, 79).

Im Anschluß an dieses Vorkommnis zeigt Moritz sehr interessant, wie der Mangel an irgendeiner anderen positiven Beziehung, die Möglichkeit ausschließt, Störungen, die durch die Schwäche und Empfindlichkeit des so jungen subjektivistischen Selbstbewußtseins bei Reiser so leicht eintreten, durch ein anderes positives Gefühl auszulösen:
 „Hätte Reiser irgend jemand gehabt, der an seinem Schicksal wahren

Antheil genommen hätte, so würden ihm dergleichen Begegnungen vielleicht nicht so kränkend gewesen seyn. Aber so war sein Schicksal an die eigentliche Theilnehmung anderer Menschen nur mit so schwachen Fäden geknüpft, daß die anscheinende Ablösung irgend eines solchen Fadens ihn plötzlich das Zerreißen aller übrigen befürchten ließ, und er sich dann in einem Zustande sahe, wo er keines Menschen Aufmerksamkeit auf sich mehr erregte, sondern sich für ein Wesen hielt, auf das weiter gar keine Rücksicht genommen wurde. — Die Scham", schreibt Moritz, — die Scham nämlich als Störung des Selbstbewußtseins! — „ist ein so heftiger Affekt wie irgend einer, und es ist zu verwundern, daß die Folgen derselben nicht zuweilen tödtlich sind" (II, 79 f.).

Wir können weiter eine Stelle nicht übergehen, an der es sich wieder erweist, wie bei Reiser der Mangel an positiven Beziehungen, die Störungen des Selbstbewußtseins, nach der praktisch moralischen Seite wirken, und dieser Roman dadurch als ein Zwischenglied zwischen Woldemar, wo dies in dem Grade unbekannt ist, und dem William Lovell erscheint, in dem dies die größte Bedeutung gewinnt. Moritz schreibt: „Es schien, als ob sich alles vereinigt habe, Reisern in der Demuth zu üben; ein Glück, daß er nicht niederträchtig darüber wurde — dann würde er freilich zufrieden und vergnügter gewesen seyn, aber um alle den edlen Stolz, der den Menschen allein über das Thier erhebt, das nur seinen Hunger zu stillen sucht, wäre es bei ihm gethan gewesen. Der Stand des geringsten Lehrburschen eines Handwerkers ist ehrenvoller als der eines jungen Menschen, der um studieren zu können von Wohlthaten lebt, so bald ihm diese Wohlthaten auf eine herabwürdigende Art erzeigt werden. Fühlt sich ein solcher junger Mensch glücklich, so ist er in Gefahr niederträchtig zu werden; und hat er nicht die Anlage zur Niederträchtigkeit, so wird es ihm wie Reiser gehen; er wird mißmuthig und menschenfeindlich gesinnet werden, wie es Reiser wirklich wurde, denn er fing schon damals an, in der Einsamkeit sein größtes Vergnügen zu finden" (II, 71). Wenn wir die seelische Verfassung, an die Moritz hierbei denkt, umschreiben wollen, so müssen wir wohl sagen, daß es sich darum handelt, ob Reiser seinerseits auf einen inneren Kontakt mit seinen Wohltätern verzichten und diese im Sinne einer ideellen Bewertung der Dinge insofern ironisch nehmen will, als sie ihm nur gerade zum Zwecke seines materiellen Lebensunterhaltes gut genug sind. Mit dieser freiwilligen

Verzichtleistung auf eine Beziehung zu seinen Wohltätern käme Reiser aus der Passivität seiner Beziehungslosigkeit heraus. Mit diesem Vorgang würde recht sinnfällig ein Moment passiver Ironie in ein solches positiver Ironie umgesetzt. Der positive Charakter dieses Aktes als eines solchen der subjektivistischen Selbsterhaltung spiegelt sich denn auch in den Worten wieder: er würde dann zufriedener und vergnügter gewesen sein. Zu dieser positiven Ironie fehlt indes noch die Kraft. Der subjektivistische Mensch vermag im allgemeinen in dieser Zeit noch nicht in dem Sinne über der Situation zu stehen, daß er mit dieser Isolierung nicht gleichzeitig „niederträchtig" würde. Es würde sich eben in diesem Umstande erweisen, daß er alsdann doch nicht über der Sache stände, für ihn wäre die Folge dieser wenn auch freiwilligen Isolierung „Menschenfeindschaft". Wir fanden diese Menschenfeindschaft schon bei Woldemar, finden sie nun bei Anton Reiser, wo sie ein charakteristisches Moment seines Vergnügens an der Einsamkeit bildet. Diese Feindschaft ist dem Vernichtungstrieb Reisers innerlich verwandt. Scheut aber Anton Reiser in dem Gefühl für die Gefahr zur Niederträchtigkeit immerhin noch, den Schritt zu dieser Isolierung definitiv zu vollziehen, so finden wir bei William Lovell schon ein stärkeres Selbstzutrauen. Er hat bereits den Mut, einen Versuch in dieser Richtung zu wagen. Aber auch er scheitert daran. Auch er besitzt noch nicht die Kraft zur vollen Ironie des über den Dingen Stehens. Er wird, wenn man will, niederträchtig. Bei ihm begegnet uns in weiterer Folge ein vollständiger Nihilismus. Allerdings paart sich dieser dort wieder mit einem anderen positiven Moment, einem Moment der Antithese, wie wir sehen werden. Auch dieses Moment findet sich freilich schon bei Reiser in seiner Ahnung von der Veränderung in der Zerstörung angebahnt.

Als Reiser kurze Zeit die Schule besucht hatte, kam er auf den Einfall, in den Chor zu gehen. Es sind zwei Momente, die Reiser diesen Gedanken anziehend machen: die Gebundenheit des Standes, d. h. eine neue positive Beziehung, die er durch diesen Entschluß zu gewinnen sucht, und die idealistische Vorstellung, die er mit seiner Idee von diesem Stande verknüpft: „Seine Phantasie hatte hier wieder Spielraum", heißt es. „Das war ihm alles so himmlisch, so feierlich in die Lobgesänge zur Ehre Gottes öffentlich mit einzustimmen" (I, 65). Als Reiser in dem Chor aufgenommen war, da war denn auch im Anfang seine Freude über seinen neuen Stand als Chor-

schüler groß. Er fand ein großes Vergnügen „an den freundschaftlichen Unterredungen mit seinen Mitschülern, während daß sie von einem Hause und einer Straße zur andern gingen“ (II, 81 f.). Hier macht sich die neu gewonnene Beziehung geltend. Bald wurde das Chorsingen für Reiser aber die unangenehmste Sache von der Welt, denn es raubte ihm alle freien Erholungsstunden, und der blaue Mantel, den die Chorschüler zu tragen pflegten, und auf den sich Reiser besonders gefreut hatte, weil er sich schon etwas „der priesterlichen Kleidung näherte“, sollte ihm nur eine neue Demütigung bereiten, denn die Frau Filter ließ, um für Reiser zu sparen, aus ein paar alten blauen Schürzen einen Mantel zusammennähen, womit Reiser unter den übrigen Chorschülern „eben keine glänzende Figur ausmachte“.

Unter den Chorschülern fand sich aber ein Philipp Reiser, d. i. in Wirklichkeit Peter Israel Reißer aus Erfurt, der trotz des gleichen Namens (natürlich) in keiner Weise mit Anton verwandt war. In diesem sollte Anton „den ersten eigentlichen Freund seiner Jugend“ finden, eine Beziehung, deren Wert also in der weiteren Entwicklung Reisers nicht zu unterschätzen ist. Philipp Reiser war einige Jahre älter als Anton, nämlich zwanzig Jahre als sich beide kennen lernten. Er war bereits Primaner und mittellos wie Anton. „Nebst einer feinen Empfindung besaß er viel Witz und Laune, wirkliches musikalisches Talent und war zugleich ein vorzüglicher mechanischer Kopf“ (II, 85); man beachte, wie hier die Musik als eine ihrem Wesen nach eigentlich dynamische Kunst zu den mechanischen Eigenschaften im Gegensatz genannt wird. Philipp Reiser verfertigte sehr gute Klaviere, die ihm ansehnliche Einnahmen verschafften, er war aber ein schlechter Wirtschafter. Hatte er Geld, so war er freigebig und gastfrei wie ein König, auch eine erst mit dem Subjektivismus geborene Eigenschaft positiver Ironie, die aus der materiellen Wirklichkeit heraushebt. Besonders charakteristisch ist, wenn wir von Philipp Reiser hören: „Dabei hatte er den Kopf beständig voll romanhafter Ideen und war immer in irgend ein Frauenzimmer sterblich verliebt; wenn er auf diesen Punkt kam, so war es immer, als hörte man einen Liebhaber aus den Ritterzeiten. Seine Treue in der Freundschaft, seine Begierde, den Nothleidenden zu helfen, und selbst seine Gstafreiheit kam auf diesen Schlag heraus und gründete sich zum Theil auf die romanhaften Begriffe, womit seine Phantasie genährt war, ob-

gleich sein gutes Herz der eigentliche Grund davon war — denn nur auf dem Boden eines guten Herzens", meint Moritz, „können dergleichen Auswüchse von romanhaften Tugenden emporkommen und Wurzel fassen. In einer eigennützigen Seele und zusammengeschrumpften Herzen wird die häufigste Romanenlektüre nie dergleichen Wirkungen hervorbringen" (II, 85 f.). Moritz schreibt ferner: „Man siehet nun leicht ein, warum Philipp und Anton Reiser sich auf halben Wege begegneten." Und doch sind beide recht sehr verschieden. Philipp Reiser hat ein ungleich stärkeres Selbstzutrauen, das ihm die Sicherheit zu immer neuen Liebschaften gibt, die ihn in positiven Beziehungen an die Wirklichkeit gebunden halten. Hier steht Anton ihm mit voller Verständnislosigkeit gegenüber, dem es infolge seines schwachen Selbstvertrauens „unmöglich fiel, sich selbst jemals als einen Gegenstand der Liebe von einem Frauenzimmer zu denken" (III, 94).

Nach dreiviertel Jahren sagte die Frau Filter Reiser die Wohnung auf, weil sie seines Aufenthaltes in ihrer Stube überdrüssig geworden war. Reiser sollte nun bei dem neuen Rektor des Lyzeums namens Sextroh eine Unterkunft finden. Dieser wurde zu Ostern an Stelle des bisherigen Rektors Greve erwartet und war ein Freund des Pastors Marquard. „Also bei dem Rektor sollte nun Reiser ins Haus ziehen, wie sehr schmeichelte dieß seiner Eitelkeit" (II, 97). Reiser besuchte damals auch den mehr als hundertjährigen Kandidaten Tischer noch einmal, der aber bald darauf starb, und Moritz betont, daß er an dem alten Mann wieder einen Freund seiner Jugend verloren, dessen Teilnehmung an seinem Schicksale ihm oft Freude gemacht hatte: „Er fühlte sich in manchen Stunden, ohne selbst zu wissen warum, verlassener wie sonst" (II,96). Wir fühlen aus den letzten Worten, daß Reiser einer neuen kritischen Zeit seiner inneren Entwicklung entgegengeht.

Um diese Zeit, hören wir, hatte sich „eine neue Grille in seiner Phantasie zu bilden angefangen". Reiser kannte keinen sehnlicheren Wunsch, als einmal mit mehreren seiner Mitschüler eine Komödie aufzuführen. „Er wünschte sich dann eine recht affektvolle Rolle, wo er mit dem größten Pathos reden und sich in eine Reihe von Empfindungen versetzen könnte, die er so gern hatte und sie doch in seiner wirklichen Welt, wo alles so kahl, so armselig zuging, nicht haben konnte" (II, 99)[1]. Die nähere Begründung dieses Wunsches muß

[1] Das Pathetische spielt stets eine große Rolle in der Einbildungswelt Reisers. Schon bei seiner Bibellektüre im neunten Jahr hörten wir, daß ihm die Personen

unser lebhaftestes Interesse erregen. Da heißt es: „Dieser Wunsch war bei Reisern sehr natürlich; er hatte Gefühle für Freundschaft, für Dankbarkeit, für Großmuth und edle Entschlossenheit, welche alle ungenutzt in ihm schlummerten; denn durch seine äußere Lage schrumpfte sein Herz zusammen. Was Wunder, daß er sich in einer idealischen Welt wieder zu erweitern und seinen natürlichen Empfindungen nachzuhängen suchte! In dem Schauspiel schien er sich gleichsam wieder zu finden, nachdem er sich in seiner wirklichen Welt beinahe verloren hatte" (II, 99). Auch diese Betrachtungen müssen uns befürchten lassen, daß Reiser den inneren Kontakt mit der wirklichen Welt verliert und einer neuen kritischen Zeit seines Lebens entgegengeht. Durch die Theatergrille wurde die Sucht zu predigen nun fast ganz aus Reisers Seele verdrängt: „Denn hier fand seine Phantasie einen weit größern Spielraum, weit mehr wirkliches Leben und Interesse als in dem ewigen Monolog des Predigers. Wenn er die Scenen eines Dramas, das er entweder gelesen oder sich selbst in Gedanken entworfen hatte, durchging, so war er das alles nacheinander wirklich, was er vorstellte, er war bald großmüthig, bald dankbar, bald gekränkt und duldend, bald heftig und jedem Angriff muthig entgegenkämpfend" (II, 100). Wir nähern uns immer mehr dem William Lovell, in dem die imaginäre Rolle so zur Wirklichkeit wird, daß er die tatsächliche Wirklichkeit daneben nicht mehr in sich zu objektivieren vermag.

Reiser sollte nun nach Endigung seines ersten Schuljahres gleich nach Prima versetzt werden, und diese Aussicht schien ihm äußerst

---

besonders lieb waren, „die viel in der Welt gethan und sich einen Namen gemacht hatten" (I, 19). Für den Pastor Paulmann in Braunschweig begeisterte er sich, wie es scheint, weniger wegen des Inhaltes als wegen des großen Pathos seiner Predigten. Nichts machte ihm einen solchen Eindruck als Paulmanns Gewohnheit, manchmal gar die Stadt mit Namen anzureden. Später wieder in Hannover hörte er mit besonderem Entzücken die Predigt des Pastors Uhle an der Aegidienkirche. Es war eine Predigt vom jüngsten Gericht, „worinn die Zerstörung der Elemente, das Krachen des Weltbaues, das Zittern und Zagen des Sünders, das fröhliche Erwachen der Frommen in einem Kontrast dargestellt wurde, der die Phantasie bis auf den höchsten Grad erhitzte — und dieß war eben Antons Sache" (I, 176). Neben dem Affektvollen des Pathos tritt nun mit gleicher Wirkung die Wonne der Tränen (the joy of grief). In diesem Sinne ergriff ihn besonders die Abschiedspredigt des Pastors Lesemann an der Schloßkirche in Hannover, worin derselbe fast von Anfang bis zu Ende durch Tränen und Schluchzen unterbrochen wurde. „Eine solche Erschütterung der Seele" war Reiser mehr wert als aller andere Lebensgenuß (I, 177; vgl. als Beispiel des joy of grief auch II, 8 f. usw.). — Pathos und joy of grief sind uns allgemein charakteristische Erscheinungen der zweiten Hälfte des achtzehn-

glänzend wegen der vielen „in die Augen fallenden Vorzüge", welche die Primaner in Hannover genossen. Sie hielten um Neujahr einen öffentlichen Aufzug mit Musik und Fackeln, überreichten dann wechselnd dem Direktor oder dem Rektor, die allein in Prima unterrichteten, ein Geschenk, wobei derjenige, der es überreichte, eine lateinische Rede hielt. Alle Sommer in den Hundstagen wurde von den Primanern öffentlich Komödie(!) gespielt. Am Geburtsfest des Königs und dem der Königin wurde allemal mit großer Feierlichkeit ein Redeaktus veranstaltet, bei dem der Prinz, die Minister und fast alle Honoratioren der Stadt erschienen. Welche glänzenden Ziele boten sich da Reisers Ehrgeiz! „Etwa einmal einer der Anführer bei dem Zuge mit Fackeln zu seyn, oder die lateinische Rede bei Überreichung des Geschenks zu halten oder eine Hauptrolle in einem der aufgeführten Stücke zu bekommen oder gar eine Rede an des Königs oder der Königin Geburtstage zu halten, das waren die Wünsche und Aussichten eines Primaners des Lyceums in Hannover", waren die Wünsche und Aussichten Anton Reisers, eines Menschen, der sich immer in der Idee hat, immer eine Rolle zu spielen denkt, weil die Wirklichkeit keinen Raum hat für das Pathos seiner Gefühle (II, 100 f.).

In den Osterferien 1772 reiste Reiser nach Wölpe zu seinen Eltern. Unterwegs, da er meist durch Wald und Heide ging, nahm seine „vorher erwärmte Phantasie einen außerordentlichen Schwung", ja wir dürfen im Hinblick auf die nahende neue kritische Zeit seines Lebens sagen, daß sich seine Phantasie schon fast zur Überhitzung steigerte. „Er entwarf Heldengedichte, Trauerspiele, Romane und wer weiß was — zuweilen fiel ihm auch der Gedanke ein, sein Leben zu

ten Jahrhunderts. Nichts macht uns die psychische Distanz unserer zu jener Zeit so fühlbar als gerade diese Erscheinungen, die uns Gegenwartsmenschen jene Zeit so entfremden, daß uns oft das Organ fehlt, jener Zeit noch im vollen Maße gerecht zu werden. Pathos und joy of grief fordern eine Teilnahme unseres innersten Gefühlslebens an die Öffentlichkeit heraus, die uns unkeusch berührt, weil wir durch eine Fortentwicklung des Subjektivismus im Sinne einer stärker isolierenden Tendenz mehr auf uns selbst gestellt diese Gefühle lieber für uns allein behalten möchten als sie mit der Öffentlichkeit teilen. Diese veränderte Sachlage erklärt uns mittelbar — deshalb dieser Exkurs — die psychologische Ursache des Pathos, des joy of grief im achtzehnten Jahrhundert. Sie sind Folgeerscheinungen der Schwäche des noch so jungen subjektivistischen Selbstgefühls, das starker Mittel, starker Erschütterungen bedarf, sich selbst in ihnen zu fühlen, Mittel, die gleichzeitig die Bedeutung eines Mediums der Beziehung zur Umgebung haben. Daher lösen sie in jener Zeit Lustgefühle aus, die sie in uns, wenigstens im reiferen Alter, in dem Sinne nicht mehr auslösen, uns sogar im Gegenteil unter Umständen als das Supplement einer Schwäche peinlich berühren, die wir ungern noch die unsere wissen möchten.

schreiben". Auch dies ist ein Zeichen, wie sich Reiser in der Idee hat. Naive Menschen, die im vollen Kontakt mit ihrem Dasein in der Wirklichkeit verbleiben, verfallen selten auf den Gedanken, ihr eigenes Leben schreiben zu wollen. Unterwegs fühlte er sich „aus dem umschränkten Cirkel seines Daseins in die große weite Welt versetzt, wo alle wunderbaren Ereignisse, die er je in Romanen gelesen hatte, möglich waren — daß etwa von jenem Hügel plötzlich sein Vater oder seine Mutter wie aus der Ferne zu ihm entgegenkommen, und wie er dann freudig auf sie zueilen würde". Wer fühlte nicht unmittelbar das an die Wirklichkeit grenzende Lebendige dieser Vorstellung, ja Moritz schreibt geradezu: „er glaubte schon den Ton der Stimme seiner Eltern zu hören". Die Vorstellungen gestalten sich bereits fast zu Halluzinationen. Und Reiser freute sich wirklich, „denn was hatte er ihnen nicht für große Dinge zu erzählen!" Von den kleinen schwieg er wohl.

Anton wurde herzlich aufgenommen. Mit seinem Vater symphilosophierte er nun. „Sie glaubten sich einander zu verstehen, und Reiser empfand ein unendliches Vergnügen in diesen Unterredungen mit seinem Vater, denn es war ihm schmeichelhaft, daß sich sein Vater, der ihn sonst nur für einen dummen Jungen zu halten schien, nun selbst über dergleichen erhabne Gegenstände mit ihm unterredete. Die Nachbarn seiner Eltern, und wer sonst hinkam, waren alle aufmerksam auf den Sohn des Lizentschreibers, den der Prinz in Hannover studieren ließe" (II, 105). Alle diese Umstände geben dem schwächlichen Selbstbewußtsein Reisers künstliche Nahrung. Gefährlich ist diese Nahrung wohl, aber für ihn ist sie doch eitel Wohltat. Er fühlt sich einmal wieder in Beziehungen. Und die Mutter: — „so oft er sich des Abends zu Bette legte, sprach sie das Gott walte über ihn und schlug über seine Stirne das Kreuz dazu, wie sie ehemals getan hatte, damit er sicher schlafen sollte". Nein, so nahe wie seine Mutter nahm doch niemand in der Welt an seinem Schicksal teil. „Mit Wehmuth nahm Reiser Abschied von seinen Eltern, und da er die Thürme von Hannover wieder sahe, beklemmten traurige Ahndungen sein Herz" (II, 106).

Niedergang

Wir treten in die dritte Phase der laufenden Entwicklungsperiode des Romanfragments. Reisers Seelenverfassung bewegt sich in einer

 absteigenden Linie, er geht einer psychischen Krise entgegen. Wir haben schon gesehen, wie sein überwirkliches Phantasieleben wieder einen überstiegenen Charakter angenommen hat. Seine Eigenschaft, sich in der Idee zu haben, äußert sich in zwei ganz entgegengesetzten Richtungen. Einmal handelt es sich dabei um die ganz imaginären, die Kleinheit der gegebenen Verhältnisse übersteigenden „Rollen", in denen er sich verliert, und die ihm — sit venia verbo — den Kopf verdrehen, so daß er für die realen Verhältnisse das gesunde Maß verliert; andererseits handelt es sich um die Ideen, die er von seinem Werte in der gegebenen Wirklichkeit hat. Hatte in dieser letzteren Beziehung Woldemar eine zu gute Idee von sich — bei ihm fielen die hier unterschiedenen beiden Arten von Ideen zusammen —, so hat Reiser durch die Geringschätzung, die ihm vormals im Elternhaus bezeugt worden war, und durch die demütigende Lage eines von Wohltaten lebenden jungen Menschen eine zu geringe Idee von sich. Diese Unterschätzung seiner selbst muß um so beängstigender in ihm wirken, je überstiegener in ihm die idealen Vorstellungen von sich werden. Zu diesem kritischen Punkt hat sich Reiser jetzt entwickelt. Es bedarf nur eines äußerlichen Anlasses, und er verfällt einer vollkommenen Unsicherheit, mit der sich der Verlust aller weiteren positiven Beziehungen aus eben seiner eigenen Unsicherheit ergibt. Dieser Anlaß tritt schon am Tage nach seiner Rückkehr nach Hannover ein.

Reiser wurde vom Direktor Ballhorn zu der Klassenversetzung geprüft, wobei es geschah, daß er unglücklicherweise ein Blatt in dem Buche, das ihm der Direktor vorlegte, mit solcher Ungeschicklichkeit umschlug, daß es beinahe zerrissen wäre. Wollen wir nun, was auf dieses Ereignis folgt, richtig verstehen, so müssen wir berücksichtigen, in welchem Verhältnis Reiser innerlich zum Direktor Ballhorn steht. Moritz hat schon früher davon gesprochen, daß dieser wegen seiner vornehmen Gesinnung Reiser gewissermaßen als ein Ideal von feiner Bildung erschienen war: „Der Direktor Ballhorn war wirklich ein Mann, welcher einem jeden, der ihn sahe, Ehrfurcht und Liebe einzuflößen im Stande war. Er kleidete sich zierlich und doch anständig, trug sich edel, war wohlgebildet, hatte die heiterste Miene, worinn ihm, so oft er wollte, der strengste Ernst zu Gebote stand. Er war ein Schulmann, gerade wie er seyn sollte, um von diesem Stande die Verachtung der feinen Welt, womit die gewöhnliche Pedanterie desselben belegt ist, abzuwälzen" (II, 30). Wenn der Direktor nun Reiser

seine Ungeschicklichkeit auch tatsächlich verwies, so dürfen wir doch wohl annehmen, daß er die Sache nicht so schwer nahm, wie sie sich in Reisers Idee ausmalte, da wir lesen: „Reiser verlohr unendlich bei ihm (Ballhorn) durch diesen Zug von anscheinenden Mangel an feiner Empfindung und feiner Lebensart" (II, 107). Für Reiser ist der Erfolg jedenfalls, daß sein Zutrauen zu dem Direktor durch die Beschämung, worin er durch dessen Verweis verletzt wurde, einen gewaltigen Stoß erhielt, von dem er sich nie wieder erholen konnte. Er sah sich selbst von nun an in dem Lichte, in dem er seiner Idee nach vom Direktor gesehen wurde. Dies benahm ihm diesem gegenüber alle Sicherheit. Die Folge davon war ein „schüchternes und mißtrauisches Wesen", das er in Gegenwart des Direktors an den Tag legte, und das diesem notwendig „eine niedrige Seele" zu verraten geeignet war. Er verlor durch dieses scheinbar kriechende Benehmen begreiflicherweise tatsächlich die Achtung des Direktors. Moritz hat uns diesen Vorgang an einem einzelnen Beispiel anschaulich erklärt. Da heißt es: „Nun hatte Reiser gleich am dritten Morgen, während daß ein Primaner von dem unteren Katheter ein geschriebnes Gebet ablas, da ihm sein Nachbar etwas sagte, eine lächelnde Miene gemacht, und da er sahe, daß er vom Direktor bemerkt wurde, diese Miene plötzlich in eine ernsthafte zu verwandeln gesucht. Und der Eindruck, welcher noch von dem Blattumschlagen in seiner Seele zurückgeblieben war, machte, daß diese plötzliche Veränderung seiner Miene nicht im mindesten auf eine edle, sondern vielmehr höchst mißtrauische, gemeine und sklavische Furcht verrathende Art geschähe, woraus der Direktor mit einem Blick des Zorns und der Verachtung, den er während dem Gebet auf Reisern warf, seine niedrige, gemeine Denkungsart zu schließen schien" (II, 117). Wir sehen also, die Ursachen des Verlustes einer für Reiser so wichtigen positiven Beziehung, die ihn im inneren Gleichgewicht erhalten hätte, durchaus in seiner eigenen inneren Anlage gegeben.

Die Folgen dieses Verhältnisses zwischen Reiser und dem Direktor Ballhorn beanspruchen unsere Beachtung, weil sie Reisers ganze Stellung in der realen Welt seiner Umgebung wesentlich bestimmen. „Ein solcher Blick vom Direktor" schreibt Moritz, nachdem er von dem Vorkommnis bei dem Klassengebet gesprochen hat, „war schon etwas, das allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen pflegte. Da nun aber das Gebet vorbei war, so sagte er Reisern ein paar Worte über das

Niederträchtige in seiner Miene, welche diesen auf einmal der Verachtung der ganzen Klasse aussetzten, der die Aussprüche des Direktors Orakel waren. Reiser getraute sich von nun an nicht mehr, seine Augen zu dem Direktor aufzuschlagen, und mußte sich in den Stunden desselben wie ein Wesen betrachten, auf das nicht die mindeste Rücksicht genommen ward: denn der Direktor rief ihn niemals auf" (II, 117). Reiser war also mit der Mißachtung des Direktors auch in der Achtung seiner Mitschüler gesunken. Weil er nun bei dem Rektor Sextroh wohnte, so hieß es in der Klasse, sobald man ihn sah: sieh, das ist des Rektors Famulus! eine Benennung, die Reiser als Spott empfand. Dazu „dachte er sich" dann in seinem viel zu kurzen Rocke, in dem er sich immer selbst in einer lächerlichen Gestalt erschien, und wir begreifen wohl, daß alle diese Umstände dazu beitrugen, daß er sich aus Reih und Glied hinausgedrängt fühlte, und sein Selbstbewußtsein zu untergraben.

Bei dem Rektor Sextroh hatte Reiser nun wenigstens eine Stube und Kammer für sich, in denen er sich um ein großes glücklicher befand, als in der Stube der Frau Filter, in welcher sonst weit mehr Bequemlichkeiten waren. Trotzdem der Rektor nun alles tat, um Reiser Mut und Zutrauen einzuflößen, so war dieser doch durch die ganzen Verhältnisse in der Prima so verschüchtert und in sich gescheucht, daß er kein Zutrauen zum Rektor zu fassen vermochte. Er fühlte zwar oft „einige anschließende Kraft in sich", heißt es, er liebte den Rektor sogar, und „sein mit romanhaften Ideen angefüllter Kopf ließ ihn manchmal den Wunsch thun, daß er doch mit dem Rektor auf irgend eine unbewohnte Insel versetzt werden möchte, wo sie durch das Schicksal gleich gemacht auf einen freundschaftlichen und vertrautem Fuß umgehen könnten" (II, 110); aber im folgenden Augenblick war die Schüchternheit und Verlegenheit wieder da. Um den Rektor schien sich Reiser selbst, wenn er ihn in Schlafrock und Nachtmütze sah, ein Nimbus von Ernst und Würde zu verbreiten, der Reiser in großer Entfernung von ihm hielt. Als Reiser einmal — es war am 18. Juni 1772 — vom Rektor, dem Konrektor Grupen, dem Kantor Winter und ein paar Kandidaten der Theologie nach Hildesheim mitgenommen wurde, um die Feier des Fronleichnamsfestes in dieser katholischen Stadt mit anzusehen, da verschwand Reisern zwar allmählich der Nimbus um die Köpfe der Schwarzröcke, da er sah, „wie
 sich solche ehrwürdige Männer auch ebenso wie andere Leute unter-

einander schrauben könnten", während er bisher jeden Priester noch immer „gewissermaßen als eine Art von übermenschlichem Wesen" betrachtet hatte. „Allein er fühlte es demohngeachtet wieder lebhaft, welch ein unbedeutendes Wesen er in dieser Gesellschaft war"; fühlte, „wie es sich immer von selbst verstand, daß er bei allem der letzte war, und daß er dies noch als eine große Ehre ansehen mußte, die ihm widerfuhr". So eitel ist nun Reiser freilich nicht, daß ihm diese Tatsache an und für sich kränkte, indes „dieser Gedanke machte, daß er sich in der Gesellschaft verlegen, albern, dumm betrug, und dieß verlegene und alberne Betragen fühlte er auch wieder selbst weit stärker, als es vielleicht irgend jemand außer ihm bemerken mochte". Darum fühlte er sich auf dieser Reise nichts weniger als glücklich und wünschte sich wieder auf sein einsames Stübchen mit der Bank und dem alten Klavier und dem Bücherbrett, das über dem Bette am Nagel hing (II, 113 f.). So verschüchtert und in sich gescheucht ist Reiser jetzt, so aus aller Welt herausgedrängt, daß er sich nur noch auf diesem seinem Stübchen als der für ihn allein bestehenden Wirklichkeit, man möchte sagen, zu orientieren vermag. Alle Bemühungen des Rektors, sein Zutrauen zu gewinnen, schlagen fehl. Als Reiser vollends einmal durch Ungeschicklichkeit beim Aufschneiden von Büchern des Rektors tiefe Einschnitte in die Blätter tat, und der Rektor ihm Vorwürfe machte, „als ob er aus Bosheit die Einschnitte in die Blätter gemacht habe, um von der Arbeit frei zu sein", da trug dies wieder noch mehr dazu bei, Reisers Mut, seine „anschließende Kraft" niederzuschlagen.

Am schlimmsten blieb aber Antons Stellung in der Klasse. Da er einmal aller Achtung entbehrte, so wurde er seinen Mitschülern zum allgemeinen Gespött. Die Ehrenbenennung „Famulus" schallte ihm aus allen Ecken entgegen. „Es war, als ob sich alles verschworen hätte, sich auf ihn zu setzen und ihn lächerlich zu machen. Dieser Zustand wurde ihm zur Hölle; er heulte, tobte und gerieth in eine Art von Raserei darüber, und auch dieß wurde lächerlich gemacht. Zuletzt trat denn zuweilen eine Art von Dumpfheit der Empfindung an die Stelle seines bis zur Wuth und Raserei beleidigten Stolzes — er hörte und sah nicht mehr, was um ihn her vorging, und ließ alles mit sich machen, was man wollte, sodaß er in dem Zustande ein würdiger Gegenstand des Spottes und der Verachtung zu seyn schien" (II, 119 f.).

Dies ist der entscheidende Wendepunkt für Reisers Verhalten. Beachten wir, wie sich Reisers Stellung in der realen Welt verändert hat. Als Sekundaner wurden die Demütigungen, die er als ein von Wohltaten lebender junger Mensch zu ertragen hatte, durch seine positive Stellung in der Schule paralysiert. Er bringt es durch Leistungen zum Ersten in seiner Klasse, genießt die Achtung seiner Mitschüler, die Neigung des Kantors Winter und entbehrt in dem indifferenten Verhältnis zu dem Konrektor Grupen nur eine Beziehung, an der ihm wenig verloren geht. Alles in allem ist die Schule das Positive für ihn, zu dem er aus dem Depositiven seiner privaten Lebensumstände seine Zuflucht nimmt. Eben diese Zuflucht geht ihm in der Prima verloren. Die Möglichkeit, sich durch Leistungen eine geachtete Stellung in seiner Klasse zu erwerben, ist ihm durch das Verhältnis zum Direktor Ballhorn unterbunden. Den Mangel an Kontakt mit diesem Manne mit Ironie im positiven Sinne zu ertragen, wie er es beim Konrektor Grupen in der Sekunda getan hatte, ist ihm nicht möglich, weil er im Innersten seines Wesens den Direktor hochschätzt, während er für den Konrektor keine Achtung besaß. Hier macht sich also die mangelnde Beziehung als Ironie im ursprünglichen, negativen Sinne geltend und übt auf ihn eine depositive Wirkung im Sinne einer Störung des Selbstbewußtseins aus. Mit seinem anderen Lehrer und Hauswirt, dem Rektor Sextroh, kann er infolge der damit eingetretenen Verschüchterung auch nicht mehr in ein inneres Verhältnis gelangen, und unter seinen Mitschülern ist er in volle Verachtung gefallen.

So ist Reiser jetzt vollkommen isoliert, von den wenigen, seine Lebensbestimmung weniger berührenden Freunden wie Philipp Reiser und den Schuster Schantz abgesehen, jeder positiven Beziehung in der realen Welt völlig entkleidet. „Was wunder, wenn er am Ende niederträchtig gesinnt geworden wäre?" schreibt Moritz. Dies wird also wieder als eine Möglichkeit der Selbsterhaltung erwogen, wie sie bei Lovell in ähnlichem Sinne ergriffen wird. „Aber", heißt es, „er fühlte noch immer Kraft genug in sich, in gewissen Stunden sich ganz aus seiner wirklichen Welt zu versetzen(!). Das war es, was ihn aufrecht erhielt. Wenn seine Seele durch tausend Demüthigungen in seiner wirklichen Welt erniedrigt war, so übte er sich wieder in den edlen Gesinnungen der Großmuth, Entschlossenheit, Uneigennützigkeit und Standhaftigkeit, so oft er irgend einen Roman oder

heroisches Drama durchlas oder durchdachte" (II,120). Reiser flüchtet
also aufs neue aus der wirklichen in eine imaginäre Phantasiewelt, die ihn der positiven Beziehungen in der Wirklichkeit erst recht entzieht und damit ihre zersetzende Wirkung auf sein Selbstgefühl bald geltend machen muß.

Das Theater wird jetzt die „herrschende Idee" in seinem Kopfe. Wir finden für diese Neigung zum Theater ähnliche Begründungen, wie sie uns schon einmal begegnet sind. Da heißt es: „Und dann konnte er auf dem Theater alles seyn, wozu er in der wirklichen Welt nie Gelegenheit hatte — und was er doch so oft zu seyn wünschte — großmüthig, wohlthätig, edel, standhaft, über alles Demüthigende und Erniedrigende erhaben" — auch dies ist eine Art positiver Ironie des Materiellen im Pathetischen, und positive Ironie ist das Ziel des entwicklungsgeschichtlichen Strebens dieser Zeit — „wie schmachtete er, diese Empfindungen, die ihm so natürlich zu seyn schienen, und die er doch stets entbehren mußte, nun einmal durch ein kurzes, täuschendes Spiel der Phantasie in sich wirklich zu machen. Das war es ohngefähr, was ihm die Idee vom Theater schon damals so reizend machte. Er fand sich hier gleichsam mit allen seinen Empfindungen und Gesinnungen wieder, welche in die wirkliche Welt nicht paßten. Das Theater deuchte ihm eine natürlichere und angemessenere Welt als die wirkliche Welt, die ihn umgab" (II, 123).

Als nun die Sommerferien kamen und die Primaner die übliche Komödie spielten, konnte Reiser bei der allgemeinen Verachtung, der er als ein sogenannter Famulus des Rektors ausgesetzt war, keine Rolle, ja nicht einmal ein Billet erhalten um zuzusehen. Dies schlug ihn mehr als alles bisherige nieder. Er bildete nun mit vier anderen Mitschülern, die auch keine Rolle erhalten hatten, „gleichsam eine Parthie der Mißvergnügten", die im Hause eines Töpfers vor diesem, seiner Frau und seinen Gesellen eine Komödie besonders aufführten. Sie spielten Philotas und als Nachspiel Der sterbende Sokrates aus Millers historisch-moralischen Schilderungen. Reiser — der von seinen wenigen Groschen kaum sein Frühstück und Abendbrot bestreiten konnte! — kaufte einem anderen die Rolle des Philotas, die dieser schlecht machte, mit Geld ab[1]: „Nun war er in seinem Elemente —

[1] An dieser Stelle ist es vielleicht erlaubt, auf einen uns durch Willibald Alexis überlieferten Zug zur Charakteristik Moritz' in seiner Primanerzeit hinzuweisen, den dieser selbst in seinem Anton Reiser nicht erwähnt, und der für uns realistische Gegenwartsmenschen einer gewissen Komik nicht entbehrt, im Zusammenhang unserer Be-

Er konnte einen ganzen Abend lang großmüthig, standhaft und edel seyn, — die Stunden, wo er sich zu dieser Rolle übte, und der Abend, wo er sie spielte, waren von den seligsten seines Lebens." In dem Nachspiel gab Reiser nur einen Freund des Sokrates, diesen selbst sein Mitschüler G . . ., welcher denn ordentlich den Giftbecher leerte und zuletzt unter Zuckungen auf einem Bette, das in die Stube gesetzt war, verschied (II, 124 f.).[1]

Die Sonderkomödie der vier Mißvergnügten sahen die anderen Primaner nun aber gleichsam als einen Eingriff in ihre Rechte an. Sie suchten sich für diese unverzeihliche Beleidigung auf alle Weise zu rächen. Die Mißvergnügten wurden ein Gegenstand des Hasses, der Verachtung und des Spottes, der wieder Reiser am meisten traf; denn die anderen besuchten die Schulstunden selten. Er erhielt nun den Spottnamen „Der sterbende Sokrates", wiewohl ihm selbst diese Rolle nicht einmal zuteil geworden war. Und Reiser traf dieser Spott wie keinen anderen: „seine Gestalt verfiel von Tage zu Tage, er wankte nur noch wie ein Schatten umher; es war ihm beinahe alles gleichgültig, sein Mut war gelähmt — wo er konnte, suchte er die Einsamkeit". Man sah, was er litt, aber man nahm darauf keine Rücksicht: „dieß erbitterte endlich sein Herz und machte ihn zum offenbaren Menschenfeinde. Wo sollte nun wohl bei ihm ein rühmlicher Wetteifer, Fleiß und Lust zum eigentlichen Studieren herkommen? — Er wurde ja ganz aus der Reihe herausgedrängt — er stand einsam und verlassen da — und suchte nur das, wodurch er sich immer noch mehr absondern und in sich selbst zurückziehen konnte; alles, was er für sich allein auf der Stube arbeitete, las und dachte, machte ihm

trachtung aber eine ungleich tiefere Bedeutung verdient. Alexis erzählt diese „durch Tradition uns aufbewahrte Geschichte" folgendermaßen: „So oft hatte er das Lied singen hören: ‚Hier lieg ich auf Rosen mit Veilchen umkränzt', und die Sänger waren so lustig dabei, daß auch er einmal das Verlangen empfand, das wirklich zu genießen, was Jene sangen. Für den einzigen Thaler, der ihn, wie er lebte, auf Wochen ernährt hätte, kaufte er sich Rosen und Veilchen und pflückte sich ein Bett. Ob dasselbe ihm die gesungene Wonne vergegenwärtigt, bleibt ungesagt (a. a. O., S. 49). Gemeint ist wohl das im letzten Viertel des achtzehnten und der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts besonders zur Laute beliebte Lied: „Hier sitz ich auf Rasen mit Veilchen umkränzt" nach Klamer Schmidt.

[1] Seltsamerweise erfahren wir erst später (II. 164 f.), daß Reiser aller Wahrscheinlichkeit nach schon vor dieser Aufführung, jedenfalls im Jahre 1771, wirkliche Komödie hat spielen sehen. Damals war die Seilersche Truppe in Hannover, und er sah den Herkules auf dem Oeta, den Grafen von Olsbach, die Pamela, in denen Ekhof, Böck, Günther, Hensel, Brandes nebst seiner Frau und die Seilerin die vorzüglichsten Rollen spielten, von denen Böck damals Reisers Lieblingsschauspieler war.

Vergnügen, aber zu allem, was er in den Schulstunden mit anderen gemeinschaftlich arbeiten sollte, war er träge und verdrossen; es war ihm immer, als ob er gar nicht dazu gehörte" (II, 128 f.).

Als es Winter ward, dachte man nicht daran, Reisers Stube zu heizen. Man sagte ihm, er solle sich bei Tage in der Gesindestube mit aufhalten. Wieder sehen wir, wie die aus Mangel an positiven Beziehungen ironische Verfassung Reisers sich als Stillstand des Willens, der praktisch-moralischen Seite seines Seelenlebens äußert: „Nun fing er an, sich um seine äußeren Verhältnisse gar nicht mehr zu bekümmern. — Von seinen Lehrern sowohl, als von seinen Mitschülern verachtet und hintangesetzt — und wegen seines immerwährenden Mißmuths und menschenscheuen Wesens bei niemand beliebt, gab er sich gleichsam selbst in Rücksicht der menschlichen Gesellschaft auf — und suchte sich nun vollends ganz in sich zurückzuziehen" (II, 130).

Er ging zum Bücherantiquarius und holte sich einen Roman, eine Komödie nach der anderen und fing nun mit einer Art von Wut an zu lesen. Alles Geld, das er sich vom Munde absparen konnte, ging zum Antiquar, bei dem er obendrein noch in Schulden geriet, denn das Lesen war ihm zum Bedürfnis geworden „wie den Morgenländern das Opium". Er vernachlässigte sein Äußeres gänzlich. Alles Geld, was die Wäscherin und der Schneider hatten bekommen sollen, ging auch zum Antiquar; „denn es war sehr natürlich, daß Reiser keine Lust zu seinem Körper hatte, da er doch niemanden in der Welt gefiel" (II, 132). Kein Wunder, daß er bald für einen „lüderlichen, aus der Art geschlagenen Menschen" galt, der seine Schulbücher verkaufte und, statt seine Kenntnisse zu vermehren und den Unterricht seiner Lehrer zu nutzen, nichts als Romane und Komödien las.

So hatte Reiser einst über dem Lesen seine Freitische versäumt, den ganzen Tag nicht das mindeste genossen, für das Geld, das zum Abendessen bestimmt war, hatte er sich den Ugolino geliehen und ein Licht gekauft, bei welchem er in seiner kalten Stube, in eine wollene Decke eingehüllt, die halbe Nacht aufsaß, und die Hungerszenen recht lebhaft mit empfinden konnte. Indes waren diese Stunden noch die glücklichsten, welche er gleichsam aus dem Gewirr der übrigen herausriß: „Seine Denkkraft war vollkommen wie berauscht — er vergaß sich und die Welt" (II, 132 f.). Ein Rausch, der sich rächen mußte.

Der Rektor Sextroh gewann den Eindruck, daß aus Reiser doch nie

etwas würde und so brauchte er ihn, wozu er noch zu brauchen war, nämlich zu allerlei kleinen Diensten in und außer dem Hause. So mußte Reiser seinen Mitschülern die Privatstunde absagen, wenn der Rektor verhindert war; mußte einst einen seiner Mitschüler zu Tisch bitten und Wein holen, selbst aber bei der Magd in der Gesindestube sitzen, während sein Mitschüler nebenan bei dem Rektor zu Tische saß. Er wurde im Grunde völlig wie ein Domestique betrachtet, ob er gleich ein Primaner hieß. Moritz bekennt selbst: „Diese Zurücksetzung hatte ihren Grund in seinem Betragen — er war untheilnehmend an allen, was außer ihm vor ging, und zu jedem Geschäft, das ihn aus seiner Ideenwelt herauszog, träge und verdrossen — Was wunder, da er an nichts Theil nahm, daß man auch wieder an ihm nicht Theil nahm, sondern ihn verachtete, hintansetzte und vergaß" (II, 135 f.).

Einmal genoß Reiser doch noch die Vorrechte eines Primaners, als er von dem Chorgeld, das er erhielt, seinen Teil zu dem Neujahrgeschenk für den Rektor mit hergeben und an dem Aufzug mit Fackeln teilnehmen durfte. — Das muß also zu Neujahr 1773 gewesen sein. — Da hören wir: „Er fühlte sich einmal mit einigem Wohlgefallen wieder in der wirklichen Welt", da er sich doch hier „gleichsam wieder in Reihe und Glied mit den übrigen stehen sahe, einen Degen, nebst einer Fackel tragen und das Vivat mit rufen durfte" (II, 138 f.). Bei der folgenden Bewirtung verstanden Reisers Mitschüler aber, ihn betrunken zu machen, und „war nun Reiser vorher schon in dem Zutrauen und der Achtung aller derer, die ihn kannten, gesunken, so gab dieser Vorfall seinem guten Kredit nun vollends den letzten Stoß. Vorher war er schon ein träger, unordentlicher und unfleißiger, nun war er auch noch ein unmäßiger und schlechter Mensch, weil er in dem Hause seines Lehrers, der zugleich sein Wohlthäter war, durch sein unanständiges Betragen, zugleich das undankbarste Herz verrathen hatte" (II, 140).

Reiser blieb in der Folge nichts anderes übrig, als die meisten Freitische außer bei seinem Vetter, dem Perückenmacher Lampe, und dem Schuster Schantz lieber freiwillig fahren zu lassen und zu hungern oder Salz und Brot zu essen, als sich diesen Blicken auszusetzen. Als er am Tage nach der Trunkenheit durch sein blasses und verwirrtes Aussehen im Chor die Blicke auf sich gerichtet fühlte, da empfand er freilich „eine Art von sonderbarem Stolz, gleichsam als ob er durch das gestrige Betrinken eine gewisse Bravour gezeigt hätte, daß er

sogar affektierte, als ob sein Taumeln noch fortdauerte, um dadurch Aufmerksamkeit auf sich zu erregen. — Denn die Aufmerksamkeit der übrigen auf ihn, die dießmal mehr mit einer gewissen Art von Beifall als mit Spott verknüpft war, schmeichelte ihm", und Moritz fügt hinzu: „Dieß geheime Vergnügen, welches Reiser empfand, da es ihm zu gelingen schien, sich durch das Schlechte bemerkbar zu machen, ist wohl die gefährlichste Klippe der Verführung, woran die meisten jungen Leute zu scheitern pflegen" (II, 141 f.). — Müssen wir nicht auch hier an Lovell denken, dem das Verbrechen mit zu einem letzten Mittel wird, sich noch selbst zu fühlen, das gestörte Selbstbewußtsein noch in sich herzustellen?

Indes wirkt die allgemeine Verachtung, der Reiser anheim gefallen ist, doch stärker auf ihn und untergräbt sein Selbstzutrauen noch mehr. „Er traute dem Urtheile so vieler Menschen mehr als seinem eigenen Urtheil über sich selbst zu", heißt es. In solcher Stimmung schrieb er einen verzweiflungsvollen Brief an seinen Vater, worin er sich als den größten Verbrecher anklagte, und der mit unzähligen Gedankenstrichen angefüllt war, so daß sein Vater nicht wußte, was er aus dem Briefe machen sollte, und für den Verstand des Verfassers im Ernst zu fürchten anfing. „Der ganze Brief war im Grunde eine Rolle, die Reiser spielte. Er fand ein Vergnügen daran, sich selbst, wie es zuweilen die Helden in den Trauerspielen machen, mit den schwärzesten Farben zu schildern und dann recht tragisch gegen sich selbst zu wüthen" (II, 143).

„D a e r n u n n i e m a n d a u f d e r W e l t u n d a u c h s i c h s e l b s t n i c h t e i n m a l z u m F r e u n d e h a t t e, was konnte wohl anders sein Bestreben seyn, als sich so viel und so oft wie möglich selbst zu vergessen?" Reiser verfiel daher ganz seiner Neigung, sich in die imaginäre Komödienwelt zu vertiefen, die ihm die einzige Wirklichkeit blieb. Einem freilich eben nicht glänzenden Auditorium bei seinem Vetter, dem Perückenmacher Lampe, las er Emilia Galotti, Ugolina oder den Tod Abels von Geßner vor, „wobei er denn ein unbeschreibliches Entzücken empfand, wenn er rund um sich her jedes Auge in Thränen erblickte und darin den Beweis las, daß ihm sein Endzweck, durch die Sache, die er vorlas, zu rühren, gelungen war". Er fühlte sich doch so wenigstens in der Wirkung, die von ihm auf diese Leute ausging. In diesem Zirkel führte er gleichsam die Herrschaft über die Geister und konnte sich zum Mittelpunkt ihrer Aufmerksamkeit machen; „denn

hier wurde er gehört, hier konnte er vorlesen, deklamieren, erzählen und lehren, und er ließ sich wirklich mit den Handwerksgesellen, welche dort zusammenkamen, zuweilen in Dispüte über sehr wichtige Materien als über das Wesen der Seele, die Entstehung der Dinge, den Weltgeist und dergleichen ein, wodurch er die Köpfe verwirrte, indem er die Aufmerksamkeit dieser Leute auf Dinge lenkte, an die sie in ihrem Leben nicht gedacht hatten" (II, 144 f.).

Die Schule versäumte Reiser oft, manche Stunde las er auch während des Unterrichts heimlich einen Roman, was ihm gelegentlich vom Rektor einen „Blick voll wegwerfender Verachtung" zuzog, der Reiser wiederum eines Teils seines wenigen Selbstzutrauens beraubte. Als der Rektor ihm einmal wegen einer Vergeßlichkeit vorhielt, das sei ja „eine wahre Dummheit", da brachte dieser Ausdruck auf eine lange Zeit „eine Art von wirklicher Seelenlähmung" in ihm hervor. Als ein auswärtiger Freund des Rektors bei seinem Abschied der Magd und Reiser ein Trinkgeld gab, war es ihm, als ob er einen Stich erhielt, aber er konnte für das Geld mehr als zwanzig Bücher lesen: „sein beleidigter Stolz hatte sich noch zum letztenmal empört und war nun besiegt", und wir hören aufs neue: „Reiser nahm von diesem Augenblick an keine Rücksicht mehr auf sich selbst und warf sich in Ansehung seiner äußeren Verhältnisse völlig weg". Seine Kleidung, die immer schlechter und unordentlicher wurde, kümmerte ihn nicht mehr. Mitten unter Menschen fühlte er sich allein. Sein äußeres Schicksal war ihm verächtlich — er wird sich selbst ironisch — „an dem Schicksal einer Miß Sara Sampson, einer Julie und Romeos hingegen konnte er den lebhaftesten Antheil nehmen; damit trug er sich oft den ganzen Tag herum" (II, 150).

Reiser vermochte seine Mitschüler nun nicht mehr zu ertragen, von denen ihn keiner mehr an seiner Seite zu gehen würdigte. Er fing selbst an sich im Ernste für einen Dummkopf zu halten, wofür er so allgemein erkannt wurde: „Dieser Gedanke artete denn aber auch zugleich in eine Art von Bitterkeit gegen den Zusammenhang der Dinge aus, er verwünschte in den Augenblicken die Welt und sich, weil er sich als ein höchst verächtliches Wesen zum Spott der Welt geschaffen glaubte" (II, 152). Hier wird es ganz deutlich, wie sich die fatalistische Schicksalsidee unmittelbar aus der gefühlsmäßigen seelischen Verfassung ableitet und nicht etwa auf einer intellektuellen Überzeugung beruht.

In den Osterferien 1773 reiste Anton wieder zu seinen Eltern nach Wölpe. Er steckte den Degen an die Seite, mit dem er sich in Philotas erstochen hatte, erzählte von dem Fackelzug, an dem er teilgenommen hatte, und allem, was ihn in einem vorteilhaften Lichte erscheinen lassen konnte. Das Demütigende seiner Lage aber verschwieg er. So brachte er hier einige Tage in einer „angenehmen Selbsttäuschung" hin. Als er sich aber wieder dem Orte seiner mannigfaltigen Leiden näherte, da wurde er in eine „tiefe Schwermuth" versetzt, ganz anders, als dies vor einem Jahre der Fall gewesen war.

Mit der Rückkehr nach Hannover tritt ein neues Moment in das Seelenleben Reisers ein, durch das die depositiven Tendenzen des ersten Primanerjahres in dem nun beginnenden zweiten Jahr akut werden: Die Schröder'sche Schauspielertruppe war nach Hannover gekommen. Reiser sah am ersten Abend, da er aus den Ferien zurückgekehrt war, nämlich am 21. April 1773, Emilia Galotti, sah: „was bis jetzt nur in seiner Phantasie aufgeführt war, nun auf dem Schauplatz mit aller möglichen Täuschung wirklich dargestellt". Nebenbei hören wir, daß die Stube, in der er schlief, geweißt und etwas darin gebaut wurde, wodurch sie ganz unbewohnbar gemacht wurde, und es heißt: „Dieser mißtröstende Anblick des Orts seines eigentlichsten Aufenthalts trieb ihn noch mehr aus der wirklichen ihn umgebenden Welt hinaus". Und Reiser „dachte von nun an keinen anderen Gedanken mehr als das Theater und schien nun für alle seine Aussichten und Hoffnungen im Leben gänzlich verlohren zu seyn" (II, 159 f.).

Alles Geld, das Reiser bisher zum Bücherantiquarius getragen hatte, das gab er nun für die Komödie her, aus der er keinen Abend mehr wegbleiben konnte. Hier ergriff ihn in hohem Maße das joy of grief. Seine Seele wurde durch das Schicksal der imaginären Personen der Bühne so stark in Bewegung gesetzt, daß er selbst bei komischen Stücken, wenn sie nur einige rührende Szenen enthielten, mehr weinte als lachte, und das veranlaßt Moritz zu einer bezeichnenden Bemerkung: „Die häufigen Thränen, welche er oft beim Buche und im Schauspielhause vergoß, flossen im Grunde ebensowohl über sein eigenes Schicksal, als über das Schicksal der Personen, an denen er Theil nahm, er fand sich immer auf eine nähere oder entferntere Weise in dem unschuldig Unterdrückten, in dem Unzufriedenen mit

 sich und der Welt, in dem Schwermuthsvollen und Selbsthasser wieder" (II, 162).

Reisers Theatermanie nahm die für ihn bezeichnenden äußerlichen Formen an, die bei ihm stets als das sinnlich-anschauliche Symbol der gesuchten inneren Beziehung Bedeutung gewinnen: Für einen vorzüglichen Schauspieler, den er etwa auf der Straße erblickte, empfand er „fast so viel Ehrfurcht, wie ehemals gegen den Pastor Paulmann in Braunschweig. Er hätte viel darum gegeben, nur mit dem Lichtputzer Bekanntschaft zu haben". Seine äußeren Umstände wurden darüber von Tag zu Tag schlechter, seine Kleidung und Wäsche derartig, daß er Scheu trug, sich vor Menschen sehen zu lassen. Er versäumte Schule und Chor, wo irgend es ging. Schließlich sagte ihm der Rektor Sextroh zu Johannis 1773 das Logis auf, weil ihm „Reisers unkorrigible Unordnung und das immerwährende späte zu Hause kommen aus der Komödie" unausstehlich wurde (II, 164 f.).

Reiser zog zu einem Bürstenbinder in das Haus: „wo nun das Vierteljahr, welches er von Johanni bis zu Michaelis zubrachte, das schrecklichste und fürcherlichste in seinem ganzen Leben war, und wo er oft am Rande der Verzweiflung stand". Er fühlte sich nun aus all den „Verbindungen", die er vormals so ängstlich gesucht hatte, herausgesetzt: Der Prinz, der Pastor Marquard, der Rektor, alle die Personen, von denen sein künftiges Schicksal abhing, waren nun nichts mehr für ihn, und damit verschwanden zugleich alle seine Aussichten. Und doch macht diese neue Entscheidung keinen weiteren Eindruck auf ihn. Er ist gegen die Geschicke der wirklichen Außenwelt apathisch. Wir hören: „daß wenn seine Achtung und Empfindung des Mitleids und alle die Leidenschaften, wovon sein Herz überströmte, nicht auf Personen aus einer erdichteten Welt gefallen wären", sondern sich auf ihn selbst gerichtet hätten, sie alsdann bei dem verzweifelten Charakter seiner Lage und der Stärke ihres Affektes „sein eigenes Wesen nothwendig hätten zerstören müssen" (II, 167). So nahm er auch jetzt wieder zu einer neuen Phantasie seine Zuflucht, die ihn von der gänzlichen Verzweiflung rettete. Es erschien ihm als eine reizende Idee, wenn er als ein gebildeter junger Mensch sich entschlösse, ein Bauer zu werden, und nun ein so feiner, höflicher und gesitteter Bauer würde, daß er sich unter allen übrigen auszeichnete. Wir sehen, es handelt sich bei der Flucht
 in die Phantasiewelt immer darum, dem in der Wirklichkeit gestörten

Selbstbewußtsein nun wenigstens in der vorgestellten Welt noch eine Zeitlang eine Nahrung zu geben. Daher ist auch sein Zustand, „solange ihn diese Phantasie noch empor hielt", noch erträglich; als er aber erst einmal drei Tage ohne Essen zugebracht hatte und sich den ganzen Tag über mit Tee hingehalten hatte, drang der Hunger mit Ungestüm über ihn ein, „und das ganze schöne Gebäude seiner Phantasie stürzte fürchterlich zusammen — er rannte mit dem Kopfe gegen die Wand, wütete und tobte und war der Verzweiflung nahe", aus der ihn dann sein Freund Philipp Reiser rettete, der mit ihm die wenigen Groschen teilte, die er eben sein eigen nannte. Aber Philipp Reiser ging es gerade damals auch nicht viel besser als Anton. Dieser geriet immer mehr in Verzweiflung.

Mehrere Wochen aß er wirklich die Woche nur einen einzigen Tag, nämlich bei dem Schuster Schantz, dem einzigen, bei dem er sich immer noch gelitten fühlte. Dann bat er sich von seinem Vetter, dem Perückenmacher Lampe, „für seinen Hund", der er im wahren Sinne des Wortes selber war, die harte Kruste von dem Teig aus, worin das Haar zu den Perücken gebacken wurde. Und im übrigen hielt er sein Leben mit nichts als Tee und warmen Wasser hin, dem einzigen, das er noch umsonst haben konnte. So wie sein Körper immer weniger Nahrung erhielt, „verlosch allmälig seine ihn sonst noch belebende Phantasie". Das bedeutet den Verlust des letzten Restes dessen, in dem er sich noch fühlte, den vollen Verlust seines Selbstbewußtseins: „Sein Mitleid über sich selbst verwandelte sich in Haß und Bitterkeit gegen sein eigenes Wesen. Mit einer Art von schrecklichem Wohlbehagen sahe er seinen Körper ebenso gleichgültig wie seine Kleider von Tage zu Tage abfallen". Wenn seine Mitschüler auf der Straße hinter ihm herzischelten, „stimmte er innerlich in das Hohngelächter mit ein, das er hinter sich erschallen hörte" (II, 172 f.). So finden wir ihn schon in der Verfassung, in der wir ihn in Braunschweig gesehen haben, unmittelbar bevor er in die Oker stürzte.

Noch lernen wir als Symptom der Verzweiflung eine Art grauenhafter, fast an Blödsinn streifender Ironie in ihm kennen. Da heißt es nämlich: „Um sich vor dem Zustande des tödtlichen Aufhörens aller Wirksamkeit zu retten, mußte er" — der nun Sechzehnjährige! — „zu kindischen Spielen wieder seine Zuflucht nehmen, in so fern dieselben auf Zerstörung hinausliefen" (II, 175).

Wir kennen diese Spiele. Es sind dieselben, die ihn als zehnjährigen Knaben unterhielten und auf die der nun halbwüchsige Mensch zurückverfällt. Er stellte wieder bei zugemachten Augen mit einem Hammer „das blinde Verhängnis" unter einer Sammlung von Kirsch- und Pflaumenkernen dar. So beschäftigte er sich oft den halben Tag! und Moritz schreibt: „seine ohnmächtige kindische Rache am Schicksal, das ihn zerstörte, schuf sich auf die Art eine Welt, die er wieder nach Gefallen zerstören konnte. So kindisch und lächerlich dieses Spiel jedem Zuschauer würde geschienen haben, so war es doch im Grunde das fürchterlichste Resultat der höchsten Verzweiflung, die vielleicht nur je durch die Verkettung der Dinge bei einem Sterblichen bewirkt wurde. Man sieht aber auch hieraus, wie nahe damals sein Zustand an Raserei gränzte, und doch war seine Gemüthslage wieder erträglich, sobald er sich nur erst wieder für seine Kirsch- und Pflaumensteine interessieren konnte, ehe er aber auch das konnte, wenn er sich hinsetzte und mit der Feder Züge auf Papier mahlte oder mit dem Messer auf den Tisch krizelte —, das waren die schrecklichsten Momente, wo sein Daseyn wie eine unerträgliche Last auf ihm lag, wo es ihm nicht Schmerz und Traurigkeit, sondern Verdruß verursachte, wo er es oft mit einem fürchterlichen Schauder, der ihn antrat, von sich abzuschütteln suchte" (II, 176 f.). Das ist Stillstand dessen, was Werther „Aktivität" nennt, volles Versagen des Selbstgefühls, das wie wir früher sahen, auf Bewegung beruht.

Reisers Mitschüler G..., der einst den sterbenden Sokrates gespielt hatte, und M..., der ein Bauernsohn war, denen beiden es nicht besser ging als Reiser, zogen mit zu ihm auf die Stube bei dem Bürstenmacher. Diese drei Leute führten nun auch völlig ein Leben, wie es mit ihrem Zustand übereinstimmte. Sie blieben oft den ganzen Tag im Bette liegen, oft saßen sie alle drei zusammen den Kopf auf die Hand gestützt und dachten über ihr Schicksal nach. Es war die blöde Untätigkeit der Verzweiflung, die absolute Unwirklichkeit jeder realen oder auch nur idealen Welt, zu denen jede Beziehung verloren gegangen erscheint.

Wir hören wohl dazwischen, Reiser habe sich in dieser Zeit auch von der Tugend ein sonderbares, nur viel zu allgemeines Ideal gemacht und sich eines Tages in der Stille gelobt, von nun an der Tugend ewig getreu zu sein. „Mit diesem Gedanken schlief er ein", heißt es, „aber da er am Morgen erwachte, so war es wieder so leer in seinem

Herzen: die Aussicht auf den Tag war so trübe und öde; alle seine äußeren Verhältnisse waren so unwiederbringlich zerrüttet; ein unüberwindlicher Lebensüberdruß trat an die Stelle der gestrigen Empfindung, womit er einschlief — er suchte sich vor sich selbst zu retten und machte den Anfang tugendhaft zu seyn damit, daß er auf den Boden ging und in Schlachtordnung gestellte Kirschkerne zerschmetterte". Und es ist sehr bezeichnend, wenn es noch heißt: „Statt dessen etwa in dem alten Virgil, den er noch hatte, eine Ekloge zu lesen, wäre der eigentliche Anfang zur Ausübung der Tugend gewesen — aber auf diesen zu geringfügig erscheinenden Fall hatte er sich bei seinem heldenmütigen Entschlusse nicht gefaßt gemacht". Die wirklichen Verhältnisse sind für Reiser zu klein, er kann sich nicht in ihnen orientieren und kann deshalb auch nie die Ideale, die ihn bewegen, realisieren. Dazu schreibt Moritz dann noch: „er erwog nicht, daß Selbstachtung, welche sich damals bei ihm nur noch auf die Achtung anderer Menschen gründen konnte, die Basis der Tugend ist — und daß ohne diese das schönste Gebäude seiner Fantasie sehr bald wieder zusammenstürzen mußte" (II, 185 f.).

Als nun die Schauspielergesellschaft in der Mitte des Sommers Hannover verließ, da war nun auch nichts mehr, was Reiser noch mit irgendwelchen Gefühlsmomenten in der Wirklichkeit gebunden erhalten konnte. Das Gefühl des absoluten Isoliertseins wurde erdrückend für ihn und um so erdrückender, je mehr Menschen er um sich sah. Zum erstenmal wandelte ihn „das Gefühl des Verlierens unter der Menge" an. Er fühlte die Wahrheit: „man ist unter so viel Tausenden die sind und gewesen sind, nur einer" (III, 39. Wir müssen hier die Seiten 37—47 des dritten Bandes mit zu Rate ziehen). „So oft er sich nachher in einem Gedränge von Menschen befunden hat", heißt es, „ist eben dieß Gefühl der Kleinheit, Einzelheit und fast dem Nichts gleichen Unbedeutsamkeit in ihm erwacht. Wieviel ist des mir gleichen Stoffes hier! welch eine Menge von dieser Menschenmasse aus welcher Staaten und Kriegsheere, so wie aus Baumstämmen Häuser und Thürme gebaut werden!" Da lesen wir dann die bemerkenswerte Stelle: „Einmal da vier Missethäter auf dem Rabensteine vor Hanover geköpft wurden, ging er unter der Menge von Menschen mit hinaus" — es war am 17. August 1773, wie wir durch Ulrich wissen — „und sahe nur vier darunter, welche aus der Zahl der Übrigen ausgetilget und zerstückt werden sollten.

Dieß kam ihm so klein, so unbedeutend vor, da der ihn umgebenden Menschenmasse noch so viel war, als ob ein Baum im Walde umgehauen, oder ein Ochse gefällt werden sollte. Und da nun die Stücken dieser hingerichteten Menschen auf das Rad hinaufgewunden wurden, und er sich selbst und die um ihn herstehenden Menschen ebenso zerstückbar dachte, so wurde ihm der Mensch so nichtswert und unbedeutend, daß er sein Schicksal und alles in dem Gedanken von thierischer Zerstückbarkeit begrub und sogar mit einem gewissen Vergnügen wieder zu Hause ging und seinen Haarteig auf dem Wege verzehrte. Nahrung und Kleidung war ihm gleichgiltig, so wie Tod und Leben. Ob nun eine solche bewegliche Fleischmasse, deren es eine so ungeheure Anzahl gibt, auf der Welt mehr umhergeht oder nicht! Dann konnte er sich nicht enthalten, sich immer an den Platz der zerstückten und in Stücken auf das Rad gewundenen, hingerichteten Missethätern zu stellen, und dachte dabei, was schon Salomo gedacht hat: Der Mensch ist wie das Vieh; wie das Vieh stirbt, so stirbt er auch" (III, 40f.).

Diese scheinbar so theoretischen, materialistisch gefärbten Betrachtungen sind in Wahrheit die Form, in der die Ironie der Außenwelt und seiner selbst am Ende dieser Periode bei Reiser akut wird! Die Empfindungen, die diesen Betrachtungen zugrunde liegen, sind schließlich dieselben, wie wenn Werther das Leben als ein Marionettenspiel vorkommt, und er seinen Nachbar bei der hölzernen Hand greift. Zu materialistischen Anschauungen hat sich diese Art Ironie bei Werther und Woldemar zwar noch nicht gestaltet. Die materialistischen Eindrücke vom Dasein treten bei Anton Reiser zum erstenmal auf und kehren dann im William Lovell als eine ständige Erscheinung wieder. Die Empfindungen Reisers bei der Hinrichtung der vier Missetäter sind in dieser Richtung betrachtet ganz verwandt mit den Empfindungen Lovells, als er den Tod Pietros kaum, den des alten Willy überhaupt nicht mehr in sich zu objektivieren vermag.

Wer vielleicht zweifelt, daß die Gefühlsnote Reisers bei der Hinrichtung und die Marionettenironie Werthers auf ein und dieselbe Erscheinung hinauslaufen, den widerlegt Moritz selber durch die Betrachtung, die er später, als er uns den Eindruck des goethischen Romans auf sich schildert, an diese Gefühle Werthers knüpft. Es heißt dort: „Die Stelle, wo Werther das Leben mit einem Marionettenspiel vergleicht, wo die Puppen am Draht gezogen werden,

und er selbst auf die Art mitspielt oder vielmehr mit gespielt wird, seinen Nachbar bei der hölzernen Hand ergreift und zurückschaudert, erweckte bei Reisern die Erinnerung an ein ähnliches Gefühl, daß er oft gehabt hatte, wenn er jemanden die Hand gab. Durch die tägliche Gewohnheit vergißt man am Ende, daß man einen Körper hat, der eben so wohl allen Gesetzen der Zerstörung in der Körperwelt unterworfen ist als ein Stück Holz, das wir zersägen oder zerschneiden, und daß er sich nach eben den Gesetzen, wie jede andere von Menschen zusammengesetzte körperliche Maschine bewegt. Diese Zerstörbarkeit und Körperlichkeit unseres Körpers wird uns nur bei gewissen Anfällen lebhaft, und macht, daß wir vor uns selbst erschrecken, indem wir plötzlich fühlen, daß wir etwas zu seyn glauben, was wir wirklich nicht sind, und statt dessen etwas sind, was wir zu seyn uns fürchten. Indem man nun einem andern die Hand gibt und blos den Körper sieht und berührt, indem man von dessen Gedanken keine Vorstellung hat, so wird dadurch die Idee der Körperlichkeit lebhafter, als sie es bei der Betrachtung unseres eigenen Körpers wird, den wir nicht so von den Gedanken, womit wir ihn uns vorstellen, trennen können, und ihn also über diese Gedanken vergessen" (III, 94 f.).

Die innere Verwandtschaft dieser Betrachtungen über unsere Körperlichkeit und die Zerstörung unserer Körperlichkeit im Anschluß an die ironischen Gefühle Werthers mit den materialistischen Eindrücken Reisers bei der Hinrichtung der vier Missetäter läßt sich wohl nicht von der Hand weisen. Wir müssen uns bei diesen Stellen unwillkürlich erinnern, daß Reiser schon als Kind der Tod, d. h. die in der Körperlichkeit gegebene Zerstörung dieser Körperlichkeit, immer als etwas Lächerliches vorgekommen ist. Die durch den vorherrschenden materialistischen Eindruck gegebene Unfähigkeit des Kontaktes mit anderen Menschen nimmt übrigens bei Reiser, man möchte sagen, fast massive Formen an. Da lesen wir einmal: „Sich in das ganze Seyn und Wesen eines andern hineindenken zu können, war oft sein Wunsch, wenn er so auf der Straße zuweilen dicht neben einem ganz fremden Menschen herging, so wurde ihm der Gedanke der Fremdheit dieses Menschen, der gänzlichen Unbewußtheit des einem von dem Nahmen und Schicksalen des anderen so lebhaft, daß er sich, so dicht es der Wohlstand erlaubte, an einen solchen Menschen andrängte, um auf einen Augenblick in seine Atmosphäre zu kommen

und zu versuchen, ob er nicht die Scheidewand durchdringen könnte, welche die Erinnerungen und Gedanken dieses fremden Menschen von den seinigen trennte" (III, 39). Und nicht anders erging es ihm bei Tieren: „Er stand oft Stundenlang und sah so ein Kalb mit Kopf, Augen, Ohren, Mund und Nase an und lehnte sich, wie er es bei fremden Menschen machte, so dicht wie möglich an dasselbe an, oft mit dem törichten Wahn, ob es ihm nicht vielleicht möglich würde, sich nach und nach in das Wesen eines solchen Thieres hineinzudenken" (III, 42).

Diese sich in materialistischen Formen ergehende Unfähigkeit des Kontaktes der Seele mit der realen Außenwelt, dieser Mangel, die lebendige Natur als solche in sich zu objektivieren, ist der vollkommenste Gegensatz zu Werthers inniger Beziehung auch zur kleinsten Tierwelt in der Natur in den Zeiten positivster Verfassung seiner Seele; ist der vollste Gegensatz zu dem Naturgefühl Woldemars in der Zeit seines höchsten positiven Gefühls, da er sagt: „Lebendiger Othem ist in den Erdenkloß gedrungen; er ist Mensch geworden! — Fleisch von meinem Fleisch und Bein von meinem Bein nun die ganze Schöpfung" — ist Ironie!

Diese materialistischen Eindrücke des Daseins treten bei Anton Reiser in der Entwicklung des deutschen Seelenlebens zum erstenmal auf; denn mit dem Materialismus der Aufklärung, gegen den im Woldemar Front gemacht wird, hat diese Erscheinung durchaus gar nichts zu tun. Der Materialismus der Aufklärung war eine verstandesmäßige Überzeugung, bei Anton Reiser handelt es sich dagegen um einen Materialismus des Gefühls. Dieser Materialismus Anton Reisers kehrt hernach im William Lovell als eine ständige Erscheinung wieder, ohne daß seine psychologische Quelle aus Tiecks Roman unmittelbar erkenntlich wäre. Erst der „psychologische Roman" von Moritz öffnet uns die Erkenntnis einer gewissen ironischen Apathie des Seelenlebens als Quelle dieses Materialismus.

Wir müssen nun bei dieser Gelegenheit gleich feststellen, daß sich der Materialismus in Tiecks William Lovell mithin auch nicht aus einer Abhängigkeit Tiecks von seinem französischen Vorbilde erklärt, wie Haßler meint. Von einer derartigen Abhängigkeit kann im Anton Reiser ja gar nicht die Rede sein, und trotzdem haben wir den Materialismus auch dort. Umgekehrt erklärt sich die Neigung Tiecks für Rétif und die Schriften der französischen Aufklärung in der Entstehungszeit

des William Lovell aus einem tieferen psychologischen Grunde in ihm selbst, aus seinen eigenen zum Materialismus neigenden ironischen Dispositionen, die in seinem Jugendroman zum Ausdruck gelangen.

Soviel mußte hier über die Bedeutung des Materialismus Anton Reisers für unsere Gesamtbetrachtung eingeschaltet werden. Kehren wir nun zu Anton Reiser selbst zurück. Bei der Hinrichtung der vier Missetäter erstreckt sich die materialistische Ironie Reisers letzten Endes auf ihn selber. Wenn wir die bei dieser Gelegenheit angestellten Betrachtungen mit Aufmerksamkeit lesen, dann müssen wir wohl fühlen, daß in ihnen eine Apathie zum Ausdruck kommt, die der Verzweiflung sehr nahe sieht, obgleich Reiser „mit einem gewissen Vergnügen" darüber nach Hause geht. Der Mensch, der sich nur noch als Vieh fühlt, hat allen inneren Kontakt mit seinem persönlichen Wesen verloren.

Wir hören nun von Reiser, daß ihm in dieser Apathie eine Wiese vor dem neuen Tore „fast sein immerwährender Aufenthalt" wurde: „er lagerte sich hier zuweilen den ganzen Tag auf einen Fleck im Sonnenschein hin, oder ging längst dem Flusse spatzieren und freute sich vorzüglich, wenn er in der heißen Mittagsstunde keinen Menschen um sich her erblickte" (II, 186 f.). Sein Lebensüberdruß wurde in dieser Apathie aufs äußerste getrieben. Der zweite Teil (zweite Band) des ganzen Romans klingt in die Worte aus: „oft stand er bei diesen Spatziergängen am Ufer der Leine, lehnte sich in die reißende Fluth hinüber, indes die wunderbare Begier zu athmen mit der Verzweiflung kämpfte und mit schrecklicher Gewalt seinen überhängenden Körper wieder zurückbog". Erst später, im dritten Bande, hören wir einmal, wie diese Stimmung akut in ihm wurde, und was ihn allein noch vor dem Selbstmord rettete. Die Stelle läßt sich nicht kürzen, sie sei am Schlusse dieses Abschnittes unserer Betrachtungen in ihrem vollen Wortlaut wiedergegeben: „Diese Unbedeutsamkeit, dieß Verlieren unter der Menge war es vorzüglich, was ihm oft sein Daseyn lästig machte. Nun ging er einmal eines Abends traurig und mißmuthig auf der Straße umher, es war schon in der Dämmerung, aber doch nicht so dunkel, daß er nicht von einigen Leuten hätte gesehen werden können, deren Anblick ihm unerträglich war, weil er ihnen ein Gegenstand des Spottes und der Verachtung zu seyn glaubte. Es war eine naßkalte Luft und regnete und schneiete durch

einander — seine ganze Kleidung war durchnetzt — plötzlich entstand in ihm das Gefühl, daß er sich selbst nicht entfliehen konnte. Und mit diesem Gedanken war es, als ob ein Berg auf ihm lag, er strebte sich mit Gewalt darunter empor zu arbeiten, aber es war, als ob die Last seines Daseyns ihn darnieder drückte. Daß er einen Tag wie alle Tage mit sich aufstehen, mit sich schlafen gehen, bei jedem Schritte sein verhaßtes Selbst mit sich fortschleppen mußte. Sein Selbstbewußtseyn mit dem Gefühl von Verächtlichkeit und Weggeworfenheit wurde ihm ebenso lästig wie sein Körper mit dem Gefühl von Nässe und Kälte; und er hätte diesen in dem Augenblick ebenso willig und gerne wie seine durchnetzten Kleider abgelegt, hätte ihm damals ein gewünschter Tod aus irgend einem Winkel entgegen gelächelt. Daß er nun unabänderlich er selbst sein mußte, und kein anderer sein konnte. Daß er in sich selbst eingeengt und eingebannt war — das brachte ihn nach und nach zu einem Grade der Verzweiflung, der ihn an das Ufer des Flusses führte, welcher durch einen Theil der Stadt ging, wo dasselbe mit keinem Geländer versehen war. Hier stand er zwischen dem schrecklichsten Lebensüberdruß und der instinktmäßigen unerklärlichen Begierde fortzuathmen kämpfend eine halbe Stunde lang, bis er endlich ermattet auf einem umgehauenen Baumstamm niedersank, der nicht weit vom Ufer lag. Hier ließ er sich noch eine Weile gleichsam der Natur zum Trotz wieder vom Regen durchnetzen, bis das Gefühl einer fieberhaften Kälte und das Klappern seiner Zähne ihn wieder zu sich selbst brachte, und ihm zufälliger Weise einfiel, daß er den Abend bei seinem Wirth, dem Fleischer, frische Wurst zu essen bekommen würde, und daß die Stube sehr warm geheizt seyn würde. Diese ganz sinnlichen und thierischen Vorstellungen frischten die Lebenslust in ihm aufs neue wieder an — er vergaß sich, so wie er sich nach der Hinrichtung der Missethäter vergessen hatte, ganz als Mensch und kehrte in seinen Gesinnungen und Empfindungen als Thier wieder heim. Als Thier wünschte er fortzuleben; als Mensch war ihm jeder Augenblick der Fortdauer seines Daseyns unerträglich gewesen" (III, 44 f.).



III. und IV. Teil, Jünglingsjahre

Die zweite große Entwicklungsperiode des Romanfragments während Reisers späterer Schulzeit in Hannover (Michaelis 1773 bis 30. Juni 1776)

Mit dem dritten Teile (dritten Band) des Romanfragments beginnen wir eine neue Entwicklungsperiode Reisers, die diesen Teil gerade füllt und den weiten Zeitraum vom Herbst 1773 bis zur Flucht Reisers aus Hannover am 30. Juni 1776 umspannt. Dem aufmerksamen Beobachter wird es nicht entgehen, daß zwischen dieser Entwicklungsperiode und den voraufgegangenen ein grundsätzlicher Unterschied vorhanden ist, wie er in gleichem Maße die früheren Perioden untereinander nicht scheidet. Moritz selbst hat diese besondere Zäsur zwischen dem zweiten und dritten Teil empfunden. Er betont im Vorwort des dritten Teiles als Gegensatz zu den Jahren der Kindheit und des Knabenalters, denen die beiden ersten Teile gewidmet waren: „Das in diesem Theil enthaltne ist eine getreue Darstellung der Scenen seiner Jünglingsjahre". Die Scheidung zwischen Knaben und Jünglingsjahren wird von Moritz nun nicht willkürlich auf irgendeinen äußeren Zeitpunkt verlegt, etwa bei Vollendung einer bestimmten Zahl von Jahren oder bei der Konfirmation, die, wie wir wissen, schon früher statthatte, oder bei dem Übergang von der Schule zur Universität. Sie findet allein ihre Begründung in der inneren Entwicklung Reisers.

Es dürfte nun den Anschein erwecken, als ob dieser neuen Entwicklungsperiode Reisers damit mehr eine rein ontogenetische Bedeutung beizumessen sei. Indes finden wir Reiser in einer neuen Verfassung, wie sie uns auch in der mehr phylogenetischen Betrachtung, der wir unser Interesse gewidmet haben, noch nicht begegnet ist: Anton Reiser wird zum Jüngling, indem er die passive Ironie bis zu einem gewissen Grade durch eine positive Ironie in sich überwindet! Dies kann natürlich nur dadurch zustande kommen, daß sein Selbstbewußtsein gegenüber der voraufgegangenen Zeit erheblich gekräftigt wird. Bezeichnenderweise geschieht das indes nicht etwa auf dem Wege,

daß er besonders günstige neue positive Beziehungen zur realen Außenwelt gewinnt. Diese bleiben vielmehr in der ersten Zeit durchaus ungünstig und kaum bessere als in der abgelaufenen Zeit. Reisers Selbstbewußtsein stärkt sich aber trotzdem, es entwickelt sich von innen heraus aus sich selbst. Er hat der äußeren Beziehungen dazu nicht gebraucht. Die Entbehrung dieser Beziehungen wird ihm nicht mehr verhängnisvoll. Er ist sich selbst bis zu einem gewissen Grade genug und kann mit einer Art positiver Ironie auf die Außenwelt herabsehen. Erst nachher treten zu dieser Verselbständigung seines Wesens neue äußere Beziehungen hinzu. Natürlich stellt diese positive Ironie sich nur in den bescheidenen Formen einer ersten Entwicklung ein und bedeutet noch keine dauernde Festigung gegen alle Fahrnisse des Seelenlebens. So findet denn auch am Ende dieser Periode wieder ein Niedergang statt, er führt aber jetzt nicht mehr wie in Braunschweig und am Ende der voraufgegangenen Periode in Hannover bis zum absoluten Lebensüberdruß, sondern nur zu einer Flucht aus der Stadt seiner Leiden.

Wenn nun die hier noch näher zu betrachtende ontogenetische Entwicklung Reisers aus der seelischen Verfassung seiner Knabenjahre zu der seelischen Verfassung seiner Jünglingsjahre für die mehr phylogenetische Gesamtbetrachtung in Anschlag gebracht wird, so wird leicht dagegen eingewendet werden können, daß diese Entwicklung Reisers phylogenetisch nichts Neues sei; daß es sich vielmehr um eine Entwicklung vom Knaben- zum Jünglingsalter handele, die die allgemeine sei und sich auch schon vor Reiser, vielleicht beim Dichter von Werthers Leiden oder dem Woldemar, die beide entwicklungsgeschichtlich in dieser Betrachtung früher datiert sind, in gleicher Weise vollzogen haben dürfte. Dem ist nun gewiß nicht zu widersprechen. Nirgendwo finden wir diese Entwicklung aber vor dem Anton Reiser in dem Maße wie bei diesem als Gegenstand einer bewußten Betrachtung. Daraus leuchtet auch sofort ein, daß diese auch sonst vielleicht vorhandene Entwicklung bei Reiser jedenfalls eine Bedeutung gewinnt, wie sie diese bisher nicht gehabt hat. Und dies ist das geschichtlich Neue an der Erscheinung. Alles in allem macht diese Entwicklung Reisers im dritten Teile den interessantesten Abschnitt des ganzen Romanfragments aus, wenn dieser auch an sinnlicher Anschaulichkeit gegen manche andere Abschnitte des Romanfragments um vieles zurücksteht.

Äußere Verhältnisse

Wir haben unser Augenmerk zunächst auf den Umschwung der äußeren Verhältnisse Reisers zu richten, der ihn aus der trostlosen Lage befreit, in der wir ihn am Ende des zweiten Teiles verlassen haben. Als Reiser auf die uns bekannte Weise zwölf schreckliche Wochen seines Lebens zugebracht hatte, ließ ihn der Pastor Marquard etwa um Michaelis des Jahres 1773 wissen, daß er sich seiner wieder annehmen wolle, wenn er zu ernstlicher Abbitte und Reue über sein Betragen bereit sei. Reiser schrieb darauf einen langen Brief an den Pastor Marquard „in den überspanntesten Ausdrücken der Selbstverachtung und Selbstherabwürdigung, die man sich nur denken kann", und dieser Brief „war doch nichts weniger als Heuchelei". Reiser hielt sich wirklich für ein Ungeheuer von Bosheit und Undankbarkeit, er dachte nicht daran, sich zu entschuldigen, sondern nur sich noch immer mehr anzuklagen. Seine Beichte war „schrecklich und einzig in seiner Art, sodaß der Pastor Marquard erstaunte, da er sie las, denn vielleicht war ihm in seinem Leben nie so gebeichtet worden" (III, 3).

Reiser wurde nun ein Tag bestimmt, um beim Pastor Marquard vorgelassen zu werden. Diese Begegnung malte sich in Reisers Einbildungskraft nun als „eine sehr theatralische Scene" aus. Er sah sich bereits, wie er dem Pastor Marquard voll Reue und Verzweiflung zu Füßen fiel, wie dieser ihn dann gerührt aufheben würde, wie er das Herz des Pastor Marquard durch eine sehr affektvolle Rede rühren und dieser ihm verzeihen würde. Als Reiser indes wirklich vorgelassen wurde, war sein Vater da, und Reiser fühlte sich in dessen Gegenwart außerstande, die lange vorbereitete „glänzende und rührende Scene zu spielen". Er fühlte sich in seinem Vater doppelt gedemütigt, und alles ging nun „so kalt, so gemein, so gewöhnlich" zu. Er stand als ein „ganz gemeiner alltäglicher Bösewicht" da, wo er sich so gerne selbst „als einen recht großen Bösewicht" geschildert hätte. Moritz meint, daß dies sein Glück gewesen sei, denn „wäre es ihm dießmal mit der angelegten Scene gelungen, wer weiß, wozu er in der Folge noch geschritten, und was für Rollen er würde gespielt haben" (III, 6 f.). Wieder sehen wir, wie das Rollenspielen Lovells bei Reiser bereits latent gegeben ist, wovon bei Werther und Woldemar noch nicht die Rede sein konnte.

Der Pastor Marquard würdigte alle die überspannten Ausdrücke in Reisers Brief keiner Aufmerksamkeit; anstatt dadurch gerührt zu sein, fand er sie lächerlich und erklärte sie für die unreife Geburt einer durch Romanen- und Komödienlektüre erhitzten Phantasie. Des Pastor Marquard ganzes Betragen gegen Reiser war „rauh und hart und von gar nicht empfindsamer Art". Er ließ es gar nicht zu irgendeiner der theatralischen Erklärungen Reisers kommen. Da war gar nicht die Rede von „Verzeihung des Vergangenen", von „feierlicher Angelobung künftiger Besserung oder so etwas Rührendem", wohl aber von Reisers zerrissenen Schuhen und Strümpfen und den Schulden, die er gemacht hatte. Dieses ganze Betragen des Pastors Marquard war es, „was Reisern aus seinem Schlummer weckte, und ihn aus seiner idealischen Romanen- und Komödienwelt wieder in die wirkliche Welt versetzte, insbesondere, da ihm sein Roman, den er mit dem Pastor Marquard zu spielen gedachte, mißlungen war, und er nun doch auch wieder aus seinem schrecklichen Zustande durch keine leere Phantasie, ein Bauer zu werden und dergleichen, sondern wirklich herausgerissen werden sollte", und Moritz fügt hinzu: „so fing nun eine neue Epoche seines Lebens an" (III, 8 f.).

Bevor wir nun die innere Entwicklung Reisers in dieser Epoche betrachten, müssen wir uns über seine äußeren Verhältnisse mehr unterrichten. Er zog nun zu einem Schneider ins Haus, bei dem er in der gemeinsamen Stube wohnen und auf dem Boden schlafen mußte. Bei der Frau Filter und dem Hofmusikus erhielt er wieder einen Freitisch. Bei ersterer mußte er das kleine Mädchen, das sie bei sich hatte, im Katechismus unterrichten. Der Prinz gab wieder Geld für ihn, von dem zunächst seine Schulden bezahlt wurden. Die Schule besuchte Reiser wieder regelmäßig, und er fing nun an, wieder fleißig zu sein.

Kaum einige Wochen war Reiser von seinen vorigen Stubengesellschaftern G... und M... getrennt, da wurde ersterer wegen Kirchenraub verhaftet und geschlossen in das tiefste Gefängnis gebracht. Auf dies Verbrechen stand der Strang. Reiser ergriff Beben und Entsetzen, wenn er dachte, man könne ihn für einen Mitschuldigen seines ehemaligen Stubengenossen halten. Dabei wandelte ihn immer die Furcht vor einem ähnlichen Schicksal an, wenn er bedachte, wie nahe er diesem Menschen gewesen war, und wie leicht er stufenweise von

ihm zu einem Wagnis nach dem andern hätte verführt werden können. G... wurde nun zwar nicht gehängt, sondern nach einigen Monaten Gefängnis Landes verwiesen. Der Eindruck, den das G... drohende Schicksal auf Reiser gemacht hatte, war aber doch groß genug, diesen ein ganz neues Leben einschlagen zu lassen und mit seiner letzten Vergangenheit zu brechen. So gewinnt die Verhaftung G...s eine schwerwiegende Bedeutung, die zu der nüchternen Auseinandersetzung mit dem Pastor Marquard tritt, um einen gänzlichen Wandel in Reiser hervorzubringen und ihn aus seiner imaginären Phantasienwelt wieder auf den Boden der Wirklichkeit zu stellen.

Ohnerachtet aller Bestrebungen Reisers, ein besserer Mensch zu werden, wollte sich die Meinung der Menschen von ihm aber nicht ganz wieder zu seinem Vorteil lenken. Moritz versichert, daß ihn der Verdacht der „Lüderlichkeit" in geschlechtlicher Beziehung jedenfalls sehr unverdienterweise traf. Am schlimmsten wurde ihm freilich das Lesen beim Bücherantiquarius und das Komödiengehen ausgelegt. Als er sich nun einmal für eine Kleinigkeit an einem einzelnen Abend eine Gesellschaft von Luftspringern angesehen hatte, die gerade in Hannover weilte, da hieß es, sein alter Hang sei wieder erwacht, und es gehe kein Abend hin, daß er nicht sein Geld zu den Luftspringern trüge. Der Direktor Ballhorn machte Reiser die bittersten Vorwürfe, daß er aufs neue in der Komödie bei den Luftspringern gewesen wäre, und sich sogar auf dem Markt vor der Schule Honig und Brot gekauft und das auf der Straße gegessen habe. Er schalt Reiser wegen dieser Niederträchtigkeit einen schlechten Buben, der weder Ehre noch Scham hatte und mit dem er sich nicht weiter befassen wollte (III, 21). Wie schlug es Reiser vollends nieder, als er zu Neujahr 1774 bei dem Aufzug mit Fackeln und Musik nicht teilnehmen konnte, weil der Konrektor Grupen für Privatstunden Reisers Chorgeld mit Beschlag belegt hatte, von dem dieser seinen Teil an den Kosten des Aufzuges hatte bestreiten wollen.

So war Reiser alles fehlgeschlagen: sein Bestreben, sich bei dem Direktor durch sein Betragen wieder in Gunst zu setzen, seine Hoffnung, ein gutes Chorgeld zu erhalten, sein sehnlicher Wunsch, dem Aufzug mit Fackeln und Musik beizuwohnen und dort „öffentlich mit in Reihe und Glied zu gehen". Am meisten schmerzte ihn das letzte; „denn durch seine Theilnehmung an dem Aufzuge fühlte er sich gleichsam in alle Rechte seines Standes, die ihm so sehr verleidet

waren, wieder eingesetzt". Es ist, wie wir von früher wissen, eine der positivsten Beziehungen zur Stärkung seines Selbstbewußtseins, die er entbehren muß! Und wir begreifen sehr wohl, wenn es heißt: „Dergleichen Vorfälle drängten ihn dann immer wieder aus der Welt in die Einsamkeit" (III, 23).

Reiser mußte wieder seine Zuflucht zu der imaginären Welt seiner Bücher nehmen. Als der Sommer des Jahres 1774 kam, und er nicht mehr auf die geheizte Stube angewiesen war, da konnte er sich mit seinen Büchern fern von aller Unbill der wirklichen Welt auf den Boden des Hauses zurückziehen. Durch Gottscheds Philosophie erhielt er eine erste Anleitung zur philosophischen Problemstellung. Er stieß bald an die undurchdringliche Scheidewand, die dem menschlichen Denken überhaupt gestellt ist einmal in der Gebundenheit des Denkens an die Sprache — und „manchmal quälte er sich stundenlang zu versuchen, ob es möglich sei, ohne Worte zu denken" — dann an die Voraussetzung des Begriffes vom Dasein — „der Gedanke oder vielmehr Ungedanke vom Nichtseyn erschütterte seine Seele — es war ihm unerklärlich, daß er jetzt wirklich sey, und doch einmal nicht gewesen seyn sollte". — Über seinem Philosophieren vergaß er fast Essen und Trinken und alles, was ihn umgab. Dies trat nun an die Stelle seiner vorigen romantischen Träume, und im Chor sagte man, wenn er einsam sinnend vor sich wegging, anstatt sich mit seinen Mitschülern zu unterreden: „Da geht der Melancholikus!"

So sehen wir Reiser auch jetzt ganz allein und jeder positiven Beziehung zur realen Welt bar dastehen. Es traten wohl einmal unwesentliche Umstände ein, die Reiser mit einiger Hoffnung belebten, sich wieder in Kredit zu setzen. Der Rektor Sextroh hatte ihn mit Abschriften in seinem Hause beauftragt, da sich seine Handschrift verbessert hatte, eine Hoffnung, die aber bald niedergeschlagen wurde, da sein Vater einmal nach Hannover herüberkam, und der Pastor Marquard demselben keinen anderen Trost gab, als daß sein Sohn ein Schlingel sei, aus dem nie etwas werden würde. Reiser begleitete seinen Vater bis vors Tor hinaus und mußte die bittersten Vorwürfe über sich ergehen lassen. Sein Vater verwies ihn auf den Rock, den er trug, und bezeichnete diesen als ein unverdientes Geschenk von seinen Wohltätern. Das brachte Reiser auf; denn der Rock, welcher von grobem, grauen Tuch war, das ihm ein völliges Bedientenansehen gab, war ihm immer verhaßt gewesen, und er ließ sich

daher gegen seinen Vater verlauten, daß ein solcher Bedientenrock, den er zu seinem Ärger tragen müsse, eben kein großes Gefühl von Dankbarkeit bei ihm erwecken könne. Darüber geriet sein Vater in Zorn, drehte sich schnell von ihm und gab ihm seinen Fluch auf den Weg. Reiser fühlte sich dadurch in einen Zustand versetzt, worin er sich noch niemals gefunden hatte: „Alles, was er bisher von seinem widrigen Schicksal gelitten und geduldet hatte, und daß nun auch sein Vater sogar ihn von sich stieß und ihm seinen Fluch gab, fuhr ihm auf einmal durch die Seele". Er stieß laute Gotteslästerungen aus und war der Verzweiflung nahe; er wünschte sich wirklich vom Erdboden verschlungen zu sein: „Dieß hemmte wieder auf eine Weile alle seine guten Vorsätze und seinen bisher freiwillig ununterbrochenen Fleiß".

Der Fluch seines Vaters schien ihn im Ernst zu verfolgen; denn ein anhaltender körperlicher Schmerz fing nun öfter wieder an, seinen Geist niederzudrücken. Er hatte von dieser Zeit an unaufhörliches Kopfweh, welches ein ganzes Jahr anhielt. Im Herbst 1774 zog Reiser zu einem Fleischer ins Haus. Er mußte sich auch hier mit den übrigen Hausgenossen unten in der Stube aufhalten, schlief aber oben in einem Kämmerchen, in dem er im Sommer wenigstens allein sein konnte. Sein Umgang war nun sein Wirt, der Fleischer, dessen Frau und Magd, zwei Soldaten, die dort in Quartier lagen, und ein paar lüderliche Chorschüler, die noch nebst ihm da wohnten. Zur Bildung und Verfeinerung seiner Sitten konnten diese alle wohl eben nicht viel beitragen. Im Winter konnte er abends bei dem Geräusch und Lärmen in der Stube doch nicht arbeiten, so mischte er sich lieber mit unter den Haufen und amüsierte sich mit den Leuten, „die nun einmal den nächsten Kreis um ihn her ausmachten", so gut er konnte.

Ungeachtet seiner immerwährenden Kopfschmerzen arbeitete Reiser doch, so oft er nur irgend Ruhe dazu finden konnte und lernte damals in kurzer Zeit gründlich Französisch. Doch lesen wir: „Da sich indeß sein äußerer Zustand nicht verbesserte und überdem noch körperlicher Schmerz ihn unaufhörlich drückte, so versetzte ihn dies in eine Seelenstimmung, wo ihm Youngs Nachtgedanken eine höchst willkommene Lektüre waren". Er glaubte darin „alle seine vorigen Vorstellungen von der Nichtigkeit" — wir würden in unserem Zusammenhang sagen: von der Unwirklichkeit — „des Lebens, und der Eitelkeit

aller menschlichen Dinge" zu finden. Wir lesen dann ferner: „Die einzige Linderung bei seinen Kopfschmerzen war, wenn er ausgestreckt rücklings auf dem Bette liegen konnte, in dieser Stellung blieb er denn oft ganze Tage lang und las, dieß war der einzige ihm übrig gebliebene Genuß des Lebens, an dem er sich noch festhielt, da sonst die tötendste Langeweile ihm das elende Leben, was er noch fortschleppte, unerträglich gemacht haben würde" (III, 36).

Wir hören auch, daß Reiser abends in der Dunkelheit, wenn er sicher war, daß er von niemandem gesehen, noch von irgendeinem Menschen würde angeredet werden, trotz Regens und Schnees wieder die Einsamkeit von Spaziergängen suchte; denn der Anblick der Leute war ihm noch immer unerträglich. Wenn er dann bei diesen Spaziergängen in der Dunkelheit die vielen erleuchteten Fenster der Stadt sah und sich dachte, daß in allen den Stuben Menschen lebten, von denen er so gar nichts wußte, und die so nichts von ihm wiederum wußten, so wandelte ihn wieder das niederschlagende Gefühl der Vereinsamung, „das sonderbare Gefühl von dem Verlieren unter der Menge" an. Dies brachte bei ihm dann „eine sonderbare, demüthigende Empfindung hervor, als sey nun sein Schicksal unter diesem unendlichen verwirrten Haufen sich in einander durchkreuzender, menschlicher Schicksale gleichsam verlohren und werde dadurch klein und unbedeutend gemacht" (III, 37 f.).

In der Schule nahm Reiser nach wie vor keine positive Stellung ein. Seine Mitschüler hatten ihn zwar eine Zeitlang mit ihren Hänseleien in Ruhe gelassen. Aber V..., einer von der Partie der Mißvergnügten, mit dem Reiser seinerzeit nebst G... den sterbenden Sokrates aufgeführt hatte, machte Reiser eines Tages wieder zum Gegenstand seines groben Witzes und suchte ihn durch allerlei Anspielungen bei seinen Mitschülern lächerlich zu machen, die denn auch bald mit einstimmten und Reiser aufs neue zum Ziel ihrer witzigen Einfälle ausersahen. Daß gerade V... die Veranlassung dazu gab, kränkte Reiser bis tief in die Seele, da dieser V... „doch sonst immer von ihm ein Freund hatte seyn wollen, wenigstens war er und der Landesverwiesene G... noch die einzigen, die nach der Aufführung der Komödie mit Reisern umgingen, weil sie mit ihm ein gleiches Schicksal des Hasses und der Verachtung aller ihrer Mitschüler theilten; und selbst dieser V... stellte sich nun mit auf die

Seite derer, welchen Reiser ein Gegenstand des Spottes war, und veranlaßte diesen Spott sogar durch seine groben Witzeleien" (III,61). Reiser wurde dadurch aufs neue in eine menschenfeindliche Laune versetzt.

Ostern des Jahres 1775 kam heran und die gewöhnliche öffentliche Schulprüfung, zu der Reiser denn auch erschien. Aber wie sehr wurde sein Mut niedergeschlagen, da er sich gegen die übrigen betrachtete und sich gerade unter allen am schlechtesten gekleidet sah — „er saß da, wie verlohren; auf ihn wurde gar keine Rücksicht genommen, keine einzige Frage an ihn getan. Den Vormittag hielt er es aus, aber als er den Nachmittag wieder hinging und sich aufs neue unter dem ihn umgebenden Haufen wie verlohren sahe, konnte er es nicht länger aushalten, — er ging wieder fort, ehe noch die Prüfung anging" (III, 62).

Aufsteigende Entwicklung

Wir haben gesehen, wie trostlos es in der ganzen Zeit vom Herbst 1773 bis zu Ostern 1775 noch um die positiven Beziehungen Reisers zur realen Welt seiner Umgebung aussieht; und trotzdem bewegt sich seine innere seelische Verfassung in dieser Zeit in aufsteigender Linie. Das ist das Außerordentliche, dem wir nun unsere Aufmerksamkeit zu schenken haben.

Wir müssen noch einmal unseren Blick auf den Sommer 1774 zurückwenden, in dem Reiser noch bei dem Schneider wohnte und sich aus aller Unbill seiner äußeren Verhältnisse zu seinen Büchern auf den Boden flüchtete. Die charakteristische Wendung seiner inneren Entwicklung kündigt sich uns zuerst in der veränderten Wahl seiner Lektüre an: „Sein Geschmack fiel nun auf lauter wissenschaftliche Bücher" und „seine Romanen und Komödienlektüre hatten seit jener schrecklichen Epoche seines Lebens gänzlich aufgehört". Wir hören, daß er damals zuerst Gottscheds Philosophie, später auch Wolfs Metaphysik gelesen habe. Reisers ganzes Wesen nimmt nun eine philosophische Richtung. Sahen wir schon bei dem in seiner Psyche so ganz dynamisch veranlagten Woldemar die begriffliche Spekulation auftauchen, so kündet uns jetzt auch in dem dynamisch veranlagten Reiser eine dialektische Bewegung des Gedanklichen die kommende Zeit der Romantik mit ihren intellektualistischen Rei-

gungen an.[1] Für Reiser bedeutet das aber eine völlige Wandlung seines bisherigen Seelenlebens. „In seiner Denkkraft ging eine neue Schöpfung vor", heißt es. Es ist, als ob ein Damm in ihm durchbrochen sei, und der bisher gebunden in ihm liegende Gedanke damit auf einmal die Freiheit der Bewegung erlangt hätte. „Wo er ging und stund, da meditirte er jetzt, statt daß er bloß vorher phantasirt hatte", lesen wir, und „er schmeckte zuerst die Wonne des Denkens" (III, 24 f.).

Moritz legt nun den größten Wert darauf, immer wieder zu betonen, daß die neue intellektuelle Fähigkeit, die sich damals in Reiser bildete, ihren wichtigsten Ausdruck darin fand, daß „sich die Ideen in seinem Kopfe aufräumten" in dem Sinne, daß er „das Detail immer dem Ganzen gehörig unterordnete und sich auf diese Weise einen anschaulichen Begriff davon (vom Detail) zu machen suchte"; oder er betont, daß Reiser den Vorteil erhielt, „bei dem Einzelnen nie das Ganze aus den Augen zu verlieren" (III, 24 f.). Welche Bedeutung

[1] Gelegentliche philosophische Neigungen haben sich schon früher in Reiser gezeigt. Wir haben bereits gehört, daß er schon im Jahre 1771 als Sekundaner sich mit dem Schuster Schantz immer in philosophische Gesprächen vertiefte. Der Schuster Schantz und Reiser „kamen oft in ihren Gesprächen ohne alle Anleitung auf Dinge, die Reiser nachher als die tiefste Weisheit in den Vorlesungen über die Metaphysik wieder hörte, und er hatte oft schon Stundenlang mit dem Schuster Schantz darüber gesprochen. Denn sie waren ganz von selbst auf die Entwickelung der Begriffe von Raum und Zeit, von subjektivischer und objektivischer Welt usw. gekommen, ohne die Schulterminologie zu wissen, sie halfen sich dann mit der Sprache des gemeinen Lebens so gut sie konnten, welches oft sonderbar genug herauskam" (II, 34). Während Reisers Ferienaufenthalt bei seinen Eltern in Wölpe zu Ostern 1772 philosophierte er mit seinem Vater. „Sie unterredeten sich nun auch über die Lehren der Madam Guion," heißt es da, „und Reiser, der sich in seinem Kopfe schon eine Art von Metaphisik gebildet hatte, die nahe an den Spinozismus grenzte, traf mit seinem Vater oft wunderbar zusammen, wenn sie von dem All der Gottheit und dem Nichts der Kreatur, das die Madam Guion lehrte, sprachen" (II, 105). Mit seinem Vater philosophierte Reiser auch hernach noch, als er zu Ostern 1776 bei seinen Eltern in Wölpe weilte. Da heißt es: „Reiser hatte nun so viel Stoff zu mystischen Unterredungen mit seinem Vater gesammelt, daß sie dießmal sich oft bis in die Nacht unterhielten. Reiser suchte nehmlich alle die mystischen Ideen seines Vaters, die er aus der Schrift der Mad. Guion geschöpft hatte, von Alles und Eins, vom Vollenden in Eins u. s. w. metaphysisch zu erklären, welches ihm sehr leicht wurde, indem die Mystik und Metaphysik wirklich in so fern zusammentreffen, als jene oft eben das vermittelst der Einbildungskraft zufälligerweise herausgebracht hat, was in dieser ein Werk der nachdenkenden Vernunft ist" (III, 175 f.), ein Satz, der uns als Zeugnis eines Zeitgenossen interessante Aufschlüsse darüber gibt, wie der dynamisch veranlagten Seele, die uns mehr zur phantastischen Mystik als zur begrifflichen Metaphysik geeignet erscheint, dennoch wegen der inneren Verwandtschaft beider die metaphysische Spekulation so nahe liegt, daß

diese neue Fähigkeit, die uns zuerst nur in bezug auf die Materie seines Studiums, die Gottsched'sche Philosophie, vorgeführt wird, für Reisers gesamte Verfassung gewinnt, werden wir noch sehen. Zunächst erfahren wir, daß die neue entwickelte Denkfähigkeit ein positives Moment schlechthin für Reiser bedeutet, das ihn über die Unzulänglichkeit seines äußeren Daseins erhebt. So lesen wir: „Er brachte also diesen Sommer, ohngeachtet seine äußern Verhältnisse sich eben nicht sehr verbessert hatten, doch ziemlich vergnügt zu", ferner: „auch war er von nun an minder unglücklich, weil seine Denkkraft angefangen hatte sich zu entwickeln" (III, 27).

Wenn Reiser nun im Winter von 1774 auf 1775, um dem Lärm in der Stube des Fleischers zu entgehen, seine Abendspaziergänge machte und die Lichter der Stadt sah und ihn das Gefühl vom Verlieren unter der Menge anwandelte, so wurde dieses paralysiert durch eine andere Auffassungsweise, die wir auf das mit seiner neuen Denkkraft entwickelte Klassifikationsvermögen zurückführen dürfen.

---

sie in der kommenden Romantik das bezeichnende Symptom der Zeit werden konnte. Auch im Sommer 1776, als Reisers seines Vaters Besuch in Hannover erhielt, unterredeten sie sich „über die wichtigsten und erhabensten Gegenstände, worin die Mystik und Metaphysik zusammentreffen" (III, 203). Nachdem wir Reiser indes Ostern 1772 zum ersten Male mit seinem Vater philosophieren gefunden haben, sehen wir ihn in ähnlicher Eigenschaft zu Beginn des folgenden Jahres 1773 im Hause seines Vetters, des Peruquenmachers Lampe. Dort heißt es — wir kennen die Stelle zum Teil schon —: „er ließ sich wirklich mit den Handwerksgesellen, welche dort zusammenkamen, zuweilen in Dispüte über sehr wichtige Materien als über das Wesen der Seele, die Entstehung der Dinge, den Weltgeist und dergleichen ein". Ferner: „Mit einem Schneidergesellen insbesondre, der anfing an seinen Grübeleien Gefallen zu finden, unterhielt er sich oft Stundenlang — über die Möglichkeit der Entstehung einer Welt aus nichts — endlich geriethen sie auf das Emanationssysthem und auf den Spinozismus — Gott und die Welt war eins. Wenn dergleichen Materien nicht in die Schulterminologie eingehüllt werden, so sind sie für jeden Kopf, und sogar Kindern verständlich" (II, 145). Dies Schlußwort gilt für die psychische Verfassung des Jahres 1773 und ebenso gewiß noch für die von ± 1800, als nicht mehr für die von ± 1900; und wir dürfen im gleichen Sinne wohl betonen, daß die Tatsache, daß Reiser in seiner Zeit einen philosophierenden Schuster, einen philosophierenden Hoboisten (seinen Vater), einen philosophierenden Schneidergesellen und später, wie wir sehen werden, auch noch einen philosophierenden Essigbrauer findet, mit denen er seine Gedanken austauschen kann, — daß diese Tatsache uns die psychische Distanz jener Zeit zu der unsrigen besonders deutlich zum Bewußtsein kommen läßt. Wir haben keinen Anlaß, an der Realität dieser ernstlich philosophierenden Personen des arbeitenden Standes nach den Angaben Moritz' zu zweifeln. Wir sehen daraus, wie weit die spekulativen Neigungen jener Zeit sich in eine abstrakte Ideenwelt zu verlieren, verbreitet waren, wie diese sich nicht auf die Köpfe einiger ungewöhnlicher Geisteshelden beschränkten, sondern bis zu einem gewissen Grade die psychische Gesamtverfassung der Jahrzehnte bezeichneten, die in der philosophischen Zeit der Romantik ihren vollen Ausklang fanden.

Wir können dort lesen: „Dann erhoben aber auch eben diese Lichter in den einzelnen Stuben in den Häusern am Walle zuweilen seinen Geist wieder, wenn er einen Überblick des Ganzen daraus schöpfte und sich aus seiner eigenen kleinen einengenden Sphäre, wodurch er sich unter allen diesen im Leben unbemerkten und unausgezeichneten Bewohnern der Erde mit verlohr, herausdachte". Wir sehen also, wie er sich durch dieses neue Klassifikationsvermögen aus der Gesamtheit der Erscheinungen in einem positiven Sinne herauszulösen lernt. Das bedeutet eine freiwillige persönliche Lösung von den äußeren Beziehungen in der Auffassung der umgebenden Erscheinungswelt, eine freie Fähigkeit der Seele zur Ironie; und wir lesen: „Die Eingeschränktheit des einzelnen Menschen ward ihm anschaulich" (III, 38). Wir sind schon zweimal ähnlichen Erscheinungen bei Reiser begegnet; einmal ganz früh in seiner Kindheit, als seine Mutter noch auf dem Dorfe von Julchen sprach, die gestorben war; dann in Braunschweig, als er nach anderthalb Jahren zum erstenmal wieder vor dem Tore nach Hannover stand, durch das er die Stadt zuerst betreten hatte.[1] Diese früher nur gelegentlich zum Ausdruck kommende Disposition wird nun zu einer ständigen Qualität seines Anschauungsvermögens und erfährt eine weitere Kräftigung durch die Bekanntschaft mit Shakespeare.

Es ist die wässerige Wieland'sche Übersetzung, die sich Reiser im Winter von 1774 auf 1775 bei dem Bücherantiquarius lieh, und aus der er seinem „romantischen Freunde" Philipp Reiser, von dem er durch äußere Umstände eine Zeitlang getrennt gewesen war, nun ganze Nächte hindurch Macbeth, Hamlet, Lear vorlas. Diese Shakespearenächte gewannen die größte Bedeutung für Reisers innere Ausreifung. Der außerordentliche Einfluß Shakespeares auf Reisers Seelenverfassung findet bei Moritz in folgenden verschiedenen Sätzen seinen Ausdruck: „Welch eine neue Welt eröfnete sich nun auf einmal wieder für seine Denk- und Empfindungskraft!" „Er fühlte seinen Geist unwiederstehlich mit emporgerissen". „Selbst über seine

[1] Hier sei bemerkt, daß die Betrachtungen, die Moritz bei dem Spaziergang Reisers in Braunschweig anstellt, offenbar weit über das Auffassungsvermögen Antons in jener frühen Zeit hinausgehen. Es sind eben Betrachtungen Moritz' aus den achtziger Jahren, da er inzwischen die Entwicklung Reisers, die wir eben betrachten, durchgemacht hatte. Wir sehen an diesem Beispiel lebhaft, daß wir alles in allem gut tun, die uns in Moritz' Roman dargestellten seelischen Vorgänge in die Zeit ihrer Darstellung zu datieren und nicht ohne weiteres in die Zeit ihres Geschehens (vgl. den bezüglichen Hinweis in der Einleitung zu diesem Kapitel).

äußern Verhältnisse lernte er sich auf eine edlere Art hinwegsetzen". „Durch den Shakespeare war er die Welt der menschlichen Leidenschaften hindurch geführt, der enge Kreis seines idealischen Daseyns hatte sich erweitert, er lebte nicht mehr so einzeln und unbedeutet, daß er sich unter der Menge verlohr; denn er hatte die Empfindungen Tausender beim Lesen des Shakespeare mit durchempfunden. Nachdem er den Shakespeare und so wie er ihn gelesen hatte, war er schon kein gemeiner und alltäglicher Mensch mehr; es dauerte auch nun nicht lange, so arbeitete sich sein Geist unter allen seinen äußern drückenden Verhältnissen, unter allem Spott und Verachtung, worunter er vorher erlag, empor, wie der Erfolg dieser Geschichte zeigen wird." Schließlich: „Die Monologen des Hamlet hefteten sein Augenmerk zuerst auf das Ganze des menschlichen Lebens, er dachte sich nicht mehr allein, wenn er sich gequält, gedrückt und eingeengt fühlte; er fing an, dieß als das allgemeine Loos der Menschheit zu betrachten" (III, 47 f.).

Die Shakespearelektüre wird weiter Anlaß zu einer selbständigen schriftstellerischen Betätigung Reisers, die für die Positivierung seiner seelischen Verfassung die allergrößte Bedeutung gewinnt. Beachten wir zunächst, wie diese selbständige Produktion zustande kommt. Wir erfahren da erst, daß der Eindruck Shakespeares auf Reiser ein so überwältigender war, daß es „seine größte Begierde war, das alles was er beim Lesen desselben empfand, mitzutheilen". Dann heißt es: „da Anton Reiser seinen Shakespeare unmöglich für sich allein genießen konnte, so wußte er zu keinem bessern damit zu eilen als zu seinem romantischen Freunde". Bei Philipp Reiser fand Anton das denkbar größte Verständnis für seine neue Begeisterung. Da heißt es z. B.: „Philipp Reiser hatte sich mit langem Halse herübergebeugt, so wie Anton Reiser weiter las und die schwellende Leidenschaft mit dem wachsenden Interesse der Handlung stieg". Und bald darauf lesen wir: „Der Shakespeare knüpfte zwischen Philipp Reisern und Anton Reisern das lose Band der Freundschaft fester" (III, 47 f.).

Das mit der Shakespearelektüre neu erwachte Bedürfnis der Mitteilung wächst bei Anton nun aber nach der einmal empfangenen starken Anregung auch sofort über den speziellen Gegenstand seines Anlasses hinaus und wird ein allgemeines. Da heißt es dann: „Anton

Reiser bedurfte jemanden, an den er alle seine Gedanken und Empfindungen richten konnte, und auf wen sollte wohl eher seine Wahl gefallen seyn als auf denjenigen, der einmal seinen angebeteten Shakespeare mit durchempfunden hatte!" (III, 50). Dieses Bedürfnis nach Mitteilung, das doch ein solches nach einer äußeren Beziehung in der realen Welt ist, erscheint uns vielleicht zunächst als nichts Neues. Es findet aber jetzt eine Auslösung, wie es sie früher nicht hatte finden können, weil Reiser früher nichts mitzuteilen hatte, solange seine Denkkraft sich noch nicht entwickelt hatte. Wenn er als Knabe seinen Brüdern eine Predigt hielt, wenn er den Handwerksburschen bei seinem Vetter eine Lektion erteilte, was war das anders als die Rekapitulation der Gedanken anderer, die er jenen nur vermittelte. Von sich selbst hatte er bisher nichts mitzuteilen gewußt. Als er sich einmal ein Tagebuch angelegt hatte, da wußte er darin nichts anders als die wirklichen, äußeren Begebenheiten des Tages aufzuzeichnen, die so kahl und abgeschmackt und ohne jedes Interesse waren, daß es gar nicht der Mühe wert war, sie aufzuzeichnen (III, 14 f.). Nun aber, da sich Reisers Denkkraft entwickelt hat, da er den Blick für das Ganze gewonnen hat und sich selbst in seiner Eingeschränktheit als einen Teil des Ganzen anschaulich geworden ist, nun, da Reiser sich selbst im Geiste gesehen hat, ist er sich selbst zum Gegenstand der Mitteilung geworden. Und nun können wir lesen: „Das Bedürfniß, seine Gedanken und Empfindungen mitzutheilen, brachte ihn auf den Einfall, sich wieder eine Art von Tagebuch zu machen, worin er aber nicht sowohl seine äußeren geringfügigen Begebenheiten wie ehemals, sondern die innere Geschichte seines Geistes aufzeichnen und das, was er aufzeichnete, in Form eines Briefes an seinen Freund richten wollte. Dieser sollte denn wiederum an ihn schreiben, und dieß sollte für beide eine wechselseitige Übung im Stil werden. Diese Übung bildete Anton Reiser zuerst zum Schriftsteller" (III, 51).

Es ist bezeichnend, daß das erste, was ihm in ziemlich passende Worte einzukleiden gelang, „etwas metaphysisches über Ichheit und Selbstbewußtseyn" war; denn sobald er sich mühte eigene Gedanken niederzuschreiben, drang sich ihm stets zuerst die Frage auf: was ist mein Dasein, was mein Leben? und es heißt: „er wollte erst mit sich selbst gleichsam in Richtigkeit seyn, ehe er zu etwas anderm schritte". In Verfolgung des Begriffs des Individuums kam er endlich „auf den höchsten Grad des Bestimmtseyns von allen Sei-

ten und des vollkommen sich selbst gleich seyns". Wir erinnern uns an Woldemar, der auch nach dem Unveränderlichen in der ewigen Bewegung sucht, und wieder scheint uns auch etwas von Fichtes Bestimmung des Ich durch die Schranken des Nicht-Ich in diesen und in den folgenden Worten antizipiert. Reiser war es nach einigem Nachdenken, „als ob er sich selbst entschwunden wäre und sich erst in der Reihe seiner Erinnerungen an das Vergangene wieder suchen müßte. Er fühlte, daß sich das Daseyn nur an der Kette dieser ununterbrochnen Erinnerungen festhielt. Die wahre Existenz schien ihm nur auf das eigentliche Individuum begrenzt zu seyn, und außer einem ewig unveränderlichen, alles mit einem Blick umfassenden Wesen konnte er sich kein wahres Individuum denken. Am Ende seiner Untersuchungen dünkte ihm sein eigenes Daseyn eine bloße Täuschung, eine abstrakte Idee — ein Zusammenfassen der Ähnlichkeiten, die jeder folgende Moment in seinem Leben mit dem entschwundenen hatte. Durch diese Begriffe von seiner eigenen Eingeschränktheit veredelten sich seine Begriffe von der Gottheit — er fing an, nun in diesem großen Begriffe sein eigenes Daseyn zu fühlen, das ihm ohnedem unter den Händen zu verschwinden, ohne Zweck, abgerissen und zerstückt zu seyn schien" (III, 53 f.). Nach dem früher Gesagten über die Bedeutung des Momentes der Bewegung in dem subjektivistisch-dynamischen Seelenleben im Gegensatz zu dem statischen Moment im mechanischen Seelenleben begegnen wir in diesen Ideen Reisers keinen fremden Vorstellungen mehr. Wieder sehen wir, wie das Subjekt sich selbst in den Händen zu zerfließen scheint. Wieder muß Reiser wie Woldemar das Ewige und Unveränderliche außer sich selbst suchen, und es wird ihm wie diesem zu einem Begriff des Göttlichen.

Richten wir indes den Blick weiter auf den Wert, der für die seelische Verfassung Reisers diesen schriftlichen Äußerungen seiner Gedanken an und für sich beizumessen ist. Da erkennen wir denn, daß diese literarische Produktion, die nun in ihren ersten bescheidenen Anfängen bei Reiser Platz greift, zu der neuen Entwicklung seiner Denkkraft, zu der daraus sich ergebenden neuen Anschauungsweise der Dinge und zu der Shakespearelektüre als ein positiver Faktor von allergrößter Bedeutung hinzutritt. In ihr finden einerseits wie in jeder selbstschöpferischen Betätigung die ungeheuren depressiven Spannungen des Gemüts, die Reiser bisher zu zerstören drohten,

 eine Auslösung. Daher lesen wir, daß Reiser „ein unbeschreibliches Vergnügen empfand, Gedanken, die er für sich gedacht hatte, nun in anpassende Worte einzukleiden", andererseits bedeutet die selbstschöpferische Betätigung eine der stärksten Beziehungen zur realen Welt; denn sie ist immer, wenn auch nicht wie hier an eine ganz bestimmte Person, eben Philipp Reiser, auch sonst, wenn auch noch so unbewußt, an die reale Umgebung der Mitwelt gerichtet. In unserem speziellen Falle aber heißt es sogar: „Die Übung war zwar einseitig, denn Philipp Reiser blieb mit seinen Aufsätzen zurück, aber Anton Reiser hatte doch nun jemanden, dem er Gefühl und Geschmack zutraute, dessen Beifall oder Tadel ihm nicht gleichgiltig war, und an den er denken konnte, so oft er etwas niederschrieb" (III, 51). Er fühlte sich in der Wirkung der von ihm ausgehenden schöpferischen Kraft auf Philipp.[1]

Die literarische Betätigung Reisers erhielt nun bald eine neue Anregung durch einen zufälligen, äußeren Anlaß. Sein Mitschüler Winter, der Sohn des Kantors, bat ihn, ihm ein Gedicht auf einen Geburtstag abzufassen, das er zu machen versprochen habe. Das kleine Gedicht gelang Reiser nicht übel. Winter besuchte ihn von der Zeit öfter. Durch diese Verse war aber Reisers schlummernde Neigung für die Poesie wieder aufgeweckt, und wir haben nun gleich eine Gelegenheit, zu sehen, wie die schöpferische Betätigung für Reiser eine Kraft wird, dem Mangel an positiven Beziehungen zu seiner wirklichen Umgebung zu überwinden. Der uns bereits bekannte An-

[1] Die Bedeutung der schöpferischen Kraft für die pathologische Disposition des Künstlers hat Hebbel einmal in die Worte gefaßt: „Daß Shakespeare Mörder schuf, war seine Rettung, daß er nicht selber Mörder zu werden brauchte." Denselben Gedanken hat indes tatsächlich zuerst eben Moritz ausgesprochen und nach seiner Art theoretisch formuliert, indem er seinerseits sagte: „Jedes vollkommene Kunstwerk würde seinen Urheber oder, was ihn umgiebt zernichtet haben, wenn es sich aus seiner Kraft nicht hätte entwicklen können." In gleichem Sinne war es Goethe ein Bedürfnis, stets jemanden zu haben, dem er beichten konnte und vor allen Dingen seiner Beichte in Kunstwerken Ausdruck zu verleihen. Wir haben ja selbst gesehen, wie er in Werthers Leiden die Nachklänge der Empfindsamkeit und die Gefahren der Leidenschaft für seine eigene Person überwandt. Im März 1775 schrieb er im gleichen Sinne an Auguste Stollberg: „O wenn ich jetzt nicht Dramas schriebe, ich ging' zugrunde." In Rom wurde Goethe wiederum der Beichtvater des kranken Moritz. Für Tieck aber war der William Lovell die große Beichte, durch die er sich aus den furchtbaren Gemütsdepressionen seiner Jugend rettete. Bei Moritz reichte auf die Dauer die Produktionskraft nicht aus, worauf schon Franz Blei in seinem trefflichen Essai „Carl Philipp Moritz" (in Fünf Silhouetten in einem Rahmen, Bd. 13 der Literatur hrsg. v. Georg Brandes) hingewiesen hat.

laß hierzu ist die Verspottung V...s, der Reiser bei seinen Mitschülern aufs neue lächerlich macht. Da lesen wir nämlich die sehr bemerkenswerten Worte: „Er (Reiser) sagte auf alles dieß kein Wort und kränkte sich, indem er einsam vor sich wegging, innerlich darüber; und ob er sich gleich bemühte, seine Kränkung in Verachtung zu verwandeln, so wollte es ihm doch nicht recht damit gelingen; bis er sich endlich unvermerkt in eine bittere menschenfeindliche Laune hineinfantasirte, die durch nichts als das Andenken an seinen Philipp Reiser wieder gemildert wurde. Da nun auch der Vorsatz, seine Empfindungen und Gedanken an ihn niederzuschreiben, herrschend geworden war, so behielt derselbe auch dießmal selbst über seinen Verdruß und seine Kränkung zuletzt die Oberhand; er suchte sich das Kränkende, was er empfunden hatte und noch empfand, in Worte einzukleiden, um es seiner Einbildungskraft desto lebhafter vorstellen zu können. Und ehe das Chorsingen noch geendigt war, war auch schon der Aufsatz, den er zu Hause niederschreiben wollte, unter allen Geräusch und Spott und Hohngelächter, das ihn umgab, völlig vollendet, und die Freude darüber erhob ihn gewissermaßen über sich selbst und seinen eigenen Kummer" (III, 57 f.). Der kleine lyrische Auffsatz (An R...) beginnt mit den bittersten Anklagen an die Menschheit, Anklagen, die aber in dem Auffsatz selbst überwunden werden, so daß er am Schluß in eine Glückpreisung der Freundschaft ausklingt, zu der Anton die Erinnerung an Philipp Reiser, an den seine Worte gerichtet sind, aussöhnt.

Wunderbar kommt nun die neue, gekräftigte Verfassung Reisers als positive Ironie im Sinne einer freiwilligen Verzichtleistung realer Beziehungen zum Ausdruck in den Empfindungen, die Reiser auf dem Spaziergang erfüllen, als er wie uns bereits bekannt der „gänzlichen Vernachlässigung und dem unerträglichen Nichtbemerktwerden" bei der öffentlichen Schulprüfung des Jahres 1775 entflohen war. Die äußere Situation erinnert uns zuerst wieder an die Eindrücke, die Reiser als Knabe erfüllten, da er bei dem Sonntagsspaziergange in Braunschweig vor dem Hannoverschen Tore stand. Aber wie hat sich sein Gefühl gewandelt! Damals erschienen ihm einfach die anderthalb Jahre, die er in Braunschweig gelebt hatte, als unwirklich, ironisch in dem Sinne, daß er sie nicht in sich zu objektivieren vermochte. Jetzt dagegen sieht er die kleinen Verhältnisse in Hannover, denen er entflohen zu sein scheint, in einer anschaulichen

Distanz, sieht sie „klein und unbedeutend und nicht der Mühe des Nachdenkens wert", sieht sie ironisch im positiven Sinne des subjektivistischen Drübersteheрs. Ist uns der unwirkliche Eindruck Reisers von seinem Braunschweiger Leben seinerzeit in der Kette der Erscheinungen begegnet, die ihn zerstörten, so tritt die überlegene Ironie, mit der er jetzt auf sein Hannoversches Leben hinschaut, als ein positiver Faktor in seiner Entwicklung auf. Moritz schreibt: „Alles stellte sich ihm auf einmal aus einem andern Gesichtspunkte dar, er fühlte sich aus alle den kleinlichen Verhältnissen, die ihn in jener Stadt mit den vier Thürmen einengten, quälten und drückten, auf einmal in die große offene Natur versetzt und athmete wieder freier. Sein Stolz und Selbstgefühl strebte empor, sein Blick schärfte sich auf das, was hinter ihm lag, und faßte es in einem kleinen Umfange zusammen. Er sahe da die Priester mit ihren schwarzen Mänteln und Kragen die Treppe hinaufsteigen und seine Mitschüler versammelt und Prämien unter sie austheilen und dann, wie ein jeder wieder nach Hause ging, und sich alles so im Cirkel drehte — und in dem Umfange der Stadt, die nun hinter ihm lag, und von der er sich immer weiter entfernte, alles das sich durchkreuzende Gewimmel. Alles schien ihm da so dicht, so klein in einander zu laufen, wie der zusammengedrängte Haufen Häuser, den er noch in der Ferne sahe; und nun dachte er sich hier auf dem freien Felde die Stille" — beachte: auch diese, die gegenwärtige, dachte er sich im Sinne einer geistigen Anschauung, wo Goethe sie gewiß unmittelbar gefühlt hätte! — „und daß ihn niemand bemerkte, niemand ihm eine hämische Miene machte, und dort das lermende Gewühl, daß Rasseln der Wagen, denen er aus dem Wege gehen mußte, die Blicke der Menschen, die er scheute — das alles mahlte sich in seiner Einbildungskraft im Kleinen und erweckte ein wunderbares Gefühl in ihm, wie am Abend der Tag sich von der Dämmerung scheidet und die eine Hälfte des Himmels noch vom Abendroth erhellt ist, indes die andere schon im Dunkel ruht. Er fühlte ungewöhnliche Kraft in seiner Seele, sich über alles das hinwegzusetzen, was ihn darniederdrückte; denn wie klein war der Umfang, der alle das Gewirre umschloß, in welches seine Besorgnisse und Bekümmernisse verflochten waren, und vor ihm lag die große Welt" (III, 63 f.). Das sind wohl positive Gefühle, die Reiser hier erfüllen, und nebenbei können wir nicht umhin, zu fühlen, daß das Auge, mit dem Reiser

hier die Welt anschaut, recht eigentlich das Auge ist, das den Poeten ausmacht, ob er nun mit der Feder oder dem Pinsel malt. Die seelische Disposition, die hier geschaffen ist, ist recht eigentlich diejenige, die der Ironie als eines ästhetischen Begriffes zugrunde liegt.

Aus dieser zunächst mehr sinnlichen Anschauung erhebt sich Reisers Blick zu einem mehr auf das Allgemeine seines ganzen Lebens gerichteten, und wir lesen weiter: „Ihm fiel ein, daß verdrängt zu werden von Kindheit an sein Schicksal gewesen war; wenn er bei irgend etwas zusehen wollte, wobei es darauf ankam, sich hinzuzudrängen, so war jeder andere dreister wie er und drängte sich ihm vor; er glaubte, es sollte einmal eine Lücke entstehen, wo er, ohne jemanden vor sich hinwegzudrängen, sich in die Reihe mit einfügen könnte, aber es entstand keine solche Lücke, und er zog sich von selbst zurück und sahe nun in der Ferne dem Gedränge zu, indem er einsam da stand. Und wenn er nun so einsam da stand, so gab ihm der Gedanke, daß er dem Gedränge nun so ruhig zusehen konnte, ohne sich selbst hineinzumischen, schon einigen Ersatz für die Entbehrung desjenigen, was er nun nicht zu sehen bekam; allein fühlte er sich edler und ausgezeichneter als unter jenem Gewimmel verlohren. Sein Stolz, der sich emporarbeitete, siegte über den Verdruß, den er zuerst empfand, daß er an den Haufen sich nicht anschließen konnte, drängte ihn in sich selbst zurück und veredelte und erhob seine Gedanken und Empfindungen". Ferner: „Dieser einsame Spaziergang war es, welcher Reisers Selbstgefühl erhöhte, seinen Gesichtskreis erweiterte und ihm eine anschauliche Vorstellung von seinem eignen wahren, isolirten Daseyn gab, das bei ihm auf eine Zeitlang an keine Verhältnisse mehr geknüpft war, sondern in sich und für sich selbst bestand" (III, 65 f.). Wir können die positive Verfassung, die Reiser hiermit erreicht hat, in ihrem Charakter größerer Unabhängigkeit des subjektivistischen Menschen von der Außenwelt vielleicht nicht treffender bezeichnen, als mit dem Ausdruck „Bewußtsein der inneren Freiheit", den die Spätromantik einmal als Definition der Ironie gebracht hat (vgl. A. Müller im Phöbus 1803, 4. St., S. 61 u. Verm. Schriften II, 165).

Von diesen erhebenden Betrachtungen über sein eigenes Leben schreiten Reisers Gedanken fort zu den allgemeinsten Fragen nach Ursprung und Zweck, Anfang und Ende des Daseins, und neuer Zweifel stürzt ihn in eine tiefe Melancholie. Er kam an ein Dorf

„und machte sich eben allerlei süße Vorstellungen von dem stillen Frieden, der in diesen ländlichen Hütten herrschte, als er sich in einem der Häuser ein paar Leute, die wahrscheinlich Mann und Frau waren, zanken und ein Kind schreien hörte. Also ist überall Unmuth und Mißvergnügen und Unzufriedenheit, wo Menschen sind, dachte er und setzte seinen Stab weiter fort. Die einsamste Wüste wurde ihm wünschenswerth, und da ihn endlich auch in dieser die tödtliche Langeweile quälte, so blieb das Grab sein letzter Wunsch, und weil er nun nicht einsah, warum er sich die Jahre seines Lebens hindurch in der Welt von allen Seiten hatte müssen drücken, stoßen und wegdrängen lassen, so zweifelte er endlich an einer vernünftigen Ursach seines Daseyns, sein Daseyn schien ihm ein Werk des schrecklichen blinden Ohngefährs" (III, 68). Es ist die fatalistische Schicksalsidee Moritz', der wir hier aufs neue begegnen. Als Reiser nach Hause kam, war es schon völlig dunkel. Er setzte sich bei seiner Lampe nieder und schrieb an Philipp Reiser: „Vom Regen durchnetzt und von Kälte erstarrt kehre ich nun zu dir zurück, und wo nicht zu dir — zum Tode — denn seit diesem Nachmittage ist mir die Last des Lebens, wovon ich keinen Zweck sehe, unerträglich. — Deine Freundschaft ist die Stütze, an der ich mich noch festhalte, wenn ich nicht unaufhaltsam in den überwiegenden Wunsche der Vernichtung meines Wesens versinken will" (III, 69). Aber auch aus dieser Depression rettet Reiser die neu entwickelte Fähigkeit zur Produktion. Auf einmal erwachte wieder der Gedanke in ihm, „sich den *Beifall seines Freundes durch den Ausdruck seiner Empfindungen zu erwerben*", und die ganze Spannung fand in einem wahren Gelegenheitsgedichte im Goethischen Sinne, das uns auch mitgeteilt wird, ihre Auslösung.

Bald darauf lesen wir: „Der Frühling und Sommer des Jahres 1775 verfloß ihm nun ganz poetisch" (III, 74).[1] Der Roman macht

[1] Dies ist übrigens das erste Mal, daß Moritz in seiner eigentlichen Lebensgeschichte eine volle Jahreszahl einführt; denn die Zahl 1756 im ersten Satz des ganzen Romanfragments kann als solche nicht gerechnet werden. Nach der Zahl 1775 können sich nun alle übrigen Daten orientieren, wenn Moritz, wie zumeist, nur das jeweilige Alter Reisers angibt. Die in der vorliegenden Analyse ausgeschriebenen Daten stehen denn auch mit der Zeitbestimmung von 1775 in Einklang, nach der sich das Jahr 1756 als Geburtsjahr Reisers darstellt. Es dürfte also wohl auch nicht so zufällig sein, wenn gerade dieses Jahr im ersten Satz des ganzen Romanfragments genannt wird, wiewohl es dort ohne jeden notwendigen Zusammenhang mit der Lebensgeschichte desselben steht (der Satz lautet: „In Pyrmont, einem Orte, der wegen seines Gesundbrunnens berühmt ist, lebte noch im Jahr 1756 ein Edelmann auf seinem Gute, der das Haupt einer Sekte in Deutschland war" usw.).

uns noch mit mehreren Gedichten bekannt, die Reiser in diesem Sommer verfaßte, die indes weniger den Vorzug von Gelegenheitsgedichten haben als das vorerwähnte, und auf die unsere Betrachtung deshalb auch nicht näher einzugehen braucht. Alle diese Gedichte mußte Philipp Reiser kritisieren, und er tat es schonungslos, nicht ohne das Gute an den Versen Antons anzuerkennen. Da heißt es denn: „Durch eine solche wechselseitige Mitteilung und fruchtbare Kritik" — das Wort von der „positiven Kritik", das Friedrich Schlegel auf Lessing geprägt hat, ist hier also dem Begriffe nach bereits von Moritz antizipiert — „wurde nun das Band zwischen diesen beiden Freunden immer fester geknüpft, und Anton Reisers Streben, er mochte Verse oder Prosa niederschreiben, ging unablässig dahin, sich den Beifall seines Freundes zu erwerben" (III, 78 f.).

Wie stark die Entwicklung Reisers in dieser Zeit in einer positiven Verfassung seines ganzen Seelenlebens gipfelt, das kommt am stärksten darin zum Ausdruck, daß Reiser im Frühjahr und Sommer des Jahres 1775 in einem vollen Kontakt mit der Natur steht. Seit seiner allerfrühesten Kindheit, da er mit seiner Mutter noch auf dem Dorfe wohnte und seit seinem ersten Aufenthalt in Pyrmont ist ihm das nicht mehr begegnet; dadurch wird diese Tatsache so bemerkenswert, dadurch gewinnt sie an der Bedeutung, die ihr hier zweifellos beigemessen werden muß. Wir hören, daß die angenehmen Shakespearenächte, die er im Winter mit Philipp Reiser zugebracht hatte, in dieser Zeit durch noch angenehmere Morgenspaziergänge verdrängt wurden. Noch vor Sonnenaufgang pflegten die beiden Wanderer einen Platz im nahen Walde aufzusuchen, den sie sich mit Moos recht bequem hergerichtet hatten. Hier fühlten sie sich nun „wie zu

Inzwischen hat auch Ulrich aus archivalischen Quellen das Jahr 1756 als Geburtsjahr Reisers-Moritz' festgestellt, nachdem die meisten Lexika und Literaturwerke fälschlich 1757 als das Geburtsjahr Moritz' angegeben hatten (so Alexis, so noch Geiger S. V). Mit diesem Irrtum stimmt ein solcher, der Moritz selbst begegnet, merkwürdig überein, III, 17 sagt er nämlich von Reiser: „er war damals etwas über sechzehn Jahre." Dies steht mit den übrigen Angaben des Romans in Widerspruch. Wir stehen im Herbst des Jahres 1773. Moritz' Geburtstag war am 15. September. Da er 1756 geboren ist, so kann er im Herbst 1773 nur entweder kurz vor siebzehn Jahren stehen, oder, was nach der Bemerkung Moritz' wahrscheinlicher ist, etwas über siebzehn, nicht aber etwas über sechzehn Jahre alt sein. Ebenso ist es irrtümlich, wenn Moritz im Herbst des Jahres 1776, wo er Hannover verlassen hatte, sein neunzehntes Lebensjahr vollendet haben will (IV, 60 u. IV, 113), da er in Wirklichkeit vor der Vollendung seines neunzehnten Lebensjahres stand (vgl. übrigens Ulrich a. a. O., S. 89).

Hause in der großen freien Natur, welches ihnen eine ganz besondre herzerhebende Empfindung war. — Alles in diesem großen Umkreise um sie her gehörte ihren Augen, ihren Ohren und ihrem Gefühl — das junge Grün der Bäume, der Gesang der Vögel und der kühle Morgenduft" (III, 75). Hier verzehrten sie ihr Frühstück; hier lasen sie Kleists Gedichte. Dann ging Philipp Reiser in seine Werkstatt und machte Klaviere, und Anton ging in die Schule.

Mehr noch aber liebte Anton, „ob er nun gleich einen Freund hatte", die einsamen Spaziergänge. Dann suchte er mit Vorliebe ein Plätzchen auf, das er auf einer Wiese vor Hannover längs dem Flusse gefunden hatte, und es heißt: „Dieß Plätzchen war ihm nun, weil er es immer wieder besuchte, auch gleichsam eine Heimath in der großen ihn umgebenden Natur geworden, und er fühlte sich auch wie zu Hause, wenn er hier saß, und war durch keine Wände und Mauern eingeschränkt, sondern hatte den freien ungehemmten Genuß von allem, was ihn umgab. Dieß Plätzchen besuchte er nie, ohne seinen Horaz oder Virgil in der Tasche zu haben. Hier las er Blandusiens Quell, und wie die eilende Flut Obliquo laborat trepidare rivo. Von hier sahe er die Sonne untergehen und betrachtete(!) die sich verlängernden Schatten der Bäume. An diesem Bache verträumte er manche glückliche Stunde seines Lebens" (III, 76 f.).

Wir kennen diese Wiese vor dem neuen Tore, d. i. in der Richtung des heutigen Schützenhauses und der Militärschwimmanstalt. Es ist dieselbe, die schon früher in der schrecklichen Epoche seines Lebens fast sein immerwährender Aufenthalt war, weil er hier vorzüglich um die Mittagsstunde keinen Menschen um sich her erblickte, die Wiese, die ihn an den Rand der Leine führte, und von der er als Tier heimkehrte, da ihm als Menschen jeder Augenblick der Fortdauer seines Lebens unerträglich geworden war. Welche andere Stimmung erfüllt ihn jetzt aber in dieser Einsamkeit: „Die feierliche Stille, welche in der Mittagsstunde auf dieser Wiese herrschte, die einzelnen hie und da zerstreuten hohen Eichenbäume, welche mitten im Sonnenschein, so wie sie einsam standen, ihren Schatten auf das Grüne der Wiese hinwarfen — ein kleines Gebüsch, in welchem man versteckt das Rauschen des Wasserfalls in der Nähe hörte — am jenseitigen Ufer des Flusses der angenehme Wald, in welchem er mit Reisern des Morgens in der
 Frühe spatzieren gegangen war — in der Ferne weidende Herden

und die Stadt mit ihren vier Thürmen und dem umgebenden, mit Bäumen bepflanzten Walle, wie ein Bild in einem optischen Kasten" (III, 89).

Es ist beachtenswert, wie auch jetzt, wo Reiser sich im vollen Kontakt mit der Natur befindet, diese ihm immer noch als ein Anschauliches gegenübersteht, wie es uns die letzten Worte besonders zeigen. Ganz anders also als Werther, der sich in den positiven Stimmungen mit der Natur unmittelbar eins fühlt. Die Gegenüberstellung bedeutet für Werther den Verlust der vollwertigen Beziehung und erweist sich an ihm als destruktiv. Nicht so bei Reiser. Diesem ist die Gegenüberstellung, die Ironie bis zu einem gewissen Grade zur anderen Natur geworden. Auch hier sehen wir wieder, wie die ursprünglich rein destruktive Ironie in ein konstruktiv-positives Moment umgewertet wird, wie die Seele daran arbeitet, von ihr anfangs fremden und feindlichen Regionen in einem positiven Sinne Besitz zu ergreifen. Gerade in dieser veränderten Naturempfindung bei Reiser sehen wir, wie sich das Seelenleben von Goethe zur Romantik wandelt.

Wenn wir indes zweifeln, ob Reiser sich bei einer derartigen Gegenüberstellung auch wirklich in einem vollen Kontakt mit der Natur befunden habe, so widerlegen uns die Worte, in die die angeführte Stelle ausklingt, und die also lauten: „Dieß zusammengenommen versetzte ihn allemal in jene wunderbare Empfindung, die man hat, so oft es einem lebhaft wird, daß man in diesem Augenblick nun gerade an diesem Orte und an keinem andern ist; daß dieß nun unsere wirkliche Welt ist, an die wir so oft als an eine blos idealische Sache denken" (III, 89 f.). Und wundersam vermählt sich Gegenüberstellung und unmittelbares Daseinsgefühl in dem folgenden: „Es fällt einem ein, daß man sich bei der Lektüre von Romanen immer wunderbarere Vorstellungen von den Gegenden und Orten gemacht hat, je weiter man sie sich entfernt dachte. Und nun denkt man sich mit allen großen und kleinen Gegenständen, die einen jetzt umgeben, z. B. in Vorstellung eines Einwohners von Peking, dem dieß alles nun ebenso fremd, so wunderbar däuchten müßte, und die uns umgebende wirkliche Welt bekommt durch diese Idee einen ungewohnten Schimmer, der sie uns ebenso fremd und wunderbar darstellt, als ob wir in dem Augenblick tausend Meilen gereist wären, um diesen Anblick zu haben. Das Gefühl der Ausdehnung und Einschränkung unsers Wesens drängt sich in

einem Moment zusammen, und aus der vermischten Empfindung, welche dadurch erzeugt wird, entsteht eben die sonderbare Art von Wehmuth, die sich unserer in solchen Augenblicken bemächtigt" (III, 90).

Auch das Moment der Ruhe, das wir bei Werther und Woldemar in ihrem unmittelbaren Gefühl für die sie umgebende Natur beobachtet haben, scheint uns in den positiven Naturstimmungen Reisers wieder zu begegnen. Hier sind es die einzelnen auf der Wiese „hie und da zerstreuten hohen Bäume", deren einsamer Stand in großen und unregelmäßigen Zwischenräumen der Gegend das majestätische feierliche Ansehen gab, das auf Reiser diese seltsame Wirkung tut; und wir lesen: „Diese einsamen Bäume machten ihm seine eigne Einsamkeit, indem er unter ihnen umherwandelte, gleichsam heilig und erwürdig; so oft er unter diesen Bäumen ging, lenkten sich seine Gedanken auf erhabene Gegenstände, seine Schritte wurden langsamer, sein Haupt gesenkt und sein ganzes Wesen ernster und feierlicher; dann verlohr er sich in dem naheliegenden niedrigen Gebüsch und setzte sich in den Schatten eines Gesträuchs, wo er denn beim Geräusch des nahen Wasserfalls sich entweder in angenehmen Phantasien wiegte oder las" (III, 92). Reisers ganze Verfassung in diesem „recht poetischen Sommer" findet indes wohl den besten Ausdruck in den Worten: „Seine Lektüre mit dem Eindruck, den die schöne Natur damals auf ihn machte, zusammengenommen that eine wunderbare Wirkung auf seine Seele; alles erschien ihm in einem romantischen bezaubernden Lichte, wohin sein Fuß trat" (III, 88).

Eben dieses starke, in Reisers ganzer bisheriger Entwicklung so ungewöhnliche Verhältnis zur Natur gibt uns wohl im vollsten Maße das Recht, zu sagen, daß er sich gerade in der denkbar günstigsten Verfassung befand, um die Leiden des jungen Werthers einen mächtigen Eindruck auf sich tun zu lassen, die gerade erschienen waren, und die uns im Romanfragment nun als ein letzter schwerwiegender Faktor in der Reihe der positiven Momente begegnen, die diese Phase einer aufsteigenden Entwicklung Reisers bezeichnen. Wenn wir aber die Momente zusammenfassen, die aus Werthers Leiden die stärkste Wirkung auf Reiser tun, so kommt das fast einer Rekapitulation der bedeutendsten Momente gleich, der wir in dieser ganzen Betrachtung selbst die größte Beachtung schenken mußten, und die wir

nächst Werthers Leiden im Woldemar und Anton Reiser immer wieder fanden.

Da lesen wir z. B. gleich eingangs die Bemerkung über die Leiden des jungen Werthers: „welche nun zum Theil in alle seine damaligen Ideen und Empfindungen von Einsamkeit, Naturgenuß, patriarchalischer Lebensart, daß das Leben ein Traum sey u. s. w. eingriffen". Da heißt es ferner von der Werther-Lektüre: „Alle die Empfindungen, die er an dem trüben Nachmittage auf seinem einsamen Spatziergange gehabt hatte und welche das Gedicht an Philipp Reisern veranlaßten, wurden dadurch wieder lebhaft in seiner Seele. Er fand hier seine Idee vom Nahen und Fernen wieder, seine Betrachtungen über Leben und Daseyn fand er hier fortgesetzt. Wer kann sagen, das ist, da alles mit Wetterschnelle vorbeifliegt. Das war eben der Gedanke, der ihm schon so lange seine eigene Existenz wie Täuschung, Traum und Blendwerk vorgemahlt hatte". Ferner: „die allgemeinen Betrachtungen über Leben und Daseyn, über das Gaukelspiel menschlicher Bestrebungen, über das zwecklose Gewühl auf Erden; die dem Papier lebendig eingehauchten echten Schilderungen einzelner Naturszenen und die Gedanken über Menschenschicksal und Menschenbestimmung waren es, welche vorzüglich Reisers Herz anzogen. Die Stelle, wo Werther das Leben mit einem Marionettenspiel vergleicht, wo die Puppen am Draht gezogen werden, und er selbst auf die Art mit spielt oder vielmehr mit gespielt wird, seinen Nachbar bei der hölzernen Hand ergreift und zurückschaudert, erweckte bei Reisern die Erinnerung an ein ähnliches Gefühl, daß er oft gehabt hatte, wenn er jemanden die Hand gab" usw. (III, 93 f.). Sodann: „Nichts aber fühlte Reiser lebhafter, als wenn Werther erzählt, daß sein kaltes freudenloses Daseyn neben Lotten in gräßlicher Kälte ihn anpackte. Dieß war gerade, was Reiser empfand, da er einmal auf der Straße sich selbst zu entfliehen wünschte und nicht konnte und auf einmal die ganze Last seines Daseyns fühlte, mit der man einen und alle Tage aufstehen und sich niederlegen muß. Der Gedanke wurde ihm damals ebenfalls unerträglich und führte ihn mit schnellen Schritten an den Fluß, wo er die unerträgliche Bürde dieses elenden Daseyns abwerfen wollte, und wo seine Uhr auch noch nicht ausgelaufen war" (III, 96).

Für die eigentlichen Leiden der Liebe Werthers hatte Reiser aber bezeichnenderweise auch jetzt mit achtzehn Jahren noch keinen rechten

 Sinn. Die Teilnahme daran kostete ihm Zwang, er mußte sich erst mit Gewalt in diese Situation zu versetzen suchen, denn ein Mensch, der liebte und geliebt ward, schien ihm auch jetzt noch, da er trotz alles Positivismus der Beziehungen zur realen Welt bar dastand, ein fremdes, ganz von ihm verschiedenes Wesen zu sein, weil es ihm unmöglich war, sich selbst jemals als einen Gegenstand der Liebe von einem Frauenzimmer zu denken. „Wenn Werther von seiner Liebe sprach," heißt es, „so war ihm nicht viel anders dabei, als wenn ihn Philipp Reiser von den allmähligen Fortschritten, die er in der Gunst seines Mädchens gethan hatte, oft Stundenlang unterhielt" (III, 94). So lesen wir denn: „Kurz, Reiser glaubte sich mit allen seinen Gedanken und Empfindungen bis auf den Punkt der Liebe im Werther wieder zu finden" (III, 96). Vielleicht ist niemals bezeichnender zum Ausdruck gekommen, wie das Thema der Liebe nur ein im Grunde genommen nebensächliches in dem gewaltigen Wertherroman ist, wie mächtig dieser über jenen mehr äußerlichen und fast zufälligen Anlaß der Leiden des jungen Werthers hinausschreitet. Von Reiser hören wir weiter, daß er, so oft er das Büchlein aus der Tasche zog, an die Eingangsworte des Goethischen Romans dachte: „Laß das Büchlein deinen Freund seyn, wenn du aus Geschick oder eigner Schuld keinen nähern finden kannst." Von diesen Worten heißt es: „er glaubte sie auf sich selbst vorzüglich passend. Denn bei ihm war es, wie er glaubte, theils Geschick, theils eigne Schuld, daß er so verlassen in der Welt war; und so wie mit diesem Buche konnte er sich doch auch selbst mit seinem Freunde nicht unterhalten" (III, 96 f.).

Das Wichtigste für unsere Betrachtungen ist indes der Einfluß, den die Wertherlektüre auf Reisers eigene Verfassung gewinnt. Wir finden ihn in die Worte zusammengefaßt: „Indes fühlte er sich durch die Lektüre des Werthers ebenso wie durch den Shakespeare, so oft er ihn las, über alle seine Verhältnisse erhaben; das verstärkte Gefühl seines isolierten Daseyns, indem er sich als ein Wesen dachte, worin Himmel und Erde sich wie in einem Spiegel darstellt, ließ ihn stolz auf seine Menschheit nicht mehr ein unbedeutendes weggeworfenes Wesen seyn, das er sich in den Augen andrer Menschen schien. Was Wunder also, daß seine ganze Seele nach einer Lektüre hing, die ihn, so oft er sie kostete, sich selbst wiedergab!" (III, 98).
 Die Wertherlektüre kräftigt also eine seelische Funktion Reisers, die

wir bei Werther selbst gar nicht finden. „Das Gefühl seines isolierten Daseyns", das Werther zerstört, gestaltet sich gerade unter dem Eindruck der Leiden des jungen Werther bei Reiser weiter zu einem positiven Moment der Kraft aus.

Wir haben damit den Gipfel dieser aufsteigenden Entwicklungsreihe in Reisers Verfassung erreicht. Für den weiteren Verlauf des Romans wird uns nur eine Bemerkung noch wichtig, die Moritz hier bereits macht: „Seine Verehrung gegen die Verfasser solcher Werke, wie die Leiden des jungen Werthers und verschiedene Gedichte im Musenalmanach waren, fing auch nun an ausschweifend zu werden, er vergötterte diese Menschen in seinen Gedanken, und würde es schon für eine große Glückseligkeit gehalten haben, nur einmal ihres Anblicks zu genießen" (III, 99). Ein Bruder Höltys, der damals in Hannover lebte, war Reisers Mitschüler, und wir lesen: „Wie oft beneidete er diesen jungen Menschen, daß er der Bruder desjenigen war, welchen Reiser fast unter die Wesen höherer Art zählte; daß er mit ihm vertraulich umgehe, ihn, so oft er wollte, sprechen und ihn du nennen konnte" (III, 100). Wir sehen also, daß die Verehrung der zeitgenössischen Dichter bei Reiser damals einen genau so verstiegenen Charakter annahm, wie in früheren Zeiten die Verehrung alles dessen, was einen schwarzen Rock trug; eine Verstiegenheit, die uns bei der phantastischen Veranlagung Reisers für seine künftige Entwicklung mit neuer Sorge erfüllen kann.

In diesem Zusammenhang ist es uns auch interessant, daß die Gedichte, die Reiser in dieser Zeit selber machte, einen durchaus unsinnlichen Charakter trugen und in einer ähnlichen Verstiegenheit auf allgemeine Begriffe hinausliefen. Wir lesen: „Das Detail der Natur in und außer dem Menschen zu schildern, dahin zog ihn seine Neigung nie. Seine Einbildungskraft arbeitete beständig, die großen Begriffe von W e l t, G o t t, L e b e n, D a s e y n usw., die er mit seinem Verstande zu umfassen gesucht hatte, nun auch in poetische Bilder zu kleiden" (III, 103). Ferner: „Reisers Phantasie lag jetzt mit seiner Denkkraft im Kampfe; sie wollte bei jeder Gelegenheit in das Gebiet derselben eingreifen und die allerabstraktesten Begriffe wieder in Bilder einhüllen. Dies war für Reisern oft ein ängstlicher, qualvoller Zustand" (III, 104). Auch Woldemar verstieg sich schon in diese abstraktesten Begriffe, und der Konflikt zwischen Phantasie und Denkkraft, der daraus folgende ängstlich qualvolle Zustand einer gewissen

Impotenz sinnlich künstlerischer Produktivität gibt uns im voraus ein Bild von dem tragischen Schicksal der frühromantischen Schaffensperiode, die auch über der metaphysischen Spekulation nicht zur vollen künstlerischen Produktion gelangen konnte.

Höhe der Entwicklung

Die positive Ironie, zu der sich Reiser emporgerungen hat, ist keineswegs eine solche, daß ihm die Beziehungen zur realen Welt gänzlich wertlos und gleichgültig geworden wären, wie wir das bei William Lovell kennen lernen. Er kann derselben vielmehr jetzt nur entbehren, wo er sie nicht gerade findet. Bieten sich ihm aber neue Beziehungen zur realen Welt seiner Umgebung, so ergreift er sie mit voller Lust und erscheint uns insofern als ein noch ungleich wirklicherer Charakter als der ganz im Unwirklichen aufgehende Lovell. Dies tritt nun tatsächlich ein, Reiser gewinnt eine neue Position in den realen Verhältnissen seines Daseins, die sein Wirklichkeitsgefühl und Selbstbewußtsein weiter stärken; und so verfolgen wir ihn im folgenden weiter in einer aufsteigenden Linie im positivistischen Sinne. Doch findet gerade in der neuen Anerkennung, die ihm zuteil wird, seine Anlage, sich in der Idee zu haben, wieder eine Nahrung, die ihm verhängnisvoll zu werden droht.

Die bedeutendste neue Beziehung, die wir bereits kennen gelernt haben, ist die zu Philipp Reiser. Wir wissen, daß das lose Band der Freundschaft, das Anton und Philipp Reiser schon von früher her verband, durch die gemeinsame Shakespearelektüre fester geknüpft wurde. Auch hören wir, daß der Sohn des Kantors Winter, der früher Reisers Feind war, nun anfing, sein Freund zu werden, seitdem Reiser ihm das erbetene Geburtstagsgedicht gemacht hatte. Ferner muß man wohl auch mit in Anschlag bringen, daß Reiser einmal in Philipp Reisers Auftrag eine Chorarie dichtete, die jener in Musik setzte und die nun wirklich im Chor gesungen wurde, wenn Anton auch keinem sagte, daß die Verse von ihm seien.

Alles dies sind indes noch keine Beziehungen zu der offiziellen Welt seiner Umgebung, deren Anerkennung ihm allein eine Hoffnung auf eine reale Position für sein zukünftiges Leben gewähren kann, und als die sich für ihn doch allein die Schule darstellt. Doch sollen sich auch hier die Dinge nun bald zu seinen Gunsten wenden. Was zu-

nächst Reisers Verhältnis zu seinen Mitschülern betrifft, so hören wir bereits in dem poetischen Sommer 1775 einmal, daß er nicht mehr so wie früher der allgemeinen Verachtung und dem Spott ausgesetzt war, da in der Schule nun größtenteils schon eine ganz andere Generation war, so daß er auch hier mit leichterem Herzen hingehen konnte.

Von ungleich größerer Bedeutung muß uns aber Reisers Verhältnis zu seinen Lehrern erscheinen, da sich, wie wir früher sahen, dadurch sein Verhältnis zu seinen Mitschülern mit bestimmte. Nun hören wir, daß vermutlich um Ostern des Jahres 1774 bereits, als Reiser ganz in seinen philosophischen Spekulationen verloren war, der Direktor Ballhorn nach einer kleinen Stadt nicht weit von Hannover als Superintendent befördert, und ein anderer namens Schumann an dessen Stelle gekommen war.[1] Schumann scheint nun in der ersten Zeit noch stark unter dem Einfluß der Information seines Vorgängers gestanden zu haben. Wenigstens können wir es uns nur so erklären, daß auf Reiser selbst noch nach einem vollen Jahr bei der öffentlichen Schulprüfung zu Ostern des Jahres 1775, wie wir wissen, noch gar keine Rücksicht genommen, keine einzige Frage an ihn getan wurde.

Im Sommer 1775, wo Reisers Selbstgefühl, wie wir auch wissen, sich erheblich gestärkt hatte, hören wir, daß die Deklamationsübungen, die der Direktor Schumann anstellte, Reisers ganzen Ehrgeiz rege machten. Daß dies nicht schon früher der Fall war, erklärt sich daraus, daß ihm erst jetzt von dem Gelde des Prinzen ein gutes Kleid angeschafft wurde, während er in seinen bisherigen Kleidern allerdings wohl nicht zum Deklamieren hatte öffentlich auftreten können. Reisers Denken und Trachten ging nun dahin, selbst ein Gedicht zu machen, wo seine Mitschüler natürlich nur Gedichte deklamierten, die sie nach eigener Wahl einem Schriftsteller entnommen hatten. Da nun ein solches Gedicht „Der Gottesleugner" auch seines Freundes Philipp Reiser vollen Beifall erhielt, so lernte er es auswendig, um es an dem nächsten Tag in der Woche, da Deklamationsübung war, vorzutragen. Von der Deklamation selbst hören wir: „Er erschien hierbei mit seinem neuangeschaften Kleide, das sich ziemlich gut ausnahm und das erste feine Kleid war, welches er in seinem

[1] Es ist derselbe Joh. Daniel Schumann, der im Sommer 1777 die Fehde gegen Lessing und die Wolfenbüttler Fragmente eröffnete, die ihm freilich wenig Ruhm einbringen sollte (vgl. Erich Schmidt, Lessing II, 405 f.).

Leben trug, das war ein nicht unbedeutender Umstand bei ihm. Das neue Kleid, wodurch er sich nun seinen Mitschülern, von denen er so lange durch seine schlechte Kleidung ausgezeichnet gewesen war, wieder gleichgesetzt sahe, flößte ihm Muth und Zutrauen zu sich selber ein; und was das sonderbarste war, so schien es ihm auch mehr Achtung bei andern zu erwerben, die nun erst mit ihm sprachen, da sie sich vorher gar nicht um ihn bekümmert hatten. Und da er nun vollends in dem Hörsaale, wo er so lange ein Gegenstand der allgemeinen Verachtung gewesen war, auf dem Katheder vor seinen versammelten Mitschülern öffentlich auftrat, um sein von ihm selbst verfertigtes Gedicht zu deklamieren, so erhob sich sein niedergedrückter Geist zum erstenmale wieder, und es erwachten wieder Hoffnungen und Aussichten auf die Zukunft in seiner Seele" (III, 117 f.).

Dem Direktor hatte Reiser eine Abschrift von dem Gedichte zum Nachlesen gegeben, ohne in Versuchung zu geraten, ihm zu sagen, daß er das Gedicht selbst verfertigt habe. Wir dürfen diese überlegene Verschwiegenheit, die wir schon bei der von ihm gedichteten Chorarie kennen gelernt haben, wohl der positiven Ironie zuschreiben, die Reiser inzwischen erworben hat. Da Reiser die Erlaubnis erhielt, in der nächsten Woche noch einmal zu deklamieren, so wählte er dazu das Gelegenheitsgedicht, das er nach dem Spaziergang am Tage der Schulprüfung an Philipp Reiser gerichtet hatte, mit einer zweckentsprechenden Umänderung und gab ihm die Überschrift „Die Melancholie". Der Direktor Schumann gab Reiser seinen Beifall mit dessen Deklamation zu erkennen und sagte ihm, die beiden Gedichte wären sehr gut ausgewählt. Dies war denn doch zu viel für Reiser, als daß er länger der Versuchung hätte widerstehen können, den Direktor bei einem Besuche wissen zu lassen, daß die Gedichte von ihm selber seien. Des Direktors Mienen, der ihn sonst ziemlich gleichgültig angesehen hatte, heiterten sich sichtbar gegen ihn auf, und von dem Augenblick an schien dieser Mann sein Freund zu werden, er ließ sich mit ihm in ein Gespräch über Dichtkunst ein, erkundigte sich nach seiner Lektüre, und Reiser ging mit freudevollem Herzen über die gute Aufnahme seiner Gedichte nach Hause.

Wie sich nun mit einem Schlage die Wendung von Reisers Stellung in der Schule vollzieht, müssen wir wörtlich hören. Moritz erzählt uns: „Nun fügte es sich, daß Reiser in der folgenden Woche

am Montag Morgen etwas spät in die erste Lehrstunde kam, welche der Direktor hielt, und in welcher er die lateinischen Aufsätze ohne Nennung der Nahmen öffentlich zu beurtheilen pflegte. Und da er nun in den Hörsaal trat, hörte er den Anfang seines Gedichts Der Gottesleugner vom Direktor, der auf dem Katheder saß, ablesen und Zeile vor Zeile kritisiren. Reiser konnte erst kaum seinen Ohren trauen, da er dieß hörte; sobald er hereintrat, waren aller Augen auf ihn gerichtet, denn diese öffentliche Kritik war die erste in ihrer Art. Der Direktor mischte so viel aufmunterndes Lob unter seinen Tadel und bezeigte über die beiden Gedichte, die Reiser deklamiert hatte, im Ganzen genommen so sehr seinen Beifall, daß dieser von dem Tage an die Achtung seiner Mitschüler, deren Spott er so lange gewesen war, erhielt und auf diese Weise eine neue Epoche seines Lebens anfing" (III, 121 f.).

Welchen Einfluß auf Reisers Innenleben diese positive Beziehung gewinnt, hören wir bald darauf aus folgenden Worten: „Seitdem er nun die Verse deklamiert hatte, wurde er fast von allen seinen Mitschülern geachtet. Das war ihm ganz etwas Ungewohntes, er hatte in seinem Leben so etwas noch nicht erfahren, ja er glaubte kaum, daß es möglich sey, daß man ihn noch achten könne; nach allen den bisherigen Erfahrungen bildete er sich ein, es müsse wohl etwas in seiner Person oder seinen Mienen liegen, wodurch er vielleicht, so lange er lebte, lächerlich und ein Gegenstand des Spottes seyn würde. Diese Empfindung der Achtung erhöhte sein Selbstbewußtseyn und schuf ihn zu einem andern Wesen um, sein Blick, seine Miene verwandelte sich, sein Auge wurde kühner, und er konnte, wenn jemand seiner spotten wollte, ihm jetzt so lange gerade ins Auge sehen, bis er ihn aus der Fassung brachte" (III, 138).

Reisers poetischer Ruhm breitete sich bald in der Stadt aus, er bekam von allen Seiten Aufträge, Gelegenheitsgedichte zu machen, und — sehr bezeichnend für das Fortleben der mechanischen Anschauungen auch noch in jener Zeit (1775) — seine Mitschüler wollten alle von ihm in der Poesie „unterrichtet" sein und das Geheimnis, wie man Verse machen könne, von ihm „lernen". Man fing überhaupt wieder an, auf ihn aufmerksam zu werden, heißt es: „Diejenigen, welche bisher geglaubt hatten, daß nichts aus ihm werden würde, fingen nun wieder an zu glauben, daß doch wohl noch etwas aus ihm

werden könnte. Philipp Reiser, der Sohn des Kantors Winter und ein philosophierender Essigbrauer, den er durch Winter kennen gelernt hatte, waren jetzt Reisers vorzüglichster Verkehr, wozu noch ein junger Mensch kam, der durch Reisers Beispiel aufgemuntert, ungeachtet der Armut seiner Eltern, auch den Entschluß gefaßt hatte, zu studieren." In der Schule und im Leben steht Reiser nicht mehr isoliert.

Im Winter des Jahres 1775 auf 1776 trat nun ein Ereignis ein, das als wichtigstes Moment in der Reihe der positiven Beziehungen, die Reiser in der realen Welt findet, gezählt werden muß. Moritz nennt es „eine Aufmunterung, die noch mehr als alles Vorhergehende wieder seinen Muth belebte" und schreibt: „Er erhielt nehmlich vom Direktor den ehrenvollen Auftrag, auf den Geburtstag der Königin von England, welcher im Januar eintraf, eine deutsche Rede zu verfertigen, die er bei dieser Feierlichkeit halten sollte." Dann heißt es: „Dieß war nun das höchste und glänzendste Ziel, wornach ein Zögling dieser Schule nur streben konnte, und wozu nur sehr wenige gelangten: denn gemeiniglich wurden sonst die Reden an des Königs und der Königin Geburtstage nur von jungen Edelleuten gehalten. Bei dieser Feierlichkeit pflegten der Prinz und die Minister, nebst allen übrigen Honoratioren der Stadt zugegen zu seyn, welche einem solchen jungen Menschen, der nun als die Hoffnung des Staats betrachtet wurde, nach geendigter Rede ordentlich Glück wünschten, ein Anblick, der Reisern oft niederschlug, wenn er dachte, daß er zu so etwas Glänzendem nie in seinem Leben gelangen würde" (III, 131 f.).

Reiser machte sich sofort an die Ausführung. Er beschloß seine Rede in Hexameter zu fassen, und schon im November 1775 konnte er dem Direktor Schumann die Hälfte seiner Rede zur Kritik vorlegen, der ihm seinen großen Beifall über seine Arbeit bezeigte. In den ersten Tagen des Januar 1776 erschien der lateinische Anschlagbogen, der zu der Feierlichkeit zum Geburtstag der Königin einlud, und auf dem Reisers Name nebst den Namen noch zweier seiner Mitschüler von den angesehensten Eltern öffentlich gedruckt stand; und auf diesem Anschlagbogen hieß er nun wirklich Reiserus, wie ihn der Direktor Ballhorn einstmals genannt hatte. Dieser lateinische Bogen mit seinem Namen wurde am schwarzen Brette vor der Schule und an den Kirchentüren öffentlich angeschlagen, „sodaß die Leute, die vorbeigingen, still standen, um ihn zu lesen".

Welche Veränderung vollends, da Reiser, den sonst wegen seiner schlechten Kleidung selbst seine Mitschüler nicht einmal auf der Straße anzureden oder mit ihm zu gehen gewürdigt hatten, nun dem herrschenden Gebrauch gemäß mit dem Hut unterm Arm und den Degen an der Seite ordentlich seine Cour bei dem Prinzen machte und ihn zu der Feier des Geburtsfestes seiner Schwester, der Königin von England, einlud, und wie er nun bei diesem Einladungsgeschäft sich den vornehmsten Einwohnern der Stadt zeigen konnte: er unterhielt sich mit Ministern, Räten, Predigern, Gelehrten, kurz mit Personen aus allerlei Ständen, die er bisher nur in der Entfernung angestaunt hatte, Mund gegen Mund; und alle diese Personen ließen sich mit Höflichkeitsbezeugungen zu ihm herab und sagten ihm etwas Angenehmes und Aufmunterndes, „so daß Reisers Selbstgefühl in diesen wenigen Tagen mehr als vorher in Jahren gewann" (III, 140 f.).

Die glänzende Rolle, die Reiser nun als armer Lyzeumsschüler in Hannover spielte, änderte seine ganze äußere Lage mit einem Schlage. Der Rektor Sextroh und der Pastor Marquard hatten beide wieder die beste Hoffnung auf ihn gesetzt. Durch beider Verwendung erhielt er so viel Nachhilfestunden zu erteilen, daß ihm eine für seine damaligen Bedürfnisse ziemlich beträchtliche monatliche Einnahme daraus erwuchs. Die Frau Filter und sein Vetter, der Perückenmacher Lampe, und alle die Leute, welche ihm Freitische gegeben hatten, bewetteiferten sich nun, ihm ihre Freude und Teilnehmung zu bezeugen. Seine Eltern, die lange nichts von ihm gehört und ihre Hoffnung auf ihn schon längst aufgegeben hatten, waren ganz erfreut, da sie diese plötzliche günstige Wendung seines Schicksals vernahmen. Und bei alle diesem äußeren Glanze blieb Reiser noch immer in seiner alten Wohnung bei dem Fleischer, und es machte ihm ein geheimes Vergnügen, wenn ihn ungeachtet dieser schlechten Wohnung einer von seinen reichen und angesehenen Mitschülern besuchte, „daß er auch ohne ein einladendes Logis oder sonst äußere Vorzüge zu haben, bloß um sein selbst willen gesucht würde. Dieß machte, daß er zuweilen auf seine schlechte Wohnung ordentlich stolz war" (III, 143).

Am 13. Januar 1776 hielt Reiser dann seine Rede, und er erhielt nun noch mehr Unterrichtsstunden, wodurch sich seine Einnahme so verbesserte, daß er sich ein besseres Logis mieten, zuweilen einige

seiner Mitschüler zum Kaffee bitten und für einen Primaner auf einem ganz ansehnlichen Fuß leben konnte. Es bleibt aber, um sein Verhältnis zur realen Welt auf das richtige Maß einzuschränken, beachtenswert, daß es gleichzeitig heißt: „nun aber däuchte ihm das Geld, was er einnahm, gegen seine sonstigen Einkünfte und Bedürfnisse gehalten so viel, daß ihm die Kostbarkeit desselben und die Nothwendigkeit des Zusammenhaltens auch nicht im mindesten einleuchtete; er wurde auf die Weise durch seine stärkere Einnahme ärmer, als er vorher war; und eben das, was eine Wirkung seines günstigen Glücks war, wurde in der Folge wieder die Quelle seines Unglücks" (III, 150). Zu beachten bleiben uns im Zusammenhang dieses Abschnittes noch die Worte: „Da er nun aber die Achtung aller derer, die ihn kannten, und derer, von welchen sein Glück abhing, so plötzlich und so unerwartet gewonnen hatte, so machte dieß natürlicher Weise einen Eindruck auf sein Gemüth, der ihn zu einem edlen Bestreben anspornte, diese Achtung immer mehr zu verdienen; er fing an, die Stunden des öffentlichen Unterrichts sorgfältiger wie jemals zu nutzen und vorzüglich durch Aufschreiben sich, so viel er nur konnte, davon zu eigen zu machen" (III, 151). Wieder lesen wir aus diesen Worten, wie das positive wie sonst das depositive Verhältnis zur realen Welt sich bei Reiser nach der moralischen Seite fühlbar macht.

Indes hat Reiser mit dem Redeakt doch den Höhepunkt der realen Beziehungen zur Umwelt überschritten, und es treten neue destruktive Momente ein, die auf seine Zukunft bestimmend wirken. Erwähnen wollen wir hier nur noch das positive Verhältnis, in das Reiser durch den glücklichen Umschwung seiner inneren ebenso wie seiner äußeren Verfassung zu seinem Vater kam. Als Reiser zu Ostern des Jahres 1776 einmal wieder bei seinen Eltern in Wölpe weilte, da verstand er es durch die geistige Ausreifung, die er im letzten Jahre erfahren hatte, die mystischen Ideen seines Vaters, die dieser aus der Schrift der Madame Guion geschöpft hatte, soweit metaphysisch zu erklären, daß es heißt: „Reisers Vater, der dieß nie in seinem Sohne gesucht hatte, schien nun auch eine hohe Idee von ihm zu bekommen und ordentlich eine Art von Achtung gegen ihn zu hegen" (III, 176).

Im Sommer des Jahres 1776 erhielt Reiser einmal den Besuch seines Vaters in Hannover, den er jetzt zum erstenmal in seiner Stube die mit sehr guten Möbeln versehen und schön austapeziert war, bewirten konnte. Er suchte seinem Vater seine Lage von der ange-

nehmsten und vorteilhaftesten Seite zu schildern, wiewohl sich inzwischen wieder manches zu seinem Nachteile verschoben hatte. Wir lesen dann: „Reiser begleitete seinen Vater bei dessen Rückreise eine Stunde vor das Thor hinaus, und da sie nun an eben den Fleck kamen, wo ihm derselbe einst seinen Fluch gegeben hatte, so standen sie zufälligerweise still — es fiel Reisern nachher erst ein, daß dies derselbe Fleck war — sie hatten sich bis dahin über die wichtigsten und erhabensten Gegenstände, worin die Mystik und Metaphysik zusammentreffen, unterredet, und nun schloß Reisers Vater einen Bund mit seinem Sohne, daß sie von nun an gemeinschaftlich jenem großen Ziele der Vereinigung mit dem höchsten denkenden Wesen näher zu kommen streben wollten; worauf er ihm denn auf eben dem Fleck, durch Auflegung der Hand seinen Segen ertheilte, wo er ihm ehemals seinen Fluch gab" (III, 203). Und Reiser kehrte in sehr guter Stimmung nach Hause.

Niedergang

Mit dem starken Naturgefühl und der zum erstenmal die Außenwelt ironisierenden Selbständigkeit seines Wesens im Sommer 1775, dann mit dem Gewinn neuer positiver Beziehungen zu dieser wirklichen Welt im folgenden Winter hat Reiser den Höhepunkt der großen Entwicklungsperiode, die wir jetzt verfolgen, erreicht. Seine seelische Verfassung bewegt sich von da wieder in einer absteigenden Linie. Wir werden also nun zu betrachten haben, welche einzelnen Momente zu diesem neuen Niedergang führen.

Bevor wir da die verschiedenen Tatsachen ins Auge fassen, die als äußere Veranlassung in der Weiterentwicklung Reisers eine ihm nachteilige Bedeutung gewinnen, haben wir zuerst unser Augenmerk darauf zu richten, wie weit in seiner zur Zeit zwar relativ positiven Verfassung trotzdem Anlagen in ihm selbst gegeben sind, die einem unbedingten Kontakt mit der Außenwelt hindernd im Wege stehen. Da überrascht es uns, daß gerade die Beziehungen zur realen Welt seiner Umgebung, die Anerkennungen, die ihm im Winter 1775—76 im reichsten Maße zuteil werden, ihn nicht mit so positiven Gefühlen erfüllen, als wir es erwarten könnten.

Wir hören schon bald nach dem Deklamieren seiner Gedichte in der Schule: „Bei dieser bessern Wendung seines Schicksals behielt Reiser

 demohngeachtet noch immer seine schwermüthige Laune bei, woran er nun einmal ein besonderes Behagen fand; und selbst an dem Tage, da ihm die unerwartete Ehre der öffentlichen Kritik seiner Gedichte widerfahren war, ging er den Nachmittag einsam und schwermüthig bei dem trüben und regnigten Wetter in der Stadt umher und wollte am Abend zu Philipp Reiser gehen, um diesem sein Glück zu sagen. Da er nun hinkam, fand er ihn nicht zu Hause, und alles war ihm nun so todt, so öde — er konnte sich seines Glücks, die Achtung der Menschen, die ihn zunächst umgaben, in gewisser Maaße gewonnen zu haben, nicht recht freuen, weil er es seinem Freunde nun nicht hatte erzählen können. Und da er nun traurig vor sich hin wieder nach Hause kehrte, verfolgte er die Idee des Nichtzuhausefindens, des Rückkehrens mit kummerbeladenem Herzen, wenn er seinem Freunde ein Leiden hätte klagen wollen, bis zu dem fürchterlichen Gedanken, daß er ihn todt gefunden habe, und nun verzweiflungsvoll selbst sein Glück verwünschte, weil er das größte Glück des Lebens, einen treuen Freund, verlohren hatte" (III, 124). Diese imaginäre Depression findet dann Auslösung in einem Gedicht, das nicht zu den schlechtesten Gedichten Reisers zählt und uns damit beweist, wie wirklich verhältnismäßig seine wenn auch grundlosen Gefühle dennoch gewesen sind. Wir sehen also Reiser in einer tiefen Schwermut, wo er nach seinen Erfolgen in der realen Welt die wenigste Ursache dazu hätte. Wir finden ihn in einer durchaus unwirklichen und deshalb romantischen Gefühlswelt, wie sich das vollends in dem weiteren Ausspinnen dieser Gefühle als solcher der reinsten Einbildungskraft offenbart, in der er den eingebildeten Tod seines Freundes wirklich beklagt. Immerhin liegt dieser Stimmung wenigstens noch ein äußerer Anlaß zugrunde in dem zufälligen Mangel an einer äußeren Beziehung, da er Philipp Reiser nicht zu Hause trifft. Wir sehen daran, wie ungeheuer der subjektivistische Mensch jener Zeit, selbst wenn er schon wie Reiser zu einem bescheidenen Grad positiver Ironie gelangt ist, der Beziehung zu andern bedarf, um überhaupt erst seiner eigenen Gefühle gewiß zu bleiben.

Weiter interessieren uns dann die Gefühle, die Reiser bei dem Redeakt an der Königin Geburtstag erfüllten. Da lesen wir: „Endlich kam nun der Tag seines Triumphes heran, wo er auf die auffallendste Art, die nur in seiner Lage möglich war, öffentlich Ehre und Beifall einerndten sollte — aber eben dieß erweckte bei ihm eine ganz

besondre schwermüthige Empfindung: auf diesen Punkt war nun bis-
her alle sein Wünschen und Trachten gespannt gewesen, bis auf diesen Punkt heftete sich die Aufmerksamkeit eines großen Theils von Menschen auf ihn, und wenn nun dieß vorbei wäre, so sollte das alles nachlassen, und die ganz alltäglichen Scenen des Lebens sollten dann wieder kommen. Dieser Gedanke erweckte in Reisern sehr oft den sonderbaren, im Ernst gemeinten Wunsch, daß er am Ende seiner Rede hinfallen und sterben möchte" (III, 143). Wir sehen daraus, wie Reiser mehr die Vorstellung von der Rolle, die er als Redner spielen wird, erfüllt, als diese selbst am Tage ihrer Verwirklichung, wie er sich auch mehr in der auf ihn gerichteten Aufmerksamkeit der Leute fühlt, die mit der Erfüllung seiner Aufgabe erlischt, als in der bleibenden Anerkennung, die darin liegt, daß ihm diese Aufgabe überhaupt erteilt worden ist.

Wir hören dann von der glänzenden Versammlung seiner Zuhörer, und es heißt: „Indes kam Reisern an diesem Tage alles so todt, so öde vor; die Phantasie mußte zurücktreten, das Wirkliche war nun da; und eben daß nun dies, wovon er so lange geträumt hatte, schon wirklich und nichts weiter als dieß war, machte ihn nachdenkend und traurig; denn nach diesem Maßstabe maß er nun die ganze Zukunft des Lebens ab; alles war ihm hier wie im Traume, wie in dunkler Entfernung, er konnte es sich nicht recht vors Auge bringen; mit melancholischen Gedanken bestieg er den Katheder, und während daß die Musik ertönte, ehe er noch anfing zu reden, dachte er an ganz etwas anders als an seinen gegenwärtigen Triumph, er dachte und fühlte die Nichtigkeit des Lebens, die angenehme Vorstellung seines gegenwärtigen wirklichen Zustandes schimmerte nur wie durch einen trüben Flor durch" (III, 144 f.). Hernach wird uns nochmals berichtet: „An dem Tage nun, da er die Rede gehalten hatte, war er niedergeschlagener wie jemals; denn alles war ihm doch so todt, so leer, und es war nun vorbei, womit seine Einbildungskraft sich so lange beschäftigt hatte" (III, 149).

Aus alledem sehen wir, wie die Wirklichkeit auch jetzt weit hinter seiner Phantasie zurückbleibt; und vielleicht gerade jetzt, wo mit der Entwicklung einer positiven Ironie die subjektivistische Anschauung der Dinge eine noch stärkere Betonung in ihm erfahren hat. Die subjektive Vorstellung der Ereignisse vor ihrer Verwirklichung ist das ungleich Lebendigere in ihm. Die Wirklichkeit erscheint ihm dagegen

 nur unter dem Bilde der Vergänglichkeit. Er selbst lebt auch jetzt trotz der neuen Beziehungen zu den realen Verhältnissen seines Daseins sein eigentliches Leben in der romantisch-phantastischen Verstiegenheit einer von der wirklichen weitentfernten imaginären Welt. Wir hören auch, daß Reiser in der Schule noch ein Gedicht über die Mängel der Vernunft deklamierte, in der diese seltsame romantische Verstiegenheit der Gedanken ins Metaphysische sich bis zur gänzlichen Unverständlichkeit erhob. Reiser selbst fühlte das Bedürfnis dieser verflüchtigenden Tendenz seines Wesens entgegenzuarbeiten, und es klingt seltsam pessimistisch, wenn wir lesen: „Zuletzt endigte sich denn das Gedicht auf eine sehr orthodoxe Weise, daß man also doch zu dem Licht der Offenbarung am Ende seine Zuflucht nehmen müsse" (III, 153).

Noch an einem anderen Beispiele wird es bemerkenswert, wie Reiser einer in die verstiegene Unwirklichkeit strebenden Tendenz seines Wesens zu steuern das Bedürfnis empfindet. Er arbeitete ein Gedicht über die Zufriedenheit „gleichsam zu seiner eigenen Belehrung oder zur eignen Richtschnur seines Lebens" aus. Dabei hören wir: „nachdem er nun aber alle Beruhigungsgründe bei den Widerwärtigkeiten des Lebens durchgegangen war und sich gleichsam in eine sanfte Stille eingewiegt hatte, so erwachte doch am Ende wieder seine schwarze Melancholie, und er beschloß die Reihe der sanften Empfindungen, welche in diesem Gedicht ausgedrückt waren, doch am Ende mit Ausdrücken der Verzweiflung" (III, 153 f.). Diese Melancholie und Verzweiflung gehören durchaus der subjektiven Phantasiewelt an, in der Reiser sich ungeachtet seiner realen Beziehungen fortgesetzt weiter verliert; denn alle diese schwermütigen Stimmungen haben seiner ganzen Lage nach wenig Grund in der Wirklichkeit. Moritz bekennt geradezu: „bei der heitersten, lachendsten Aussicht zog sich das schwarze Melancholische immer wieder wie eine Wolke vor seine Seele" (III, 154). Es werden uns noch verschiedene Beispiele angeführt, wie es immer wieder das joy of grief war, wohin sein Herz von Kindheit an neigte, und the grief war doch häufiger ein Gebilde der Phantasie als Wirklichkeit. Was lag an der Wirklichkeit? sie war einförmig, sie war klein, sie war tot. The grief dagegen war Bewegung der Seele sogar noch in der Einbildung, und Bewegung der Seele ist alles, ist das, worin der subjektivistische Mensch
 sich fühlt, die Quelle seines Selbstbewußtseins.

Zu diesen depositiven Tendenzen, die in Reiser tätig sind, tritt nun als ein äußeres Moment hinzu, daß die positiven Beziehungen zu den realen Verhältnissen in Hannover nach seiner Rede am Geburtstag der Königin erheblich an Wert für ihn verlieren. Es ist uns wiederholt versichert worden, daß er mit der Rede das höchste Ziel erreicht habe, das es für einen Primaner in dieser Stadt nach Lage der Verhältnisse geben konnte. Und wir müssen uns in der Tat fragen: bieten denn die gegebenen Verhältnisse noch irgendwelche Ziele für Reiser, die zu erstreben den Zweck seines Lebens ausmachen könnten, deren Gewinnung eine neue positive Beziehung zur Wirklichkeit für ihn bedeuten würde?

Zu lernen gab es nach einem vierjährigen Besuch der Prima für Reiser nichts Neues mehr. Ein Fortkommen in der realen Wirklichkeit hätte für ihn also wohl nur in einem Verlassen Hannovers und dem Beziehen einer Universität bestehen können. Dies wäre also das Ziel gewesen, dessen Erstreben ihn in der Wirklichkeit gebunden erhalten hätte. Wie aber wollte er das erstreben, was seiner Willenssphäre gänzlich entzogen war? Einen offiziellen Abschluß der Schulstudien durch ein Reifeexamen im heutigen Sinne gab es noch nicht. Es hätte einzig vom Ermessen der Lehrer Reisers und, nachdem er wohl eine hinreichende Schulbildung genossen hatte, insbesondere von seinen Wohltätern abgehangen, ob man ihn nun zur Universität schicken wollte, d. h. ihn weiter mit Mitteln zum Universitätsstudium ausstatten wollte.[1] Von seiten der ihm wohlgesinnten Männer verlautete nichts, was auf eine derartige Absicht hätte schließen lassen. Daß Reiser selbst sich mit einer derartigen Bitte an den Pastor Marquard hätte wenden sollen, wäre nach der ganzen Anlage seines Charakters ausgeschlossen gewesen. Trotzdem wäre dies der einzige Weg gewesen, den ihn die realen Verhältnisse gewiesen hätten, wenn er mehr ein Mensch der Wirklichkeit gewesen wäre, und wenn nicht — wie wir hernach sehen werden — aus seiner eigenen romantischen Natur andere Momente dazwischengetreten wären, die ihn von diesem Schritt vollends entfernen sollten. So hätte also Reiser nach Lage der Dinge ohne jedes erstrebenswerte Ziel weiter die Prima besuchen

[1] Die Universitäten pflegten ihrerseits die Ankommenden einer Prüfung zu unterwerfen, die nach den Gebräuchen der verschiedenen Universitäten begreiflicherweise an Einheitlichkeit viel zu wünschen übrig ließ. Um diesem Mißstand zu steuern, wurde in Preußen auf eine Anregung Gedikes im Jahre 1788, in Hannover erst 1829 die Reifeprüfung eingeführt.

müssen: eine Wirklichkeit, die in ihrer Einförmigkeit keinerlei Reiz für ihn besitzen, seine Seele in keine Bewegung mehr setzen konnte. Da aber Bewegung der Seele als Quelle des subjektivistischen Selbstgefühls betrachtet sein will, so muß die Einförmigkeit der aussichtslosen Lage in Hannover für Reiser also eine Unterbindung seines Selbstbewußtseins bedeuten. Die Erhaltung seines subjektiven Selbstgefühls drängt ihn mit Notwendigkeit wieder aus der Wirklichkeit in eine romantische, abenteuerliche Welt, die zur Wirklichkeit im vollsten Gegensatz steht.

Wir begreifen nach alledem, was es heißt, wenn Moritz schreibt: „Da nun einmal seine Phantasie so lebhaft angeregt und sein Gemüth durch so viele sich durchkreuzende Wünsche und Hoffnungen bis auf den stärksten Grad in Bewegung gesetzt war, so mußte er nothwendig anfangen, das Einförmige in seiner Lage zu empfinden. Es fing an, ihm wieder so enge in Hannover zu werden, beinahe wie damals, da ihm die Reise nach Braunschweig zu dem Hutmacher bevorstand. Alle seine Gedanken fingen allmählig an ins weite zu gehen, er träumte sich in eine romanhafte Zukunft hin. Und da nun der Frühling heran kam, so erwachte auf einmal eine sonderbare Begierde zum Reisen in ihm, die er bis dahin noch nie in dem Grade empfunden hatte" (III, 157 f.). Wölpe war halbwegs Bremen von Hannover, und nun von Bremen die Weser hinunter bis nach der See zu fahren: „das was das große Projekt, womit sich Reiser schon seit einigen Wochen trug, und seine Einbildungskraft spiegelte ihm Wunderdinge von dieser Reise vor. Der Anblick der Weser, der Schiffe, einer Handelsstadt beschäftigten seine Seele im Wachen und im Traume" (III, 158 f.). Dieses Projekt verwirklichte Reiser in den Osterferien des Jahres 1776 tatsächlich, und das Ergebnis dieser Reise trat als ein weiteres Moment zu der Aussichtslosigkeit seiner realen Lage in Hannover hinzu, um ihn aus der Wirklichkeit fortschreitend zu entfernen. Betrachten wir zunächst diese Reise selbst.

Reiser ließ sich von einem seiner Mitschüler an dessen Bruder, der in Bremen in einem kaufmännischen Geschäft war, einen Brief mitgeben und trat nun mit einem Dukaten in der Tasche seine Reise zu Fuße an. Nichts ist bezeichnender für ihn als die Ausrüstung, mit der er sich versehen hat: eine Spezialkarte von Niedersachsen, ein Tintenfaß und ein Buch von weißem Papier: „um über seine Reise unterwegs ein ordentliches Journal führen zu können". Dies Jour-

nal ist für Reiser eine wichtige Sache, beinahe wichtiger als die Reise selbst. Wir lesen nun von dieser „ersten sonderbaren romanhaften Reise, welche Anton Reiser that": „Mit jedem Schritt wuchs gleichsam seine Erwartung und sein Muth, und er war von seiner Reise so begeistert, daß er schon ein paar Meilen von Hannover sich auf einem Hügel an der Landstraße setzte, sein Dintenfaß, daß mit einem Stachel versehen war, vor sich auf die Erde pflanzte, und auf diese Weise halbliegend anfing, in seinem Journal zu schreiben."

In seinem Enthusiasmus wanderte Reiser am ersten Tage durch Wälpe hindurch, ohne seine Eltern zu begrüßen, und wandte sich ohne Unterbrechung nach dem nächsten Dorfe auf den Weg nach Bremen. Erst am dritten Tage erreichte er die Stadt selber und „sahe nun das wirklich vor sich, womit seine Phantasie sich schon so lange beschäftigt hatte". Die Wirklichkeit scheint aber auch hier den Vorstellungen der Phantasie Reisers nicht entsprochen zu haben. Wenigstens hören wir nicht, daß die Stadt als solche einen sonderlichen Eindruck auf ihn gemacht hat; denn nachdem er nur ein paarmal die Straßen der Stadt durchwandert hatte, war sein erstes gleich, sich zu erkundigen, ob nicht einer von den großen Kähnen, die auf der Weser lagen, nach der Mündung schiffen würde. Es fügte sich, daß gerade einer von den Kähnen abging, und Reiser begab sich nun zum erstenmal in seinem Leben zu Schiffe. Er fuhr noch an demselben Tag bis sechs Meilen jenseits Bremen, wo angelegt und in einem Dorfe übernachtet wurde. Diese Schiffahrt, ob es gleich stürmisches und regnichtes Wetter war, machte Reiser unendliches Vergnügen, indem er mit seiner Landkarte in der Hand auf dem Verdeck stand und die Örter an beiden Ufern, deren Namen er nun wußte, die Musterung vor sich vorbeipassieren ließ. Er aß und trank mit den Schiffern und kehrte am Abend mit ihnen in die Herberge ein. Von da wollte er den andern Morgen mit einem anderen Schiffe weiter bis an die Seeküste fahren: „er sah schon in Gedanken die ungeheuren Wasserfluten vor sich, und seine Einbildungskraft war gerade bis auf den höchsten Grad gespannt, da ihm plötzlich eine Sache einfiel, die er die ganze Reise über noch nicht reiflich erwogen hatte, ob nemlich auch seine Börse zureichen würde" (III, 163).

Als Reiser nun den Schiffer bezahlt hatte, blieben ihm nur wenige Groschen übrig. Schon getraute er sich nichts zu Abend zu essen und machte die halbe Nacht Entwürfe, wie er mit Ehren aus dem Gast-

hof kommen sollte. Zufälligerweise genügten die wenigen Groschen noch gerade, seine Zeche zu bezahlen, aber er behielt auch nicht einen Heller übrig. Er machte sich indessen froh, noch mit Ehren davongekommen zu sein, zu Fuß auf den Weg nach Bremen; denn sein Brief an den Kaufmann war jetzt seine einzige Hoffnung, ohne diesen war er zwölf Meilen, nämlich bis Wölpe, von aller Welt verlassen. Unterwegs überfiel ihn nun freilich eine gänzliche Ermattung vor Hunger, Durst und Müdigkeit. Da fand er aber noch zwei Bremergroten in seiner Tasche, die ihm unter diesen Umständen so lieb waren, als hätte er einen richtigen Schatz gefunden. Er ließ sich also im nächsten Dorfe für einen Groten ein Glas Bier geben, das ihn wundersam erfrischte. Nun war er aber auch ganz gefaßt, nüchtern die sechs Meilen bis Bremen weiter zu wandern.

Unterwegs gesellte sich ein armer Handwerksbursche zu Reiser, der sich in jedem Dorfe etwas zusammenbettelte „und Reisern machte das sonderbare Verhältnis eine Art von Vergnügen, daß dieser arme Handwerksbursch, der ihn vielleicht als einen wohlgekleideten Menschen beneiden mochte, doch jetzt im Grunde reicher als er war". In Vegesack betrachtete er mit hungrigem Magen, was er noch nie gesehen hatte, eine Anzahl dreimastiger Schiffe, die in dem kleinen Hafen lagen: „Dieser Anblick ergötzte ihn ohngeachtet des mißlichen Zustandes, worin er sich befand, unbeschreiblich, und weil er an diesem Zustande durch seine Unbesonnenheit selber schuld war, so wollte er es sich gleichsam gegen sich selber nicht einmal merken lassen, daß er nun damit unzufrieden sei" (III, 166).

Gegen Abend erreichte Reiser Bremen. Doch stand er nun am falschen Ufer der Weser und mußte sich erst übersetzen lassen, wozu gerade ein Bremergrote bezahlt werden mußte: „daß er nun diesen gerade noch gespart hatte, däuchte ihm wiederum ein ordentlicher Glücksfall, weil er sonst die Stadt nicht mehr würde erreicht haben, woran ihm doch jetzt alles lag". So kam er mit Sonnenuntergang an das Stadttor. Weil er nun ordentlich gekleidet war und „das ganze Wesen eines spatzierengehenden annahm, der zuweilen still stehet und sich nach etwas umsieht und dann wieder ein paar Schritte weitergeht", so ließ man ihn ungehindert passieren. Nun lesen wir: „Er fand sich also auf einmal wieder in dem Bezirk einer volkreichen Stadt, wo ihn aber niemand kannte, und er so verlassen und allein, indem er traurig über das Geländer in die Weser hinabsahe, auf der

Straße dastand, als wenn er auf einer unbewohnten wüsten Insel gewesen wäre. Eine Weile gefiel er sich gewissermaßen in diesem verlassnen Zustande, der doch so etwas sonderbares Romanhaftes hatte". Da aber das vernünftige Nachdenken über die Phantasie wieder den Sieg erhielt, so war freilich seine erste Sorge, von seinem Briefe an den Kaufmann Gebrauch zu machen. Wie groß war aber sein Schrecken, als er diesen nicht zu Hause traf und hörte, daß er erst spät am Abend zurückkehren würde: „alle seine romanhaften Ideen waren verschwunden, er empfand nichts als die grausame Nothwendigkeit, diese Nacht von Hunger und Müdigkeit gequält mitten in einer volkreichen Stadt unter freiem Himmel zubringen zu müssen" (III, 166 f.).

Nach so vielen Widerwärtigkeiten sollte sich nun aber wieder ein glücklicher Umstand für Reiser ereignen. Der Kaufmann war nämlich nach Hause gekommen und hatte gehört, daß jemand einen Brief von seinem Bruder habe abgeben wollen. Er traf nun Reiser noch auf der Straße und nahm ihn äußerst freundlich auf, da er die Handschrift seines Bruders erkannte, und erbot sich Reiser in einen Gasthof zu führen. Dieser entdeckte ihm nun seinen wahren Zustand unter dem Vorwand, er sei wider seine Gewohnheit zum Spiel verleitet worden und habe alle seine Barschaft verloren: „denn daß er sich mit zu wenigem Gelde zu dieser Reise versehen habe, schämte er sich zu sagen, weil er dadurch noch mehr in der Meinung des jungen Menschen, von dem er jetzt allein Hülfe erwarten konnte, zu verlieren glaubte". Der Kaufmann streckte ihm nun ohne Umstände soviel vor, daß es Reiser an nichts fehlen sollte. Er führte ihn in einen angesehenen Gasthof, wo Reiser vorzüglich bewirtet wurde. Einige Gläser Wein, die dieser in Gesellschaft des Kaufmanns trank, taten nach der Ermüdung und Entkräftung eines ganzen Tages eine so außerordentliche Wirkung auf seine Lebensgeister: „daß er fast die ganze Gesellschaft, die sich alle Abende hier zu versammeln pflegte, mit Anekdoten von Hannover und lustigen Einfällen, die ihm sonst gar nicht gewöhnlich waren, unterhielt und sich den Beifall aller der Personen in diesem kleinen Zirkel erwarb". Moritz versichert: „Reiser hat nicht leicht in seinem Leben einen Abend vergnügter zugebracht als diesen, wo er sich in einer fremden Stadt, in einem ganz fremden Zirkel von Menschen geachtet sahe, ins Gespräch gezogen und mit aufmunterndem Beifall angehört wurde" (III, 170 f.).

Der Kaufmann nötigte Reiser, noch einige Tage in Bremen zu bleiben, er zeigte ihm die Merkwürdigkeiten der Stadt, von denen uns Moritz indes nichts berichtet. Dagegen kann er nicht stark genug immer wieder betonen, was offenbar den tiefsten Eindruck in seiner Seele hinterlassen hat: „Reiser fand nun an eben dem Ort, wo er erst fremd, von keinem Menschen bemerkt, einsam und verlassen auf der Straße stand, so viele Menschen, die sich für ihn interessierten, mit ihm sich unterredeten und mit ihm ausgingen, daß er an diese Personen, die ihm so viele zuvorkommende, gutmüthige Höflichkeit und Freundschaftsbezeigungen erwiesen, eine Art von Anhänglichkeit bekam, welche es ihm schwer machte, sich nach einer so kurzen Zeit schon wieder auf immer von ihnen zu trennen. Er speiste des Mittags in einer ansehnlichen Tischgesellschaft, wo ihm als einem Fremden immer mit ausgezeichneter Höflichkeit begegnet wurde, eine Behandlung, die er bis jetzt noch eben nicht gewohnt gewesen war" (III, 171 f.).

Selbst die Wehmut des Abschiedes hatte für Reiser einen nie empfundenen Reiz; und „er kam sich selber größer vor, weil er eigenmächtig, ganz ohne irgend einen äußern Antrieb nun zum erstenmale eine Reise nach einer ganz fremden Stadt gethan hatte, in der er binnen ein paar Tagen mehr Menschen fand, die ihm wohl wollten, als er in Hannover ganze Jahre hindurch nicht hatte finden können" (III, 174). Das Wandern war ihm nun so lieb geworden, daß er sich durch tausend angenehme Vorstellungen die Ermüdung hinwegphantasierte und schon in völliger Dunkelheit bei seinen Eltern in Wölpe eintraf, die sich freilich wunderten, daß er dicht vor ihnen vorbeigegangen, erst nach Bremen gereist und dann zu ihnen gekommen war.

Wegen der vielen angenehmen Nachrichten, die sie von ihm erhalten hatten, wurde er aber diesmal sehr gut aufgenommen. Er konnte nun mit seinem Vater symphilosophieren und mit seiner Mutter sich dem joy of grief hingeben. So stand er einmal mit seiner Mutter an der Türe, da das Kind eines Nachbars begraben wurde, und der Vater in tiefer Trauer mit hängendem Haar und nassem Auge folgte. Wenn sie mich nur auch erst so hintrügen, sagte Reisers Mutter, die freilich im Leben nicht viel Freude gehabt hatte, und Reiser, „der sich doch noch viel Freude versprechen konnte, stimmte innerlich so herzlich in diesen Wunsch mit ein, als ob ihm das größte

Herzeleid wiederfahren wäre". Er nahm diesmal mit besonderer Rührung von seinen Eltern Abschied und wanderte zu Fuß auch wieder nach Hannover. Da er sich nun dieser Stadt näherte, wandelte ihn aufs neue ein ängstliches Gefühl an, „da er aus der weiten Welt nun wieder in diesen kleinen Umkreis aller seiner Verhältnisse und Verbindungen zurückkehren sollte, das Allzubekannte dort deuchte ihm so fade" (III, 177).

Halten wir nun die Eindrücke dieser Reise mit der aussichtslosen Einförmigkeit von Reisers Lage in Hannover zusammen, so begreifen wir, wie die Reise als ein neues Moment wirken muß, um Reiser noch mehr aus der Wirklichkeit zu entfernen. Moritz faßt das Ergebnis dieser Reise selbst in einem solchen Sinne zusammen, wenn er schreibt: „da ihm nun dießmal sein unbesonnener Anschlag so gut gelang, so bildete sich zuerst unvermerkt der Keim zu dem Gedanken in ihm, sein Glück nicht länger in seiner bisherigen eingeschränkten Lage abzuwarten, sondern es in der weiten Welt, die ihm offenstand, selbst aufzusuchen"; denn, wird abermals betont, „er hatte in einer fremden Stadt eine ganze Anzahl Menschen gefunden, die sich um ihn bekümmerten, Theil an ihm nahmen und ihm seinen Aufenthalt angenehm machten, lauter Sachen, die er in Hannover nie gewohnt gewesen war. Er hatte Abentheuer überstanden und in einem kurzen Zeitraum den schnellsten Glückswechsel erfahren, indem er kaum eine Stunde vorher noch von aller Welt verlassen und unmittelbar darauf sich in einem Zirkel von Menschen befand, die alle auf ihn aufmerksam waren und ihn in ihre Gespräche zogen". Also, heißt es weiter, „was wunder, daß nun dadurch der Gedanke bei ihm rege wurde, die traurige Einförmigkeit seines bisherigen Aufenthalts und seiner bisherigen Verhältnisse mit dergleichen Abwechslungen zu vertauschen, wodurch er ohngeachtet aller Beschwerlichkeiten, die er darüber erdulden mußte, doch seine Seele auf eine angenehme, vorher noch nie empfundene Art erschüttert fühlte" (III, 172 f.).

Wir lesen also aus diesen Zeilen aufs neue, wie die Bewegung der Seele als Quelle des subjektivistischen Selbstgefühls, wenn auch Reiser selbst nicht klar bewußt, der treibende Beweggrund seiner Entschlüsse ist. Es ist nichts anderes als die „Aktivität" Werthers, die auch er sucht. Da ihm die realen Verhältnisse in Hannover diese nicht bieten können, so ist er nach den Eindrücken seiner Reise nur noch mehr geneigt, sich aus diesen Verhältnissen zu entfernen, die ihm not-

wendige Aktivität in den wechselvollen Schicksalen eines ungewissen, aus allen realen Verhältnissen losgelösten Wanderlebens zu suchen. So kehrt er mit ähnlichen Gefühlen nach Hannover zurück, wie er seinerzeit von seinem Sonntagsspaziergang vors Tor nach Braunschweig zurückgekehrt war: Noch nicht mit begriffsmäßig klarem Bewußtsein, aber gefühlsmäßig schon entschlossen, die Stadt zu verlassen. Wir werden sehen, welche weiteren Momente diesen Entschluß bewußt und zur Tat werden lassen.

Mit der Rückkehr Reisers nach Hannover am Ende der Osterferien des Jahres 1776 begegnet uns als ein neues Moment, das im depositiven Sinne auf ihn Einfluß gewinnt, wieder das Theater. Mit diesem Moment erfahren die depositiven Tendenzen in ihm eine derartige Verschärfung, daß die niedergehende Entwicklungsreihe dieser Periode damit in ein zweites Stadium tritt. So spielt das Theater in diesem Verlauf genau dieselbe Rolle, wie wir sie bereits vor drei Jahren kennen gelernt haben, als Reiser aus den Osterferien des Jahres 1773 nach Hannover zurückkehrte. Die Schröder'sche Truppe war diesmal nach Hannover gekommen, und Reiser versäumte nun, wie im Sommer 1773 nicht leicht einen Abend in der Komödie. Wie ihn das aus seinen realen Verhältnissen entfernte, lesen wir aus den Worten: „dadurch aber wurde sein Kopf wieder so voll von theatralischen Ideen, daß ihm seine eigentlichen Geschäfte des beständigen Lernens und Lehrens schon zuweilen nicht recht mehr zu schmecken anfingen" (III, 179).

Wir hören weiter, daß sich in dieser Zeit eigene Schriftstellerprojekte in Reisers Kopf zu bilden begannen, die sich naturgemäß auf das Theater bezogen. Er wollte ein Trauerspiel Der Meineid schreiben, und es ist bezeichnend genug für ihn, wenn in seinen Vorstellungen dabei stets die Wirkung, die er damit auf die Außenwelt gewinnt, die Sehnsucht nach einer Beziehung, die er auf realem Wege nicht zu erlangen weiß, die größte Rolle spielt. So heißt es: „Er sah schon den Komödienzettel angeschlagen, worauf sein Nahme stand; seine ganze Seele war voll von dieser Idee, und er ging oft wie ein Rasender in seiner Stube wüthend auf und nieder, indem er alle die gräßlichen und fürchterlichen Scenen seines Trauerspiels durchdachte und durchempfand"; und: „Der schmeichelhafteste Gedanke für Reisern war, wenn er dieß Stück noch in seinem jetzigen Stande, noch als Schüler

vollenden würde, was man denn für Erwartungen von ihm schöpfen, wie es dann noch weit mehr ihm zum Ruhm gereichen müßte" (III, 190).

Indes erscheint Reiser die Wirkung des Bühnendichters auf das Publikum doch noch zu mittelbar: „Ruhm und Beifall zu erwerben, das war von jeher sein höchster Wunsch gewesen; aber der Beifall mußte ihm nicht zu weit liegen, er wollte ihn gleichsam aus der ersten Hand haben", wie solchen nämlich allein der Schauspieler einerntet. In diesem Sinne griff das Theater am stärksten in seinen Wunsch ein: „Nirgends war jener Beifall aus der ersten Hand so wie hier zu erwarten". So wie Brockmann oder Reinicke „vor einer so großen Anzahl von Menschen, als sonst nur selten oder nie versammelt sind, alle die erschütternden Empfindungen, der Wuth, der Rache, der Großmuth nacheinander durchzugehen und sich gleichsam jeder Nerve des Zuschauers mitzutheilen — das deuchte ihm ein Wirkungskreis, der in Ansehung der Lebhaftigkeit" — d. h. Bewegung, Aktivität! — „in der Welt nicht seines Gleichen hat" (III, 193 f.).

Moritz spricht es nun geradezu aus, wie das Theater zu den Eindrücken der abenteuerlichen Reise nach Bremen hinzutrat, um die Bedeutung, die jene bereits für Reisers weiteren Entwicklungsgang haben sollte, zu verschärfen. Er sagt: „durch diesen zufälligen Umstand" — daß Reiser nämlich bei seiner Rückkehr wieder das Theater in Hannover vorfand — „vergesellschaftet mit der Rückerinnerung an die Abentheuer, die er auf seiner Reise gehabt hatte, bildete sich eine sonderbare romantische Idee in seinem Kopfe, die nun wieder auf einige Jahre seines künftigen Lebens einen sehr großen Einfluß hatte. Theater und reisen wurden unvermerkt die beiden herrschenden Vorstellungen in seiner Einbildungskraft" (III, 178).

Wie diese Neigung zum Theater auf Reisers Stellungnahme zu den realen Verhältnissen in Hannover Einfluß gewinnt, ist besonders wichtig. Der einzig reale Weg, sich etwa durch den Pastor Marquard die Möglichkeit des Universitätsbesuches bei seinen Wohltätern zu erwirken, wird durch seine Neigung zum Schauspielerberufe gleichsam ausgeschaltet, liegt ihm jetzt zum mindesten ferner als alles andere. Es heißt nämlich: „Jener Beifall aus der ersten Hand, den ein Schauspieler einerndten kann, war ihm nun so wichtig und so lieb geworden, daß sein Hang immer mehr nach dem Theater als nach der Universität war". Moritz weist darauf hin, daß es bei den glänzenden

 Schauspielern, die die damalige dramatische Gesellschaft in Hannover vereinigte, wirklich kein unrühmlicher Gedanke war, solchen Mustern nachzueifern. In bezug auf Reiser sagt er dann wieder: „Und um nun diesen Endzweck zu erreichen, brauchte man nicht erst drei Jahre auf der Universität studiert zu haben" (III, 200 f.).

So wirken also diese verschiedenen Momente zusammen, um auf die Dauer in dem Sinne bestimmend für Reiser zu werden, daß er Hannover verläßt und sich zur Bühne wendet. Indes müssen noch andere Umstände hinzutreten, um den Entschluß hierzu in ihm zur Reife zu bringen. Moritz schreibt ausdrücklich: „es war aber nur noch ein bloßes Spiel seiner Phantasie; er war noch nicht eigentlich entschlossen, die Sache selbst ins Werk zu richten" (III, 202). Nun stellt sich zu dieser Verfassung für Reiser gänzlich unerwartet der Mangel einer äußeren Beziehung ein, der als ein weiteres Moment unter den gegebenen Verhältnissen ganz besonders nachteilig auf ihn wirken muß. Da nämlich die Zeit der Sommerferien bevorstand, in der die Primaner selbst jährlich öffentlich Komödie zu spielen pflegten, zweifelte Reiser nicht, daß man ihm diesmal bei der allgemeinen Achtung, die er im letzten Jahr gewonnen hatte, eine Rolle anbieten würde. Dies wäre ein nicht zu unterschätzender Umstand gewesen, der bei der Bedeutung, die für ihn in der schauspielerischen Wirkung gegeben war, ihn noch einmal an die Verhältnisse in Hannover, wenn auch nur vorübergehend gebunden hätte. Aber gerade in dieser Erwartung sollte Reiser getäuscht werden.

Es herrschte ein solcher Rollenneid unter Reisers Mitschülern, daß niemand gerufen wurde, der sich nicht mit Gewalt hinzudrängte.[1] Da nun Reiser, wie wir wissen, die Fähigkeit gänzlich abging, den Umständen eines jeden realen Kampfes ums Dasein Rechnung zu tragen, so hörte er erst von der Sache, als die Stücke bestimmt und die Hauptrollen des ersten bereits besetzt waren. „Reiser sahe sich also nun auf einmal wieder, da er es am wenigsten vermuthete, von

[1] Moritz knüpft an diese Vorgänge noch folgende Bemerkung: „Reiser hat sich nachher oft an diesen Auftritt in seinem Leben zurückerinnert und Betrachtungen darüber angestellt, wie in diesen kindischen Bestrebungen nach einer so unbedeutenden Sache, als eine Rolle in einem Stück war, das von den Primanern in Hannover aufgeführt wurde, sich doch das ganze Spiel der menschlichen Leidenschaften ebenso vollständig entwickelte, als ob es die allerwichtigste Angelegenheit betroffen hätte; und wie das Streben gegeneinander, dieses Verdrängen und wieder verdrängt werden ein so getreues Bild des menschlichen Lebens im Kleinen war, daß Reiser alle seine künftigen Erfahrungen hierdurch schon gleichsam vorbereitet sahe" (III,

demjenigen ausgeschlossen, woran sein ganzes Herz jetzt mehr wie jemals hing, und weswegen er vordem schon so viel erduldet hatte". Wie sich dieser Mangel einer realen Beziehung gleich wieder als eine Störung des Selbstbewußtseins geltend macht, lesen wir aus den Worten: „Was Reisern am meisten kränkte, war, als er hörte, daß er bei der Rollenaustheilung nicht etwa Feinde unter der Gesellschaft gehabt, die ihn hätten ausschließen wollen, sondern daß man gar nicht einmal an ihn gedacht, seiner nicht einmal erwähnt hatte". Das für Reiser Charakteristische des ganzen Vorgangs faßt Moritz dann in die Worte zusammen: „Er wollte sich nicht zudrängen und war doch wieder nicht stark genug, es zu ertragen, wenn man ihn vernachlässigte" (III, 183 f.). Schließlich war er froh, in dem Deserteur aus Kindesliebe wenigstens noch eine Nebenrolle und im übrigen als Ersatz die Verfertigung eines Prologs aufgetragen zu erhalten.

Es will zwar zunächst scheinen, als ob Reiser durch seine Beteiligung an der Komödie neue positive Beziehungen gewonnen hätte. So hören wir, daß der Prolog nebst dem Personenverzeichnis wie ein kleines Buch gedruckt wurde, und daß auf dem Titel stand, „verfaßt von Reiser, gesprochen von Iffland", auch erhielt er von seinen Mitschülern den Auftrag, den Prinzen, die übrige Noblesse und die Honoratioren der Stadt selbst zu der Komödie einzuladen, welches er mit dem Degen an der Seite und in dem Galakleide wie im Januar zur Feier des Geburtstages der Königin tat. Indes die Rolle, die er damals spielte, war doch von seiner jetzigen sehr verschieden. Damals hatten sich seine realen Verhältnisse sehr zu seinen Gunsten gewandelt. Die Rolle, die er damals spielte, hatte ihren positiven Grund in der Anerkennung, die er sich in den realen Bedingungen seines Daseins erworben hatte, sie war echt. Die Rolle, die Reiser jetzt spielte, war nicht echt. Moritz schreibt: „So glänzend nun Reisers Zustand schien, wenn er so über die Straße paradierte und in den ersten Häusern seine Kour machte, so war dieser Zustand doch im eigentlichen Ver-

182). Bei dieser Betrachtung mag man sich vielleicht einer Stelle aus Wilhelm Meisters Lehrjahren erinnern. Wilhelm hat eben sein abfälliges Urteil über das Wesen der Schauspieler gefällt, als ihm Jarno entgegenhält: „Die armen guten Schauspieler! Wissen Sie denn mein Freund, daß Sie nicht das Theater, sondern die Welt beschrieben haben." Diese Parallele ist nicht so zufällig, als sie etwa erscheinen mag. Die Theatermanie Moritz' hat nach mancher Beziehung auf die Gestaltung der Lehrjahre mitgewirkt, zumal Goethe mit Moritz während der Entstehung von dessen Autobiographie in Italien verkehrt hatte (Vgl. darüber näheres: Robert Riemann, Goethes Romantechnik. Leipzig 1902, S. 75).

stande ein glänzendes Elend zu nennen; denn durch das schlechte Verhältniß seiner Ausgaben gegen seine Einkünfte wurden seine Umstände immer mißlicher, seine Lage immer ängstlicher" (III, 200).[1] Im Januar war die glänzende Figur Reisers ein Ausdruck der positiven Verfassung, die ihm in der Wirklichkeit gegeben worden war. Jetzt drückt ihn bei allem äußern Glanz das Einförmige und Aussichtslose seiner Lage in Hannover. Von neuen positiven Beziehungen kann also bei alledem nicht wohl die Rede sein.

Außer dem Deserteur aus Kindesliebe sollten nun noch Clavigo und zwei andere Stücke aufgeführt werden. Da Reiser nun im Deserteur aus Kindesliebe mit einer Nebenrolle Vorlieb genommen hatte, so rechnete er bestimmt darauf, jetzt wenigstens die Rolle des Clavigo zu erhalten, aber man erteilte sie nicht ihm, sondern einem anderen, der sie offenbar schlechter spielte, als sie Reiser gespielt haben würde. Reiser suchte sich die Rolle des Clavigo zu erbitten, zu ertrotzen, aber beides half nichts. Sein Nebenbuhler siegte, und wir hören: „Reisers Kränkung hierüber war so groß, daß ihn dieser Vorfall in eine Art von wirklicher Melancholie stürzte".

Es ist die stärkste Beziehung, die ihn noch an Hannover geknüpft haben würde, der er damit verlustig geht. Moritz weist darauf hin, daß „sein ganzer Wunsch, den er schon Jahrelang bei sich genährt hatte, jetzt gerade auf der Spitze der Erfüllung oder Nichterfüllung stand". Das Auditorium war hier so glänzend und zahlreich, wie es vielleicht nie gewesen sein mochte. Die Primaner durften diesmal nach der Abreise der Schröder'schen Gesellschaft im Schauspielhause selbst spielen, das einige Tausend Personen faßte. Es war so voll, daß niemand mehr Platz darin fand. Unter den Zuschauern befand sich der Prinz nebst dem ganzen Adel, die Geistlichkeit, die Gelehrten und Künstler der Stadt. Moritz schreibt: „Vor einem solchen Auditorium und dazu in einer Stadt, die beinahe seine Vaterstadt war, worin er erzogen und so mancherlei widerwärtige Schicksale erlebt hatte, sich mit aller der Stärke der Empfindung und des

[1] Die Bezeichnung „glänzendes Elend" begegnet uns zum ersten Male in Werthers Leiden. Moritz hat sie offenbar von dort übernommen. In der Zeit seines Amtes bezeichnet Werther als glänzendes Elend das unechte Wesen der Gesellschaft, in der er zu bewegen sich genötigt sieht. Er eifert gegen dieses glänzende Elend, wie Woldemar gegen das Unechte immer aufs neue vorzugehen sich gedrungen fühlt; und eben dieses Unechte ist es, das Moritz mit den Worten glänzendes Elend an der Lage seines eigenen Helden hier bezeichnen will.

Ausdrucks, die er bis jetzt nur für sich allein hatte entwickeln können, öffentlich zu zeigen — konnte in seiner Lage wohl etwas wünschenswertheres für ihn seyn?" (III, 205 f.).

Während der Probe wütete Reiser, der in einer Loge ausgestreckt am Boden lag, gegen sich selber, und seine Raserei ging so weit, daß er sich das Gesicht mit Glasscherben, die am Boden lagen, zerschnitt und sich die Haare raufte: „Denn die Erleuchtung, die Blicke unzähliger Zuschauer alle auf ihn allein geheftet und sich vor allen diesen forschenden Blicken seine innersten Seelenkräfte äußernd durch die Erschütterung seiner Nerven auf jede Nerve der Zuschauer wirkend — das alles wurde ihm in dem Augenblick gegenwärtig, und nun sollte er nichts, wie unter der Menge verlohren, ein bloßer Zuschauer seyn, wie er jetzt war, während daß ein Dummkopf, der den Klavigo spielte, alle die Aufmerksamkeit auf sich zog, die ihm, dem stärker empfindenden gebührt hätte" (III, 208). Bei der Aufführung war ihm zumute „wie einem, der alle sein Hab und Gut ohne Rettung in den Flammen aufgehen sieht", noch bis zum letzten Tage hatte er immer gehofft, diese Rolle, es koste, was es wolle, zu erhalten, „nun aber war alles vorbei" (III, 215).

Dieser entscheidende Wendepunkt fällt in die Mitte des Juni 1776 und muß dazu beitragen, den Entschluß, Hannover zu verlassen und sich der Bühne zuzuwenden, mehr und mehr in Reisers Bewußtsein heranreifen zu lassen. Schon lesen wir: „Er dachte aber dabei doch noch dereinst seine Lust zu büßen, sich auf dem Theater in einer heftigen und erschütternden Rolle zu zeigen, möchte es auch kosten, was es wolle. Daß ihm zum erstenmale dieser Genuß versagt war, reizte seine Begierde darnach nur noch stärker, und wie konnte er sicherer die Erfüllung seines höchsten Wunsches hoffen, als wenn er das zum eigentlichen Geschäft seines Lebens machte, woran ohnedem schon sein ganzes Herz hing. Der Gedanke, sich dem Theater zu widmen, bekam daher, statt niedergedrückt zu werden, noch immer mehr Gewalt über ihn" (III, 216 f.). An anderer Stelle sagt Moritz: „Sein Jahrelanger sehnlichster Wunsch mußte in Erfüllung gebracht werden, mochte es auch nun seyn, wo es wollte, er mußte irgendwo alles das wirklich machen, was bis jetzt durch eine so lang anhaltende Komödienlektüre und seinen schon so lange fortdauernden Hang zum Theater in seiner Phantasie reif geworden war" (III, 207).

Trotz alledem soll auch jetzt diese ungeheure Spannung noch nicht

durch die ausführende Tat eine Auslösung erfahren. Aber eben deshalb muß dieser Mangel an Auslösung weiter zerstörend in Reiser wirken; denn es ist ein Mangel an betätigender Wirkung in seiner Umgebung, ein Mangel, der sich damit in der Folge als Störung seines Selbstbewußtseins geltend machen muß, wie wir bald aufs neue sehen werden. In der Tat wird denn auch durch den Umstand, daß Reiser die Rolle des Clavigo nicht erhalten hatte, eine Krisis in seiner Verfassung herauf beschworen, was Moritz mit folgenden Worten zum Ausdruck zu bringen sucht: „Nach alle den vorhergehenden Situationen, worin er sich seit Jahren befunden hatte, war ihm nun die Rolle des Klavigo gleichsam Zweck seines Lebens geworden, das durch tausend drückende Lagen einmal ganz unter die Herrschaft der Phantasie zurückgedrängt war, die nun über dasselbe ihre Rechte ausüben wollte. Die Saite war bis zur höchsten Spannung hinaufgewunden, und nun sprang sie" (III, 208 f.). Wir hören, daß ihm von der Zeit an, daß er die Rolle des Clavigo nicht erhalten hatte, „sein Aufenthalt in Hannover lästig" wurde: „er fing von der Zeit an unstät und flüchtig zu werden". Ferner lesen wir: „Da sein eigentlicher gegenwärtiger Lebensfleck ihm so verdunkelt war, so zog es sich auch wieder über sein ganzes übriges Leben wie ein Flor; alles hüllte sich ihm in melancholische Trauer; er suchte die Einsamkeit wieder, wo er nur konnte, und fing an, sich in seinem äußern zu vernachlässigen" (III, 206).

In dieser Zeit schloß sich Reiser näher an Iffland an.[1] Diesem war von seinen Angehörigen die Teilnahme an den dramatischen Übungen untersagt worden; und es heißt: „Reiser war nun darüber melancholisch, daß er den Klavigo nicht spielen sollte und Iffland, daß er überhaupt nicht mehr mit Komödie spielen sollte, beide aber suchten sich zu überreden, daß sie das Leben um sein selbst willen überdrüssig

[1] Moritz hat uns schon vorher eine Schilderung von Iffland gegeben, die so charakteristisch für seine und seiner Zeitgenossen psychische Disposition ist, daß sie hier wenigstens nicht unerwähnt bleiben soll. Wir finden da alle die uns bekannten Erscheinungen wieder, die sich also nicht als individuelle auf Moritz selbst beschränken: Ein romantisches Leben in der Idee, die Gefahr des Rollenspielens und als Grundlage für dieses die Poesie der Einschränkung. Moritz erzählt uns nämlich: „Iffland lebte auch ganz in der Phantasienwelt und hatte sich damals gerade ein sehr reitzendes Bild von der angenehmen Lage eines Landpredigers entworfen, er war also entschlossen, Theologie zu studieren, und unterhielt Reisern fast beständig mit der Schilderung jener stillen, häuslichen Glückseligkeit, die er dann im Schooß einer kleinen Gemeinde, die ihn liebte, in seinem Dörfchen genießen würde. Reiser, welcher dergleichen Spiele der Phantasie aus eigener Erfahrung kannte, prophezeite

wären, und luden sich einmal des Nachts zwei Pistolen, womit sie fast die ganze Nacht hindurch Kurzweil trieben, indem sie seyn oder nicht seyn hertragierten. Bei Reisern ging indes der Lebensüberdruß in der That so weit, daß er nicht aus der Stelle wich, wenn Iffland die geladene Pistole auf ihn hielt und den Finger anlegte, um sie abzudrücken". Welch ein Tiefstand der seelischen Verfassung sich bei Reiser inzwischen wieder eingestellt hat, das erkennen wir noch vielmehr aus den Worten: „Am andern Tage aber hatte er einen etwas ernsthaftern Auftritt mit Philipp Reisern, den er besuchte. Er hatte die Nacht nicht geschlafen, eine dumme Trägheit blickte aus seinen hohlen Augen hervor, der Lebensüberdruß saß auf seiner Stirne, alle Spannkraft seiner Seele war dahin; er sagte zu Philipp Reisern guten Tag! und dann stand er da wie ein Stock. Philipp Reiser, der ihn schon öfter, aber noch nie in dem Grade in einem solchen Zustande der Erschlaffung gesehen hatte, und der nun zu fürchten anfing, daß es wohl gänzlich mit ihm vorbei seyn möchte, that ihm im ganzen Ernst den Vorschlag, daß er ihn todtschießen wollte, ehe ein verworfner und schlechter Mensch aus ihm würde, wie jetzt der Fall wäre. Mit Philipp Reisern, dessen Begriffe ebenfalls romanhaft und überspannt waren, war in solchen Fällen nicht zu spaßen. Anton Reiser verbat sich also diese Kur noch für jetzt und versicherte, daß er sich wohl noch einmal von seiner jetzigen Erschlaffung wieder erholen würde" (III, 212 f.).

Zu der Verfassung, in die Reiser seine Theaterleidenschaft im Zusammenhang mit seiner übrigen aussichtslosen Lage versetzt hat, treten nun noch einige äußere Momente, um den depositiven Zustand seiner Seele akut werden zu lassen, so daß sein Entschluß, Hannover zu verlassen und sich der Bühne zu widmen, zu einem festen und begrifflich bewußten wird. Wir hören, daß seine äußere Lage anfing

---

ihm in Voraus, daß er diesen Entschluß zu seinem eignen Besten wohl nie in Erfüllung bringen würde: denn wenn er Prediger würde, so würde er wahrscheinlich ein großer Heuchler werden, er würde mit der größten Hitze des Affekts und mit aller Stärke der Deklamation doch immer nur eine Rolle spielen. Ein geheimes Gefühl sagte Reisern, daß dieß bei ihm selber wohl der Fall seyn würde, darum konnte er jenem so gut den Text lesen. Iffland ist nun freilich nicht Prediger geworden, aber es ist doch sonderbar, jene Ideen von häuslicher stiller Glückseligkeit, die er damals so oft gegen Reisern geäußert hat, sind doch nicht verloren gegangen, sondern fast in allen seinen dramatischen Arbeiten realisirt, da er sie in seinem Leben nicht hat realisiren können. Da nun aber die Schauspieler wieder nach Hannover kamen, so wurden bei Iffland alle jene reizenden Phantasien von stiller Glückseligkeit auf einem Dorfe sehr bald verdrängt, und die herrschende Idee war nun bei ihm so wie bei Reisern wieder das Theater" (III, 187 f.).

immer mißlicher zu werden. Er hatte sich durch die Ausgaben, die mit dem Komödiespielen verbunden waren, und die Versäumnis seiner Unterrichtsstunden immer mehr in Schulden gestürzt. Schließlich sah er kein Mittel mehr, diese Schulden zu tilgen, als sie dem Pastor Marquard aufs neue zu entdecken, dessen Achtung und Freundschaft er dann völlig zu verlieren gewärtigen mußte. Damit war jede Aussicht auf den Besuch einer Universität endgültig für ihn ausgeschlossen. So mußten seine Schulden mit dazu beitragen, ihn aus den realen Verhältnissen der Wirklichkeit noch mehr zu entfernen. Alsbald begegnen wir nun ungleich gewichtigeren Anzeichen als bisher dafür, wie der Mangel an Kontakt mit einer wirklichen Welt sich als Störung des Selbstbewußtseins geltend macht. Es heißt, daß zu den Schulden, die ihn drückten, noch „ein paar Demütigungen" kamen, die ihm seinen längeren Aufenthalt in Hannover zum Ekel machten.

Die eine bestand darin, daß ein junger Edelmann, den Reiser unterrichtete, und mit dem er sich auf dessen Stube manchmal noch ein wenig zu unterhalten pflegte, zu ihm sagte, er habe die Ehre, sich ihm zu empfehlen. Es war sehr wahrscheinlich, daß jener wirklich geglaubt hatte, Reiser machte Miene zum Weggehen, und also mit dem Abschiedskomplimente ein wenig zuvorkommend gewesen war. Indes dieses zuvorkommende Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen, gesellte sich plötzlich in Reisers Idee zu dem Dummer Knabe! des Inspektors auf dem Seminar, zu dem Ich meine ihn ja nicht! des Kaufmanns, zu dem Das ist ja eine wahre Dummheit! des Rektors Sextroh. „Reiser fühlte sich auf einige Augenblicke wie vernichtet, alle seine Seelenkräfte waren gelähmt. Der Gedanke des auch nur einen Augenblick lästig gewesen seyns fiel wie ein Berg auf ihn — er hätte in dem Moment dieß irgend einem Geschöpf außer ihm (!) so lästige Dasein abschütteln mögen" (III, 219).

Reiser ging aus dem Tor nach dem Kirchhof, wo der Sohn des Pastor Marquard begraben lag, und weinte bei dessen Grabe die bittersten Tränen des Unmuts und Lebensüberdrusses. Die zuvorkommenden Worte des Edelmanns ließen einen Stachel in seiner Seele zurück, den er vergeblich wieder herauszuziehen suchte. Wir lesen: „Im Grunde war es das Gefühl der durch bürgerliche Verhältnisse unterdrückten Menschheit, das sich seiner hiebei bemächtigte und ihm das Leben verhaßt machte; er mußte einen

jungen Edelmann unterrichten, der ihn dafür bezahlte, und ihm nach

geendigter Stunde auf eine höfliche Art die Thüre weisen konnte, wenn es ihm beliebte; was hatte er vor seiner Geburt verbrochen, daß er nicht auch ein Mensch geworden war, um den sich eine Anzahl anderer Menschen bekümmern und um ihn bemüht seyn müssen; warum erhielt er gerade die Rolle des Arbeitenden und ein andrer des Bezahlenden?" (III, 220). Es ist ein Moment der fatalistischen Schicksalsidee Moritz', das aus dieser Stimmung herausspricht. Moritz macht dazu noch die beachtenswerte Bemerkung: „Hätten ihn seine Verhältnisse in der Welt glücklich und zufrieden gemacht, so würde er allenthalben Zweck und Ordnung gesehen haben, jetzt aber schien ihm alles Widerspruch, Unordnung und Verwirrung". Es ist dieses seltsame Geständnis sehr wichtig für uns. Wir wissen, daß es nicht an den äußeren Verhältnissen lag, wenn Reiser-Moritz so selten glücklich und zufrieden war, sondern daß die Ursache davon zumeist in seiner eigenen, inneren, durch den psychischen Zeitcharakter bedingten Veranlagung zu finden ist. Diese disharmonische, ironische Disposition ist die Quelle seiner Unzufriedenheit, ist damit zugleich, wie Moritz hier bezeugt, die Quelle der fatalistischen Schicksalsidee. Die Ironie als eine Disposition der Seele in dieser ganzen Zeit ist also, wie wir hier aufs neue sehen, auch die Quelle der ganzen späteren Literatur des Schicksalsdramas!

Zu der Demütigung in den Worten des jungen Edelmannes kam nun einmal, daß Reiser bei seinem Heimwege auf der Straße von einem seiner Gläubiger gemahnt wurde, sodann, daß er hinter sich einen Jungen zu einem andern sagen hörte: da geht der Magister Blasius! Dies brachte ihn so auf, daß er die Jungen ohrfeigte, die nun hinter ihm herschimpften, bis er seine Wohnung erreicht hatte. Und es heißt: „Von dem Tage an war Reisern der Anblick von den Straßen in Hannover ein Greuel, und vor allem war die Straße, wo der Junge hinter ihm hergeschimpft hatte, ihm am verabscheuungswürdigsten; er vermied es, wo er konnte, durch dieselbe zu gehen, und wenn er doch durchgehen mußte, so war es ihm, als ob die Häuser auf ihn fallen wollten; wohin er trat, glaubte er hinter sich den spottenden Pöbel oder einen ungeduldigen Gläubiger zu hören. Diese Demüthigungen waren zu schnell nacheinander gekommen, als daß er sich unter dem Druck, welcher ihm von nun an den Ort seines Aufenthalts verhaßt machte, noch einmal hätte wieder emporarbeiten können. Der Gedanke, Hannover zu verlassen und sein Glück in der weiten

Welt zu suchen, wurde von nun an fester Entschluß" (III, 221 f.). Und zwar hören wir, daß er sich Weimar zum Ziel erwählte, wo sich damals die Seiler'sche Truppe aufhalten sollte, über die Ekhof die Direktion führte, und der er sich als Schauspieler anzuschließen gedachte.

Bevor nun Reiser dazu kam, seinen Entschluß zur Ausführung zu bringen, sollte er noch eine Demütigung erleiden, die ihn in diesem bestärken mußte und in deren Folge wir ihn in Stimmungen sehen, die den depositiven Charakter seines Seelenzustandes am Ende dieser großen Periode seines Lebens auf das klarste erkennen lassen. Reiser war eines Tages mit einigen seiner Mitschüler in einem öffentlichen Garten. Vielleicht nun, daß seine Verfassung, die ihn aufs neue außer Kontakt mit der realen Welt gesetzt hatte, sich auch in seinem äußeren Wesen zeigte, so daß er dadurch einen in etwa verstörten Eindruck auf andere machte, oder durch seine ganze Lage der Sicherheit seines Benehmens beraubt war, jedenfalls dürfen wir wohl in einem solchen oder ähnlichen Umstand die Ursache sehen, daß er einigermaßen eine unglückliche, eine komische Figur ausgemacht haben dürfte. Und so lesen wir: „seine Mitschüler fielen, ehe er sichs versahe, auf einmal wieder mit einem solchen Spott über ihn her, daß es ihm auch nicht möglich war, gegen alles, was sie sagten, nur ein Wort vorzubringen. Da nun ihr Witz freien Spielraum fand, so war des Witzelns kein Ende, und da nun überdem ein paar Offiziere in der Nähe standen, die dem Gespräche zuhörten, so konnte Reiser nicht länger ausdauern, er schlich sich vom Tische weg und eilte, so schnell er konnte, fort — und, sobald er nun allein war, brach er aufs neue in laute Verwünschungen über sich und sein Schicksal aus. Er spottete über sich selbst, weil er sich zum Spott und zur Verachtung geboren glaubte" (III, 224).

Dies Ereignis muß natürlich seinem Selbstgefühl einen gefährlichen Stoß geben. Wir hören das aus der Frage heraus: „Woher kam es denn auch, daß er zum Spott der Welt gleichsam an der Stirne gebrannmarkt war? was haftete denn für ein Mal des Lächerlichen an ihm, das durch nichts konnte ausgelöscht werden? das ihm jetzt, da er doch von seinen Mitschülern geachtet war, aufs neue wieder in einer bösen Stunde ihrem Gelächter preisgab?" Daß es sich bei allen den depositiven Verfassungen, die wir betrachtet haben, um Störungen des Selbstbewußtseins handelt, wird bei dieser Gelegenheit

von Moritz selber bezeugt. Er führt nämlich im Anschluß an die oben aufgeworfenen Fragen selber aus: „Es war die unverantwortliche Seelenlähmung durch das zurücksetzende Betragen seiner eignen Eltern gegen ihn, die er von seiner Kindheit an noch nicht hatte wieder vermindern können. Es war ihm unmöglich geworden, jemanden außer sich wie seines Gleichen zu betrachten, jeder schien ihm auf irgend eine Art wichtiger, bedeutender in der Welt als er zu seyn; daher däuchten ihm Freundschaftsbezeugungen von andern gegen ihn immer eine Art von Herablassung; weil er nun glaubte, verachtet werden zu können, so wurde er wirklich verachtet, und ihm schien oft das schon Verachtung, was ein anderer mit mehr Selbstgefühl nie würde dafür genommen haben. Und so scheint nun einmal das Verhältniß der Geisteskräfte zu einander zu seyn; wo eine Kraft keine entgegengesetzte Kraft von sich findet, da reißt sie ein und zerstört wie der Fluß, wenn der Damm vor ihm weicht. Das stärkere Selbstgefühl verschlingt das schwächere unaufhaltsam in sich durch den Spott, durch die Verachtung, durch die Brandmarkung des Gegenstandes zum Lächerlichen. Das Lächerlichwerden ist eine Art von Vernichtung, und das Lächerlichmachen eine Art von Mord des Selbstgefühls, die nicht ihres Gleichen hat. Von allen außer sich gehaßt zu werden, ist dagegen wünschens- und begehrenswerth. Dieser allgemeine Haß würde das Selbstgefühl nicht tödten, sondern es mit einem Trotz beseelen, wovon es auf Jahrtausende leben und gegen diese hassende Welt Wuth knirschen könnte. Aber keinen Freund und nicht einmal einen Feind zu haben — das ist die wahre Hölle, die alle Qualen der fühlbaren Vernichtung eines denkenden Wesens in sich faßt. Und diese Höllenqual war es, welche Reiser empfand, so oft er sich aus Mangel an Selbstgefühl für einen würdigen Gegenstand des Spottes und der Verachtung hielt, seine einzige Wonne war dann, wenn er für sich allein war, in lauter Hohngelächter über sich selber auszubrechen und das nun selber gleichsam an sich zu vollenden, was die Wesen außer ihm angefangen hatten" (III, 224 f.).

Wir hören nun, daß Reiser, nachdem er dem Gespötte seiner Mitschüler entflohen war, sich immer weiter von der Stadt entfernte und planlos in der einsamen Gegend umherschweifte, bis er an einen kleinen Dorfkirchhof kam, der mit seiner ebenso winzigen Kirche einen ekelerregenden Eindruck auf ihn machte. Er sah nun nicht, wie in den Zeiten seiner positiven Verfassung im Kleinen einen Teil des Ganzen,

das Kleine in bezug auf das Ganze, und im Kleinen die Poesie der Einschränkung. In seiner jetzigen Verfassung hat das Große keinerlei Raum mehr in seiner Seele. Die reale Welt seines Daseins hat nichts Großes mehr für ihn, sie hat nur das Kleine, und das Kleine ist für ihn Vernichtung, Stillstand, Tod. So sieht er auch jetzt in dem Dorfkirchhof das Kleine und das Kleine nur allein, und es läßt das Gefühl des Zugrundegehens, dem seine eigene Seele verfällt, in erschreckender Weise in ihm wach werden.

Moritz hatte diese krankhafte Seelenstimmung meisterhaft gemalt. Er schreibt: „Der Horizont war schon verdunkelt; der Himmel schien in der trüben Dämmerung allenthalben dicht aufzuliegen, das Gesicht wurde auf den kleinen Fleck Erde, den man um sich her sahe, begrenzt. Das Winzige und Kleine des Dorfes, des Kirchhofes und der Kirche mit dem kleinen spitzen Thurme that auf Reisern eine sonderbare Wirkung — das Ende aller Dinge schien ihm in solch eine Spitze hinauszulaufen, der enge dumpfe Sarg war das letzte, hierhinter war nun nichts weiter, hier war die zugenagelte Bretterwand, die jedem Sterblichen den fernen Blick versagt. Das Bild erfüllte Reisern mit Ekel, der Gedanke an dieß Auslaufen in einer solchen Spitze, dieß Aufhören ins enge und noch engere und immer engere, wohinter nun nichts weiter mehr lag, trieb ihn mit schrecklicher Gewalt von dem winzigen Kirchhofe weg und jagte ihn vor sich her in der dunklen Nacht, als ob er dem Sarge, der ihn einzuschließen drohte, hätte entfliehen wollen" und weiter: „Was ihm aber auf dem Kirchhofe den Gedanken des Todtes so schrecklich machte, war die Vorstellung des Kleinen, die, so wie sie herrschend wurde, in seine Seele eine fürchterliche Leere hervorbrachte, welche ihm zuletzt unerträglich war. Das Kleine nahet sich dem Hinschwinden, der Vernichtung; die Idee des Kleinen ist es, welche Leiden, Leerheit und Traurigkeit hervorbringt; das Grab ist das enge Haus, der Sarg ist eine Wohnung still, kühl und klein; Kleinheit erweckt Leerheit, Leerheit erweckt Traurigkeit, Traurigkeit ist der Vernichtung Anfang, unendliche Leere ist Vernichtung. Reiser empfand auf dem kleinen Kirchhofe die Schrecken der Vernichtung, der Übergang vom Daseyn zum Nichtseyn stellte sich ihm so anschaulich und mit solcher Stärke und Gewißheit dar, daß seine ganze Existenz nur noch wie an einem Faden hing, der jeden Augenblick zu zerreißen drohte" (III, 228 f.).

Reiser flieht den Kirchhof, er flieht in ihm gleichsam das Bild seiner

eigenen und einförmigen Wirklichkeit. Er schweift die ganze Nacht in Regen und Dunkelheit planlos durch das hohe Korn querfeldein. In dem Planlosen liegt der Mangel jedes Verhältnisses zur Wirklichkeit. Die unmittelbar zerstörenden Stimmungen haben ihn zwar verlassen, wo der Dorfkirchhof in seiner erschreckenden Kleinheit seinem Auge entzogen ist. Aber die übertrieben ironischen Stimmungen, denen wir nun begegnen, sind ebenso wenig positiv, sie sind krankhaft. Dieser Mangel an Beziehung zur Wirklichkeit ist kein freiwilliges Drüberstehertum, es ist der sinnbetörende Subjektivismus, dessen Wesen doch nichts anderes als das passive Ausgeschlossensein bedeutet, jenes Tschandalagefühl Nietzsches, das in Wahnsinn endet. So lesen wir: „es war eine warme Sommernacht, und der Regen und die Dunkelheit waren ihm bei dieser menschenfeindlichen nächtlichen Wanderung die angenehmsten Gesellschafter; er fühlte sich groß und frei in der ihn umgebenden Natur; nichts drückte ihn, nichts engte ihn ein; er war hier auf jedem Fleck zu Hause, wo er sich niederlegen wollte und dem Anblick keines Sterblichen ausgesetzt. Er fand zuletzt eine ordentliche Wonne darin, durch das hohe Korn hinzugehen ohne Weg und Steg, durch nichts, nicht einmal durch ein eigentliches Ziel gebunden, nach welchem er seine Schritte hätte richten müssen. Er fühlte sich in dieser Stille der Mitternacht frei wie das Wild in der Wüste — die weite Erde war sein Bette — die ganze Natur sein Gebiet" (III, 231 f.).

Das ist wohl Freiheit, aber — nochmals sei es gesagt — es ist nicht die Freiheit der positiven Ironie des Drüberstehers, sondern die Freiheit der passiven Ironie des Ausgeschlossenen, es ist die Freiheit mit der Geste der geistigen Verstörung. Und diese seelenkranke Verfassung macht sich auf Reisers Heimwege wie einstmals am Ende seiner Braunschweiger Zeit als Störung der Orts- und Zeitideen fühlbar. Es war ihm, als ob er etwa eine halbe Meile von Hannover entfernt sei, als er plötzlich vor einer langen Kirchhofsmauer stand, die er nie in dieser Gegend bemerkt hatte: „Er nahm alle sein Nachdenken zusammen und suchte sich zu orientieren, aber es war vergeblich, er konnte die lange Kirchhofsmauer aus dem Zusammenhange der übrigen Gegenstände nicht erklären; sie war und blieb ihm eine Erscheinung, welche ihn eine zeitlang wirklich zweifeln ließ, ob er wache oder träume, er rieb sich die Augen — aber die lange Kirchhofsmauer blieb immer da, überdem war auch durch sein sonderbares Nacht-

wandern und durch das Wegfallen der gewohnten Pause, wodurch die Vorstellungen des Tages der Natur gemäß unterbrochen werden, seine Phantasie zerrüttet, er fing selbst an für seinen Verstand zu fürchten und war vielleicht dem Wahnwitz nahe, als er endlich die vier Thürme von Hannover wieder durch den Nebel sahe" (III, 232). Weiter schreibt Moritz: „wenn irgend etwas fähig ist, jemanden dem Wahnwitz nahezubringen, so sind es wohl vorzüglich die verrückten Orts- und Zeitideen, woran sich alle unsere übrigen Begriffe festhalten müssen. Dieser neue Tag war für Reisern wie kein neuer Tag, weil zwischen diesem und dem vorhergehenden Tage keine Unterbrechungen der Wirkungen seiner vorstellenden Kraft statt gefunden hatte. Er ging in die Stadt; es war noch frühmorgens und auf den Straßen herrschte eine Todtenstille. Das Haus, die Stube, worin er wohnte, alles kam ihm anders, fremd und sonderbar vor. Diese Nachtwanderung hatte eine Veränderung in seinem ganzen Gedankensystem hervorgebracht, er fühlte sich in seiner Wohnung von nun an nicht mehr zu Hause, die Ortsideen schwankten in seinem Kopfe hin und her" (III, 233 f.).

Damit haben wir die niedergehende Entwicklungsreihe im Seelenleben Reisers in dieser Zeit bis zum vollen Verfall seiner im Sommer 1775 noch so positiven Verfassung verfolgt. Wir stehen damit zugleich am Ende der ganzen großen Periode seines Lebens vom Herbst des Jahres 1773 bis in den Sommer des Jahres 1776. Wie am Ende der braunschweigischen Periode und der darauf folgenden ersten großen hannoverschen Periode würde vielleicht auch jetzt die völlige Entgleisung aus der realen Welt, die Störung des Selbstbewußtseins, der Lebensüberdruß Reiser der vollen Gefahr des Selbstmordes in die Arme getrieben haben, wenn er sich schließlich nicht noch dazu aufgerafft hätte, seinen Entschluß zur Ausführung zu bringen und Hannover am 30. Juni 1776 tatsächlich zu verlassen.[1]

Niemand wußte um seine Flucht als Philipp Reiser. Es war an einem Sonntage, als Anton Reiser sich mit einem Dukaten in der Tasche auf den Weg nach Erfurt, Philipp Reisers Heimatsstadt, machte, um von dort nach Weimar zur Ekhofischen Schauspieler-

[1] Moritz schreibt von dem Tage des Abschieds Reisers von Hannover: „Es war in der Mitte des Winters an einem Sonntag Morgen" (III, 240). Es ist vermutlich ein Druckfehler und müßte heißen: „Es war in der Mitte des Sommers". Jedenfalls hat Ulrich nachgewiesen, daß Moritz Hannover am 30. Juni 1776 verlassen hat.

gesellschaft zu gehen: Der Abschied von Hannover preßte ihm keine Thräne aus, sondern er war dabei faßt so kalt und unbewegt, als ob er durch eine fremde Stadt gereist wäre, der er nun wieder den Rücken zukehren mußte, um weiter zu gehen. Selbst der Abschied von Philipp Reiser war mehr kalt als zärtlich. Dieser war ganz von einer neuen Hutkokarde in Anspruch genommen, mit der er seiner Schönen gefallen wollte, und unterhielt Anton in der letzten Stunde ihres Beisammenseins von dem verliebten Roman, den er gerade spielte, als wenn Anton Reiser den Verfolg davon noch hätte abwarten können. So kommt es, daß diese beiden jungen Menschen, die jeder in seiner Art so ganz in einer romantischen Ideenwelt leben, die wirkliche Stunde des Abschieds, in der sich ihre so freundschaftlich verlebte Zeit enden soll, gar nicht gefühlsmäßig in sich objektivieren können, daß ihre Gefühle mit dieser Wirklichkeit gar keinen Kontakt haben. Als Philipp Reiser Anton den großen Torweg öffnen wollte, da blieb dieser noch eine Weile inwendig stehen, sah Philipp Reiser starr an, aber alles, was er dabei empfand, faßt Moritz in die Worte Werthers zusammen: „So kalt, so starr an der ehernen Pforte des Todes anzuklopfen". Anton gab Philipp Reiser, der ihm kein Wort sagen konnte, die Hand, zog darauf den Torweg hinter sich zu und eilte, um die nächste Ecke zu kommen.

Die dritte große Entwicklungsperiode des Romanfragments während Reisers Wanderungen von Hannover bis zu seiner zweiten Ankunft in Erfurt und während seines Erfurter Aufenthaltes (30. Juni 1776 bis Januar 1777)

Mit dem vierten Teil des ganzen Romanfragments treten wir in eine weitere und letzte Entwicklungsperiode des Seelenlebens Anton Reisers, soweit es uns überliefert ist. Diese Periode gliedert sich wieder in drei wesentliche Phasen, deren erste von der Flucht aus Hannover bis zu Reisers Ankunft in Erfurt reicht und Reisers siebenunddreißigtägige Wanderung, sowie seine vergeblichen Bemühungen behandelt, eine Aufnahme bei der Bühne zu finden. Diese erste Phase zeigt uns Reisers Seelenleben nach dem Tiefstand am Ende der ab-

 geschlossenen großen Periode in Hannover nicht wieder in aufsteigender Entwicklung begriffen. Es ist mehr eine Übergangszeit, in der nur gerade die akuten Erscheinungen seines psychischen Verfalls zurückgetreten sind. Aller positiven Beziehungen bar erhalten die wechselnden Geschicke des Wanderlebens seine Phantasie doch ständig in Bewegung und bewahren ihn so vor einem vollen Stillstand, vor jener Apathie, in der das subjektivistische Selbstgefühl in das leere Nichts zerfällt. So werden die Depressionen aus Mangel an realen Beziehungen immer wieder durch die Anregungen der Phantasie überwunden und erhalten Reisers Seele in einem zwar unsicheren, doch tatsächlichen Gleichgewicht. Die zweite Phase dieser Periode beginnt mit Reisers Immatrikulation in Erfurt, mit der er neue reale Beziehungen gewonnen hat. So finden wir ihn in der ersten Zeit seines Erfurter Aufenthaltes in einer relativ positiven Verfassung, und diese Phase bedeutet in jeder Beziehung den Höhepunkt dieser ganzen Periode. In einer dritten Phase sehen wir Reiser dann wieder in einem vollen Niedergang. Der psychische Verfall führt hier bis zu einer vollen Krisis auch in physischer Beziehung. Wenden wir unseren Blick nun der ersten Phase dieser Periode zu, der Übergangszeit von der Flucht aus Hannover bis zur Ankunft in Erfurt.

Neue Bewegung des Seelenlebens

Wir wissen, daß die realen Verhältnisse in Hannover für Reiser keine positive Bedeutung haben konnten, daß sie mit ihrer indifferenten Bedeutung sogar geradezu depositiv auf ihn wirken mußten. Wir begreifen daher, daß die Entfernung aus allen diesen realen Beziehungen, die nach Lage der Dinge ihn nur quälen konnten, Reiser zunächst wie eine Erlösung erscheinen mußte. Er hatte seinem Wirt gesagt, daß sein Vater sehr krank geworden sei, und daß er, um diesen zu besuchen, eine Woche verreisen würde. So konnte er nun acht Tage wandern, ohne daß ihn ein Mensch vermißte, und er fand eine unbeschreibliche Süßigkeit in dem Gedanken, daß außer Philipp Reiser niemand um sein Schicksal und um den Ort seines Aufenthalts wußte, daß selbst dieser einzige Freund sich bei seinem Abschiede nicht sehr bekümmert hatte, daß er nun „außer allen Verhältnissen" und „allen Menschen, zu denen er kam, völlig gleichgiltig war". Er machte die drei Meilen bis Hildesheim wie einen Spaziergang; denn er war

nun in Hildesheim so gut wie in Hannover zu Hause. In Hildesheim spielte er auch ganz wieder die Komödie des Spaziergängers, durch die er wie einstmals in Bremen ohne Paß mit den Einwohnern in die Stadt kam, und es war ihm ein ungewöhnlich wohltuendes Gefühl, daß niemand von ihm Notiz nahm, er verglich sich dadurch auch mit keinem mehr: „er war wie von sich selbst geschieden; seine Individualität, die ihn so oft gequält und gedrückt hatte, hörte auf ihm lästig zu seyn; und er hätte sein ganzes Leben auf diese Weise ungekannt und ungesehen unter den Menschen herumwandeln mögen" (IV, 4).

Wie wenig Reiser aber auch wieder den realen Verhältnissen des Wanderlebens gerecht zu werden weiß, dafür zeugt seine ganze Ausrüstung. Das gute Kleid, worin er die Rede auf der Königin Geburtstag gehalten hatte, nebst einem Überrock war seine ganze Garderobe; dabei trug er einen vergoldeten Galanteriedegen an der Seite und Schuh und seidene Strümpfe. Ein reines Oberhemde, nebst noch ein paar seidenen Strümpfen, Homers Odyssee in Duodez mit der lateinischen Version und der lateinische Anschlagbogen von der Redeübung an der Königin Geburtstag, worauf sein Name gedruckt stand, war alles, was er in der Tasche bei sich trug. Nach dieser Kleidung wurde ihm in dem Gasthof zu Hildesheim ein gutes Quartier angewiesen, und erst am anderen Morgen, da er seinen Homer beim Kaffee las, war es: „als er auf einmal wie aus einer Art von Betäubung erwachte, da er sich lebhaft vorstellte, daß er mit seiner Baarschaft, die aus einem einzigen Dukaten bestand, nicht nur über vierzig Meilen weit reisen, sondern nothwendig an Ort und Stelle noch etwas davon übrig haben müßte" (IV, 5). Die Zeche kostete ihn den sechsten Teil seines Vermögens.

Mit sorgenvollen Gedanken und schwerem Herzen begab sich Reiser auf den Weg nach Seesen. Unterwegs faßte er den Vorsatz, seine ganze Nahrung auf Brot und Bier zu beschränken, auf der Streu zu schlafen und niemals wieder in einer Stadt zu übernachten. So konnte er mit wenig mehr als einem Groschen täglich auskommen und am Ende seiner Reise noch etwas übrig behalten: „Sobald er diesen Vorsatz, den er von dem Tage an standhaft ausführte, gefaßt hatte, fühlte er sich wieder frei und glücklich wie ein König, selbst diese freiwillige Entsagung aller Bequemlichkeiten und diese Einschränkung auf die allernöthigsten Bedürfnisse gab ihm eine Empfindung ohne Gleichen;

 er fühlte sich nun beinahe wie ein Wesen, das über alle irdischen Sorgen hinweggerückt ist, und lebte deswegen auch ungestört in seiner Ideen- und Phantasiewelt, sodaß dieser Zeitpunkt bei allem anscheinenden Ungemach einer der glücklichsten Träume seines Lebens war" (IV, 6 f.).

Hierzu macht Moritz nun noch eine interessante Bemerkung, wie bei alledem doch noch wenigstens in der Vorstellung Reisers eine Beziehung zur realen Welt bestehen bleibt, aus der recht eigentlich sein Selbstbewußtsein neue Nahrung schöpft: „Unmerklich schlich sich denn doch ein Gedanke mit unter, der sein gegenwärtiges Daseyn, damit es nicht ganz zum Traume würde, wieder an das vorige knüpfte. Er stellte sich vor, wie schön es seyn würde, wenn er nach einigen Jahren in dem Andenken der Menschen, worin er nun gleichsam gestorben war, wieder aufleben, in einer edleren Gestalt vor ihnen erscheinen, und der düstere Zeitraum seiner Jugend alsdann vor der Morgenröthe eines bessern Tages verschwinden würde. Diese Vorstellung blieb immer fest bei ihm, sie lag auf dem Grunde seiner Seele, und er hätte sie um alles in der Welt nicht aufgeben können; alle seine übrigen Träume und Phantasien hielten sich daran und bekamen dadurch ihren höchsten Reiz. Der einzige Gedanke, daß er dieselben Menschen, die ihn bis jetzt gekannt hätten, niemals wieder sehen würde, hätte damals alles Interesse aus seinem Leben hinweggenommen und ihm die süßesten Hoffnungen geraubt" (IV, 7 f.). Hierzu paßt es ganz, wenn er sich nach seinem Mittagsmahl, das zum erstenmal aus Bier und Brot bestand, unter einen schattigen Baum setzte und in der Odyssee las, wovon es dann heißt: „Mochte nun dieß Lesen im Homer eine zurückgebliebene Idee aus Werthers Leiden seyn oder nicht, so war es doch bei Reisern gewiß nicht Affektation, sondern machte ihm würkliches und reines Vergnügen; denn kein Buch paßte ja so sehr auf seinen Zustand als gerade dieses, welches in allen Zeilen den vielgewanderten Mann schildert, der viele Menschen, Städte und Sitten gesehen hat und endlich nach langen Jahren in seiner Heimath wieder anlangt und dieselben Menschen, die er dort verlassen hat und nimmer wiederzusehen glaubte, auch endlich noch wieder findet" (IV, 8 f.).

Am Abend des zweiten Tages übernachtete Reiser in einem Dorfe. In der Gaststube konnte er wegen des Lärms der Bauern nicht lesen.
 Eine steinalte Frau im Lehnstuhl fesselte seine Aufmerksamkeit: „Diese

Frau war hier erzogen, hier gebohren, hier alt geworden, hatte immer die Wände dieser Stube, den großen Ofen, die Tische, die Bänke gesehen; — nun dachte er sich nach und nach in die Vorstellungen und Gedanken dieser alten Frau so sehr hinein, daß er sich selbst darüber vergaß und wie in eine Art von wachenden Traum gerieth, als ob er auch hier bleiben müßte und nicht aus der Stelle könne" (IV, 10). Diese autosuggestive Vorstellung wirkt lähmend auf ihn. Er hat Mühe die Wirklichkeit erst wieder in sich zu objektivieren. Als es ihm aber gelingt, heißt es: „er war wie von Fesseln entbunden". Er legte sich auf die Streu, konnte aber lange nicht schlafen. Die Zukunft wurde immer glänzender und schimmernder vor seinen Blicken; die Lampen waren schon angezündet, der Vorhang aufgezogen und alles voll Erwartung, der entscheidende Moment war da. Am anderen Morgen rächten sich seine reizenden Phantasien an ihm mit schrecklichem Unmut und Lebensüberdruß, der über eine Stunde währte. Moritz sagt selber: „Er lebte auf die Weise gleichsam ein doppeltes Leben, eins in der Einbildung und eins in der Wirklichkeit. Das wirkliche blieb" — im allgemeinen durch die Reize des freien Wanderns — „schön und harmonirte mit dem Eingebildeten bis auf die Gaststube, das Gelerm der Bauern und die Streu; dieß aber wollte sich nicht recht dazu reimen, denn es war auf die unbegrenzte Freiheit am Tage eine zu große Beschränkung am Abend, weil er doch nun bis zum andern Morgen in keiner andern Umgebung seyn konnte als in dieser" (IV, 12). Sobald aber die Sonne ins Fenster schien, und sobald er sich wieder auf den Weg gemacht hatte, verschwand auch schnell sein Unmut wieder, und „das reizende Ideenspiel" begann von neuem.

Reiser spielte nun unterwegs alle die Rollen in Gedanken durch, die ihn dereinst mit Ruhm und Beifall krönen und seinen mannigfaltigen Kummer belohnen sollten. Er vergaß sich selbst darüber, wenn während dem Gehen seine Einbildungskraft immer erhitzter wurde, und er denn endlich auf dem Felde, wo er sich ganz allein glaubte, mit Beaumarchais laut zu toben, mit Guelfo zu rasen anfing. Alles das überspannte Schreckliche im Guelfo war für Reiser ein wahres Fest; es hatte ihn „gleichsam berauscht, er taumelte in dieser Trunkenheit über Berg und Thal, und wo er ging, da war sein Schauplatz unbegrenzt". So hat Reiser sich immer und immer in der Idee, und hier ist es, wo die Gefahr der Selbsttäuschung, die in dieser Eigenschaft liegt, und der wir in anderer Hinsicht bei

Woldemar begegneten, einmal auch von Moritz ausgesprochen wird. Er sagt nämlich von Reiser: „Er glaubte, es könne ihm nicht fehl schlagen, weil er jede Rolle tief empfand und sie in seiner eigenen Seele vollkommen darzustellen und auszuführen wußte; er konnte nicht unterscheiden, daß dieß alles nur in ihm vorging, und daß es an äußerer Darstellungskraft ihm fehlte" (IV, 13 f.).

Die Gefahr des Sich-in-der-Idee-habens wird Moritz geradezu zum Thema des vierten Bandes, von dem er in der Vorbemerkung sagt: „Er enthält eine getreue Darstellung von den mancherlei Arten von Selbsttäuschung, wozu ein mißverstandener Trieb zur Poesie und Schauspielkunst den Unerfahrenen verleitet hat".[1] Denn neben dem Schauspieler war es gerade wieder der Dichter, als den sich Reiser auf dieser Wanderung in der Idee hatte. Nachdem von dem Rollenspielen die Rede gewesen ist, lesen wir nämlich: „Nun gesellte sich hierzu die Dichtkunst; so sanft und melodisch floß sein Vers dahin, und so bescheiden und doch voll edlen Stolzes war seine Muse, daß sie die Zuneigung aller Herzen ihm sicher gewinnen mußte." Dann heißt es bezeichnend dafür, wie dies alles nur eine Idee in ihm ist, weiter: „Er wußte zwar noch nicht eigentlich, was dieß nun für ein Gedicht seyn sollte, aber im Ganzen war es das schönste und harmonischste, was er sich denken konnte, weil es getreuer Abdruck seiner vollen Empfindung war" (IV, 15).

So sehr vergißt Reiser über diesen seinen reizenden Phantasien die Wirklichkeit, in der er sich bewegt, daß er bei Seesen mitten in ein Scheibenschießen hineinläuft und erst durch das Geschrei der Leute der Gefahr bewußt wird, in der er schwebt. Am folgenden Tage durchwandert er einen Teil des Harzes, wo nun die Landschaft seinem Ideenspiel wieder neue Nahrung gibt. Aber auch hier spielt die Idee von sich selber immer mit hinein. Als er in einer Burgruine auf einer Anhöhe sein Frühstück verzehrt, lesen wir: „Daß er nun als Wanderer in diesem alten zerstörten Gemäuer wieder sein Morgenbrodt verzehrte und an die Zeiten dachte, wo hier noch Menschen wohnten, die auch auf diese Heerstraße durch den Wald hinunter sahen, dieß machte ihm einen der glücklichsten Momente, es schallte ihm immer wie eine Prophezeiung aus jenen Zeiten, daß diese Mauern einst öde

[1] Wieder erinnern wir uns der verwandten Motive in Wilhelm Meisters Lehrjahren, die, wie schon bemerkt, nicht auf reinem Zufall beruhen (vgl. Robert Riemann, Goethes Romantechnik. Leipzig 1902, S. 75).

stehen, daß der Wanderer sich dabei ausruhen und an die Tage der Vorzeit sich erinnern würde" (IV, 16). Reiser ist nun wirklich der Wanderer. Aber selbst diese Wirklichkeit wird ihm eine mehr vorgestellte als naive Wirklichkeit, wird ihm zur Rolle. Von der ganz realen Tätigkeit des mechanischen Wanderns heißt es indes: „er verhielt sich bloß leidend". An dem aktiven Selbstbewußtsein, das ihn erfüllt, hat sie keinen Anteil, in diesem „stieg immer eine neue Scene vor seinem Blicke empor". Da Reiser das Einkehren in den nüchternen Gaststuben in seiner Ideenwelt stört, so versucht er es wenigstens des Mittags zu vermeiden. Als er einmal über ein Kornfeld ging, fielen ihm die Jünger Christi ein, welche am Sonntage Ähren aßen. Er machte sogleich einen Versuch, eine Handvoll Körner aus den Ähren herauszustreifen und zu genießen. Indes blieb dies Nahrungsmittel doch immer mehr ein Zeitvertreib, als daß es ihm das Einkehren erspart hätte. „Das Angenehme dieses Nahrungsmittels", heißt es, „lag vorzüglich in der Idee davon, welche den Begriff von Freyheit und Unabhängigkeit noch vermehrte" (IV, 18).

In einem Dorfe unweit Duderstadt übernachtete Reiser bei einem Wirt, dessen Frau gestorben war, und außer dem niemand in dem ganzen Hause weilte. Der Aufenthalt in diesem Hause mit dem Wirt ganz allein hatte durch das Außergewöhnliche des Falles etwas, was seine Phantasie ungemein anregte, und blieb ihm eine seiner angenehmsten Erinnerungen. Der Mann hielt Reiser für einen Juristen, welches in diesen Gegenden die gewöhnliche Benennung für einen Studenten war. Er erzählte Reiser viel von sogenannten Juristen, die bei ihm logiert hätten, und Reiser ließ ihn gern dabei, daß auch er im Begriffe sei, nach Erfurt zu gehen, um dort zu studieren. Dazu berichtet Moritz: „Alle dergleichen Unterredungen, die an sich unbedeutend gewesen wären, erhielten in Reisers Idee einen poetischen Anstrich durch das Bild von dem homerischen Wanderer, welches ihm immer vor der Seele schwebte, und selbst die Unwahrheiten in seinen Reden hatten etwas Übereinstimmendes mit seinem poetischen Vorbilde, dem Minerva zur Seite steht und wegen seiner wohlüberdachten Lüge ihm Beifall zulächelt. Reiser dachte sich seinen Wirth nicht bloß als den Wirth einer Dorfschenke, sondern als einen Menschen, den er nie gekannt, nie gesehen hatte und nun auf eine Stunde lang mit ihm zusammentraf, an einem Tische mit ihm aß und Worte mit ihm wechselte. Dasjenige, was durch die menschlichen

Einrichtungen und Verbindungen gleichsam aus dem Gebiete der Aufmerksamkeit herausgedrängt, gemein und unbedeutend geworden ist, trat durch die Macht der Poesie wieder in seine Rechte, wurde wieder menschlich und erhielt wieder seine ursprüngliche Erhabenheit und Würde" (IV, 20).

Da Reiser sich auf seiner Wanderung nun seinem Ziele mehr und mehr näherte, trat allmählich die Besorgnis bei ihm ein, was er tun würde, falls ihm seine Aussichten zu unmittelbarem Ruhm und Beifall und die Entwürfe zu seiner theatralischen Laufbahn scheitern sollten. Was Moritz hierzu berichtet, ist so charakteristisch für Reiser, daß es hier nicht unerwähnt bleiben darf. Er schreibt: „Nun traten auf einmal die Extreme auf, ein Bauer oder Soldat zu werden, und auf einmal war das poetische und theatralische wieder da, denn seine Ideen vom Bauer und Soldat wurden wieder zu einer theatralischen Rolle, die er in seinen Gedanken spielte. Als Bauer entwickelte er nach und nach seine höhern Begriffe und gab sich gleichsam zu erkennen; die Bauern horchten ihm aufmerksam zu, die Sitten verfeinerten sich allmälig, die Menschen um ihn her wurden gebildet. Als Soldat fesselte er die Gemüther seiner Schicksalsgenossen allmälig durch reizende Erzählungen; die rohen Soldaten fingen an auf seine Lehren zu horchen: Das Gefühl der höhern Menschheit entwickelte sich bei ihnen; die Wachtstube ward zum Hörsale der Weisheit. Indem er also glaubte, daß er gerade auf das Entgegengesetzte vom Theater sich gefaßt gemacht habe, war er erst recht in vollkommen theatralische Aussichten und Träume wieder hineingerathen. Es lag aber für ihn eine unbeschreibliche Süßigkeit in dem Gedanken, wenn er Bauer oder Soldat werden müßte, weil er in einem solchen Zustande weit weniger zu scheinen glaubte, als er wirklich wäre" (IV, 22). Dies ist natürlich eine vollkommene Selbsttäuschung, da der Reiz für ihn nicht so sehr darin liegt, weniger zu sein, als er ist, als darin in dieser bescheidenen Umgebung zu offenbaren, daß er mehr ist als die anderen und dadurch Einfluß zu gewinnen, eine Rolle unter den niedriger Stehenden zu spielen.

Eines Abends kam Reiser in dem Dorfe Orschla an, wo er vor der Tür des Gasthofes unter einer Menge von Leuten von dem Schulmeister des Ortes mit den Worten esne literatus? angeredet wurde. Reiser antwortete ihm in lateinischer Sprache und sagte, daß er nach Erfurt ginge, um dort Theologie zu studieren; denn dies schien

ihm immer das Sicherste zu sein. Der Schulmeister warnte ihn vor den kaiserlichen und preußischen Werbern in dieser Gegend. Am anderen Morgen regnete es so stark, daß Reiser in dem einzigen Anzuge, der seinen ganzen Kleidervorat ausmachte, und mit Schuhen und seidenen Strümpfen bei dem lehmigen Boden seine Reise nicht fortsetzen konnte. Da er also zum Bleiben verdammt war, gesellte sich bald ein Unteroffizier zu ihm, der ihn zum Kriegshandwerke überreden wollte, so daß es den Anschein hatte, als wenn nun der Soldat in Reisers Phantasie, eher als er gedacht hatte, realisiert werden könnte. Als es am anderen Morgen noch immer regnete, fing Reiser an der Mut zu sinken. Er stand von seiner Streu auf und setzte sich traurig an den Tisch. Auch wurde er wieder von den Werbern geplagt. So dauerte es nun den ganzen Tag über, welcher für Reiser, da er nicht fort konnte, einer der traurigsten war, bis es gegen Abend sich aufklärte, und auf einmal sein Mut wieder erwachte. Er nahm alle seine Überredungskraft zusammen, um den Werber durch die nachdrücklichsten Vorstellungen zu überzeugen, daß es wirklich sein Vorsatz sei, in Erfurt zu studieren, wovon ihn nichts in der Welt abbringen könne! Der Soldat begleitete ihn am anderen Morgen noch eine Strecke Wegs und Reiser wartete jeden Augenblick, daß er überrumpelt würde. Statt dessen hielt der Soldat noch eine pathetische Anrede an Reiser, er solle sich gar prüfen, ob er sich wirklich traue, nicht schließlich doch noch anderen Werbern in die Hände zu fallen; wenn es aber sein wirklicher Vorsatz sei zu studieren und nicht Soldat zu werden, so wünsche er ihm Glück zu seinem Vorhaben und eine glückliche Reise. Damit verließ er ihn, und Reiser zog allein weiter seines Wegs.

Das Erlebnis mit dem Werber ist für die seelische Verfassung Reisers nicht unwesentlich. Es reißt ihn etwas aus der phantastischen Ideenwelt heraus und versetzt ihn wieder mehr in die nüchterne Wirklichkeit. Überhaupt schwächt sich die Lebhaftigkeit seines Phantasielebens, wie wir sehen werden, von nun an mehr ab gegenüber dem ersten Teil seiner Reise bis Orschla. Zunächst heißt es: „die Gefahr, welcher Reiser entronnen war, machte doch, daß er im Gehen sehr ernsthaft über sein künftiges Leben nachdachte. Er erwog, daß es ihm bei allen Leuten ein ehrliches Ansehn gab, wenn er sagte, daß er auf die Universität gehen und studieren wolle. Die Idee war ihm auch

selber nicht zuwider"; freilich „dieß dauerte nur solange, bis die Kulissen mit den Lichtern in seiner Einbildungskraft wieder hervortraten und alle andern Aussichten weichen mußten" (IV, 33).

Am Mittag desselben Tages, da Reiser Orschla verlassen hatte, wurde seine Wanderung wieder durch einen Regenguß unterbrochen. Mitten im Walde fand er Zuflucht in einem Jägerhause, in dem es für Reiser nun ganz märchenhaft zuging. Es war, als ob sein Empfang schon vorbereitet wäre, so freundlich nahmen ihn die Leute dort auf. Da es zu regnen nicht aufhörte, nötigte man ihn, die Nacht zu bleiben. Man lud ihn zum Abendessen, was Reiser abschlug, weil er es nicht bezahlen könne. Aber der Jäger zog ihn des ungeachtet mit einer Art von Unwillen doch an den Tisch. Man bot ihm ein gutes Bett, das erste, das Reiser auf seiner Wanderung seit Hildesheim wieder erhielt. Man weckte ihn am anderen Tage zum Frühstück und nötigte ihn den ganzen Tag zu bleiben, da es noch immerfort regnete. Kurz, Reiser war hier wie zu Hause. Es war für ihn ein Gefühl ohnegleichen, sich von ganz unbekannten Menschen so wohl aufgenommen zu sehen. Sein Wirt und seine Wirtin belästigten ihn noch nicht einmal mit Fragen weder nach seinem Namen, noch wohin er ginge, und woher er käme. Er amüsierte sich herrlich mit den Büchern des Jägers, unter denen er ein Erfurtisches Wochenblatt Der Bürger und der Bauer fand, wo der Bauer im thüringischen Dialekt sprach, und der Bürger ihm in hochdeutscher Sprache antwortete. Das alles regte seine Phantasie an und gab „von Zeit zu Zeit" — heißt es jetzt! — wieder seinen Gedanken Raum. Als er am dritten Morgen bei besserem Wetter Abschied nahm, suchten die Leute ihm gar noch den Dank zu ersparen, indem sie eine nicht nennenswerte Kleinigkeit an Gelde als Bezahlung für die dreitägige Bewirtung nahmen, und „das Andenken an diese Leute gab Reiser wieder Muth und Zutrauen zu den Menschen, unter die er sich nun wie in einem Ozean verlor" (IV, 37).

Mittags passierte Reiser die Reichsstadt Mühlhausen: „Die grünen Thurmspitzen blieben das einzige Bild, was er von diesem Häuserhaufen mit sich nahm; alles übrige war verloschen; so schnell war seine Einbildungskraft über die Gegenstände hinweggegleitet" (IV, 38). Da er sich nun mehr und mehr dem Ziel seiner Wünsche näherte, so fühlte er auch wieder eine Art von Ängstlichkeit, je kleiner der Zwischenraum zwischen ihm und seinen ungewissen Aussichten wurde:

denn das, was in der Einbildungskraft keinen Anstoß gelitten hatte,
lte nun zur Wirklichkeit kommen und mit Hindernissen kämpfen,
sich schon im Voraus darstellten. Es däuchte Reisern nun viel
chter mit schönen und angenehmen Aussichten in die weite Welt
wandern, als an Ort und Stelle selbst zu seyn und diese Aus-
ten wahr zu machen" (IV, 39).
Auf seiner weiteren Wanderung machte Reiser die Beobachtung,
ß seine Schuhe, deren Verlust für ihn unersetzlich war, unter der
lechten Beschaffenheit der Wege nach dem vielen Regen zu leiden
fingen, und diese Bemerkung hemmte alle seine weiten Aussichten
d machte, daß er ernsthaft über seinen Zustand nachdachte. Moritz
üpft daran die Betrachtung, die für die wesentlich veränderte Ver-
sung Reisers seit den Tagen von Orschla bezeichnend ist: „Es ist
rkwürdig, wie die verächtlichsten wirklichen Dinge auf die Weise
die glänzendsten Gebäude der Phantasie eingreifen und sie zer-
ren können, und wie auf eben diesen verächtlichen Dingen eines
enschen Schicksal beruhen kann" (IV, 39).
Reiser durchschritt Langensalza und übernachtete in dem nächsten
te zum letzten Male vor Erfurt, wo er am anderen Morgen zu
ner Freude auch einen Schuster fand, der ihm für wenige Groschen
ne Schuhe wieder in dauerhaften Stand setzte, so daß er nun auf
mal aus der größten Verlegenheit befreit war. So wie er ge-
idet war, durfte er nun vor jedermann erscheinen, und so hatte er
eder Mut und Zutrauen zu sich selber, als er raschen Schrittes nach
furt ging. Die Mittagssonne hatte sich schon gelegt, als er sich der
adt näherte, die Leute gingen vor dem Tor spazieren, und Reiser
uchte es selber wirklich, als habe er selbst von Hannover bis hier-
r einen leichten Spaziergang gemacht.
Philipp Reisers Vaterstadt mit dem alten Dome, den vielen Tür-
en, den hohen Wällen und dem Petersberge machte einen leb-
ften Eindruck auf Anton. Eine so große Stadt wie diese hatte er
ch nicht gesehen. Er kam durch die breite und schöne Straße, die
r Anger heißt, und wollte noch bis zum nächsten Dorfe auf dem
ege nach Weimar gehen, als er in einem bescheidenen Gasthofe der
orstadt hörte, daß die Ekhofische Schauspielergesellschaft in Gotha
. Das verrückte nun mit einem Male seinen ganzen Plan: „Nach
eimar war eigentlich sein Sinn gerichtet; da glaubte er, würden
h unerwartete Kombinationen finden, er würde da den angebeteten

Verfasser von Werthers Leiden sehen — und nun klang auf einmal Gotha statt Weimar in seinen Ohren" (IV, 44). Aber er ließ sich dadurch nicht irre machen. Ehe noch die Sonne unterging, hatte er Erfurt schon wieder im Rücken und erreichte noch das erste Dorf auf dem Wege nach Gotha, in dem er übernachtete.

Am anderen Morgen wanderte Reiser mit schnellen Schritten auf Gotha zu, und es heißt: „Weil er die ganze Nacht wenig geschlafen hatte, waren seine Gedanken auf dem Wege nach Gotha eben nicht sehr heiter, wozu noch kam, daß mit jedem Schritte seine Aussicht nun enger wurde, und seine Phantasie weniger Spielraum hatte" (IV,46). Ein Schuster, der sich zu ihm gesellte, klagte Reiser, daß das Leben in Gotha sehr teuer sei. Reiser hatte nur noch einen Gulden in der Tasche. Da begreifen wir wohl, wenn es heißt: „Das Gespräch stimmte seine Ideen sehr herab, da er nun das wirkliche Leben in so einer Stadt sich dachte, wo noch kein Mensch ihn kannte, und wo es noch sehr zweifelhaft war, ob irgend jemand an seinem Schicksal Theil nehmen und auf seine Wünsche merken würde" (IV, 46 f.). Die „unangenehmen Reflexionen" fanden ein Ende, als Reiser der beiden kleinen Türmchen von Gotha ansichtig wurde, wovon ihm der Schuster sagte, daß das eine auf der Kirche und das andere auf dem Komödienhause stände. Es heißt: „Dieser angenehme Kontrast und lebhafte sinnliche Eindruck machte, daß sein Gemüt sich allmälig wieder erheiterte" (IV, 47). Es findet tatsächlich ein Umschwung seiner inneren Verfassung von längerer Dauer damit statt. Seine Phantasie, die seit Orschla unter dem Drucke der nahenden Wirklichkeit etwas erlahmt war, nimmt wieder neuen Schwung, und sie bleibt auch in dieser starken Bewegung, solange er in Gotha von Hoffnungen erfüllt ist, die ihn am Ende dann freilich bitter betrügen.

Wir hören also: „Das Thürmchen bezeichnete ihm nun deutlich den Fleck, wo der unmittelbare laute Beifall eingeerndtet und die Wünsche des ruhmbegierigen Jünglings gekrönt würden. Da war nun der Ort, wo die erhabene Thräne des Mitleids bei dem Fall des Edlen geweint und lauter Beifall dem Genius zugejauchzt wurde, der mit Macht die Seelen zu täuschen, die Herzen zu schmelzen wußte. Reiser lebte und webte schon in diesem Elemente, wo alles das, was die Vorwelt empfand, noch einmal nachempfunden, und alle Szenen des Lebens in einem kleinen Raume wieder durchlebt wurden. Kurz,

es war nichts weniger, als das ganze Menschenleben mit allen seinen Abwechselungen und mannigfaltigen Schicksalen, das bei dem Anblick des Thürmchens vom Gothaischen Komödienhause sich in Reisers Seele wie im Bilde darstellte, und worin sich die Klagen des Schusters, der ihn begleitete, und seine eigenen Sorgen wie in einem Meere verlohren." Reiser ist all den kleinen Unzulänglichkeiten der Wirklichkeit gegenüber von einer Verfassung positiver Ironie erfüllt: „Mit seinem einzigen Gulden in der Tasche fühlte sich Reiser beglückt wie ein König, so lange dieser Reichthum von Bildern ihm vorschwebte, die die Spitze des Thürmchens in Gotha umgaukelten und Reisern einen schönen Traum in die Zukunft aufs neue vorspiegelten" (IV, 47 f.).

In Gotha nötigte der Wirt des Gasthofs zum goldenen Kreuze Reiser in seine eigene Stube, wo ein alter Hauptmann, ein Hoflakei und noch einige andere wohlgekleidete Leute waren, in deren Gesellschaft Reiser von dem Wirt eingeführt und auf das höflichste behandelt wurde. Am anderen Morgen schien eine trügerische Hoffnung Reiser zu sagen, daß die glückliche Wendung seines Schicksals nun nicht mehr weit entfernt sei: „Sein höchstes Glück war nun einmal der Schauplatz; denn das war der einzige Ort, wo sein ungenügsamer Wunsch, alle Scenen des Menschenlebens selbst zu durchleben, befriedigt werden konnte." Es sind uns längst vertraute Töne, wenn dies mit folgenden Worten begründet wird: „Weil er von Kindheit auf zu wenig eigene Existenz gehabt hatte, so zog ihn jedes Schicksal, das außer ihm war, desto stärker an; daher schrieb sich ganz natürlich während seiner Schuljahre die Wuth, Komödien zu lesen und zu sehen. Durch jedes fremde Schicksal fühlte er sich gleichsam sich selbst entrissen, und fand nun in andern erst die Lebensflamme wieder, die in ihm selber durch den Druck von außen beinahe erloschen war." Moritz schlägt nun das eigentliche Thema des vierten Bandes wieder an, wenn er daran anschließt: „Es war also kein ächter Beruf, kein reiner Darstellungstrieb, der ihn anzog: denn ihm lag mehr daran, die Scenen des Lebens in sich als außer sich darzustellen. Er wollte für sich das alles haben, was die Kunst zum Opfer fordert. Um seinetwillen wollte er die Lebensscenen spielen, sie zogen ihn nur an, weil er sich selbst darin gefiel, nicht weil in ihrer treuen Darstellung ihm alles lag. Er täuschte sich selbst, indem er das für ächten Kunsttrieb nahm, was bloß in den zufälligen Umständen seines Lebens ge-

gründet war" (IV, 52 f.). Das ist die täuschende Idee, in der Reiser jetzt lebt und die ihn trügt. Darum hören wir wieder: „Sein Schicksal war nun einmal von Kindheit an, die Leiden der Einbildungskraft zu dulden, zwischen welcher und seinem würklichen Zustande ein immerwährender Mißlaut herrschte und die sich für jeden schönen Traum nachher mit bittern Qualen rächte" (IV, 54).

Reiser machte nun Ekhof seinen Besuch. Dieser empfing ihn über Erwartung gut. Reisers jugendlicher Enthusiasmus für die Schauspielkunst schien ihm nicht zu mißfallen. Er sagte, „daß es gerade an solchen Menschen fehlte, die aus eigenem Triebe zur Kunst und nicht durch äußere Umstände bewogen würden, sich der Schaubühne zu widmen". Nun wissen wir wohl durch Moritz' voraufgegangene Bemerkung, daß dieser Vorzug gerade Reiser nicht trifft. Aber es ist gerade charakteristisch, daß er eben diese falsche Idee von sich selber hat, so daß es dann heißen kann: „Was konnte wohl aufmunternder für Reisern seyn als diese Bemerkung, er dachte sich schon im Geist als einen Schüler dieses vortrefflichen Meisters". Er überreichte Ekhof seinen selbstgedichteten Prolog zum Deserteur aus Kindesliebe, und dieser bemerkte darauf, wie nahe das Talent zum Schauspieler und zum Dichter miteinander verwandt sei, und wie eins gewissermaßen das andere voraussetze. Es sind die Fäden eines gegenseitigen Verständnisses, die sich zwischen Reiser und Ekhof spinnen, eine positive Beziehung, derzufolge es darauf heißen kann: „Reiser fühlte sich in diesem Augenblick so glücklich, als sich ein junger Mensch nur fühlen konnte, der vierzig Meilen weit bei trockenem Brodte zu Fuße gereißt war, um Ekhof zu sehen und zu sprechen und unter seiner Anführung Schauspieler zu werden" (IV 56 f.). Auf Ekhofs Veranlassung mußte sich Reiser wegen seines Engagements an den Bibliothekarius Reichard wenden, der ihm auch Aussichten auf eine Debütrolle machte. Reiser brachte daher „voller Zutrauen zu sich selbst und seinem Schicksale" den Mittag in der Gesellschaft im goldenen Kreuze sehr angenehm zu und überschritt durch dieses Mittagessen im Taumel der Freude zum ersten Male den Bestand seiner Kasse.

Er besuchte Ekhof nun täglich und nahm an den Proben im Schauspielhause teil, indes sich sein Debüt von einem Spieltage bis zum anderen verschob, während seine Hoffnung dazu immer genährt wurde und auf dieser Entscheidung nun sein ganzes Schicksal beruhte.

Dieses Hinausschieben war denn die Ursache, daß die positiven Stimmungen Reisers manchmal nachließen; er fing an verzagt zu werden. Bei Ekhof holte er sich indes immer Trost und neue Hoffnung: „denn daß dieser sich gerne mit ihm unterhielt, flößte ihm wieder Selbstzutrauen und neuen Muth ein". Nun waren aber auch einige Äußerungen von Ekhof äußerst niederschlagend für Reiser. Ekhof sagte einmal von einem jungen Schauspieler, man habe diesen vorzüglich seiner Jugend wegen angenommen, und schien dadurch zu verstehen zu geben, daß dieser Beweggrund bei Reisern nicht mehr stattfinde. Ein andermal, als von Goethe gesprochen wurde, sagte Ekhof, er sei ungefähr von Reisers Statur, „aber gut physionomirt". Darauf heißt es dann, daß dieses „aber" allein schon den Schauspieler in Reiser ganz vernichtet haben würde, wenn nicht Ekhof gleich darauf zufälligerweise ihm wieder etwas Aufmunterndes gesagt hätte. Er fragte Reiser nämlich, ob er nicht noch mehr gedichtet hätte, der darauf seine Verse, soweit er sie im Kopfe hatte, zu Hause aufschrieb und sie Ekhof am anderen Tage brachte. Da diese nun Ekhofs Beifall fanden, und er sie auch Reichard zu lesen geben wollte, so heißt es: „Dieß war für Reisern eine Aufmunterung ohne Gleichen, weil er sich immer noch an Ekhofs ersten Ausspruch erinnerte, wie nahe der Schauspieler und der Dichter aneinander grenzten."

Wiewohl nun aus alledem ein weniger der Wirklichkeit entfremdeter Mensch gefühlt hätte, daß man nicht gerade sehr geneigt war, ihn für die Bühne anzunehmen, daß seine Aussichten nichts weniger als günstig seien, so läßt sich Reiser doch durch die unwahrscheinlichsten Ideenkombinationen täuschen. Immerhin treten dazwischen wenigstens Störungen in seiner täuschenden Sicherheit auf. Wir hören, daß er bei dem Schlosse, wo gebaut wurde, „einsam" auf und nieder ging und „mit finsterm Unmuth über sein noch ungewisses Schicksal nachdachte" (IV, 62); denn es war nun schon die dritte Woche, daß Reiser sich in Gotha aufhielt. Aber ein aufmunterndes Wort des Schauspielers Großmann, der ihm gerade begegnete, scheuchte ihn wieder aus allen nur allzu berechtigten Zweifeln.

Am anderen Tage stand Reiser bei der Probe hinter den Kulissen. Seine Phantasie war in der lebhaftesten Bewegung, jener Bewegung, die für ihn die Voraussetzung jeder positiven Gemütsverfassung bedeutete. Es heißt: „Er dachte sich lebhaft die Nähe, in der er sich nun bei diesen reizenden Beschäftigungen fand, und daß auf

eben diesem Schauplatze mit seinem Spiele sich auch zugleich sein Schicksal entscheiden und seine Existenz auf diesem Fleck sich entwickeln würde. Denn auf diesen engumschränkten Schauplatz waren nun nach der weiten Reise alle seine Wünsche beschränkt; hier sah er sich, hier fand er sich wieder. Hier schloß die Zukunft ihren ganzen reichen Schatz von goldnen Phantasien für ihn auf und ließ ihn in eine schöne und immer schönere Ferne blicken" (IV, 63). Und eben da trat der Bibliothekarius Reichard auf ihn zu und sagte ihm, daß aus seinem Engagement beim Theater nichts werden, und daß er auch zur Debütrolle nicht kommen könne.

Es ist wohl klar, daß dieses Ereignis abermals einen gewissen Umschlag der hoffnungsfreudigen seelischen Verfassung Reisers bewirken muß, in der wir ihn seit seiner Ankunft in Gotha beobachtet haben. Zunächst lesen wir: „Reiser, der an Leib und Seele gelähmt war, konnte kein Wort hierauf antworten, sondern ging hin, wo das Theater mit seinem letzten Vorhange ganz am Ende an die kahle Mauer grenzt, und stützte sich verzweiflungsvoll mit dem Kopfe an die Wand. Denn er war nun wirklich unglücklich und doppelt unglücklich. Der eingebildete und der würkliche Mangel traten in fürchterlicher Eintracht zusammen, um sein Gemüth mit Schrecken und Grauen vor der Zukunft zu erfüllen. Er sahe nun keinen Ausweg aus diesem Labyrinthe, in welches seine eigene Thorheit ihn geleitet hatte; hier war nun die kahle öde Mauer, das täuschende Schauspiel war zu Ende." Er eilte vor das Tor. Er ging in der Allee verzweiflungsvoll auf und nieder. Die Menschen gingen „kalt" an ihm vorüber. Niemand wußte, daß er in diesem Augenblick „die einzige Hoffnung seines Lebens verlohren hatte und einer der verlassensten Menschen war" (IV, 64 f.).

Wir fragen uns indes, ob das die starre Verzweiflung ist. Seine Seele ist von den Ereignissen auf das furchtbarste erschüttert, seine Phantasie auf das lebhafteste in Bewegung: hat er sich nicht selbst in der Idee, spielt er keine Rolle als der Verlassenste aller Menschen? Ganz gewiß aber finden wir es n i c h t sonderbar wie Moritz, wenn „gerade in diesem allerverlassensten Zustande sich ein unbekanntes Gefühl von Liebebedürfniß in ihm regte, da seine Verzweiflung in Mitleid mit seinem eigenen Zustande sich wandelte (!), und ihm nun ein Wesen fehlte, das dieses Mitleid m i t i h m teilen könnte" (IV, 65).

 Am Abend dieses Unglückstages ging Reiser in die Komödie, deren

Probe er noch am Vormittage beigewohnt hatte, und die ihm nun „den Tod seiner Hoffnungen" bezeichnete. Es war die Operette Der Deserteur, die gespielt wurde. Wie wenig Reisers Unglücklichsein aber bei alledem dem Stillstand der stumpfen Verzweiflung gleicht, den wir am Ende der früheren Entwicklungsperioden wiederholt kennen gelernt haben, das erhellt auch daraus, daß es bei dieser Gelegenheit heißt: „Nie aber in seinem Leben ist seine Theilnahme an einem fremden Schicksale stärker gewesen, als sie es gerade diesen Abend an dem Schicksale der Liebenden war. Es traf bei ihm zu, was Homer von den Mägden sagt, die um den erschlagenen Patrokles weinten, sie beweinten zugleich ihr eigenes Schicksal. Selbst die Musik rührte ihn bis zu Thränen, und jeder Ausdruck erschütterte sein Innerstes." Freilich macht sich der Mangel an einer positiven Beziehung, die das lose Verhältnis zur Ekhof'schen Truppe bisher doch immerhin für ihn bedeutet hatte, jetzt stark in ihm fühlbar. Wir hören: „Am stärksten aber fühlte er sich durch die Scene bewegt, wo der Deserteur, der schon sein Todesurtheil weiß, im Gefängniß an seine Geliebte schreiben will, und sein betrunkener Kamerad ihm keine Ruhe läßt, weil er ihn ein Wort soll buchstabieren lehren. Reiser fühlte es hier tief, wie wenig ein Mensch den andern Menschen ist, wie wenig den anderen an seinem Schicksal liegt; und sein Freund mit der Hutkokarde stand wieder vor seiner Seele da. Weswegen putzte aber jener seine Hutkokarde, als um seinem Mädgen, der Einzigen zu gefallen, die damals seine Göttin war, in der er sich wiederfinden (!) und wieder von ihr geliebt seyn wollte" (IV, 66 f.).

Nun hören wir zwar, daß Reiser „betrübt und mit schwerem Herzen" nach Hause ging: „vor ihm war alles dunkel, und er sahe nun keinen Strahl von Hoffnung mehr. Seine Sinne waren stumpf, seine Gedanken wußten keinen Ausweg mehr zu finden. Der Gedanke von Auflösung, von gänzlichem Vergessen seiner selbst, von Aufhören aller Erinnerung und alles Bewußtseyns war ihm so süß, daß er diese Nacht die Wohlthat des Schlafes im reichsten Maße genoß; denn kein leiser Wunsch hemmte mehr die gänzliche Abspannung aller seiner Seelenkräfte; kein Traum von täuschender Hoffnung schwebte ihm mehr vor, alles war nun vorbei und endigte sich in die ewigstille Nacht des Grabes". Aber auch das alles ist nur die natürliche Ermattung nach der außerordentlichen Erregung des Tages. Die starre Verzweiflung ist das nicht, nicht die Apathie, die krasse Ironie, die

gänzlicher Mangel an Kontakt mit sich selber, mit den Regungen der eigenen Seele ist. Und am anderen Morgen, als Reiser aus seinem tiefen Schlafe erwachte, fühlte er sich denn auch „wunderbar an Leib und Seele gestärkt, er fühlte die Kraft in sich, alles zu unternehmen, um auch selbst unter diesen Umständen noch zum Ziel seiner Wünsche zu gelangen" (IV, 68). Er war nun entschlossen, sich durch Unterrichtsstunden zu ernähren und umsonst auf dem Theater zu dienen. Erst als ihm auch dieses Anerbieten abgeschlagen wurde, als er nicht einmal als Souffleur, Rollenschreiber oder Lichteputzer beim Theater eine Verwendung finden konnte, hören wir, daß er in eine Art von innerer Erbitterung versetzt wurde, und er fing in diesem Augenblicke wieder an, „sich selbst zu hassen und zu verachten".

Aber auch diese Stimmung, so nahe sie bereits wieder an die volle Verzweiflung grenzt, wird doch wieder durch die relativ positive Disposition, die in dieser Zeit in Reisers Seele die vorherrschende ist, überwunden. Wir hören, daß Reiser bei dem Bau am Schlosse vorüberkam, und eine sonderbare Begierde in ihm entstand, sein gutes Kleid auszuziehen und mit den übrigen Tagelöhnern auch Steine zu diesem Bau auf den Schiebkarren herbeizuführen. Er hörte von einem Arbeiter, daß er hier in einem Tage mehr Groschen verdienen konnte, als er überhaupt noch in seinem Vermögen hatte. „Der Entschluß, um diesen Tagelohn zu arbeiten", heißt es, „war in dem Augenblicke bei Reisern schon so gewiß, daß er innerlich lachen mußte, daß der Arbeiter, während er mit ihm sprach, die Mütze vor ihm abnahm und nicht wußte, daß sie vielleicht Morgen Kameraden seyn würden". Und dann gibt uns Moritz selber die Erklärung: „Das einzige, was seine Erbitterung und Selbsthaß und Selbstverachtung mildern konnte, war dieser Entschluß", der seine Seele aufs neue in einer lebhaften Bewegung erhielt. Ja das geht soweit, daß wir lesen: „Während nun dieß in seinen Gedanken vorging, glaubte er selbst, es sey sein wahrer Ernst, und wußte nicht, daß seine Einbildungskraft ihn wieder täuschte, und daß er schon wieder in Gedanken eine Rolle spielte" (IV, 72).

Es ist nicht ohne Interesse für uns, wie sich diese Rolle in Reisers Vorstellung ausmalt: „Als Handlanger beim Schloßbau war er nun das Niedrigste, was er nur seyn konnte; diese selbst gewählte freiwillige Niedrigkeit hatte einen außerordentlichen Reiz für ihn; er
 lebte nun wie die übrigen von seinem Stande, ging des Sonntags

fleißig in die Kirche und war ein stiller religiöser Mensch; in einsamen Stunden ergötzte er sich denn mit Shakespeare und Homer, und — hatte dasjenige reale Leben in sich, was er nicht außer sich haben konnte". Weiter heißt es dann: „Besonders rührend war ihm bei dergleichen Vorstellungen immer der Gedanke, daß er am Sonntage fleißig in die Kirche gehen und dem Prediger recht aufmerksam zuhören würde. Denn hierdurch vernichtete er gleichsam sich selbst, weil er alles, was auch der schlechteste Prediger ihm sagen würde, doch für sich noch sehr lehrreich hielt und nicht klüger als der einfältigste Mensch seyn wollte". Hier paart sich etwas von dem, was wir früher als die Poesie der Einschränkung kennen lernten, mit einer Art von Selbstvernichtung zu einer Resignation, deren charakteristisches pessimistisches Moment eben darin liegt, daß die subjektivistische Seele aus einem notwendigen Selbsterhaltungstrieb eben einen Teil von dem in sich verleugnet, was sie als das Beste in sich zu entwickeln vermocht hat. Diese Erscheinung — wir haben ähnliches bei Woldemar kennen gelernt — muß darum betont werden, weil sie in unserer weiteren Betrachtung noch eine Rolle spielt und aus ihr sich recht eigentlich erst der Pessimismus überhaupt herleitet, der in der Folgezeit eine so große Bedeutung gewinnt.

Reiser sollte indes nicht dazu kommen, diese neuen Phantasien in die Wirklichkeit umzusetzen. Denn da er bei einem letzten Besuche bei Ekhof hörte, daß er vielleicht bei der Barzantischen Truppe in Eisenach angenommen werden könne, da sah er das Ziel, wohin er doch am Ende wollte, auf einmal wieder nahe vor sich, und alle Bedenklichkeiten hörten auf, da er sich den Weg von Gotha nach Eisenach „wie einen Spaziergang dachte, wodurch er gar keine Untreue an seinem Wirth beging, dem er von Eisenach als Schauspieler doch eher und leichter wie von seiner Tagelöhnerarbeit bezahlen konnte". Reiser spazierte also gerades Weges von Ekhofs Wohnung ohne Überrock und die anderen Sachen, die er im Gasthof gelassen hatte, aber mit dem Degen an der Seite von Gotha nach Eisenach, und es heißt: „alle die erstorbenen Hoffnungen waren nun auf einmal in seiner Seele wieder erneuert und machten einen lebhaften und angenehmen Kontrast gegen die melancholischen Ideen, womit er sich an diesem Vormittage noch zum Tagelöhner hatte verdingen wollen" (IV, 75).

Wie wenig seine ganze Verfassung trotz des Mangels an positiven Beziehungen zur Wirklichkeit doch einen depositiven Charakter im

Sinne unserer Betrachtungen trägt, solange ihn nur eine eingebildete Beziehung, jetzt nämlich die zu der Barzantischen Truppe, beschäftigt, das beweist uns die Tatsache, daß Reiser gerade auf dieser Wanderung von einem bei ihm seltenen und unmittelbaren Verhältnis zur Natur erfüllt ist. Es heißt, „daß die Schönheiten der Natur ihn wieder ergötzten; er wandelte mit innigem Vergnügen durch die romantischen Thäler zwischen den Bergen hin, und als er die Thürme der alten Wartenburg, von der er schon in seiner Kindheit gehört hatte, zuerst erblickte, so umfaßte sein Gemüth die Gegenstände umher mit einer Wärme und Anschließung, die ihm alles doppelt schön machte; es war ihm, als ob er in einem süßen Traume schwebte, worin, was er ehmals gedacht hatte, eins nach dem andern sich ihm nun würklich darstellte". Ja, es sind Stimmungen positiver Ironie, wie er sie im Sommer 1775 in sich entwickelt hatte, die ihn jetzt bisweilen erfüllen, so wenn wir lesen: „Es war ihm, als ob er allenthalben seyn könnte, wo er wollte, da er sich so auf einmal in wenigen Stunden von Gotha nach Eisenach versetzt sahe, woran er den Morgen desselbigen Tages noch gar nicht gedacht hatte." Ferner hören wir: „Als er in die Stadt kam, schien ihm alles ein frohes und heiteres Ansehen zu haben; die Menschen schienen gleichsam zur Freude gestimmt zu seyn, so daß er mit lauter frohen Ahndungen in den Gasthof trat" (IV, 76 f.). Hier aber mußte Reiser hören, die Barzantische Schauspielergesellschaft sei gerade diesen Morgen nach Mühlhausen abgereist.

Eine neue Enttäuschung! Wieder hören wir, daß Reiser „nicht nur in der Einbildung, sondern wirklich und doppelt unglücklich war", doppelt, weil er sowohl der realen als der vorgestellten Beziehung entbehrte. Es heißt: „Sein Zustand brachte ihn der Verzweiflung nahe, und machte, daß er zum erstenmale sich über sein Schicksal wegsetzte und in eine Art von Vergessenheit seiner selbst gerieth, welche ihn dem Anscheine nach froh und aufgeräumt machte. Dabei war es ihm, als ob er durch diesen gar zu unerwarteten und hämischen Streich des Schicksals von allen Verbindungen loßgesprochen wäre, und sich nun selbst wie ein vernachläßigtes und verworfenes Wesen ansehen dürfe, das in gar keinen Betracht mehr kommt." Dies klingt wohl schon bedenklicher: Momente positiver Ironie mit einer krankhaften Übersteigerung der Beziehungslosigkeit, die uns die Möglichkeit einer nahenden gefährlichen Krisis ankünden, der wir tatsächlich bald be-

gegnen sollen. Noch aber hören wir, daß er „des sanftesten Schlafes genoß, weil er auf keine Zukunft mehr rechnete und von keinem einzigen Gedanken an die Zukunft oder an sein eigenes Schicksal mehr gestört wurde, denn nun war er mit seinen Aussichten ganz am Ende". Und so widerstandsfähig ist seine Verfassung in dieser Zeit tatsächlich, daß am anderen Morgen „dieser wohlthätige Schlaf aufs neue seine schlummernden Kräfte erweckt hatte, er fühlte wieder statt der Lähmung einen gewissen Trotz und Erbitterung gegen das Schicksal, wodurch er Muth bekam, noch einmal alles zu dulden und alles zu wagen, um seinen Endzweck dennoch zu erreichen: er entschloß sich, der Barzantischen Schauspielergesellschaft nachzureisen und von Eisenach bis Mühlhausen denselben Weg, den er gekommen war, wieder zurückzugehn" (IV, 78 f.).

Damit ist Reiser in seiner Idee wenigstens wieder von einer vorgestellten Beziehung erfüllt, und die unmittelbare Sorge und Verzweiflung ist behoben. Ja, trotzdem er nur drei Dreier in der Tasche hat, hat er es nicht einmal so eilig, sein neues Ziel zu erreichen, daß wir nicht hörten, er habe noch erst die Wartburg bestiegen und von da die weite schöne Gegend übersehen. Es sind wieder Momente positiver Ironie, mit der er durchaus über den Widerwärtigkeiten seiner Lage steht. So lesen wir: „Er fühlte sich, indem er um sich herblickte, auf diesem Standpunkte über sein Schicksal erhaben; denn aller Widerwärtigkeiten ohngeachtet war er doch bis auf diesen Fleck gekommen, und diesen schönen Moment einer reizenden Aussicht in die umgebende Natur konnte ihm doch niemand rauben. Er sammelte sich gleichsam Stärke zu der Mühe und sorgenvollen Wanderschaft, die er nun aufs neue wieder antreten wollte" (IV, 80). Diese Stimmung wurde noch durch den Entschluß bestärkt, die wenigen Dreier, die er noch hatte, nur zu Schlafgeld anzuwenden und sich bei Tage von den Wurzeln auf dem Felde zu nähren. Dies nämlich, hören wir, „war es vorzüglich, was ihm den Trotz gegen das Schicksal einflößte, von dem er sich nun beinahe ganz unabhängig dachte". Damit machte er nun gleich am ersten Tage, da er sich zunächst wieder auf den Weg nach Gotha begab, den Anfang.

Auf der neuen Wanderung soll nun die Überreizung der Phantasie Reisers durch die vielen aufregenden Erlebnisse zusammen mit völliger körperlicher Ermattung durch die entbehrungsreiche Lebens-

weise zu einer gefährlichen Krisis in ihm führen, derem Symptome sich uns bereits angekündigt haben, die indes zuletzt noch eine glückliche Lösung findet. Gleich am ersten Tage hören wir, daß ihn kaum eine Meile von Eisenach eine unwiderstehliche „Trägheit" überfiel, so daß er mitten auf dem Felde einschlief und erst gegen Abend erwachte. Wiewohl er nun die Nacht auf der Streu schlief, so überfiel ihn am folgenden Tage dieselbe Trägheit immer wieder, so daß er sich, wo er nur den Schatten eines Baumes fand, hinlegte und sogleich vom Schlaf überfallen wurde. Er hatte auch nicht mehr die Fähigkeit, sich recht zu orientieren wie bisher. Er verirrte sich immer in den Feldern: „So labyrinthisch wie sein Schicksal war, wurden auch nun seine Wanderungen, er wußte sich aus beiden nicht mehr herauszufinden". Daher brachte er auf dem Wege von Eisenach nach Gotha, den er auf der Hinreise gleich einem Spaziergange in wenigen Stunden zurückgelegt hatte, jetzt im ganzen beinahe vier Tage zu.

Für seine seelische Verfassung ist es dabei bezeichnend, daß seine Einbildungskraft jetzt erst einen recht eigentlich krankhaften Charakter annimmt. Moritz schreibt nämlich: „Während nun Reiser diese Tage in einer Art von Betäubung gleichsam wie in der Irre umhèrgieng, herrschte bloß die Imagination in ihm; denn da er nun auf dem Felde lebte, so schien er sich an gar nichts mehr gebunden und ließ seiner Einbildungskraft den Zügel schießen. Nun war ihm aber sein Schicksal nicht romanhaft genug. Daß er hatte Schauspieler werden wollen und sein Wunsch ihm mißlungen war, das war eine abgeschmackte Rolle, die er spielte; er mußte irgend ein Verbrechen begangen haben, das ihn in der Irre umhertrieb; ein solches Verbrechen dachte er sich nun aus: er stellte sich vor, daß er mit dem jungen Edelmann, den er in Hannover unterrichtete, die Universität in Göttingen bezogen und von diesem im Trunk zum Zweikampf genöthigt worden wäre, wo er sich bloß vertheidigt und jener wüthend in seinen Degen gerannt sey, worauf er die Flucht genommen habe, ohne zu wissen, ob jener todt oder lebend sey. Diese von ihm selbst gemachte Erdichtung drängte sich ihm bei seinem Herumirren im Felde fast wie eine Wahrheit auf, er träumte davon, wenn er einschlief, er sah seinen Gegner im Blute liegen, er deklamierte laut, wenn er erwachte, und spielte auf die Weise mit seiner Phantasie mitten auf dem Felde zwischen Gotha und Eisenach die Rollen durch, welche man ihm auf

dem Theater verweigert hatte.“ Hier handelt es sich aber nicht mehr um theatralische Rollen, sondern um bis zur täuschenden Wirklichkeit gesteigerte Ideen von ihm selbst. Moritz versichert uns indes: „Dieß allein war es, was ihn von der Verzweiflung rettete, denn hätte er sich seinen Zustand völlig so leer und abgeschmackt gedacht, wie er wirklich war, so würde er sich selbst ganz weggeworfen haben und in Schmach versunken sein“ (IV, 83 f.). In diesem gefährlichen Zustande befindet sich Reiser also nun jetzt, daß er vor der vollen Zerstörung in dem Augenblicke steht, wo er aus seiner Täuschung zur nüchternen Wahrheit erwacht und sich auf seine reale Person besinnt. Nur eine Rettung gibt es aus dieser äußerst kritischen Lage, daß er neue reale, nicht vorgestellte Beziehungen zum Leben gewinnt.

Wir hören nun, daß Reiser am zweiten Tage von einem Prediger angeredet wurde, der ihn fragte, woher er käme und wohin er ginge. Reiser gab „verwirrte Antworten“. Er erzählte seine Duellgeschichte: „Der Gedanke an die Unwahrheit der Sache fiel ihm fast gar nicht mehr bei.“ Es heißt: „Da er einmal bloß in der Ideenwelt lebte, so war ihm ja alles das wirklich, was sich einmal fest in seine Einbildungskraft eingeprägt hatte, ganz aus allen Verhältnissen mit der wirklichen Welt hinausgedrängt, drohte die Scheidewand zwischen Traum und Wahrheit bei ihm den Einsturz“. Wiewohl der Prediger Reiser in sein Haus nötigte, um ihn zu bewirten, entfernte dieser sich sobald wie möglich wieder: „Denn er mußte in seinem imaginirten Zustande die Gesellschaft der Menschen fliehen“ (IV, 86).

Noch ein anderer Prediger versuchte es, sich Reisers auf dem Wege nach Gotha anzunehmen. Auch diesem erzählte Reiser seine „imaginirte unglückliche Geschichte.“ Auf Reiser selbst lassen uns in etwa die Worte einen Schluß ziehen: „Dieser Prediger betrachtete Reisern manchmal vom Kopf bis zu Fuß und schien sich überhaupt sonderbare Vorstellungen von ihm zu machen. Er hielt ihn für einen Menschen, der vielmehr verschwieg, als er sagte, und mit dem er nicht recht wußte, wie er dran war“. Der Prediger mahnte Reiser vorzüglich sein Verbrechen durch Reue zu büßen. Es heißt dann: „Durch die lange Unterhaltung mit dem Prediger und durch dessen Ermahnungen war Reisers Imagination noch mehr erhitzt.“ Er kam in der Abenddämmerung in Gotha an und ging „in einer Art von hartnäckiger Betäubung und Fühllosigkeit“ dicht vor dem goldenen Kreuze vorbei, wo er logiert hatte, aus dem Tore wieder hinaus, in

welches er das erste Mal nach Gotha gekommen war und nahm wieder den Weg nach Erfurt zu, um dann von da nach Mühlhausen zu gehen und endlich die Barzantische Schauspielergesellschaft zu erreichen.

Wir hören nun, daß der kritische Zustand, in dem sich Reiser die drei, vier Tage auf der Wanderung von Eisenach bis Gotha befunden hatte, sobald er Gotha wieder hinter sich hatte, nachließ: „Die imaginirte Geschichte, die ihn drei Tage vor Gotha in der Irre herum getrieben hatte, verschwand allmälig", die erste Aussicht, nach einer Probezeit bei der Barzantischen Truppe vielleicht doch noch bei der Ekhof'schen Gesellschaft in Gotha aufgenommen zu werden, öffnete sich ihm wieder.

Reiser übernachtete in einem Gasthof, in dem er auf der Herreise geschlafen hatte, und machte sich anderen Tags in Gesellschaft eines Handwerksburschen auf den Weg nach Erfurt. Diesem gab Reiser vor, „er sey ein Schuhknecht, und fand ordentlich eine Art von Würde darin, indem er sich einen Schuhknecht nannte; denn als solcher war er doch etwas, als einer, der ein bloßes Blendwerk seiner Phantasie verfolgte, war er nichts". Wir sehen daraus, daß Reisers Ideen sich doch bereits wieder mehr der Wirklichkeit nähern. Indes erreichte seine körperliche Erschöpfung jetzt den höchsten Grad. Rohe Wurzeln waren nun schon seit mehreren Tagen seine einzige Kost gewesen. Er fühlte seine Knie wanken. Seine Müdigkeit nahm so sehr bei jedem Schritte zu, daß er „in diesem Augenblicke das einförmigste und abhängigste Leben sich gerne hätte gefallen lassen, wenn sich ein ruhiger Aufenthalt ihm dargeboten hätte" (IV, 92).

Kurz vor Erfurt kam Reiser mit seinem Wandergesellen an einen Quell, an den er sich ganz erschöpft niederwarf und „den Labetrunk, den er oft von Menschen kaum zu fordern wagte, nun unmittelbar aus dem Schatz der Natur empfing". Dazu heißt es: „Und dann erhielt so etwas für Reisern einen doppelten Werth, weil er das Poetische mit hinzutrug, das nun bei ihm wirklich wurde, und wovon man sagen könnte, daß es die einzige Schadloshaltung für die nothwendigen Folgen seiner Thorheit war, für die er selbst nicht konnte, weil sie nach natürlichen Gesetzen in sein Schicksal von Kindheit auf sich nothwendig einflechten mußte" (IV, 93).

Trotzdem aber Reiser jenen kritischen Zustand, der ihn vor Gotha wie in Fieberphantasien herumirren ließ, überwunden zu haben scheint, so ist sein jetziger Zustand doch letzten Endes nicht weniger

bedenklich. Solche poetische Augenblicksstimmungen wie die bei der Quelle sind nicht das Bezeichnende für seinen jetzigen Zustand, im Gegenteil, sie sind die Ausnahme. Seine gänzliche körperliche Erschöpfung hat ihn vielmehr auch aller Spannkraft der Seele beraubt, und wir lesen bald darauf: „Dieser hoffnungslose traurige Zustand des Umherirrens, worin er sich nun schon seit mehreren Tagen befand, konnte durch keinen Reiz einer angespannten erhitzten Einbildungskraft mehr übertragen werden" (IV, 94). Dabei wissen wir doch, daß eben jene es war, die ihn vor der vollen Verzweiflung rettete. Findet erst ein gänzlicher Stillstand der Phantasie statt, dann verliert er den letzten Kontakt mit sich selber. Dieser Zustand steht unmittelbar bevor. In seiner grenzenlosen Ermattung ließ er sich für seine letzten neun Pfennige in Erfurt einen Trunk Bier geben. Damit hatte er sein Schlafgeld auf noch drei künftige Nächte ausgegeben, und es blieb ihm nun nichts weiter übrig, als ganz unter freiem Himmel zu wohnen: „Bei diesem Gedanken war es ihm, als ob er nun mit dem Trunk Bier die Vergessenheit alles Künftigen und Vergangenen trinke und von allem Kummer auf einmal befreiet werden sollte. Denn nun gab er sich ganz seinem Schicksale hin und betrachtete sich wieder wie ein fremdes Wesen, für das er nicht mehr denken könnte, weil es unwiederbringlich verlohren war; so schlummerte er ein und schlief eine Stunde lang" (IV, 96). Damit endet die erste Phase in der letzten großen Entwicklungsperiode des Romanfragments.

Höhe der Entwicklung

Schon vor der zuletzt erzählten, für seinen jetzigen Zustand bezeichnenden Stimmung Reisers hat sich ein Ereignis vollzogen, von dem sich die zweite Phase dieser Entwicklungsperiode Reisers datiert, die Phase, in der er wieder in positive Beziehungen zur realen Welt treten soll. Kurz vor Erfurt hatte nämlich der Handwerksbursche, mit dem Reiser den Weg hierher gemacht hatte, auf einmal zu ihm gesagt, er glaube nicht, daß Reiser ein Schuhknecht sei, sondern er hielte ihn für einen Studenten, der auf der Universität in Erfurt studieren wolle. Durch diese zufälligen Worte hatte sich der ganz erschöpfte Reiser einen Augenblick wie ins Leben zurückgerufen gefühlt! Blitzartig war der Gedanke durch seinen Kopf gegangen, den Moritz nur mit seinen eigenen als des Erzählers Worten andeutet: „Sobald er

 in dieser Stadt, die so nahe vor ihm lag, studieren und bleiben wollte, war sie das Ende seiner mühseeligen Wanderung; sie war der Endzweck, das Ziel seiner Reise, das er nun so nahe vor sich sahe, und wo er noch dazu auf eine ehrenvolle Weise mit seinem Plane umwechseln konnte" (IV, 94).

Als Reiser nun in Erfurt aus seinem totenähnlichen Schlafe erwachte und den Kopf auf die Hand gestützt in stummer Verzweiflung dasaß, wurde er von einem Manne angeredet, der ihm auf die Nachricht, daß Reiser ein fremder, mittelloser Student sei, empfahl, sich an den Abt Günther vom Benediktinerkloster auf dem Petersberge zu wenden, der ein äußerst menschenfreundlicher Mann sei und ihm gewiß helfen werde. Reiser, „den die gänzliche Erschlaffung aller seiner Seelen- und Körperkräfte und der wohlthätige Schlummer, der hievon eine Folge war, schon wieder etwas gestärkt hatten, fühlte sich auf einmal wieder mit neuer Hoffnung und neuem Muth beseelt". Er machte sich sogleich auf den Weg zum Petersberg und wurde von dem Prälaten Günther leutselig empfangen, als er eine kurze lateinische Ansprache an ihn hielt, deren Inhalt etwa war, er sei von widrigem Schicksal umhergetrieben nach Erfurt gekommen und hoffe hier einige Unterstützung zu finden, um auf irgendeine Weise sein angefangenes Studium fortzusetzen. Da Reiser sich zur Augsburgischen Konfession bekannte und aus Hannover kam, gab der Prälat ihm den Rat, sich an seinen Landsmann, den Doktor Froriep, zu wenden, und reichte ihm ein Stück Silbergeld mit den Worten, er möchte mit diesem kleinen Mittagsmahl vorlieb nehmen, worauf es heißt: „Wenn ja etwas den Muth des Zerschlagenen wieder aufrichten und den völlig Gesunkenen von der Verzweiflung retten kann, so ist es die Miene und der Ton, womit der Prälat Günther damals Reisers Bitte beantwortete und ihm seinen Rath erteilte." Von dieser Behandlung beinah bis zu Tränen gerührt, eilte Reiser fort und glaubte zu träumen, da er draußen vor der Türe stand, sein Stück Geld betrachtete und sich auf einmal wieder im Besitz von einem halben Gulden sahe, da es ihm kurz vorher noch an einem Dreier für ein Nachtlager gefehlt hatte. „Dieser halbe Gulden dünkte ihm jetzt ein unschätzbarer Reichthum und war es auch würklich für ihn, weil er ihm wieder den Muth einflößte, woran sein ganzes Schicksal hing" (IV, 97 f.).

Reiser genoß nun zum erstenmal wieder warmes Essen und begab sich dann gleich nach Tisch zum Doktor Froriep, der ihn freundlich

empfing. Der Doktor Froriep wollte eben ein Kolleg über Kirchengeschichte lesen und nahm Reiser mit in seinen Hörsaal. Als Reiser nun hier in Reih und Glied mit unter den Studenten saß, so machte sich das in seiner seelischen Verfassung seit langer Zeit zum ersten Male wieder als positive Beziehung zur realen Welt geltend. Wir lesen diesen Umschwung seiner Verfassung deutlich aus den Worten heraus: „Er sahe sich also nun auf einmal in Erfurt in dem Hörsaale eines Professors mitten unter Studenten sitzen, da er am Morgen eben dieses Tages noch weiter nichts als das offene Feld, das er durchwanderte, zu seinem Aufenthalt vor sich sahe" (IV, 101).

Der Doktor Froriep nahm Reiser nach der Vorlesung mit auf seine Stube, um sich über Reisers Geschick näher zu unterrichten. Wir hören, daß Reiser seiner Geschichte die neue Wendung gab, er habe sich in Hannover durch eine Schrift, die übel ausgedeutet sei, den Haß eines vornehmen Mannes zugezogen und habe von dort weggehen müssen. Da er nun weiter keine Aussicht gehabt habe, so sei er auf den Gedanken gekommen, sich dem Theater zu widmen, nach reiflicher Überlegung habe er aber diesen Entschluß aufgegeben, weil er wohl einsehe, daß er sich auf immer für die Zukunft durch diesen Schritt schaden würde; und darum habe er nun gedacht, sich in Erfurt aufs neue dem Studium zu widmen. Inwiefern diese Wendung seiner Geschichte unter dem Eindruck der neuen Beziehung zu der Zuhörerschaft des Doktor Froriep steht, erkennen wir aus den Worten: „Nun war es merkwürdig, wie Reiser diese Lüge, die er sich während dem Kollegium des Doktor Frorieps ausgedacht, sich selbst, ehe er sie sagte, in Wahrheit zu verwandeln suchte, und wie jesuitisch er dabei sich selber täuschte. Er suchte sich nehmlich in seinen Gedanken zu überzeugen, daß er nun w i r k l i c h die Thorheit seines Unternehmens vollkommen einsehe, und daß er nun ganz freiwillig seinen Entschluß geändert habe und fest bei diesem Vorsatz bleiben würde, wenn sich ihm auch gleich jetzt die beste Gelegenheit, den Schauplatz zu betreten, von selbst darböte" (IV, 102). Der Doktor Froriep schien Reiser zwar nicht recht zu glauben, allein er faßte eine höhere Idee von Reiser, als dieser erwarten konnte, indem er ihn für einen Sohn angesehener Eltern hielt, mit denen er sich entzweit habe, und deren Namen er nur verschwiege.

Mit dieser Aussprache beim Doktor Froriep vollzieht sich nun der völlige Wandel in Reisers äußerer Lage. Moritz schreibt: „Was nun

kam, war über alle seine Erwartung. Reiser, der am Morgen eben dieses Tages sich noch von aller Welt verlassen sahe, trauete den tröstenden Worten kaum, die er jetzt vernahm." Froriep versprach, Tisch und Wohnung für ihn zu besorgen, und gab ihm ein paar Zeilen an den Abt Günther mit, der ihn auf diese hin umsonst als Student immatrikulieren würde. Am anderen Morgen — es war der 6. August 1776 — stieg Reiser daher „voll ganz anderer Gedanken als gestern" den Petersberg hinauf. Der Abt Günther fertigte ihm sogleich die Matrikel aus, wobei er ihm die akademischen Gesetze gedruckt übergab und deren Befolgung durch einen Handschlag sich angeloben ließ. Reiser müßte nun nicht Reiser sein, wenn wir darauf nicht läsen: „Diese Matrikel, worauf stand: Universitas perantiqua, die Gesetze, der Handschlag waren für Reisern lauter heilige Dinge, und er dachte eine Zeitlang (!), dieß wolle doch weit mehr sagen als Schauspieler zu seyn". Nun folgt der volle Ausdruck seiner positiven Beziehung zur Wirklichkeit; Moritz schreibt jetzt selber: „Er stand nun wieder in Reihe und Glied, war ein Mitbürger einer Menschenklasse, die sich durch einen höhern Grad von Bildung vor allen übrigen auszuzeichnen strebt. Durch seine Matrikel war seine Existenz bestimmt: kurz er betrachtete sich, als er wieder vom Petersberge hinunterstieg, wie ein anderes Wesen" (IV, 105 f.).

Wir haben im folgenden zu beachten, welche äußeren Umstände Reisers Stellung in der wirklichen Welt befestigen, und dann unser Augenmerk auf die charakteristischen Erscheinungen zu richten, in denen sich die positive Verfassung Reisers in dieser Phase der nun betrachteten Entwicklungsperiode äußert. Was die ersteren anbetrifft, so hören wir zunächst, daß Reiser am Tage nach seiner Immatrikulation dem Doktor Froriep als ein Zeichen seiner Dankbarkeit eine Niederschrift seiner Gedichte überreichte, die diesmal weit mehr Glück machten, als er erwartet hatte. In Erfurt war nämlich das Studium der schönen Wissenschaften unter den Studenten noch etwas seltenes, und dem Doktor Froriep war es lieb, einen mehr zu haben, der in diesem Fache den anderen einigermaßen zum Beispiel diente. Diese Gedichte bewirkten also, daß Reisers neuer Gönner sich nun noch weit mehr für ihn interessierte und ihn keine Nacht mehr im Gasthof ließ.

 Reiser wurde vorläufig bei dem Universitätsquartier- und Fecht-

meister untergebracht, bei dem er mit einem alten Mediziner eine Stube teilte, und von dem er fürs erste auch an seinen eigenen Tisch gezogen wurde. Da vernehmen wir zwar, daß neue gedrückte Stimmungen Reiser erfüllten, die indes nur vorübergehende Erscheinungen und für die Gesamtverfassung seiner Seele in dieser Zeit nicht ausschlaggebend sind. In ihrer Art aber sind sie charakteristisch für Reiser. Er kann sich an seine neue Lage nicht gewöhnen: „die Idee von den Freitischen, die er als Schüler hatte genießen müssen, lag wie eine Last auf ihm, und er fühlte sich im Grunde weit unglücklicher, wie er nun an den Tisch des Fechtmeisters gehen sollte, als wie er auf dem Felde zwischen Gotha und Eisenach rohe Wurzeln aß. Er schien sich auf einmal aus der unbegrenzten Freiheit in die niederträchtigste Abhängigkeit wieder versunken zu sein". Auch fehlte es ihm gänzlich an Wäsche, und dieser Mangel war es, der ihm am drückendsten war und im Grunde seine meiste Traurigkeit verursachte, die er aber immer selbst auf etwas anderes schob, worüber er zu trauern gegen sich selbst affektierte, „weil ihm der Mangel an Wäsche ein zu kleiner und unpoetischer Gegenstand schien".

Wieder waren es seine Gedichte, die unter diesen Verhältnissen seine Stellung in seiner Umgebung befestigten. Denn wiewohl er Anlaß dazu gab, daß man ihn in diesen Stimmungen für einen „timiden und blöden Menschen" hätte halten können, so lesen wir doch: „Ohngeachtet seines scheuen Wesens aber war man schonend gegen ihn, und dieß hatte er wiederum seinen aufgeschriebenen Gedichten zu danken, wovon der Doktor Froriep zu verschiedenen Leuten gesprochen hatte, und die ihm, ohne daß er es selbst wußte, unter den Studenten in Erfurt schon einen gewissen Namen gemacht hatten, sodaß man nun sein sonderbares Wesen auf Rechnung seiner Dichtergabe schrieb" (IV, 107 f.).

Der Fechtmeister wies Reiser dann ein bleibendes Quartier bei einem Studenten namens R... an, der gleich eine Wochenschrift mit ihm herausgeben wollte. Reiser dachte auch bald einen Plan zu einer Wochenschrift aus, die nun freilich nicht zustande kam, indes wurde Reiser infolge dieses Projektes Mitarbeiter an der bestehenden Wochenschrift Der Bürger und der Bauer, die er auf seiner ersten Wanderung bei dem Jäger nicht weit von Mühlhausen vorgefunden hatte. Reiser blieb aber wegen seiner Melancholie, die nun „von dem schlechten Zustande seiner Schuhe entstand", ein trauriger Gesell-

 schafter, so daß der Student R... ihn nach acht Tagen in einem anderen Logis bei einem Brauer auf der Kirschlache unterbrachte. Hier bekam Reiser wieder kein Zimmer für sich. Er mußte mit der übrigen Familie zusammen wohnen, aber das Haus hatte eine freie Lage, und er erhielt nun endlich auch den ordentlichen Freitisch der Universität.

Dieser letzte Umstand hebt Reiser wesentlich aus seinen vorübergehend gedrückten Stimmungen heraus. Die positive Verfassung gelangt nun in ihm zum Durchbruch. Im wesentlichen sind es die nachfolgenden Sätze, die den Höhepunkt von Reisers Verfassung im vierten Bande bezeichnen: „Die Idee des ruhigen Bleibens behielt nun auf einmal wieder so sehr bei ihm die Oberhand, daß er jetzt da er neunzehn Jahre alt war, an seinen Freund in Hannover schrieb, er hoffe und wünsche nunmehr, den Rest seiner Tage in Erfurt zu beschließen. Seine lernende Laufbahn sollte nehmlich hier unmittelbar in die lehrende übergehn, und so sollte das Ziel aller seiner Wünsche und Hoffnungen dann erreicht seyn. Auf alles übrige Glänzende glaubte er nun Verzicht gethan zu haben, und alle die schimmernden Theaterphantasien schienen auch eine Zeitlang aus seinem Kopfe verschwunden zu seyn. Er war nun doch einmal in eine neue Welt versetzt und hatte gegen seinen Aufenthalt in Hannover immer erstaunlich viel gewonnen. Wenn er auf den Wällen von Erfurt um die Stadt spazieren ging, so fühlte er lebhaft, daß er durch eigne Anstrengung sich aus seinem unerträglichen Zustande gerissen und seinen Standpunkt in der Welt aus eigner Kraft verändert hatte" (IV, 112 f.).

Eine Reihe weiterer Momente, die Reisers positive Stellung in Erfurt bezeichnen, bleiben uns ferner bemerkenswert. So hören wir, daß er einen Brief von Philipp Reiser aus Hannover erhielt, den er, trotz seines ihn wenig interessierenden Inhalts, beständig in der Tasche trug, „weil Philipp Reiser doch sein einziger Freund war", und er las diesen Brief so oft, daß er ihn am Ende auswendig wußte, „denn er hatte doch einmal nichts zu lesen, was ihm näher gewesen wäre als dieser Brief." Nun ist es interessant, wie sein Verhältnis zu Philipp Reiser zu einem Moment wird, das ihn mit Erfurt verknüpft, weil Philipp Reiser aus Erfurt gebürtig war: „Anton Reiser befand sich nun auf demselbigen Fleck, wo sein Freund die ersten Tage seiner Jugend verlebt und die ersten Eindrücke von der ihn umgeben-

den Welt erhalten hatte. Er durchlebte hier in Gedanken Philipp Reisers Kinderjahre und verdoppelte sich in ihm, wenn er in dem Thal am Bache saß und seinen Brief las, der ihm denn sein ganzes Wesen wieder in Erinnerung brachte" (IV, 119 f.).

Die Freundschaft mit Philipp Reiser war denn auch die Ursache einer neuen Beziehung, die Anton in Erfurt gewann. Ihretwegen schloß er sich nämlich einem Studenten O... besonders an, der Philipp Reiser in Erfurt noch gekannt hatte, und mit dem er sich von ihm unterhalten konnte. O... war damals „ein junger liebenswürdiger Schwärmer, vor seiner Phantasie schwebte noch der jugendliche Lebensreiz, und ihn beseelten hohe Freundschaftsgefühle; zuweilen lief ein klein wenig Affektation mit unter, im Grunde aber hatte er wirklich ein gefühlvolles Herz", und es heißt: „An ihm fand Reiser seinen Mann" (IV, 120).

Von O... hörte Reiser dann eines Tages, daß die Studenten willens seien, eine Komödie zu spielen und Reiser eine Rolle anzutragen. Trotzdem diese Mitteilung „mächtig auf Reisers Phantasie wirkte", war seine Position in dieser Zeit doch eine zu gefestigte, als daß die Theateridee ihn jetzt etwa unmittelbar wieder aus der Wirklichkeit in eine gefahrvolle Phantasiewelt versetzt hätte. Man spielte Medon oder die Rache des Weisen, und Reiser mußte die Rolle der Klelie, der Geliebten des Medon, übernehmen, weil er noch die wenigste Spur von einem Bart hatte. Es ist nun sehr wesentlich, daß Reiser durch die Proben mit dem größten Teil der Studenten in Erfurt bekannt wurde, die sich alle gegen ihn sehr höflich betrugen und alle eine vorteilhafte Meinung von ihm hegten, „wodurch er sich in eine Welt versetzt fand, die von derjenigen ganz verschieden war, worin er von Kindheit auf gelebt hatte" (IV, 130).

Wiewohl Reiser angstvoll zweifelte, ob er die Rolle auch behalten würde, so sollte sein Wunsch doch wirklich in Erfüllung gehen. Er wurde mit aller Sorgfalt als Klelie geschmückt. Die Lichter wurden angezündet, der Vorhang rauschte empor, und er stand nun da vor einem zahlreichen Auditorium und spielte ganz unbefangen seine lange Rolle durch, ohne daß ihm ein einziges Mal das Unnatürliche davon eingefallen wäre, so sehr war er in den Gedanken vertieft, daß er in einer theatralischen Darstellung nun wirklich mitbegriffen, und daß seine Mitwirkung in jedem Augenblick dazu notwendig war. Er spielte seine Rolle so gut, daß selbst die Zuschauer das Unnatürliche

 daran weniger bemerkten und ihn noch mit Beifall beglückten. Darauf heißt es: „Da er also nun den Schauplatz betreten hatte und doch dabei Student blieb, so machte ihm dieß doppeltes Vergnügen, und er fühlte sich in der Wiedererinnerung an diesen Abend ein paar Tage über so glücklich, daß ihm alles das, was ihm in den wenigen Wochen, die er nun in Erfurt zugebracht hatte, schon begegnet war, halb wie im Traume vorkam" (IV, 132).

Als die Studenten dann nach einiger Zeit noch einmal Komödie spielten, und Der Argwöhnische und Der Schatz von Lessing dazu gewählt wurden, da war Reisers Schauspielerkredit unter den Studenten so befestigt, daß man es als eine Gefälligkeit von ihm ansah, wenn er die Titelrollen übernehmen wollte, und er sich also auf keine Weise dazu drängen durfte. Später hören wir noch: „Sein sehnlichster Wunsch war doch also nun einigermaßen erfüllt, ob er gleich in keiner tragischen Rolle hatte glänzen können. Und was noch mehr war, so hatte man eine Art von Zutrauen zu seinen theatralischen Einsichten, man fragte ihn um Rath, und er wurde nun durch seine Theilnehmung an der Komödie sowohl als durch seine geschriebenen Gedichte unter den Studenten noch mehr bekannt, die ihm mit Höflichkeit begegneten, welches ihm für seine Lage auf der Schule in Hannover ein angenehmer Ersatz war" (IV, 154). So sehen wir, daß das Komödiespielen in dieser Zeit nur dazu dient, Reiser positive Beziehungen in der realen Welt seiner Umgebung zu verschaffen und diesmal rein im positiven Sinne für seine Verfassung zu bewerten ist.

Dazwischen versäumte Reiser denn auch nicht, das Predigerkollegium des Doktor Froriep und die Universitätsbibliothek in Erfurt fleißig zu besuchen. Der Doktor Froriep hatte inzwischen von dem Rektor Sextroh aus Hannover so schonende und nachsichtsvolle Auskünfte über Reiser erhalten, daß diese Reiser noch mehr bei ihm in Gunst brachten, und er sich Reisers mit doppeltem Eifer annahm, um ihm womöglich auch die Gnade des Prinzen Karl wieder zu verschaffen. Das Komödiespielen widerriet er Reiser zwar, da er aber sah, wie sehr Reisers Herz daran hing, so sah er ihm gern diese Torheit nach und entzog ihm darüber nichts von seiner Gunst.

Sehen wir Reiser nun also in einer positiven Verbindung mit seinem Lehrer und Gönner, in einer ebensolchen Verbindung mit seinen Studiengenossen, deren Achtung und Anerkennung er in
 gleichem Maße genießt, so hören wir ferner, daß durch gelegentliche

Gedichte in der Wochenschrift Der Bürger und der Bauer sein Name als Schriftsteller nun auch unter den erfurtischen Bürgern bekannt wurde. Das dürfte für einen Menschen, der sich wie Reiser immer in der Idee behält, zu seiner inneren und äußeren Sicherheit denn nicht wenig mit beigetragen haben.

Zu dem allen tritt nun noch ein materielles Moment, das nicht ohne Bedeutung für Reisers positive Verfassung bleibt. Der Buchdrucker P... aus Hannover, der Reiser eines Abends ganz unerwartet einen Brief von Philipp Reiser überbrachte, zahlte ihm bei dieser Gelegenheit für die Neujahrswünsche, die Reiser in Hannover für ihn gedichtet hatte, ein Honorar von einem Goldgulden. Damit wurde Reiser, der nun seit einigen Wochen schon ganz von Geld entblößt war, auf einmal aus einer Menge kleiner Verlegenheiten gerissen, die er keinem Menschen hätte sagen dürfen: „Dieß machte, daß er nun in Erfurt wirklich einige glückliche Tage erlebte, wo er eben durch nichts weder von innen noch außen gedrückt wurde und auch in die Zukunft keine trübe Aussichten hatte." Philipp Reisers Brief enthielt außer der Nachricht von Höltys Tod (1. Sept. 1776) die Mitteilung, daß verschiedene von Reisers früheren Mitschülern — vier werden uns genannt — Hannover ebenfalls heimlich verlassen hätten, um sich dem Theater zu widmen.[1] Da heißt es dann: „Nun fand Reiser eine sonderbare Art von Stolz darin, da er doch von allen diesen nachgeahmt war, daß er zuerst den Muth gehabt hatte, einen solchen Schritt zu thun" (IV, 145 f.).

[1] Unter den namentlich angeführten steht auch Iffland. Die Nachricht von Ifflands Flucht dürfte Moritz indes wohl erst aus einem späteren Briefe erfahren haben, denn Iffland floh am 21. Februar 1777, während Moritz bei Empfang des Briefes erst einige Wochen ganz von Geld entblößt sein will. Bis ins neue Jahr dürfte der halbe Gulden, den Reiser am 5. August als letztes uns bekanntes Geld vom Prälaten Günther erhalten hatte, aber wohl kaum gereicht haben. Moritz wird diesen Brief also wohl bald nach dem Tode Höltys im September erhalten haben. Jedenfalls fällt die Weihnacht 1776, also vollends die Flucht Ifflands am 21. Februar 1777 erst in die folgende Entwicklungsphase wie wir IV, 186 lesen. — Die Tatsache, daß so viele Schüler in Hannover damals heimlich die Schule verließen, um sich der Bühne zu widmen, erklärt sich natürlich nicht aus irgendwelchen Daten der Literatur- oder Theatergeschichte, sondern vorwiegend aus denselben psychischen Momenten, die Reiser zur Bühne trieben. Es waren junge, subjektivistische Seelen, die den „unmittelbaren Beifall" suchten, in dem sie sich ihres Ichs bewußt zu werden strebten. Der Aufschwung des Theaters in jener Zeit hängt natürlich mittelbar mit der gesamten psychischen Entwicklung zusammen und begünstigte die mitgeteilten Vorkommnisse auch wieder in Wechselwirkung. Als geschichtlich-psychologische Erklärung zum Verständnis dieser Erscheinungen kommt ihm indes nur eine sekundäre Bedeutung zu.

Zuletzt haben wir noch eine Beziehung Reisers zu beachten, die uns bereits zur Betrachtung der Formen überleitet, in denen die positive Verfassung Reisers unter all diesen neuen Verbindungen mit einer wirklichen Umgebung in dieser Zeit innerlich zum Ausdruck kommt; dies ist die Beziehung zum Doktor Sauer. Anton Reiser hatte eines Tages in der erfurtischen Wochenschrift Der Bürger und der Bauer ein Gedicht dieses Mannes auf die freigewordenen Amerikaner gelesen, von dem es heißt: „welches wohl verdient hätte in einer Sammlung von den vorzüglichsten Poesien der Deutschen zu stehen und nun in einem Blatte sich verlohr, das in den Bierhäusern von Erfurt feil geboten wurde. Es war, als ob in diesem Gedichte ein unterdrückter Geist alle sein Freiheitsgefühl noch einmal ausgehaucht hätte, ein solcher Schwung und feurige Theilnehmung herrschte in den Gedanken" (IV, 136 f.).

Diese Worte geben uns schon ein Bild des Mannes, um dessen Gedicht es sich hier handelt. Wir lernen in ihm, der uns als Wissenschaftler und Dichter in jeder Zeile als ein Mann von wahrem Genie bezeichnet wird, einen der für jene Zeit so bezeichnenden Charaktere kennen, die wie auch Reiser selbst ein alle wirklichen Verhältnisse übersteigendes Temperament der Möglichkeit beraubte, in der Wirklichkeit festen Fuß zu fassen und sich die Anerkennung zu erwerben, die sie verdient hätten. Nichts ist bezeichnender für einen solchen Charakter, wie sie jene Zeit im Gegensatz zu den Nützlichkeitsanschauungen der Aufklärung entschieden neu hervorbrachte, als die Schilderung, die uns Moritz von diesem Manne als Arzt gibt. Da lesen wir: „Er fühlte einen besondern Hang in sich, gerade den Leuten zu helfen, die der Hülfe am meisten bedürfen, und denen sie am wenigsten geleistet wird. Und weil dieß nun gerade diejenigen sind, welche die Hülfe nicht zu bezahlen vermögen, so gerieth der Arzt selber in große Gefahr zu verhungern. Kurz, er ließ sich für seine Kuren nichts bezahlen und brachte auch dazu den armen Leuten noch die Arznei ins Haus, die er selbst verfertigte, und das wenige, was ihm übrig oder nicht übrig blieb, darauf verwandte. Weil er sich nun dadurch gleichsam weggeworfen hatte, so hatten die Leute aus der großen und vornehmen Welt kein Zutrauen zu ihm; niemand zog ihn zu Rathe und unter den meisten war sogar sein Nahme nicht einmal bekannt, ob er sich gleich als Arzt schon keine geringe Erfahrung und Geschicklichkeit erworben hatte". So mußte dieser Mann sein Leben von trivialen

Aufsätzen für die Wochenschrift fristen, in denen dabei noch immer der Funken des unterdrückten Genies hervorsprühte; mußte Korrekturen, Abschriften und Übersetzungen von Werken besorgen, die weit unter dem Wert seiner eigenen standen. Moritz schreibt: „Der müßte ganz abgestumpft seyn, der diese Unwürdigkeiten und Demüthigungen vom Schicksal nicht fühlen sollte. Der Doktor Sauer machte eine lächelnde Miene dazu, allein im Innersten seiner Seele untergrub doch jede dieser Demüthigungen und Herabwürdigungen seine Thatkraft und lähmte seinen Muth. Wie konnte er seinem innern Werthe noch trauen, da die ganze Welt ihn verkannte" (IV, 134 f.). Im Doktor Sauer ist also auch die innere Sicherheit untergraben durch den Mangel an Beziehungen zur Außenwelt, die ihm durch seine eigene innere Disposition vorenthalten bleiben. Alles in allem werden wir im Zusammenhang unserer ganzen Betrachtung also sagen, daß in dieser, in der eigenen psychischen Disposition des Doktors Sauer, und nicht in dem „langwierigen ununterbrochenen Druck der Umstände", wie Moritz meint, die Ursache des widrigen Schicksals lag, das ihn verfolgte.

Mit diesem Manne wurde Anton Reiser also bekannt. Wiewohl der Doktor Sauer nun „eben keinen großen Hang in sich fühlen konnte, sich noch ferner an irgend einen aus der Klasse von Wesen anzuschließen, die ihn gleichsam ausgestoßen hatte", so fühlte er in Anton Reiser doch wohl eine sich wesensverwandte Natur. Er gewann Vertrauen zu ihm, wurde immer offener gegen Reiser und erzählte ihm von den mannigfaltigen Unterdrückungen, denen er von seiner Kindheit an, von seinen Anverwandten und von seinen Lehrern ausgesetzt war, und nachher alle die Streiche des Schicksals nacheinander, die ihn bis in den Staub darnieder gebeugt hatten. Wir können uns denken, welchem Verständnis der Doktor Sauer für seine Mitteilungen bei Anton Reiser begegnete. Dieser konnte sich im auffahrenden Unwillen nicht enthalten, „die Verkettung hämisch zu nennen, worin ein denkendes und empfindendes Wesen gleichsam absichtlich so eingeengt und gequält wird". Hier nun macht sich aber der Altersunterschied zwischen Reiser und dem Doktor Sauer geltend. Wiewohl wir von diesem nämlich hören, daß die Lebensflamme noch manchmal wieder in ihm aufloderte, so steht er dem jungen stürmischen Reiser doch mehr als der ältere Mann von einer überlegenen, gereiften Resignation gegenüber, wenn diese Resignation auch nicht

 gerade den Charakter positiver Ironie trägt. Wir lesen nämlich: „Während daß nun Reiser auf diese Art seinen Unwillen äußerte, verzog sich Sauers Mund zu einem sanften Lächeln, wodurch er freilich über diesen Unwillen erhaben, aber auch zugleich von den irdischen Banden schon gelößt war und seiner baldigen, vollkommnen Befreiung ahndungsvoll entgegen sahe. Sein Kampf war beinahe durchgekämpft, er brauchte weiter keine widerstehende Kraft, keinen Trotz gegen das Schicksal" (IV, 138).

Damit gewinnt das Verhältnis zu dem Doktor Sauer, abgesehen von dem Werte der engen Beziehung an sich, die ihn an diesen wesensverwandten Menschen knüpft, für Reiser eine besondere Bedeutung durch den ganzen Reiz der Persönlichkeit Sauers. Moritz faßt das in die Worte zusammen: „Die wenigen Tage, welche Reiser mit dem Doktor Sauer in Erfurt verlebte, waren für ihn höchst wichtig, weil sie seiner Seele einen gewissen neuen Anstoß gaben: Er rafte sich gegen alle die Unterdrückungen zusammen, welche jenen Geist so sehr hatten lähmen können. Und der Unwille, den er darüber empfand, flößte ihm einen gewissen Trotz ein, auch dem Schwersten nicht zu unterliegen und das gewissermaßen durch Widerstand zu rächen, was jener gelitten hatte" (IV, 141). Wir müssen aus diesen Worten wohl ein Zeugnis für die positive Verfassung lesen, in der sich Reiser jetzt befindet. Die realen Beziehungen zu seiner Umgebung mußten ihm erst die Kraft verleihen, eine derartige Stellung zu den Dingen zu nehmen, zu der ihn der Eindruck von der Persönlichkeit Sauers bestimmte.

Mit der letzten Betrachtung sind wir schon von der Berührung der äußeren Beziehungen, die der positiven Verfassung Reisers zugrunde liegen, zu einer Äußerung dieser selbst übergegangen, deren andere beachtenswerte Formen wir noch zu erörtern haben. Wir haben schon gehört, wie nach Erlangung des ordentlichen Freitisches von der Universität in Reiser die Idee des „ruhigen Bleibens" und des „Verzichts" auf alles übrige Glänzende Platz griff. Es ist das uns altbekannte Moment der Ruhe, das hier die positive Stimmung bezeichnet, gegenüber der Bewegung, der die Aktivität der Seele zwar erst verdankt wird, deren Rastlosigkeit aber zugleich die Beziehung zum Dasein stört. Wir wollen sehen, wie das Moment der Ruhe in Reiser jetzt die Bedingung schafft, in ein positives Verhältnis zum Dasein zu

treten, indem er wie schon früher, die Dinge in einer Distanz übersieht, zu der er in den äußerlich bewegten Zeiten nicht gelangen kann.

Wir wissen bereits, daß Reiser mit Vorliebe auf den Wällen von Erfurt um die Stadt spazieren ging. Dieses äußere Symbol für die Distanz, daß er die Stadt seines Aufenthalts aus ihrer Umgebung betrachtet, begegnete uns ja schon in Braunschweig und Hannover. Moritz berichtet uns nun: „Wenn er dann die Glocken von Erfurt läuten hörte, so wurden allmählig alle seine Erinnerungen an das Vergangene rege, der gegenwärtige Moment beschränkte sein Daseyn nicht, sondern er faßte alles das wieder mit, was schon entschwunden war. Und dieß waren die glücklichsten Momente seines Lebens, wo sein eigenes Daseyn erst anfing ihn zu interessieren, weil er es in einem gewissen Zusammenhange und nicht einzeln und zerstückt betrachtete. Das Einzelne, Abgerissene und Zerstückte in seinem Daseyn war es immer, was ihm Verdruß und Ekel erweckte. Und dieß entstand so oft, als unter dem Druck der Umstände seine Gedanken sich nicht über den gegenwärtigen Moment erheben konnten" (IV,113f.).

Wollen wir dieses Übersehen der Dinge aus der Distanz genauer bezeichnen, so stellt es selbst ja nicht ein Moment der Ruhe dar, sondern eine innere Bewegung (Aktivität), die aber nur bei einer verhältnismäßig äußeren Ruhe gewonnen wird (deshalb floh Werther die Hast der Geschäfte). Greift die Ruhe des äußeren Lebens in sein Inneres über, wird die Phantasie selbst zum Unbewegten, so bedeutet das für Reiser nichts weniger als einen positiven Zustand. Daher sind die äußerlich unruhigen Zeiten z. B. die Zeiten seines Wanderns, die seine Phantasie in lebhafter Bewegung erhalten, noch immer relativ positivere für ihn als die Zeiten, wo die Ruhe zur Einförmigkeit wird. Aber diese Zeiten lassen ihn nicht zum Übersehen des Zusammenhangs kommen. Hierauf beruht aber die positivste Bewegung seines Innenlebens. Zu dieser Bewegung gelangt er nur bei einer verhältnismäßigen, aber nicht völligen Ruhe seines äußeren Daseins.

In dieser Lage sehen wir Reiser jetzt. Moritz bezeichnet das mit den Worten: „Im Anfange seines Aufenthalts in Erfurt waren dieser Augenblicke" — des völligen Stillstands, in denen er sein Leben zerstückt sah — „nur wenige, er übersah das Leben immer mehr im Ganzen, die Ortsveränderung war noch neu, seine Einbildungskraft war durch das Immerwiederkehrende noch nicht gefesselt". Wie aber gerade die äußere Ruhe, die Einschränkung, ein gewisses Maß des

Immerwiederkehrenden zu der positiven Verfassung beiträgt und die heftigere Bewegung zugunsten dieser Einschränkung in diesen positiven Stimmungen als gefährlich geflohen wird, das lesen wir aus den Worten: „Dieß Immerwiederkehrende in den sinnlichen Eindrücken scheint es vorzüglich zu seyn, was die Menschen in Zaum hält, und sie auf einem kleinen Fleck beschränkt. Man fühlt sich nach und nach selbst von der Einförmigkeit des Kreises, in welchem man sich umdreht, unwiderstehlich angezogen, gewinnt das Alte lieb und flieht das Neue. Es scheint eine Art von Frevel, aus dieser Umgebung hinauszutreten, die gleichsam zu einem zweiten Körper von uns geworden ist, in welchen der erstere sich gefügt hat" (IV, 115).

In diesen Stimmungen des ruhigen Bleibens, des Verzichtes, der verhältnismäßigen Ruhe, die das Hinaustreten aus dem realen Kreise scheut, gewinnt die Poesie der Einschränkung in Reiser neue Bedeutung. Auch hier handelt es sich freilich immer nur um eine vorgestellte Einschränkung, nicht um eine wirkliche, die Reiser gar nicht ertragen könnte. Von der alten Stadtmauer hinter dem Hause an der Kirschlache, in dem Reiser wohnte, hatte man eine Aussicht über die Gärten nach dem Karthäuserkloster, die für Reiser etwas romantisches hatte, das ihn unwiderstehlich anzog und seine Blicke „auf jenen stillen Sitz der Einsamkeit heftete, nach welcher er eine heimliche Sehnsucht empfand". Es ist für Reisers Verfassung im höchsten Grade bezeichnend, wenn Moritz sagt: „Da das Gebäude seiner Phantasie gescheitert war, und er die geräuschvollen Weltscenen weder im wirklichen Leben, noch auf dem Theater hatte durchspielen können, so fiel er nun, wie es gemeiniglich zu geschehen pflegt, mit seiner ganzen Empfindung auf das andere Extrem. Ganz von der Welt vergessen, von der Menschheit abgeschieden in der stillen Einsamkeit seine Tage zu verleben, hatte einen unaussprechlichen Reiz für ihn, und diese Abgeschiedenheit erhielt in seinen Gedanken einen desto höhern Werth, je größer das Opfer war, das er brachte. Denn das, worauf er Verzicht that, waren seine liebsten Wünsche, die in sein Wesen eingewebt schienen. Die Lampen und Kulissen, das glänzende Amphitheater war verschwunden, die einsame Zelle nahm ihn auf" (IV, 116). In diesen Worten wird es besonders deutlich, wie die Poesie der Einschränkung, die um eines positivistischen Bedürfnisses willen aufgesucht wird, ganz im Gegensatz zu früher einen Charakter der Resignation, eben des „Verzichtes" wie Moritz sagt, angenommen hat.

Mit einer Anschaulichkeit, die für den unmittelbaren Kontakt Reisers mit seinen sinnlichen Eindrücken von der Außenwelt in dieser Phase zeugt, und mit einer für Reiser bezeichnenden Gegenüberstellung zum Objekt wird uns der Anblick des Karthäuserklosters mit seiner Kirche, den einzelnen Häuschen und den Gärten dazwischen, die ganze Einsamkeit und Abgeschiedenheit des Ortes geschildert. Die Glocke auf dem Türmchen tönte in Reisers Ohren wie „die Sterbeglocke aller irdischen Wünsche und Aussichten in die Zukunft dieses Lebens". In der stillen Mittagsstunde, um Mitternacht oder bei frühem Morgen horchte Reiser auf den Schall dieser Glocke, und „jedesmal erneuerte sich der Eindruck davon so lebhaft in seinem Gemüthe, daß immer das ganze Bild der Einsamkeit und Stille des Grabes mit erwachte". Weiter lesen wir: „Es kam ihm vor, als ob diese abgeschiedenen Menschen ihren eigenen Tod überlebten, in ihren Gräbern umherwandelten und sich einander die Hände reichten. Mit dieser Idee wurde er nach und nach so vertraut, und sie wurde ihm so lieb, daß er sie manchmal um die angenehmsten Aussichten in das Leben nicht hätte vertauschen mögen" (IV, 117 f).

Mit dem schwärmerischen O... besuchte Reiser eines Sonntags die Karthäuserkirche. Es ist für die reaktionären Strömungen des in dieser Zeit sonst so heftigen Seelenlebens besonders bezeichnend, wenn Moritz die Kontrastgefühle, die auf die leidenschaftlichen Phasen folgen, bei dieser Gelegenheit in folgender Mitteilung zum Ausdruck gelangen läßt: „Sie hatten sich unterwegs von der Nichtigkeit und Kürze des Lebens unterhalten, wobei zu bemerken ist, daß Reiser damals neunzehn und O... zwanzig Jahre alt war, und wußten nicht, was sie mit dem Rest ihrer Tage anfangen sollten, als sie in dem Kloster anlangten und in die Kirche traten, welche schon durch ihre leeren weißen Wände und den einsamen Chor die Stille des Grabes predigte" (IV, 121). Jedes Wort in diesem Satze scheint uns schon die nahende Romantik zu verkünden.

Von Reiser hören wir dann weiter: „Halbe Tage brachte er auf der alten Mauer hinter seiner Wohnung zu, und sehnte sich in den Bezirk jener stillen Mauern hin, die seiner Meinung nach eine ganze Welt mit allen ihren Täuschungen und Blendwerken ausschlossen." Bei dem Kirchgange hatte besonders ein Jüngling unter den Mönchen einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, und nun lesen wir: „Mit jenem Jüngling wollte er dort verblühen und dem Grabe zuwelken, dort

wollte er selber sein einsames Gärtchen bauen, den sanften Strahl der Abendsonne in seiner Zelle begrüßen und allen irdischen Wünschen und Hoffnungen entnommen mit Ruhe und Heiterkeit dem Tode entgegensehen" (IV, 122 f.). Schließlich heißt es: „Reiser war wirklich so mit ganzer Seele bei den Karthäusern, daß er anfing im Ernst darauf zu denken, wie er auch so abgeschieden von der Welt seine Tage zubringen könnte und dann von allem, was ihn drückte, von seinen Wünschen und Begierden, die ihn quälten, auf einmal und auf immer befreit seyn würde" (IV, 127).

Die phantastische Art, mit der sich Reiser dieser Poesie der Einsamkeit hinzugeben beginnt, würde vielleicht auf die Dauer zu einer neuen Gefahr für ihn geworden sein, indem sie ihn in ihrer Weise sich aus der Wirklichkeit in eine unwirkliche Vorstellungswelt hätte verlieren lassen. Dagegen schützt ihn diesmal das Komödiespielen der Studenten, das doch noch einen stärkeren Reiz auf ihn ausübte und die gefährlichen Neigungen in ihm ausgleicht, indem es ihn auf andere Weise in Beziehungen zur Wirklichkeit gebunden erhält.

Das Gemeinsame aller dieser Momente, die die positive Verfassung Reisers in dieser Zeit bezeichnen, bleibt das instinktive Bedürfnis, den allzu heftigen Bewegungen des Seelenlebens auszuweichen, ein Bedürfnis, das gefühlsmäßig wie gesagt als eine Art von Resignation zum Ausdruck gelangt. Wir lernten diesen Charakter der Resignation zum erstenmal kennen in den Vorstellungen, die Reiser mit der Rolle eines Handlangers beim Schloßbau in Gotha verband. Als einen bewußten Ausdruck der vorbeugenden Tendenzen hören wir jetzt noch, daß Reiser sich mit einer Ausarbeitung über die Empfindsamkeit beschäftigte, die indes grundsätzlich gegen die Empfindsamkeit gerichtet war: „In dieser Schrift sollte die affektirte Empfindsamkeit lächerlich gemacht und die wahre Empfindsamkeit in ihr gehöriges Licht gestellt werden". Wie stark diese Tendenz gegen die Empfindsamkeit in ihm war, müssen wir daraus entnehmen, daß Moritz hinzufügt: „Die seynsollende Satire gegen die Empfindsamkeit gerieth nun freilich ziemlich grob, indem er sie mit einer Seuche verglich, vor der man sich zu hüten habe, und jedwedem, der aus einer Gegend käme, wo die Empfindsamkeit herrschte, den Eingang in Städte und Dörfer versperren müsse." Moritz stellt auch ausdrücklich fest, daß sich diese Schrift nicht etwa nur gegen die affektierten Nachahmungen der empfindsamen Reise und von Werthers Leiden gerichtet habe; er

weist vielmehr geradezu darauf hin, daß sich Reiser „selber auch heimlich dieser Sünde anklagen mußte, um desto heftiger suchte er nun auch zugleich zu seiner eigenen Besserung dagegen zu eifern" (IV, 143). Wir begegneten schon einmal bei Reiser einer ähnlichen Erscheinung, als er in Hannover das Bedürfnis empfand, den extensiven Tendenzen seiner Seele in einem Gedichte über die Zufriedenheit „gleichsam zu seiner eigenen Belehrung oder zur eigenen Richtschnur seines Lebens" entgegenzuarbeiten.

Die vorbeugende Tendenz, die wir nun hier in Erfurt in einer ungleich ausgebildeteren Form finden, ist keineswegs nur eine individuelle. Sie wird bald zu einer charakteristischen Erscheinung des Seelenlebens der ganzen Zeit, der wir uns mehr und mehr nähern, nämlich des letzten Jahrzehnts des achtzehnten Jahrhunderts. Sie bestimmt die neue seelische Disposition, die auch der Abfassung des William Lovell zugrunde liegt, von dem wir schon im ersten Kapitel dieser Arbeit betonen konnten, daß er ein empfindsamer Roman sei, der sich dabei aber von der ersten Zeile bis zum Schluß ostentativ gegen die Empfindsamkeit richte. Die ganz veränderte seelische Disposition, die damit geschaffen wird, ist wohl zu beachten. Sie ist eine Eigentümlichkeit der Generation, die wir nach der ihr wesenhaften seelischen Grundtendenz gegenüber den voraufgegangenen Generationen der Empfindsamkeit und Leidenschaft als die des Enthusiasmus zu bezeichnen pflegen. Denn, was im vierten Teil des Anton Reiser als „Empfindsamkeit" bezeichnet wird, ist eben dieser Enthusiasmus der neunziger Jahre und darf mit dem historischen Begriff der Empfindsamkeit der vierziger und fünfziger Jahre nicht verwechselt werden. Wir werden das Wesen dieser enthusiastischen „Empfindsamkeit" im folgenden noch näher kennen lernen. Die veränderte seelische Disposition beruht nun auf folgendem. Während die beiden vorangegangenen Generationen Idealen der praktischen Lebensführung folgten, die der seelischen Grundtendenz ihres Wesens entsprachen — die Empfindsamkeit einem Gelassenheitsideal, die Leidenschaft eben einem solchen der Leidenschaft —, vermag die dritte Generation des Enthusiasmus das nicht mehr. Die fortschreitende Steigerung der extensiven Tendenzen des Seelenlebens hat diesen Tendenzen nachgerade eine derartig destruktive Bedeutung für das Subjekt verliehen, daß der Mensch der neunziger Jahre des Jahrhunderts aus Gründen einer notwendigeren Selbsterhaltung des

psychischen Gleichgewichts instinktiv die Grundtendenz seines Wesens verleugnen und ihr mit einem praktischen Ideal entgegentreten muß, das damit den Charakter der Resignation erfährt; denn es sind die Eigenschaften, denen der neue Mensch entgegentreten muß, die mit dem Besten in ihm zusammenhängen, wie wir es bereits ähnlich bei Woldemar, nicht bei Werther haben finden können. Das ist die psychologische Quelle des Pessimismus der folgenden Zeit.

Gegenständlich bedeutet nun das retardierende Ideal der neuen Zeit eine Wiederaufnahme des Gelassenheitsideals der vorsubjektivistischen Generation. Daraus erklärt sich später die Vorliebe Tiecks für die Romane Richardsons, erklärt sich auch psychologisch die Möglichkeit seines Zusammengehens bis zu einem gewissen Grade mit Nicolai, einem Vertreter auch dieser älteren Generation. Wenn nun die Resignation als Korrelat der enthusiastischen Tendenzen des Seelenlebens erscheint, so nimmt sie zum Enthusiasmus eine ähnliche Stellung ein wie die Poesie der Einschränkung zur Leidenschaft, und es ist denn auch tatsächlich die Resignation die Form, in der die Poesie der Einschränkung in der neuen Zeit fortlebt. Bedenken wir wohl, welch geschichtlicher Wandel sich damit vollzogen hat! Von Resignation konnte bei der Poesie der Einschränkung in Werthers Leiden durchaus nicht die Rede sein. Zwischen ihr und der leidenschaftlichen Grundtendenz der Seele bestand noch keineswegs ein solcher Gegensatz, daß Werther-Goethe nicht noch die Wendung zum harmonischen Ideal des Klassizismus möglich gewesen wäre. Diese Möglichkeit atmet uns noch aus jedem Satze in Werthers Leiden entgegen. Anders im Woldemar. Hier wird der innere Widerspruch, daß Woldemar mit seinen Schwächen Eigenschaften in sich bekämpft, die mit dem Besten in ihm zusammenhängen, schon bis zu einem gewissen Grad mit Gegenstand des Themas. Aber Woldemar huldigt noch nicht einem der Grundtendenz seines Wesens geradezu entgegengesetzten Ideal, er huldigt einem Ideal der Mitte, recht eigentlich dem Ideal des Klassizismus. Schon ist dies indes ein Ideal, dessen Erreichung für Woldemar nicht mehr möglich ist! Und mit der steigenden extensiven Tendenz des Seelenlebens schließt sich dieses harmonische Ideal immer mehr aus. Jetzt sieht sich der Mensch zwangsweise vor die Notwendigkeit gesetzt, sich selbst mit der Grundtendenz seines Wesens gänzlich außer Kontakt zu setzen. Die Einheitlichkeit des Seelenlebens, die noch Werther-Goethe die Wendung

zum Klassizismus gestattete, ist endgültig zerstört. Das Seelenleben wird kompliziert, auf das Zeitalter naiver Kulturen folgt das Zeitalter der ironischen Kulturen, das mit der Romantik seinen Anfang nimmt. Darauf beruht der ungeheure Bruch, der das achtzehnte vom neunzehnten Jahrhundert trennt, wiewohl alle Grundlagen des letzteren auf der Entwicklung im ersteren beruhen.

Niedergang

Die positive Verfassung Reisers in Erfurt ist nur von kurzer Dauer. Der Niedergang dieser Entwicklungsperiode, dem wir als einer dritten Phase unsere Betrachtung widmen, nimmt seinen Anfang mit einer verhängnisvollen Bekanntschaft, die Reiser in Erfurt machen sollte, nämlich mit einem jungen Studenten namens N..., der sich für Reiser interessierte, als er eins von dessen Gedichten kennen gelernt hatte. Diese neue Beziehung hatte für Reiser an und für sich zunächst natürlich nur eine positive Bedeutung. Nun wurde dies aber gerade „eine Freundschaft von der empfindsamen Art, wogegen Reiser eine Abhandlung zu schreiben im Begriff war". Die Ursache dazu lag zunächst natürlich bei N... und nicht bei Reiser, der eben eine Stellung gegen die Empfindsamkeit eingenommen hatte. Ja, wir sollten beinahe glauben, daß N... bei Reiser in dessen jetziger Stellungnahme wenig Glück für seine empfindsame Art haben würde. Wir dürfen indes nicht vergessen, daß Reiser in der beabsichtigten Schrift ja doch deshalb gegen die Empfindsamkeit vorging, weil er ihre Gefahren in sich selbst am stärksten kennen gelernt hatte, weil diese Schwäche in Wirklichkeit ihm selbst in hohem Maße eigen war. Wir können uns daher denken, wie diese Schwäche, zu der in Wirklichkeit sein ganzes Wesen hinneigte, durch die empfindsame Art N...s trotz seines entgegengesetzten Strebens neue Nahrung erhielt. Dazu kam die Gefahr der Selbsttäuschung, wenn N... mit Reiser die unechte Empfindsamkeit verwarf, um sich der wahren Empfindsamkeit desto rückhaltloser hinzugeben. Moritz schreibt: „Der junge N... hatte wirklich ein gefühlvolles Herz, er ließ sich aber auch durch den Strom hinreißen und spielte bei jeder Gelegenheit den Empfindsamen, ohne es selbst zu wissen; denn er eiferte sehr oft mit Reisern gegen das Lächerliche einer affektirten Empfindsamkeit; weil er aber nicht bloß vor anderen empfindsam zu scheinen, sondern es für sich

 selber wirklich zu seyn suchte, so deuchte ihm das keine Affektation mehr, sondern er trieb dieß nun als eine ganz ernsthafte Sache, die keinen Spott auf sich leidet, und zog Reisern allmälig mit in diesen Wirbel hinüber, der die Seele so lange hinaufschraubt, bis sie in den abgeschmacktesten Zustand geräth, den man sich denken kann" (IV, 146 f.; vgl. hierzu William Lovell I, 236).

Das Abgeschmackte dieses Zustandes besteht in dem Unechten dieser „Empfindsamkeit". Der „empfindsame" Mensch ist ohne wahre Veranlassung empfindsam, eben nur um empfindsam zu sein. Er bildet sich schließlich nur noch ein, ein Gefühl zu haben, während er in Wirklichkeit ganz leer von allem wahren Gefühl ist, bis sich das eingebildete, übersteigerte Gefühl schließlich in einem vollen Kontrastgefühl erschöpft. Der Vorbeugung dieser unwahren, eingebildeten Gefühle gilt das Streben dieser Zeit. Es ist im Grunde genommen dasselbe Streben nach Echtheit, das wir schon im Woldemar kennen gelernt haben, das treibende Moment der Entwicklung in diesen Jahrzehnten. Und es ist nichts anderes als passive Ironie, die damit überwunden werden will: Der „empfindsame" Mensch steht außer Kontakt mit der Wirklichkeit, der Wahrheit seiner Gefühlswelt; er leidet daran, er geht daran zugrunde, die Einheit seines Selbstgefühls wird dadurch gestört. Es ist ein pathologischer Zustand, der überwunden sein will, und die Natur sucht sich — in der Ontogenese, ebenso wie in der Phylogenese — selbst zu helfen kraft ihrer eigenen Entwicklung. Gerade in dem vorliegenden Falle treten die Symptome dieses krankhaften Zustandes deutlich hervor.

Wir hören, daß sich nach und nach bei Reiser eine ordentliche Liebe und Anhänglichkeit an den jungen N... bildete, welche durch dessen wahre Freundschaft für Reiser immer vermehrt wurde, so daß sie sich „immer mehr, auch in ihren Thorheiten einander näherten und von ihrer Melancholie und Empfindsamkeit sich wechselsweise einander mittheilten". Dies geschah nun vorzüglich auf ihren einsamen Spaziergängen, wo sie nur gar zu oft „zwischen sich und der Natur eine Scene veranstalteten", indem sie etwa bei Sonnenuntergang die Jünger von Emmaus aus dem Klopstock lasen oder an einem trüben Tage Zacharias Schöpfung der Hölle. Es ist zu bemerken, in welchem vollen Gegensatz solch eine „Scene zwischen sich und der Natur" zu dem unmittelbaren echten Naturgefühl steht, das wir in

 positiven Verfassungen bei Werther, Woldemar und auch Anton Rei-

ſer ſelbſt kennen gelernt haben. Inſonderheit hören wir, daß Reiſer und N... oft ſtundenlang am Abhange des Steigerwaldes bei Erfurt ſaßen und ſich aus irgendeinem Dichter wechſelweiſe vorlaſen: „Welches die meiſte Zeit eine wahre Mühe und Arbeit und ein peinlicher Zuſtand für ſie war, den ſie ſich aber einander nicht geſtanden, um nur am Ende die Idee mit ſich zu nehmen: »Wir haben am »Steigerwalde freundſchaftlich beieinander geſeſſen, haben von da in »das anmuthsvolle Thal hinuntergeblickt und dabei unſern Geiſt mit »einem ſchönen Werke der Dichtkunſt genährt« (IV, 148 f.). Reiſer ſteht hier außer allem Kontakt mit einem wahren Gefühl. Die Wirklichkeit hat einer literariſchen Floskel weichen müſſen und dieſe — sit venia verbo — papierene Vorſtellung nimmt er für wirklich hin. Das iſt Ironie.

Das Unwirkliche eines eingebildeten Gefühls, dem ſich Reiſer hinzugeben bemüht, kommt noch ſchärfer zum Ausdruck, wenn uns Moritz erzählt, daß N... einen vorzüglichen Gefallen daran fand, Reiſer Klopſtocks Meſſiade ganz vorzuleſen: „Bei der entſetzlichen Langenweile nun, die dieſe Lektüre beiden verurſachte, und die ſie ſich doch einander und jeder für ſich ſelber kaum zu geſtehen wagten, hatte N... doch noch den Vortheil des lauten Leſens, womit ihm die Zeit verging: Reiſer aber war verdammt zu hören und über das Gehörte entzückt zu ſeyn, welches ihm mit die traurigſten Stunden in ſeinem Leben gemacht hat, deren er ſich zu erinnern weiß, und welche ihn am meiſten zurückſchrecken würden, ſeinen Lebenslauf noch einmal von vorn wieder durchzugehen. Denn keine größere Qual kann es wohl geben als eine gänzliche Leerheit der Seele, welche vergebens ſtrebt, ſich aus dieſem Zuſtande herauszuarbeiten und unſchuldigerweiſe ſich ſelber in jedem Augenblicke die Schuld beimißt und ſich ſelber ihres Stumpfſinns anklagt, daß ſie von den erhabenen Tönen, die unaufhörlich in ihre Ohren klingen, nicht gerührt und erſchüttert wird" (IV, 149 f.). Dieſe falſche, weil gewollte „Empfindſamkeit" bei der Lektüre des Meſſias begegnet uns bald darauf wieder, als die Freunde Millers Sigwart in die Hände bekamen, der im Jahre 1776 eben erſchienen war. Reiſer „las mit ſeinem Freunde R...s[1]

[1] Ob hier nur ein Druckfehler vorliegt, und es ſich um N... handelt, oder ob R...s tatſächlich eine andere Perſon iſt, vielleicht gar der Studioſus R..., bei dem Reiſer von dem Univerſitätsquartiermeiſter anfangs war untergebracht worden, und der mit ihm eine Wochenſchrift hatte herausgeben wollen, ſteht nicht feſt. Ulrichs treffliche Perſonalunterſuchung erſtreckt ſich nicht auf die Erfurter Zeit.

 das Buch zu mehrerenmahlen durch, und beide thaten sich bei der entsetzlichsten Langenweile Zwang an, in der einmal angefangenen Rührung alle drei Bände hindurch zu bleiben" (IV, 155).

Diese Unfähigkeit des Gefühls beschränkt sich indes nicht allein auf das vergebliche Bemühen bei der Lektüre von Dichtwerken die Stimmung durchzuhalten. Die empfindsame Lektüre hat Reiser nun schon wieder in eine derartig unwirkliche Gefühlswelt versetzt, daß er sich jetzt auch von seinen einsamen Spaziergängen, die ihm immer das reinste Vergnügen gewährt hatten, wieder „gemeiniglich zu viel versprach". Er kehrte dann „verdrießlich wieder zu Hause, wenn er nicht gefunden hatte, was er suchte; so bald das Dort nun Hier wurde, hatte es auch alle seinen Reiz verloren, und der Quell der Freude war versiegt. Der Verdruß, der dann in die Stelle der gereizten Hoffnung trat, war von einer so groben, gemeinen und niedrigen Art, daß auch nicht der mindeste Grad von einer sanften Melancholie oder etwas dergleichen damit bestehen konnte". Moritz fügt hinzu: „Es war ohngefähr die Empfindung eines Menschen, der ganz vom Regen durchnäßt ist und, indem er vor Frost schaudernd zu Hause kehrt, auch noch eine kalte Stube findet. Ein solches Leben führte Reiser" (IV, 150 f.).

Wir haben recht eigentlich erst mit diesen Schilderungen eine anschauliche Kenntnis jener Art von „Empfindsamkeit" erhalten, gegen die sich Reiser, wie wir am Ende des voraufgegangenen Abschnittes gehört haben, Front zu machen genötigt fühlte. Es wird nun wohl auch aus der Sache selbst deutlich werden, daß eben diese Erscheinung, die Moritz hier als „Empfindsamkeit" bezeichnet, mit der seelischen Disposition jener historischen Zeit der Empfindsamkeit in den vierziger und fünfziger Jahren des Jahrhunderts durchaus nicht dieselbe ist. Die Menschen jener Generation, die wir historisch als die Zeit der Empfindsamkeit bezeichnen, wollten nicht nur empfindsam sein, sie waren es wirklich, sie standen noch im vollen Kontakt mit ihren Gefühlen, wenn diesen Gefühlen auch noch im Gegensatz zu der folgenden Generation der Charakter des Persönlichen ermangelte. Jene ironische Verfassung der „Empfindsamkeit", gegen die Moritz und weiterhin Ludwig Tieck angehen, war ihnen völlig fremd. Erst mit der folgenden Generation der Leidenschaft wurden mit der steigenden Entwicklung des seelischen Temperaments, mit dem Überschreiten der

 Grenzen des in der Wirklichkeit gegebenen Möglichen die Bedingungen

der „Empfindsamkeit“ geschaffen, von der hier die Rede ist. Diese
eit der Leidenschaft kannte jene Form der Ironie, die uns als „Emp-
ndsamkeit“ begegnet, selbst zwar auch noch nicht. Wir haben diese
rscheinung weder in Werthers Leiden, noch im Woldemar gefunden.
n der Entstehung der Imagination und dem Sich-in-der-Idee-
iben fanden wir zwar ihre Bedingungen schon vor. Die entwickelte
orm der ironischen „Empfindsamkeit“ ist erst das Kennzeichen einer
dieser Folge als dritten auftretenden Generation, sie ist das
ymptom des ganz unwirklichen, abstrakten Enthusiasmus der neun-
ger Jahre, jenes Enthusiasmus, der als seelische Disposition Tiecks
Billiam Lovell zugrunde liegt, und zu dem uns der vierte Teil des
nton Reiser, wie schon angedeutet, nun unmittelbar hinüberleitet,
dem wir diesem Enthusiasmus als einer geschichtlich ganz neuen
rscheinung hier zum erstenmal begegnen. Es mag als Charakte-
stikum dieses Enthusiasmus der neunziger Jahre neben der „Emp-
ndsamkeit“ im Anton Reiser nur erwähnt sein, daß Tieck
796 ein Lustspiel Die Theegesellschaft schrieb, in dem er selbst in
er Person des Werner figuriert, den der Dornberg dieses Lustspiels
ezeichnet als einen, „der den Enthusiasten spielt, und am Ende kein
ahres Gefühl mehr hat“ (Tiecks Schr. XII, 388). Das ist ganz die-
elbe Erscheinung, der wir im Anton Reiser als „Empfindsamkeit“
egegnen, für die Tieck im William Lovell auch noch oft den Namen
Empfindsamkeit“ in Anspruch nimmt, die indes mit dem historischen
Begriff der Empfindsamkeit durchaus nicht verwechselt werden darf.
Das ist eben der Enthusiasmus, dessen Korrelat wir auch vorher in
er Resignation begegnet sind.

Kehren wir nun zur Betrachtung des Anton Reiser zurück, so er-
ahren wir, daß die geschilderte Impotenz des Gefühls in Reiser akut
vird als ein Mangel an dichterischer Gestaltungskraft. Eben derselbe
Siegwart, dessen Lektüre eine solche entsetzliche Langeweile in ihm
ervorgerufen hatte, hatte ihn nämlich nach der anderen Seite doch
n eine solche empfindsame Vorstellungswelt versetzt, daß er am Ende
ichts weniger im Sinne hatte, als die ganze Geschichte in ein histo-
isches Trauerspiel zu bringen. Damit begannen recht eigentlich „die
Leiden der Poesie“ für ihn. Er hatte immer eine Empfindung von
em, was er dichten wollte, aber darüber hinaus zu einer klar um-
issenen Vorstellung der Vorgänge, die den Gegenstand dieser Emp-
indung ausmachen sollten, kam es nicht; denn die Empfindung, die

in seiner Dichtung leben sollte, war zu groß, sie überstieg alle dagewesenen Verhältnisse, so daß er in der Wirklichkeit nichts hätte finden können, in dem diese Empfindung noch hätte zum Ausdruck gelangen können. So verlor sich seine Empfindung stets in das Unbestimmte, anstatt daß sie durch die Grenzen des Wirklichen scharf umrissen worden wäre. Es heißt: „Wenn es ihm dann nicht, wie er wünschte, gerathen wollte, so hatte er nach jeder vergeblichen Anstrengung dieser Art die trübseeligsten und widrigsten Stunden, die man sich nur denken kann. Die ganze Natur und alle seine eigenen Gedanken hatten dann ihren Reiz für ihn verlohren, jeder Moment war ihm drückend, und das Leben war ihm im eigentlichen Verstande eine Quaal." Moritz schildert uns dieses vergebliche dichterische Bemühen Reisers in all seinen einzelnen Phasen. Er nennt es eine Krisis. Aber es war eine Krisis, die keine Auslösung erfuhr, aus der „nichts Schönes entstanden war, woran sich die Seele nachher hätte festhalten können". Ja, wie sich dieser Zwiespalt zwischen Gefühl und Wirklichkeit, zwischen Wollen und Nicht-können, wie sich dieser Zwiespalt passiver Ironie zerstörend auf das Subjekt selbst überträgt, lesen wir aus den Worten: „Es war, als ob die Seele eine dunkle Vorstellung von etwas gehabt hätte, was sie selbst nicht seyn konnte, und wodurch ihr eigenes Daseyn ihr verächtlich wurde" (IV, 155 f.). Es sind neue Störungen des Selbstbewußtseins, deren schwachen ersten Anzeichen wir hier begegnen.

Als Reiser bereits in dieser Verfassung ist, treten Verschlechterungen in seiner äußeren Lage ein, wodurch die Beziehungen, die ihn mit der Wirklichkeit verknüpften, gelockert werden. Zunächst hören wir nur von dem unerträglichen Gegensatz, der ihn quälte, wenn er keine Stube für sich hatte, wenn er mit der ganzen Familie seines Wirtes sich in einer Stube aufhalten mußte, in der gelärmt, gesungen, gezankt und geschrien wurde, und er nun in dieser Umgebung seine philosophische Abhandlung über die Empfindsamkeit schreiben und seine poetischen Ideale „außer sich darstellen wollte". Das ist so schlimm noch nicht, benimmt ihm noch nicht die innere und äußere Sicherheit seiner Umgebung gegenüber. Bald aber hören wir, daß Reisers äußere Lage mit jedem Tage drückender wurde, weil die gehoffte Unterstützung aus Hannover — der Doktor Froriep hatte sich deswegen für ihn bei dem Prinzen Karl verwandt — nicht erfolgte, und seine Hausleute ihn immer mehr mit scheelen Blicken ansahen,

mehr sie inne wurden, daß er weder Geld besitze, noch welches zu
offen habe. Sein Frühstück und Abendbrot war er nicht mehr im-
ande zu bezahlen, und man ließ ihn deutlich merken, daß man nicht
inger willens sei, ihm zu borgen. Da man also keinen Nutzen von
m ziehen konnte, und er überdem ein trauriger Gesellschafter war,
war es natürlich, daß man seiner los zu sein wünschte und ihm die
Wohnung aufkündigte. Hätte Reiser dieses Vorkommnis nun in einer
elativ positiveren Verfassung getroffen, so hätte er sich vielleicht mit
inem Grade positiver Ironie darüber hinweggesetzt. Blieben ihm
och die ungleich wertvolleren beruflichen Beziehungen, genoß er
och noch die Anerkennung seiner Lehrer, seiner Studiengenossen und
ogar der Öffentlichkeit der Bürger von Erfurt. Nun aber, in der
mpfindsamen Stimmung, in der Reiser einmal ist, wird die geringste
Verminderung an Wertschätzung seinem Selbstgefühl verhängnisvoll.
Moritz fährt nach den geschilderten Verhältnissen fort: „So wenig
uffallend dieß nun an sich war, so tragisch nahm es Reiser. Der Ge-
anke des Lästigseyns und, daß er von den Leuten, unter denen er
ebte, gleichsam nur geduldet würde, machte ihm wiederum seine
igene Existenz verhaßt. Alle Erinnerungen aus seiner Jugend und
Kindheit drängten sich zusammen. Er häufte selber alle Schmach auf
ich und wollte verzweiflungsvoll sich einem blinden Schicksal aufs
eue überlassen" (IV, 163 f.).

Wie sehr nun bereits durch den empfindsamen Verkehr mit N...
die krankhaften, unwirklichen Ideen wieder von ihm Besitz genommen
haben, sehen wir aus dem folgenden. Wenn er in Erfurt blieb,
varen ihm die günstigsten Aussichten für seine Zukunft gegeben.
Er genoß in nicht gewöhnlicher Art die Wertschätzung seiner Lehrer.
Er selbst hatte in positiver Verfassung die Möglichkeit vor sich ge-
sehen, daß in Erfurt seine lernende unmittelbar in die lehrende Tätig-
keit würde übergehen können. Aber für diese in der Wirklichkeit ge-
gebenen Möglichkeiten ist ihm inzwischen der Sinn völlig verloren
gegangen. Er wollte Erfurt verlassen: „Tausenderlei romanhafte
Ideen durchkreuzten sich in seinem Kopf." Das bezeichnendste ist,
wogegen er seine Aussichten in Erfurt zu vertauschen geneigt war.
Unter den romanhaften Ideen schien ihm eine besonders reizend:
„daß er in Weimar bei dem Verfasser von Werthers Leiden wollte
Bedienter zu werden suchen, es sey unter welchen Bedingungen es
wolle; daß er auf die Art gleichsam unerkannter Weise so nahe um

die Person desjenigen seyn würde, der unter allen Menschen auf Erden den stärksten Eindruck auf sein Gemüth gemacht hatte; er ging vors Thor und blickte nach dem Ettersberge hinüber, der wie eine Scheidewand zwischen ihm und seinen Wünschen lag". Es war Reiser durchaus ernst mit dieser Idee. Er ging wirklich zum Doktor Froriep, um Abschied von ihm zu nehmen, ohne ihm freilich — das ist bezeichnend für das Unwirkliche seines Entschlusses — eine eigentliche Ursache sagen zu können, weswegen er Erfurt verlassen wolle. Der Doktor Froriep schob diesen Entschluß auf seine Melancholie, redete ihm zu, daß er bleiben solle, und entließ ihn nicht eher, bis Reiser ihm versprochen hatte, wenigstens heute und morgen noch nicht abzureisen. Diese Teilnehmung an seinem Schicksal war nun zwar für Reiser wieder sehr schmeichelhaft; sobald er sich aber allein fand, verfolgte „der Gedanke des Lästigseyns" ihn wie ein quälender Geist, „er hatte nirgends Ruhe noch Rast" (IV, 164 f.).

Der niedergehende Verlauf der seelischen Verfassung Reisers gerät in der hierauffolgenden Nacht in ein erstes kritisches Stadium. Wie wir es bei ähnlichen Verfassungen in Hannover bereits kennen gelernt haben, streift er in den einsamsten Gegenden von Erfurt umher. Es wird Nacht, ein starker Regen fällt, aber „in seine bisherige Wohnung zurückzukehren, davon konnte er den Gedanken nicht ertragen". Sehr bezeichnend für die Unfähigkeit, das Wirkliche seines gegenwärtigen Zustandes in sich zu objektivieren, erscheint die Tatsache, daß er das Gegenwärtige wieder unter einer rein literarischen Vorstellung sieht. Moritz schreibt darüber: „Indem ihm nun der Regen ins Gesicht schlug, fiel ihm die Stelle aus dem Lear ein: to shut me out in such a night as this! Und nun spielte er die Rolle des Lear in seiner eigenen Verzweiflung durch und vergaß sich in dem Schicksale Lears, der von seinen eigenen Töchtern verbannt in der stürmischen Nacht umherirrt und die Elemente auffordert, die entsetzliche Beleidigung zu rächen." Darauf heißt es: „Diese Scene hielt ihn hin, daß er sich eine Zeitlang den Zustand, worin er war, mit einer Art von Wollust dachte, bis auch dieß Gefühl abgestumpft wurde und ihm nun am Ende nichts als die leere Wirklichkeit übrig blieb, welche ihn in ein lautes Hohngelächter über sich selbst ausbrechen ließ" (IV, 165 f.). Wir kennen diesen Zustand von früher. Mit dem Aufhören der Bewegung der Phantasie, mit dem vollen Stillstand der Seele wird das Subjekt sich selbst Gegenstand der Ironie. Es hat sich verloren,

wird sich selbst unwirklich, lacht über sich. Der volle Stillstand der Seele, das absolute Nichts kommt noch weiter zum Ausdruck, als Reiser sich gegen Morgen in den Dom begibt, und wir lesen: „Er war wie in einer Behausung vor dem Regen geschützt und doch war dieß keine Wohnung für die Lebenden. Wer vor dem Leben selber eine Freystatt suchte, den schien dieß dunkle Gewölbe einzuladen, und wer eine Nacht wie Reiser die vergangene durchlebt hatte, konnte wohl geneigt seyn, diesem Rufe zu folgen."

Hier löst sich die starre Verzweiflung in eine sanfte neue Bewegung aus, mit dem das erste kritische Stadium des Verfalls noch einmal überwunden wird: „Reiser fühlte sich auf der Bank im Dom in eine Art von Abgeschiedenheit und Stille versetzt, die etwas unbeschreiblich Angenehmes für ihn hatte, die ihn auf einmal allen Sorgen und allem Gram entrückte und ihn das Vergangene vergessen machte. Er hatte aus dem Lethe getrunken und fühlte sich in das Land des Friedens sanft hinüber schlummern. Dabei heftete sich immer sein Blick auf den blassen Widerschein von den hohen Fenstern, und dieser war es vorzüglich, welcher ihn in eine neue Welt zu versetzen schien: es war dies eine majestätische Schlafkammer, in welcher er seine Augen aufschlug, nachdem er wild die Nacht durchträumt hatte." Und als der Tag angebrochen war, kehrte Reiser mit „ruhigerm Gemüthe" aus dem Dom zurück (IV, 167 f.).

Wir fühlen, es ist hier ein Einschnitt in den ablaufenden Verfall der seelischen Verfassung Reisers. Er ermannt sich noch einmal, es mit dem Leben aufzunehmen, ohne dadurch freilich den fortschreitenden Niedergang abwenden zu können, der nur in ein neues, ein zweites Stadium eintritt. Als Reiser aus dem Dom kommt, begegnet er auf der Straße seinem Freunde N..., bei dem er sich endlich ausspricht, womit er in gewissem Sinne der Wirklichkeit wieder gegeben ist; wenigstens leiht er damit den in der Wirklichkeit doch tatsächlich gegebenen Möglichkeiten die Hand, seine äußeren Verhältnisse wieder in die ihm notwendige Ordnung zu bringen. Dies geschieht denn auch. N... bringt Reiser in seine alte Wohnung, er spricht mit Reisers Wirtsleuten, er stellt Reiser diesen in dem richtigen Lichte dar und tilgt seine geringe Schuld an sie. Die Wirkung auf die seelische Verfassung Reisers ist eine unmittelbare: „Diese aufrichtige Theilnehmung seines Freundes stärkte bei Reisern wieder das gekränkte Selbstgefühl; er war gewissermaßen stolz auf seinen Freund

 und ehrte sich in ihm" (IV, 169). Um allein sein zu können, wird ihm nun auch ein Verschlag auf dem Boden des Hauses eingeräumt, wo er nun wieder ganz sich selbst überlassen ein paar nicht unangenehme Wochen zubringt.

So weit wäre in Reisers äußeren Verhältnissen also wieder alles gut. Wenn ihn auf seiner Bodenkammer nur nicht wieder die „Leiden der Poesie" heimgesucht hätten. Schon früher hat Moritz beiläufig erzählt: „er gieng schon lange mit einem Gedicht über die Schöpfung schwanger, wo der Stoff nun freilich der allerentfernteste war, den die Einbildungskraft sich denken konnte, und wo er statt des Details, vor dem er sich scheute, lauter große Massen vor sich sah" (IV, 162). Und nun hören wir: „Er würde in dieser Abgezogenheit völlig glücklich gewesen seyn, wenn ihn sein Gedicht über die Schöpfung nicht gequält hätte, welches machte, daß er oft wieder in eine Art von Verzweiflung gerieth, wenn er Dinge ausdrücken wollte, die er zu fühlen glaubte, und die ihm doch über allen Ausdruck waren". Wir hören, daß ihm die meiste Qual die Beschreibung des Chaos bereitete, „worauf er mit seiner kranken Einbildungskraft am liebsten verweilen mochte" (IV, 169 f.).

Mit grandiosen Strichen zeichnet Moritz einige von den vagen Vorstellungen hin, die Reisers Phantasie erfüllen, die vergebens nach der gestaltenden Kraft des Dichters verlangen, und im ersten Satze doch schon den Poeten verraten; ungeheure Bilder, die die Phantasie aus allen Grenzen der Wirklichkeiten herausheben, die die Sinne verwirrend Reiser den Boden der Wirklichkeit unter den Füßen verlieren lassen: „Eine falsche Sonne stieg am Horizont herauf und kündigte einen glänzenden Tag an. Der bodenlose Morast überzog sich unter ihrem trügerischen Einfluß mit einer Kruste, auf welcher Blumen sproßten, Quellen rauschten; plötzlich arbeiteten sich die entgegenstrebenden Kräfte aus der Tiefe empor, der Sturm heulte aus dem Abgrunde, die Finsterniß brach mit allen ihren Schrecknissen aus ihrem verborgenen Hinterhalt hervor und verschlang den neugebornen Tag wieder in ein furchtbares Grab. Die immer in sich selbst zurückgedrängten Kräfte bearbeiteten sich mit Grimm nach allen Seiten sich auszudehnen und seufzten unter dem lastenden Widerstande. Die Wasserwogen krümmten sich und klagten unter dem heulenden Windstoß. In der Tiefe brüllten die eingeschlossenen Flammen, das Erdreich, das sich hob, der Felsen, der sich gründete, versanken mit don-

nerndem Getöse wieder in den alles verschlingenden Abgrund"
(IV, 170 f.).

Moritz sagt: „Mit dergleichen ungeheuren Bildern zerarbeitete sich Reisers Phantasie in den Stunden, wo sein Innres selber ein Chaos war, in welchem der Strahl des ruhigen Denkens nicht leuchtete, wo die Kräfte der Seele ihr Gleichgewicht verlohren, und das Gemüth sich verfinstert hatte; wo der Reiz des Wirklichen vor ihm verschwand, und Traum und Wahn ihm lieber war als Ordnung, Licht und Wahrheit." Moritz behauptet dann — zehn Jahre bevor die philosophische Spekulation der Romantik in die Öffentlichkeit trat! —: „alle diese Erscheinungen gründeten sich gewissermaßen wieder in den Idealismus, wozu er sich schon natürlich neigte, und worin er durch die philosophischen Systeme, die er in Hannover studierte, sich noch mehr gestärkt fand.[1] Und auf diesem bodenlosen Ufer fand er nun keinen Platz, wo sein Fuß ruhen konnte. Angstvolles Streben und Unruhe verfolgten ihn auf jedem Schritte". Reiser war nun wieder: „ganz und gar in der idealischen Welt verloren" (IV, 171 f.).

Da Reiser nun eben in dieser Verfassung war, kam die Speich'sche Schauspielertruppe nach Erfurt, um auf dem Ballhause zu spielen. Was Wunder, daß seine alte Leidenschaft für das Theater wieder Feuer fing und seine Entfernung aus den realen Verhältnissen des Lebens, wie wir es beide Male beim Niedergang der zwei großen Perioden seines hannoverschen Aufenthaltes kennen gelernt haben, auch jetzt wieder vergrößerte. Gleich hören wir: „Er setzte jede Rücksicht aus den Augen und lebte und webte nur in der Theaterwelt, für die er nun wieder wie in Hannover bis auf den Komödienzettel enthusiastische Verehrung hegte und die Mitglieder bis auf den Souffleur und Rollenschreiber mit einer Art von Neid betrachtete." Da Reiser in Erfurt bereits einen gewissen Ruf wegen seiner Schauspielertalente hatte, so wurde er dem Direktor Speich bald bekannt, der ihn engagieren wollte, sobald er Lust hätte, Schauspieler zu werden. Da heißt es nun: „Diese Versuchung, daß ihm das, wornach er mit allen Mühseeligkeiten des Lebens kämpfend vergeblich gestrebt

[1] In Hannover hatte sich Reiser mit Gottscheds Philosophie, Wolfs Metaphysik und Moses Mendelssohns Schriften beschäftigt. Der Idealismus der Aufklärung, den Reiser aus diesen Werken kennen lernte, ist noch ein verhältnismäßig objektiver. In Reiser setzt sich dieser Idealismus, wie wir aus der Wirkung auf ihn merken, aber sofort in einen subjektivischen um, wie er erst nach ihm in der romantischen Philosophie seinen vollen Ausdruck gefunden hat.

 hatte, nun auf einmal wie von selbst sich anbot, war für Reisern zu stark". Und wieder hören wir: „Er setzte nun jede Rücksicht bei Seite; suchte den Gedanken an den Doktor Froriep und an seinen Freund N... so viel wie möglich vor sich selber zu verbergen und engagierte sich, ohne jemandem etwas davon zu sagen, bey dem Prinzipal der Truppe" (IV, 173 f.). Da nun in einigen Tagen Die Poeten nach der Mode gespielt werden sollten, so gab man Reiser den Reimreich als Debütrolle; und Reiser war in der Aussicht auf seine theatralische Laufbahn vollkommen glücklich, „als eine Bemerkung, die unter diesen Hofnungen die fürchterlichste für ihn war, ihn mit Angst und Schrecken erfüllte. Ihm war es wie einem, den des Satans Engel mit Fäusten schlüge: er bemerkte, daß ihm der Verlust seines Haares drohte. Gerade jetzt also, da er einen Körper ohne Fehl am notwendigsten brauchte, betraf ihn dieser Zufall, der ihn schon im Voraus gegen sich selber mit Abscheu erfüllte" (IV, 175).

Der Doktor Sauer machte Reiser zwar zur Erhaltung seiner Haare neue Hoffnung, und Reiser fand sich am Abend, da er debütieren sollte, in der Garderobe hinter den Kulissen ein. Sein Name stand an diesem Tage schon auf dem Komödienzettel an allen Straßenecken angeschlagen. Kurz vor Beginn der Komödie fand N... Reiser in der Garderobe und machte ihm die bittersten Vorwürfe, aber Reiser ließ sich durch nichts in dem Taumel seiner Leidenschaft stören, er war schon angekleidet, er war ganz in seine Rolle vertieft — als auf einmal ein Bote erschien, welcher dem Prinzipal ankündigte, daß der Doktor Froriep sogleich zum Statthalter fahren und Beschwerde über ihn führen werde, wofern er es wagen würde, den Studenten, dessen Name auf dem Komödienzettel gedruckt stände, das Theater betreten zu lassen; Verlust seiner Konzession, hier zu spielen, würde die unausbleibliche Folge davon sein. Reiser stand wie versteinert da. Der Prinzipal wußte sich nicht zu helfen. Das Publikum wurde bereits unruhig. Im letzten Augenblick mußte noch ein anderer Schauspieler die Rolle des Reimreich übernehmen, und die Komödie ging ohne Reiser in Szene: „Wüthend ging Reiser hinter den Kulissen auf und ab und zernagte seine Rolle, die er in der Hand hielt." Er war nun aus der Wirklichkeit, die allein noch seine Wirklichkeit war, aufs neue ausgeschlossen.

Sofort treten uns wohlbekannte Erscheinungen auf, in denen sich die Heimatlosigkeit, die Beziehungslosigkeit Reisers geltend macht:

„Er eilte, so schnell wie möglich, aus dem Schauspielhause und durchirrte wieder alle Straßen bei dem stürmigten und regnigten Wetter, bis er gegen Mitternacht auf einer bedeckten Brücke, die ihn vor dem Regen schützte, vor Mattigkeit sich niederwarf und eine Weile ausruhte, worauf er wieder umherirrte, bis der Tag anbrach." Dazu schreibt Moritz dann noch: „Diese äußersten Anstrengungen der Natur waren das einzige, was ihm das Verlohrene in dem ersten bittersten Schmerz darüber einigermaßen ersetzen konnte. Das fortdauernde Leidenschaftliche seines Zustandes hatte in sich etwas, das seiner unbefriedigten Sehnsucht wieder neue Nahrung gab" — es war Bewegung — „Sein ganzes mißlungenes theatralisches Leben drängte sich gleichsam in diese Nacht zusammen, wo er alle die leidenschaftlichen Zustände in sich durchgieng, die er außer sich nicht hatte darstellen können" (IV, 178 f.).

Der Doktor Froriep redete Reiser am andern Tage wie ein Vater zu. Er sagte, daß Reisers Anlagen ihn zu etwas besserem als zu einem Schauspieler bestimmten, daß er sich selbst verkennte und seinen Wert nicht fühlte. Und Reiser täuschte sich aufs neue selbst, er überredete sich, daß er freiwillig der Idee, sich dem Theater zu widmen, entsage, weil sich alles gleichsam vereinigte, um seinen Entschluß zu hintertreiben, und die Art, wie der Doktor Froriep ihm davon abmahnte, zugleich so viel Schmeichelhaftes für ihn hatte. Reiser scheint damit eine Wendung zur Wirklichkeit zu machen. Die Aussprache mit dem Doktor Froriep macht sich eben als Erneuerung einer Beziehung geltend. Gleich darauf heißt es indes: „Kaum aber war er wieder für sich allein, so rächte sich seine Selbsttäuschung durch erneuerten bittern Unmuth, Unentschlossenheit und Kampf mit sich selber" (IV, 178).

In dieser augenblicklich unbestimmten Verfassung gibt nun ein Ereignis den Ausschlag nach der negativen Seite, das für Reiser mit seinem sensitiven Selbstgefühl so bezeichnend ist als nur irgend möglich: er mußte sein Haar verlieren. Wollen wir diesem Umstand die Bedeutung zumessen, die er für die seelische Verfassung Reisers hat, so müssen wir ihn als den Verlust einer äußeren Beziehung auffassen. Diese Bedeutung spricht sich ganz klar in den Worten aus: „Der Gedanke nunmehro in einer Perucke, welches unter den Erfurter Studenten ganz etwas Ungewöhnliches war, erscheinen zu müssen, war ihm unerträglich" (IV, 179). Mit der Perücke fällt

 Reiser ebenso wie mit dem alten roten Soldatenrock oder dem Rock aus grauem Bediententuch in Hannover aus Reih und Glied seiner Studiengenossen heraus. Sein Selbstbewußtsein erfährt damit eine neue Störung. Er, der sich immer in der Idee behält, wird sich selbst mit der Perücke zu einer lächerlichen Figur. Sein Äußeres treibt ihn aus der Wirklichkeit. Er flieht die menschliche Gesellschaft: „Mit dem wenigen Gelde, was er noch übrig hatte, gieng er an das äußerste Ende der Stadt, wo er sich in einem Gasthof einquartierte, in welchem er aber nur schlief und des Abends sich etwas Bier und Brodt geben ließ, um desto länger mit seinem Gelde zu reichen. Bei Tage gieng er größtentheils in öden Gegenden umher, suchte, wenn es regnete, in den Kirchen Schutz und brachte auf die Weise beinahe vierzehn Tage zu, in welcher Zeit niemand wußte, wo er geblieben war" (IV, 179).

Mit diesen vierzehn Tagen, die Reiser außerhalb aller Verbindungen mit der realen Welt seiner Umgebung zubringt, findet ein zweiter starker Einschnitt in den ablaufenden Verfall seiner seelischen Verfassung statt. Nach dem Verlauf dieser vierzehn Tage setzt ein neues, drittes und letztes Stadium dieses Niederganges ein, mit dem Reiser noch einmal einen Versuch aufnimmt, sich mit der ihm gegebenen Wirklichkeit in Erfurt abzufinden. Seine Freunde hatten ihn nämlich nach tagelangem Suchen endlich in seinem Asyl aufgefunden und ihm über seine Entfernung freundschaftliche Vorwürfe gemacht. Nun ist es sehr wesentlich, daß der eine besondere Umstand, der ihn aus Reih und Glied seiner Genossen stellte und damit für ihn die Bedeutung des Verlustes einer positiven Beziehung hatte, einigermaßen beseitigt ist. Es heißt nämlich: „Er konnte nun sein Haar vor der Stirn über die Perucke etwas überkämmen, und wenn er sich dann stark puderte, so hatte es einigermaßen den Anschein, als ob er eigenes Haar trüge". Und so lesen wir denn nun: „Er entschloß sich also mit den Freunden, die ihn abholten, wieder in die menschliche Gesellschaft zu gehen" (IV, 180). Nur behielt Reiser den Wunsch, „so viel wie möglich nur unter ihnen zu seyn" und auch „auf alle Weise entfernt und einsam zu wohnen".

Die Freunde suchten Reisers Wünschen in jeder Beziehung entgegenzukommen und ihn mit der denkbar größten Schonung zu behandeln. Wir können aus alledem nur herauslesen, in was für einem
 krankhaften und besorgniserregenden Zustande Reiser den Freunden

zu sein schien. Insonderheit wandte sich ein gewisser W... an seinen Onkel, den damaligen Regierungsrat und Professor Springer in Erfurt, und stellte ihm Reisers Zustand und sein Bedürfnis einer einsamen Wohnung vor. Springer ließ Reiser zu sich kommen, und dieser gewinnt in dem Regierungsrat eine wertvolle neue Beziehung, die ihn an die Wirklichkeit bindet und damals gewiß nicht ohne Einfluß auf seine Verfassung gewesen sein dürfte. Er hörte mit großem Interesse ein statistisches Kolleg bei Springer, und es ist sicher auch nicht ohne Bedeutung, daß er von Springer aufgefordert wurde, sich der Statistik zu widmen, wobei ihn dieser auf alle mögliche Weise unterstützen wollte. Zunächst aber kam Springer Reisers Wunsch nach einer einsamen Wohnung entgegen, indem er ihm sein eigenes Gartenhaus einräumte, wozu Reiser den Schlüssel bekam, und wo er aus seinem Fenster die schönste Aussicht über einen Teil der aneinandergrenzenden Gärten hatte, welche ganz Erfurt umgaben. Reiser genoß nun wieder seinen Freitisch, er besuchte die Kollegia, der Doktor Froriep nahm sich seiner wieder an und seine Freunde zogen ihn zu ihren literarischen Zusammenkünften, „sodaß die Sache nunmehro im besten Gange war". Reiser ist also aufs neue in positive Verhältnisse zu seiner Umgebung in der realen Welt versetzt.

Diesen Zustand seiner äußeren Lage bei Beginn des dritten Stadiums der niedergehenden Phase dieser Entwicklungsperiode mußten wir zunächst betrachten, um nun festzustellen, daß alle diese günstigen Bedingungen ihm jetzt doch nicht mehr helfen und den Niedergang, dem seine ganze Verfassung nun einmal zustrebt, nicht mehr aufhalten können. Die Form, in der dieser endgültige Verfall zum Durchbruch kommt, ist „ein neuer unglücklicher Anfall von Poesie", der alles wieder verderben sollte. Moritz meint, daß der neue Aufenthalt in der einsamen romantischen Wohnung nicht wenig dazu beigetragen habe, Reisers Einbildungskraft aufs neue zu erhitzen, dazu aber sei ein Brief gekommen, den er an seinen Freund Philipp Reiser in Hannover geschrieben habe und der „seinen Rückfall beschleunigte". Diesem Briefe haben wir als dem ersten Moment dieses Rückfalls zunächst unsere Aufmerksamkeit zu widmen.

Wir lesen: „Dieß Schreiben war denn ganz im Tone der Wertherschen Briefe abgefaßt. Die patriarchalischen Ideen mußten auch auf alle Weise wieder erweckt werden, nur Schade, daß es hier nicht wohl ohne Affektation geschehen konnte." Dieser Brief wird denn nun zu

einer Komödie im übelsten Sinne des Wortes. „Um diesen Brief schreiben zu können", schaffte sich Reiser erst einen Teetopf an, lieh sich eine Tasse und kochte sich dann in dem kleinen Öfchen in seinem Stübchen seinen Tee. „Als dieß nun erst eimnal geschehen war", schrieb er mit der unechtesten Pose, die man sich denken kann, an Philipp Reiser: „»Jetzt, mein Lieber! bin ich in einer Lage, welche »ich mir nicht reizender wünschen könnte. Ich blicke aus meinem »kleinen Fenster über die weite Flur hinaus, sehe ganz in der Ferne »eine Reihe Bäumchen auf einem kleinen Hügel hervorragen und »denke an Dich, mein Lieber« usw. »Ich habe die Schlüssel dieser ein»samen Wohnung und bin hier Herr im Haus und Garten« usw. »Wenn ich denn manchmal so da sitze an dem kleinen Öfchen und mir »selbst meinen Thee koche« usw. — In dem Tone ging er fort und ward ein stattlicher und langer Brief" (IV, 182 f.).

Wenn etwas imstande ist, uns den Weg, den wir seit der Betrachtung von Werthers Leiden zurückgelegt haben, bewußt zu machen, so ist es dieser Brief. Der affektierten und unechten Nachahmungen von Werthers Leiden hat es in der Zwischenzeit hunderte gegeben, aber sie waren nicht ernst zu nehmen. Wenn dergleichen von Leuten aus Mangel an Kultur geschehen ist, so kommt dem für eine Betrachtung im kultur- and literaturgeschichtlichen Zusammenhang wenig Bedeutung zu. Hier aber steht Anton Reiser, dessen ganze Qualität darauf beruht, ein Mensch zu sein, und der in seiner Menschlichkeit wie kaum ein zweiter eine wesensverwandte Natur mit dem unglücklichen Helden des Goethe'schen Jugendromans ist, und eben dieser wertherische Anton Reiser ist es, der in einen so falschen, unechten, verlogenen Ton verfällt, daß von einem unmittelbaren Verhältnis zu der Wirklichkeit des eigenen Gefühlslebens, in dem das Wesen Werthers besteht, bei dieser Imitation gar nicht mehr die Rede sein kann. Wenn etwas, so tut der verlogene Charakter dieses Briefes die Berechtigung dar, daß Woldemar inzwischen seine warnende Stimme erhoben und auf Wahrheit, Selbstheit, kurz auf Echtheit gedrungen hatte; denn es zeigt sich an diesem Briefe, wie das Seelenleben auch der besten dieser Zeit einem vollen Verfall im Sinne der Ironie zuneigte.

In diesem so ganz verlogenen und unwirklichen Gefühlsleben wird Reiser durch einen unglücklichen Umstand noch mehr bestärkt; denn
 da er diesen schönen Brief seinem kritischen Freunde, dem Doktor

Sauer, zeigte, verdarb dieser vollends die Sache, indem er ihm nach seiner gutmütigen Höflichkeit das Kompliment machte, wenn ihm Reisers Gegenwart nicht selbst so lieb wäre, so würde er wünschen, entfernt zu sein, um nur solche Briefe von Reiser zu erhalten. „Und nun war auf einmal der beinahe zur Ruhe gebrachte Dichtungstrieb bei Reisern wieder angefacht" (IV, 184).

Reiser begann mit neuer Qual, bei seinem Gedicht über die Schöpfung in der Darstellung von gräßlichen Widersprüchen und „ungeheuren labyrinthischen Verwickelungen der Gedanken sich zu verlieren", bis endlich zwei Hexameter, die uns auch mitgeteilt werden, ihn aus einer „Hölle von Begriffen" erlösten. Nun aber verlor Reiser die Lust an diesem Gedicht, weil der Stoff mit der vollendeten Schöpfung aufhörte fürchterlich zu sein. Er suchte nun einen Stoff, der immer fürchterlich bleiben mußte, und den er in mehreren Gesängen bearbeiten wollte. Dazu wählte er dann nichts anderes als den Tod selber. Wieder ist es bezeichnend dafür, wie er immer mehr sich selber als die Sache dabei im Auge hat, wenn wir lesen: „Dabei war es ihm eine schmeichelhafte Idee, daß er als ein Jüngling sich einen so ernsten Gegenstand zu besingen wählte; daher hub er denn auch sein Gedicht an: Ein Jüngling, der schon früh den Kelch der Leiden trank."

Dieses geplante Gedicht über den Tod soll nun den endgültigen Verfall Reisers unmittelbar herbeiführen; denn da er sich an die Ausführung begibt, da wird der absolute Mangel an Gestaltungskraft an ihm im höchsten Grade offenbar, alle Bewegung hört auf, ein völliger Stillstand des Seelenlebens tritt ein. Hören wir, was Moritz darüber berichtet: „Als er nun aber zum Werke schritt und den ersten Gesang seines Gedichts, wovon er den Titel schon recht schön hingeschriben hatte" — wir erinnern uns dabei unwillkürlich an den kommenden Romantiker Friedrich Schlegel, der auch immer die Titel seiner Bücher lange fertig hatte, ohne zumeist dazu zu kommen, sie jemals zu schreiben — „wirklich bearbeiten wollte, fand er sich in seiner Hofnung, einen Reichthum von fürchterlichen Bildern vor sich zu finden, auf das bitterste getäuscht. Die Flügel sanken ihm, und er fühlte seine Seele wie gelähmt, da er nichts als eine weite Leere, eine schwarze Öde vor sich erblickte, wo sich nun nicht einmal das vergeblich aufarbeitende Leben wie bei der Schilderung des Chaos anbringen ließ, sondern eine ewige Nacht alle Gestalten verdeckte und

 ein ewiger Schlaf alle Bewegungen fesselte. Er strengte mit einer Art von Wuth seine Einbildungskraft an, in diese Dunkelheit Bilder hineinzutragen, allein sie schwärzten sich wie auf Herkules Haupte die grünen Blätter seines Pappelkranzes, da er sich, um den Cerberus zu fangen, dem Hause des Pluto nahte. Alles, was er niederschreiben wollte, löste sich in Rauch und Nebel auf, und das weiße Papier blieb unbeschrieben. Über diesen immer wiederholten vergeblichen Anstrengungen eines falschen Dichtungstriebes erlag er endlich und verfiel selbst in eine Art von Lethargie und völligem Lebensüberdruß" (IV, 185 f).

Der vollständige Verfall, d. h. Stillstand seines ganzen Seelenlebens, kommt nun auch physisch in einer Krisis zum Ausdruck, die den krankhaften Charakter dieses Zustandes aufs deutlichste zu erkennen gibt. Reiser warf sich mit den Kleidern aufs Bett und blieb die Nacht und den ganzen folgenden Tag in einer „Art von Schlafsucht" liegen. Als ihm nun, da es gerade Weihnachten (1776) war, von der Frau des Regierunsrates Springer ein Weihnachtsbrot gesandt wurde, das ihn der Notwendigkeit enthob, wegen der Beschaffung von Nahrungsmitteln seine einsame Wohnung zu verlassen, so lesen wir: „Dieß war nun gerade, was ihn in seiner unwiderstehlichen Schlafsucht noch bestärkte. Er schloß sich mit diesem großen Brodte ein und lebte vierzehn Tage davon, weil er nur wenig genoß, indem er Tag und Nacht, wo nicht in einem immerwährenden Schlafe doch, die letzten Tage ausgenommen, in einem beständigen Schlummer im Bette zubrachte." Die seelische Verfassung während dieser Krisis bezeichnet Moritz noch mit den Worten: „die ersten acht Tage brachte er in einer Art von gänzlicher Abspannung und Gleichgültigkeit zu, wodurch er den Zustand, den er vergeblich zu besingen gestrebt hatte, nun gewissermaßen in sich selbst darstellte. Er schien aus dem Lethe getrunken zu haben, und kein Fünkchen von Lebenslust mehr bei ihm übrig zu seyn" (IV, 187).

Der totenähnliche Schlaf, in dem Reiser diese acht Tage zugebracht hat, in dem alles persönliche Leben in ihm aufgehört hat, in dem er vollkommen und ganz den Kontakt mit sich selber verloren hat, stellt den tiefsten Punkt der niedergehenden Verfassung seines Seelenlebens in dieser Zeit dar. Wir haben damit den Ablauf der gesamten großen Entwicklungsperiode, die sich mit Reisers Fortgang von Hannover anhub, bis an ihr Ende verfolgt; denn als Reiser nach den

ersten acht Tagen dieses tiefen Schlafes neue Kräfte in sich gesammelt hat, als er die furchtbare Krisis gewissermaßen durch ein Sichgesundschlafen überwunden hat, da beginnt ein ganz neues Leben in ihm, das sich wieder langsam in einer aufsteigenden Linie bewegt. Eine neue Periode setzt damit ein, die aber nicht mehr in unserem fragmentarischen Roman zur Ausführung gelangt ist. Ihr gehören nur die zehn letzten Seiten des vierten Teiles an, denen nun noch trotz ihres fragmentarischen Charakters um der Vollständigkeit halber eine kurze Betrachtung gewidmet sein soll.

Der Ausgang des Romanfragments

Während für die ersten acht Tage von Reisers meist schlafend zugebrachtem vierzehntätigen Zustande um die Wende der Jahre 1776 und 1777 die Worte: „eine Art von Lethargie und völligem Lebensüberdruß", „eine Art von gänzlicher Abspannung und Gleichgiltigkeit", „er schien aus dem Lethe getrunken zu haben", „es schien kein Fünkchen von Lebenslust mehr bei ihm übrig zu seyn" gefunden werden und diese alle Ausdruck des vollkommendsten Stillstandes darstellen, zeichnen sich die folgenden acht Tage ganz im Gegensatz hierzu durch den Beginn einer neuen Bewegung des Seelenlebens aus. Moritz schreibt: „Die letzten acht Tage aber war er in einem Zustande, den er, wenn er ihn isoliert betrachtet, unter die glücklichsten seines Lebens zählen muß. Durch die lange fortdauernde Abspannung hatten sich allmälig die schlafenden Kräfte wieder erholt. Sein Schlummer wurde immer sanfter; durch seine Adern schien sich ein neues Leben zu verbreiten; seine jugendlichen Hofnungen erwachten wieder eine nach der andern; Ruhm und Beifall krönten ihn wieder; schöne Träume ließen ihn eine goldne Zukunft blicken. Er war von diesem langen Schlafe wie berauscht und fühlte sich in einem angenehmen Taumel, so oft er von dem süßen Schlummer ein wenig aufdämmerte. Sein Wachen selber war ein fortgesetzter Traum; und er hätte alles darum gegeben, in diesem Zustande ewig bleiben zu dürfen." Gleich darauf heißt es: „Nun fühlte er sich aber auch wieder sobald es gelten sollte, zu nichts zu schwach. Das Theater stand wieder so glänzend wie jemals vor ihm da; alle die theatralischen Leidenschaften durchstürmten wieder eine nach der andern seine Seele, und die Gemüther der Zuschauer wurden durch sein Spiel erschüttert"

 (IV, 188 f.). So sehen wir Reisers Phantasie also wieder in der lebhaftesten Bewegung.

Als sein Brot verzehrt war, stand er gegen Abend auf, und sein erster Gang war ins Theater. Er sah Inkle und Yariko und eine Dramatisierung von Werthers Leiden.[1] Wiewohl nun die letztere Aufführung durch ein Versagen von Werthers Pistolen so unglücklich wie möglich verlief, indem die Illusion durch unfreiwillige Komik gänzlich zerstört wurde; wiewohl diese Aufführung also ganz dazu angetan war, die Zuschauer aus einer vorgestellten Dichterwelt auf den Boden der nüchternsten Wirklichkeit zurückzuversetzen, so lesen wir doch: „Dieß brachte aber Reisern nicht aus seiner hochschwebenden Phantasie, vielmehr bestärkte es ihn darin, weil er so etwas Unvollkommenes vor sich sahe, das durch etwas Vollkommenes ersetzt werden mußte.“ Da Reiser nun hörte, daß die Speich'sche Schauspielergesellschaft Erfurt in acht Tagen verlassen würde und nach Leipzig ginge, so war er sofort entschlossen, mit dieser Gesellschaft Erfurt zu verlassen, wo ihm der Schritt zur Bühne unmöglich gemacht war, und nun in Leipzig sein von dem Direktor Speich schon früher angenommenes Engagement wirklich anzutreten. Dies ist das neue Ziel, die Beziehung zu einer zwar nur vorgestellten, aber doch realiter in Aussicht stehenden Wirklichkeit, die ihn in Bewegung erhält. Reiser überzeugt also seine Freunde, „daß er einen unwiderstehlichen Trieb in sich fühle, der ihn unglücklich machen würde, wenn er ihn überwinden wollte, und der ihn in allen seinen Unternehmungen doch immerfort hindern würde“ (IV, 191 f.).

Reiser nahm von dem Regierungsrat Springer und dem Doktor Froriep Abschied, von denen beiden er mit so viel Nachsicht behandelt wurde, daß er mit inniger Rührung und bittern Vorwürfen gegen sich selber wegging, daß er sich einer solchen Liebe und Freundschaft jetzt nicht würdiger zeigen konnte und nun selbst den Endzweck von allem vereitelte, was seine Gönner für ihn schon getan hatten; und es heißt: „Allein es schien ihm nunmehro Pflicht der Selbsterhaltung, allen diesen innern Vorwürfen kein Gehör zu geben, weil er sich fest überzeugt glaubte, daß er der unglücklichste Mensch seyn würde, wenn er seiner Neigung nicht folgte.“ Selbst eine kleine, wohlgemeinte

[1] Die Dramatisierung von Werthers Leiden ist: Die Leiden des jungen Werthers, ein Trauerspiel in drei Aufzügen, zum Behuf des deutschen Theaters ganz aus dem Original gezogen. Frankfurt am Main 1776 (vgl. Erich Schmidt, Richardson, Rousseau und Goethe, S. 299 f.).

Ironie des Doktor Froriep, der beim Abschied zu seiner kleinen Tochter sagte, sie würde gewiß einmal „von dem berühmten Schauspieler Reiser" hören, blieb bei Reiser „fruchtlos" (IV, 194 f.).

Reiser machte sich zu Fuß auf den Weg nach Leipzig. Sein Freund N... begleitete ihn über das nächste Dorf noch eine ganze Strecke, bis es dunkel wurde. Noch einmal erinnerten sie sich aller der seeligen Szenen, die sie „genossen haben wollten", wenn sie am Abhange des Steigers Klopstocks Messiade zusammen lasen. Dann umarmten sie sich und nahmen auf die rührendste Weise voneinander Abschied, indem sie sich bei diesem Abschied zum ersten Male Bruder nannten. Reiser riß sich los und eilte fort. Hierauf folgt noch eine Mitteilung, die eben so unbedeutend erscheint, als sie volle Beachtung verdient. Moritz schreibt von Reiser: „Als er aber schon in einiger Entfernung war, sah er sich wieder um und rief noch einmal: gute Nacht! So bald er dieß Wort gesagt hatte, war es ihm fatal, und er ärgerte sich darüber, so oft es ihm wieder einfiel. Denn die ganze empfindsame Scene hatte selbst in der Erinnerung dadurch einen Stoß erlitten, weil es komisch klingt, einem, dem man auf lange Zeit oder vielleicht auf immer schon lebe wohl gesagt hat, nun noch einmal ordentlich eine gute Nacht zu wünschen, gleichsam als wenn man am andern Morgen wieder einen Besuch bei ihm ablegen würde." Gleich hernach hören wir, daß Reiser den Weg von Erfurt nach Leipzig sehr vergnügt zurücklegte: „im Gehen aber sprach er häufig den Namen N... aus, den er wirklich liebte, und weinte heftig dabei, bis ihm das komische gute Nacht einfiel, welches er gar nicht in den Zusammenhang dieser rührenden Erinnerung mit zu bringen wußte" (IV, 196 f.)

Über Reisers Wanderung von Erfurt nach Leipzig wird uns im übrigen nur ganz summarisch berichtet. Trotzdem lesen wir aus den wenigen Bemerkungen genug, um daraus erkennen zu können, daß sich seine seelische Verfassung nichts weniger als mehr im Niedergang befindet. Das Wandern hat seine Einbildungskraft ja stets in eine Bewegung versetzt, die von relativ positiver Bedeutung für ihn gewesen ist. So heißt es denn auch jetzt: „Es war eine schneidende Kälte. Reiser aber wanderte nun, ohne irgend eine Bürde zu tragen, mit reitzenden Aussichten auf Ruhm und Beifall seine Straße fort." Ja sogar von einer gewissen Distanz zu den Dingen und sich selber, die ihm nur in den Zeiten positivster Verfassung seines Seelenlebens zu eigen gewesen ist, lesen wir wieder: „Oft, wenn er auf

eine Anhöhe kam, stand er ein wenig still und übersah die beschneiten Fluren, indem ihm auf einen Augenblick ein sonderbarer Gedanke durch die Seele schoß, als ob er sich wie einen Fremden hier wandeln und sein Schicksal wie in einer dunklen Ferne sähe" (IV, 197). Als Reiser nach Leipzig kam, war der Direktor Speich mit der Theatergarderobe auf und davon. Die Speich'sche Truppe war eine zerstreute Herde.

Die Kürze, mit der uns über Reisers Wanderung und seine Ankunft in Leipzig berichtet wird, erklärt sich damit, daß Moritz sich am Schluß der Schilderung von der letzten großen Periode entschloß, seinen Roman als Fragment abzubrechen. Nur um den Ereignissen noch einen gewissen äußeren Abschluß zu geben, fügte er diese kurzen Mitteilungen bei. Hätte Moritz seinen Roman weitergeführt, so hätte er uns gewiß über alles, was in Reisers Seele bei seiner Wanderung vorgegangen ist, ausführlich berichtet, und dieser Bericht hätte nicht mehr im vierten Teile des Romans gestanden. Er hätte als Beginn einer neuen großen Entwicklungsperiode, in dem Reisers Verfassung sich wieder in aufsteigender Linie bewegt, den Anfang eines neuen fünften Teils ausgemacht, nachdem der vierte, wenn nicht gerade genau mit dem Schluß der vorigen Periode, also nach den ersten acht Tagen von Reisers meist schlafend verbrachten vierzehn Tagen, so doch mit seinem Abschied von Erfurt und seinem Freunde N... geendigt hätte. Für diesen ungeschriebenen fünften Teil und alles, was uns die Fortsetzung der Autobiographie von Karl Philipp Moritz als „psychologischer Roman" noch geboten hätte, kann uns der fünfte Teil des Anton Reiser, den Moritz' Freund Klischnig im Jahre 1794 nach des Autobiographen Tode übergeben hat, keinerlei Ersatz bieten.[1]

Schlußbetrachtung

Nach der voraufgegangenen Analyse des Romanfragments mag noch eine allgemeine Erscheinung des Seelenlebens Anton Reisers erörtert werden, deren Erörterung die Analyse nicht notwendig veranlaßt hat. Anton Reiser besitzt eine Eigenschaft, die ihn mehr als

[1] Erinnerungen aus den letzten Lebensjahren meines Freundes Anton Reiser. Als ein Beitrag zur Lebensgeschichte des Herrn Hofrat Moritz von Karl Friedrich Klischnig. Berlin 1794, bei Wilhelm Vieweg, 272 S. Dasselbe Buch erschien auch unter dem Titel: Anton Reiser, Ein psychologischer Roman. Fünfter und letzter Theil, von Karl Friedrich Klischnig. Berlin 1794, bei Friedrich Maurer, 272 S. Wieso das Buch bei zwei verschiedenen Verlegern zugleich erscheinen konnte, ist nicht ersichtlich

alles andere den Romantikern verwandt erscheinen läßt, die in ihm erstmalig auftritt als ein ganz Neues in der geschichtlichen Entwicklung. Das ist die Vorliebe, die sich schon bei ihm gleich wie bei der ganzen Romantik geltend macht, für eine Welt des verdunkelten Bewußtseins, des holden Unbestimmbaren, des Chaotischen.

Die Romantiker gebrauchen gerne Worte, die nicht durch ihren Inhalt wirken, sondern durch Obertöne. Sie erwecken oft in zusammenhangloser Rede, nicht in logischem Gefüge, Stimmungen durch anklingende Begriffe. Novalis erklärt geradezu: „Es lassen sich Erzählungen ohne Zusammenhang, jedoch mit Assoziation wie Träume denken; Gedichte, die bloß wohlklingend und voll schöner Worte sind, aber auch ohne allen Sinn und Zusammenhang." Dies sei die wahre Poesie; sie übe eine indirekte Wirkung wie Musik, eine allegorische Wirkung im Großen.[1]

Betrachten wir einmal, welche Bedeutung diese rein sinnlichen Assoziationen ohne allen Sinn und Zusammenhang bei Anton Reiser haben, in denen wir mehr als in allem anderen ein Symptom des dynamischen Seelenlebens sehen dürfen. Moritz erzählt uns aus der Zeit, da Anton Reiser in Hannover im Chor mitsang: „Nichts klang ihm z. B. rührender und erhabener, als wenn der Präfektus anhub zu singen:

Hylo schöne Sonne
Deiner Strahlen Wonne
In den tiefen Flor —

Das Hylo allein schon versetzte ihn in höhere Regionen und gab seiner Einbildungskraft allemal einen außerordentlichen Schwung, weil er es für irgendeinen orientalischen Ausdruck hielt, den er nicht verstand und eben deswegen einen so erhabnen Sinn, als er nur wollte, hineinlegen konnte: bis er einmal den geschriebenen Text unter den Noten sahe und fand, daß es hieß

Hüll' o schöne Sonne, usw.

Diese Worte sang der Präfektus nach seiner thüringischen Mundart immer: Hylo schöne Sonne — und nun war auf einmal das ganze Zauberwerk verschwunden, welches Reisern so manchen frohen Augenblick gemacht hatte. — Ebenso war es ihm immer sehr rührend, wenn gesungen wurde: Du verdeckest sie in den Hütten oder

[1] Vgl. Alfred Kerr, Godwi. Berlin 1898, S. VI f.

Lieg ich nur in deiner Hut, o so schlaf ich sanft und gut" (II, 121). Auch hier werden Stimmungen ausgelöst nicht etwa durch klare Vorstellungen, sondern durch Obertöne der Worte, durch anklingende Begriffe.

In gleichem Sinne ist anzuführen, daß Moritz ein anderes Mal über eine Predigt des Pastors Paulmann in Braunschweig berichtet: „Dann wurde in dieser Predigt auch oft ein Ausdruck wiederholt, der für Anton außerordentlich rührend war, dieser klang ihm, als: ihr kommt in den Heben. Das letzte Wort nehmlich, was immer verschlungen wurde, so daß er es nicht recht verstehen konnte, klang ihm wie Heben, und dieß Wort oder dieser Laut rührte ihn bis zu Tränen, so oft er wieder daran dachte." Ferner hören wir: „Ebenso reizend klang ihm der Ausdruck, der sehr oft in den Predigten des Pastors Paulmann vorkam Die Höhen der Vernunft." Hier wird uns die Assoziation, die bei diesen Worten in Reiser ausgelöst wird, geradezu angeführt: „Das Chor in der Kirche, wo die Orgel war und die Schüler sangen, schien ihm immer etwas für ihn unerreichbares zu seyn; sehnsuchtsvoll blickte er oft dahin auf und wünschte sich keine größere Glückseligkeit, als nur einmal den wunderbaren Bau der Orgel und, was sonst da war, in der Nähe betrachten zu können, da er dieß alles jetzt nur in der Ferne anstaunen durfte." Ebenso erinnerten ihn die Höhen der Vernunft an einen gewissen Turm in Hannover, der „für ihn immer ein äußerst reizender Gegenstand gewesen" (I, 148 f.).

Als Reiser in Hannover nun wirklich Chorschüler wurde, heißt es: „Das war ihm alles so himmlisch, so feierlich, in die Lobgesänge zur Ehre Gottes öffentlich mit einzustimmen. Der Name Chor tönte ihm so angenehm. Das Lob Gottes in vollen Chören zu singen, war ein Ausdruck, der ihm immer im Sinne schallte" (II, 65). In der Braunschweiger Zeit heißt es einmal: „Der Ausdruck Opferaltar war ihm vorzüglich rührend" (I, 110). Wir erinnern uns auch der früher angeführten Stelle: „Aber Reisern klang der Name Periander so süß in seinen Ohren. Er dachte sich dabei etwas Erhabenes, Geheimnißvolles, und hörte den Schuster Heidorn immer gern von Periandern sprechen" (II, 32).

Bei Reisers Fußwanderung von Bremen zu seinen Eltern nach Wölpe heißt es: „Das Wandern fing ihm an so lieb zu werden; er phantasirte sich durch tausend angenehme Vorstellungen die Ermüdung

hinweg; wenn es dunkel wurde, so betrachtete er den vor ihm sich hinschlängelnden Weg, auf den er beständig sein Augenmerk heften mußte, gleichsam wie einen treuen Freund, der ihn leitete. Dieß wurde ihm denn zuletzt eine dichterische Idee, es wurde Bild, Vergleichung, woran er tausend Dinge heftete. »Wie sich ein Wandrer an seinen Weg hält; so getreu, wie der Weg dem Wandrer — so — und so —« Dieß Ideenspiel verfolgte er im Gehen ..." (III, 174 f.). Auch hier ist es bloß eine Melodie der Worte, die das Anziehende für ihn hat.

Auf seiner Wanderung von Hannover nach Gotha übernachtete Reiser zum letzten Male vor Gotha in einem Dorfe, wo er mit Fuhrleuten zusammen schlief, die sich „in einem sehr groben Dialekt miteinander unterhielten, worin besonders ein Wort vorkam, das höchst widrig in Reisers Ohren tönte und immer mit einer Menge von häßlichen Nebenideen für ihn begleitet war: die Bauern sagten nehmlich immer: er quam anstatt er kam. Dieses quam schien Reiser ihr ganzes Wesen auszudrücken; und alle ihre Grobheit war in diesem quam, das sie immer mit vollen Backen aussprachen, gleichsam zusammengedrängt. Kaum daß Reiser ein wenig eingeschlummert war, so weckte ihn dies verhaßte Wort wieder auf, sodaß diese Nacht eine der traurigsten war, die er je auf einer Streu zugebracht hatte. Als der Tag anbrach, sahe er die schwammigten, aufgedunsenen Gesichter seiner Schlafkameraden, welche vollkommen mit dem quam übereinstimmten, daß ihm noch in den Ohren gellte, als er den Gasthof schon verlassen hatte" (IV, 45).

Weiter berichtet uns Moritz, wie sich rein sinnliche Wahrnehmungen bei Reiser mit bestimmten Vorstellungen durch Assoziation verbanden. So wurde z. B. bei dem Hutmacher Lobenstein in Braunschweig zur Zeit, da Reiser dort weilte, das schwarze Getäfel der Wand in der großen Stube neu überfirnißt, und es heißt: „die Erinnerung an den Geruch davon, welcher einige Wochen dauerte, war bei Anton nachher beständig mit der Idee von seinem damaligen Zustande vergesellschaftet. So oft er einen Firnißgeruch empfand, stiegen unwillkührlich alle die unangenehmen Bilder aus jener Zeit in seiner Seele auf; und umgekehrt, wenn er zuweilen in eine Lage kam, die mit jener einige zufällige Ähnlichkeiten hatte, glaubte er auch, einen Firnißgeruch zu empfinden" (I, 93).

Das könnte uns fast an E. Th. A. Hoffmann gemahnen, noch mehr

aber das folgende, wo Eindrücke des Gehörsinnes sich in Vorstellungen des Gesichtssinnes umsetzen. Moritz erzählt: „Überhaupt pflegte Anton in seiner Kindheit durch den Klang der eignen Namen von Personen oder Städten zu sonderbaren Bildern und Vorstellungen von den dadurch bezeichneten Gegenständen veranlaßt zu werden. Die Höhe oder Tiefe der Vokale in einem solchen Namen trug zur Bestimmung des Bildes das meiste bei. So klang der Name Hannover beständig prächtig in seinem Ohre, und ehe er es sahe, war es ihm ein Ort mit hohen Häusern und Thürmen und von einem hellen und lichten Ansehen. Braunschweig schien ihm länglicht von dunklerm Ansehen und größer zu seyn, und Paris stellte er sich nach eben einem solchen dunklen Gefühle bei dem Namen vorzüglich voll heller, weißlicher Häuser vor" (I, 80). Später hören wir: „Bremen war ihm schon durch den Klang des Nahmens so merkwürdig geworden, seine Phantasie hatte der Stadt ein graues, schwärzliches Ansehen gegeben" (III, 161).

Wenn wir nach dieser Aufzählung besonders ins Auge fallender Erscheinungen noch einmal auf die zuerst angeführten zurückkommen, in denen nicht etwa klare Vorstellungen, sondern das Unbestimmte und Allgemeine Stimmungen durch Assoziationen im Unterbewußten auslösen, wie in „Hylo schöne Sonne" oder „ihr kommt in den Heben", in dem Ausdruck „die Höhen der Vernunft" oder „Opfersaltar", so beruht es im Grunde genommen auf einer ganz ähnlichen Erscheinung, wenn Reiser sich auch sonst an allgemeinen Begriffen berauscht wie Großmut, Entschlossenheit, Uneigennützigkeit, Standhaftigkeit; wenn er von der Tugend ein sonderbares Ideal hat, „daß ihn oft schon der Name Tugend bis zu Tränen rührte", ihm der eigentliche Anfang zur Ausübung der Tugend aber ein zu geringfügig erscheinender Fall ist; wenn seine Dichtkunst auf allgemeine große Begriffe von Welt, Gott, Leben, Dasein — und ist Moritz' Vorstellung vom Schicksal, jenem fatalistischen Schicksal, nicht vielleicht auch oft nur solch ein allgemeiner großer Begriff —, wenn seine poetischen Bilder auf das Große in der Natur wie Wolken, Meer, Sonne, Gestirne hinauslaufen, „das Detail in der Natur in und außer dem Menschen zu schildern, ihn seine Neigung indes niemals zieht" (III, 103).

Wir haben diese Tatsachen vorher in einem anderen Zusammenhange gesehen, haben sie als ein Symptom der aus der kleinen Wirklichkeit in eine überwirkliche idealische Welt hinausstrebenden Ten-

denz des Seelenlebens kennen gelernt. Die Verwandtschaft dieser allgemeinen Begriffe mit den nur durch Assoziationen Stimmung auslösenden Obertönen an sich sinnloser Worte, die bei den Romantikern eine typische Erscheinung werden, lassen uns nun rückschließend auch diese aus der extensiven Tendenz des Seelenlebens herleiten, das mit dem wachsenden Temperament seit der Zeit der Leidenschaft die Grenzen der im Wirklichen gegebenen Möglichkeiten überschritten hat. Diese die Wirklichkeit überschreitende mystische Welt setzt die Romantiker in Gegensatz zu der nüchternen Verstandeswelt der Aufklärung, stellt sie an die Seite der Vertreter der Generation der Leidenschaft, läßt sie gemeinsam mit Goethe und Schiller noch die Aufklärung bekämpfen. Wie für die Romantiker, so liegt also auch für Anton Reiser nicht in dem klar Umrissenen, sondern in dem übersinnlich Unbestimmten der Reiz des Erhabenen, nicht in dem verstandesmäßig Bewußten, sondern in dem mystisch Unklaren der Reiz des schönen Gefühls. Da er den Sinn der Worte Hylo schöne Sonne erfährt, ist das ganze Zauberwerk verschwunden.

Eben dieser selbe Anton Reiser d. i. Karl Philipp Moritz geht nun daran, alle seine seelischen Regungen bis ins Kleinste zu zergliedern, sie schonungslos wie kaum einer vor ihm sich ins Bewußtsein zu rufen. Er fordert in seiner Broschüre vom Jahre 1782 Selbstbeobachtungen und Selbstschilderungen der Geschichte des eigenen Herzens, in denen man „nichts für unwichtig" halten solle: „Das würde alsdann einmal ein allgemeiner Spiegel werden, worin das menschliche Geschlecht sich beschauen könnte." Er schreibt in dieser Broschüre: „Vor jedem Hang, sich in eine idealische Welt hinüberzuträumen, muß der Menschenbeobachter sich äußerst hüten; er muß in keine idealische, sondern in seine eigene wirkliche Welt immer tiefer einzudringen suchen." Wir haben die Gefahren der idealischen Welt bei Karl Philipp Moritz kennen gelernt, wir wissen, woher die in der Broschüre proklamierte Tendenz sich herleitet. Wir haben aus dem Fragment des psychologischen Romans gesehen, wie Moritz seinen eigenen Forderungen nachkommt, wie rücksichtslos er seine eigenen Schwächen bloßlegt. Dieser selbe Mann, der für ein unwirkliches, traumhaft-halbbewußtes Leben in der Phantasie erglüht, sieht die Wirklichkeit seiner seelischen Regungen mit einer Schärfe des Intellektes, die fürchterlich ist.

Schon bei Woldemar-Jacobi fanden wir eine zergliedernde Selbst-

betrachtung des eigenen Seelenlebens, die erschrecken konnte. Auch bei diesem allem mechanischen Seelenleben abgewendeten Woldemar fanden wir bereits trotzdem eine Entwicklung der intellektuellen Seiten der Seele, die überraschte. Aber gerade diese Eigenschaften sind bei Moritz ins äußerste gesteigert und stehen der Gefühlswelt dieses Virtuosen des Gefühls zerstörend gegenüber. So sehen wir Moritz ebenso in seine lügenhafte Ideen von sich verliebt als nach der andern Seite wahrheitsfanatisch; und der Fanatismus seiner Wahrhaftigkeit wird durch seinen kritischen Verstand zu einem Attentat auf ihn selber. Trotzdem er mit ganzer Seele einer Welt des verdunkelten Bewußtseins hingegeben ist, vermag er doch nichts der intellektuellen Schärfe seines eigenen Bewußtseins vorzuenthalten. Als er bei seinem Abschied von Erfurt seinem Freunde ein sinnloses Gute Nacht zugerufen hat, da läßt ihn das unabwendbare Bewußtsein von der unfreiwilligen Komik dieses Rufes nicht mehr zu einer harmonischen Erinnerung an diesen sonst so gefühlswarmen Abschied kommen; das Bewußtsein von dem verfehlten Ton in diesem Gute Nacht hinterläßt in ihm ein falsches Gefühl des „Fatalen" und setzt ihn außer Kontakt mit sich und seinem wahren Gefühl.

Das ist das Tragische an diesem Manne: Die Spaltung zwischen der idealischen Welt seines Inneren und der wirklichen Welt außer ihm ist bei Moritz zum klaffenden Riß geworden; keiner hat den wirklichen Verhältnissen des Daseins ferner gestanden als er; da er nun auch wie keiner vor ihm ein Streben zur Wirklichkeit entwickelt, schafft er eine neue Spaltung in sich selbst; er kann die andere Wirklichkeit seiner eigenen Gefühlswelt durch die kritische Schärfe des Intellekts nicht mehr dauernd in sich objektivieren. Franz Blei hat gerade diese Seiten einer ganz eigenartigen Zerrissenheit in dem Wesen Karl Philipp Moritz' in seinem Essay trefflich charakterisiert.[1]

[1] „Carl Philipp Moritz" in Fünf Silhouetten in einem Rahmen von Franz Blei. Die Literatur hrsg. von Georg Brandes, Bd. 13, S. 54 f.

Die Ironie in Tiecks William Lovell als Ergebnis geschichtlicher Entwicklung (1795–1796)

Der allgemeine Charakter des enthusiastischen Gefühlslebens

Wenn wir nach den Betrachtungen der Leiden des jungen Werthers, des Woldemar und des Anton Reiser zum William Lovell zurückkehren, ist unser Blick für viele Erscheinungen geschärft, an denen wir bei der ersten Betrachtung des William Lovell vorübergegangen sind, und andere Erscheinungen, die wir im ersten Kapitel dieser Arbeit nur feststellen konnten, vermögen wir jetzt darüber hinaus zu verstehen und sie entsprechend zu erklären. Wir erkennen die Ironie im William Lovell jetzt nicht nur, wo sie durch bestimmte Umstände der Handlung veranlaßt wird, wo sie die ins Auge fallenden Formen einer bewußten Stellungnahme zu den Dingen annimmt, sondern auch die einer solchen bewußten Ironie zugrunde liegende, allgemeine, unbewußte Disposition, die William Lovell in der Tat schon lange vor der Entstehung der Ironie im Sinne der Betrachtung des ersten Kapitels dieser Arbeit beherrscht. Die Symptome dieser unbewußten, passiven Ironie haben wir inzwischen kennen gelernt und mit ihr auch die Bedingungen ihres Zustandekommens. Wir wissen jetzt, daß die Ironie letzten Endes auf einem Mangel an Kontakt mit der Außenwelt beruht, der eine Störung des subjektivistischen Selbstgefühls und Selbstbewußtseins zur Folge hat, die ihrerseits die Ironie akut werden läßt. Der Mangel an Kontakt mit der Außenwelt entstand als Begleiterscheinung des wachsenden Temperaments des Seelenlebens in dem Augenblick, wo die Grenzen des in der Wirklichkeit gegebenen Möglichen überschritten wurden. Er entstand als Folge des übersteigerten Gefühlslebens Werthers, der übersteigerten Ideenwelt Woldemars, der noch mehr ins rein Imaginäre gesteigerten Phantasiewelt Anton Reisers. Diese fortschreitende Steigerung

erreicht aber erst ihren höchsten Grad in dem Enthusiasmus, der das Seelenleben des letzten Jahrzehnts des achtzehnten Jahrhunderts beherrscht.

William Lovell ist in diesem Sinne der typische Enthusiast der frühromantischen Zeit. Die Intensität seiner Gefühle übersteigt bei weitem alle Grade, die wir in den vorhergegangenen Romanen kennen gelernt haben. Sein Schmerz ist Verzweiflung, seine Begeisterung schwingt sich über alle irdischen Verhältnisse hinaus. Als Amalie Abschied von Bonstreet genommen hat, ruft er: „Ich habe meinen lieben Gefährten verlohren und rufe durch den dunkeln Wald vergeblich seinen Nahmen, ein holes Echo wirft mir ihn ohne Trost zurück, die weite einsame Leere kümmert sich nicht um meinen Jammer" (I, 21). Da er Amalie in London wiederfindet, ist er „aus allen kleinen armseeligen Gefühlen zum hohen Genusse eines Gottes emporgerissen" (I, 57). Mortimer berichtet in seinem ersten Briefe aus Paris an seinen Freund Karl Wilmont: „William lebt und träumt und ras't in der vollen Begeisterung seiner ersten Liebe. O Karl, es ist doch ein Genuß, den wir niemahls empfinden werden; sein Blick, mit dem er die schöne Natur betrachtet, die Heftigkeit, mit der sein Herz für alles Schöne schlägt; in der ganzen Welt, in allem, was er denkt und empfindet, kömmt ihm ihre Gestalt verschleiert entgegen. Mit Enthusiasmus kletterte er auf die Klippen bei Dover und las dort eine Stelle Shakspeares, o vergieb mir meinen Alexanderstolz, wenn ich nicht Mortimer wäre, möchte ich wohl William Lovell seyn" (I, 74 f.).

Zwischen Schmerz und Begeisterung, den äußersten Extremen seines Gefühlslebens, wird Lovell hin- und hergeworfen. Der Übergang ist plötzlich und unvermittelt. Eine geringfügige Veranlassung stürzt ihn aus der höchsten Begeisterung in die tiefste Verzweiflung. Die alles übersteigende Beweglichkeit seiner Gefühle beraubt ihn damit noch mehr, als wir es in den voraufgegangenen Romanen beobachtet haben, jeder Gewißheit ihres Bestandes. Das bestimmt seinen ganzen Charakter.

Wir erinnern uns der Stelle, wo Werther von der Unbeständigkeit seiner Gefühle gesprochen hatte, wo Woldemar aus dem gleichen Grunde schrieb: „Um Gotteswillen! hofft doch nicht so viel von mir!" Wir erinnern uns auch der ewigen Unbeständigkeit Reisers, der nirgends Ruhe fand. Wenn wir unsern Blick dann auch in der übrigen

Literatur jener Jahrzehnte umherschweifen lassen, dann werden wir an die Beweglichkeit des Gefühlslebens eines Weißlingen, eines Don Carlos denken, werden außer der Dichtung an so manche Person aus dem Leben jener Tage erinnert, bei der die Heftigkeit der impulsiven Gefühle von einem ebenso leidenschaftlichen Wechsel begleitet war.

Wir können es nicht anders in einem geschichtlichen Zusammenhange verstehen, als daß mit der wachsenden Intensität des Gefühlslebens bis zum Enthusiasmus die verändernde Beweglichkeit dieser Gefühle bis zur völligen Haltlosigkeit des Charakters wächst. Kaum kommt William Lovell himmelhoch jauchzend von der Liebe Amaliens nach Paris, als er sie in den Armen der Blainville vergißt; denn es ist das Gefühl, dieses wankelmütige, auf das er sich einzig verläßt, „das Gefühl wohnt in jeder Brust, dieser Wegweiser verläßt den Menschen nie, mir scheint es natürlicher, ihm zu folgen“ (I, 124): „Louise Blainville ist ein Engel, sie nicht lieben, heißt die Liebe selbst verhöhnen; ich würde Amalien nie geliebt haben, wenn ich sie nicht lieben müßte“ (I, 145). Seine auflodernde Liebe zu Eduard Burton schlägt später plötzlich in den bittersten Haß um. Er selbst bekennt ein andermal, daß er wandelbarer wie Proteus oder ein Chamäleon sei (III, 144). Wenn wir dazu bedenken, daß Tieck eigene Regungen seines Seelenlebens im William Lovell niedergelegt hat, so werden wir die ganze Haltlosigkeit des Charakters Lovells aus einem mehr geschichtlichen und psychologischen Zusammenhang verstehen, als daß wir sie wie Haßler (S. 145 f.) nur aus einer Abhängigkeit Tiecks von seinem französischen Vorbilde erklären.

Wir begreifen es freilich, daß Lovell, der von Mortimer um die Stärke seines Gefühls beneidet wird, außer der Seligkeit, die ihm seine Fähigkeit des Gefühls beschert hat, auch eine Qual zuteil geworden ist, die der mäßigere Mortimer nicht kennt: die Qual, die eben darin besteht, daß Lovell seiner Gefühle nicht sicher ist. „Ich ahnde eine Zeit“, schreibt er an Eduard, „in welcher mir meine jetzigen Empfindungen wie leere kindische Träume vorschweben werden, wo ich mitleidig über diesen Drang des Herzens lächle, der itzt meine Quaal und Seeligkeit ist. Und soll ich es dir gestehen, Eduard? Diese Ahndung macht mich traurig. Wenn dieses glühende Herz nach und nach erkaltet, dieser Funke der Gottheit in mir zur Asche ausbrennt und die Welt mich vielleicht verständiger nennt, was wird mir die innige Liebe ersetzen, mit der ich die Welt umfangen möchte?“

 (I, 23). Diese Unsicherheit des Gefühls steigt in Lovell bis zu der Unfähigkeit, den Augenblick des höchsten Genusses in sich zu objektivieren. Fühlt er nach der einen Seite mehr, so fühlt er nach der anderen Seite auch weniger als ein Mortimer. Er verliert durch die Heftigkeit und Unersättlichkeit des Gefühlslebens den Kontakt mit diesem Gefühl selbst. Wir müssen hier noch einmal unser Augenmerk auf den bezeichnenden Brief Lovells aus Florenz richten, der schon im ersten Kapitel dieser Arbeit angeführt ist, und in dem wir jetzt die ganze seelische Disposition wiedererkennen, die uns inzwischen im vierten Teil des Anton Reiser erstmalig begegnete. Da schreibt Lovell: „Aber was ist es (o, könntest Du es mir erklären!), daß ein Genuß nie unser Herz ganz ausfüllt? Welche unnennbare, wehmüthige Sehnsucht ist es, die mich zu neuen ungekannten Freuden drängt? Im vollen Gefühle meines Glücks, auf der höchsten Stufe meiner Begeisterung ergreift mich kalt und gewaltsam eine Nüchternheit, eine dunkle Ahndung, wie soll ich es Dir beschreiben? Wie ein feuchter, nüchterner Morgenwind auf der Spitze des Berges nach einer durchwachten Nacht, wie das Auffahren aus einem schönen Traume in einem engen trüben Zimmer. Ehedem glaubt' ich, dieses beklemmende Gefühl sey Sehnsucht nach Liebe, Drang der Seele, sich in Gegenliebe zu verjüngen, aber es ist nicht das, auch neben Amalien quält mich diese tyrannische Empfindung, die, wenn sie Herrscherinn in meiner Seele würde, mich in einer ewigen Herzensleerheit von Pol zu Pol jagen könnte. Ein solches Wesen müßte das elendeste unter Gottes Himmel seyn: jede Freude flieht heimtückisch zurück, indem er darnach greift, er steht, wie ein vom Schicksale verhöhnter Tantalus in der Natur da, wie Ixion wird er in einem unaufhörlichen martervollen Wirbel herumgejagt: auf einen solchen kann man den orientalischen Ausdruck anwenden, daß er vom bösen Feinde verfolgt wird. Man fühlt sich gewissermaaßen in eine solche Lage versetzt, wenn man seiner Phantasie erlaubt, zu weit auszuschweifen, wenn man alle Regionen der schwärmenden Begeisterung durchfliegt, — wir gerathen endlich in ein Gebiet so excentrischer Gefühle, indem wir gleichsam an die letzte Grenze alles Empfindbaren gekommen sind, und die Phantasie sich durch hundertmahlige Exaltationen erschöpft hat, daß die Seele endlich ermüdet zurückfällt: alles umher erscheint uns nun in einer schaalen Trübheit, unsre

 schönsten Hofnungen und Wünsche stehn da von einem Nebel dunkel

und verworren gemacht, wir suchen mißvergnügt den Rückweg nach jenen Extremen, aber die Bahn ist zugefallen, und so befällt uns endlich jene Leerheit der Seele, jene dumpfe Trägheit, die alle Federn unsers Wesens lahm macht" (I, 235 f.).

Wir müssen zwei Erscheinungen unterscheiden, die uns in diesen Worten Lovells beschrieben werden. Anfangs ist nur davon die Rede, daß der enthusiastische Mensch zu keinem vollen Genuß gelangen könne, weil er auch in dem höchsten Genusse noch über diesen hinausstrebe, um immer noch einen höheren Genuß zu suchen. Es ist die Unersättlichkeit des enthusiastischen Gefühls, die Lovell auch in dem Augenblick des stärksten Gefühls keinen vollen Kontakt mit diesem gewährt. Dann aber („wir geraten endlich in ein Gebiet so excentrischer Gefühle" usw.) geht er von der Voraussetzung aus, daß die volle Höhe des Gefühls im enthusiastischen Menschen lebendig geworden ist, und beschreibt, wie dieses allerintensivste Gefühl plötzlich in ein völliges Kontrastgefühl umschlägt, und der enthusiastische Mensch dadurch außer Kontakt mit seinem vorigen Gefühl gesetzt wird. An diesen Gefühlscharakter denkt Jacobi schon einmal, wenn er im Woldemarfragment von Henriette die seltsame Bemerkung macht: „Henriette hatte nicht jene funkelnde, sprühende Empfindsamkeit, jene röstende Wärme, wobei das Herz so schwer in Frieden bleiben kann." Die Unersättlichkeit des enthusiastischen Gefühls klingt dagegen später einmal aus den Worten heraus, die Lovell in der Rosalinenzeit an Rosa richtet: „O Rosa, warum bin ich nicht zufrieden und glücklich? Warum bleibt ein Wunsch nur so lange Wunsch, bis er erfüllt ist? Hab' ich nicht alles, was ich verlangte? und dennoch werd ich immer weiter vorgedrängt, und auch im höchsten Genusse lauert gewiß schon eine neue Begierde, die sich selbst nicht kennt. Welcher böse Geist ist es, der uns so durch alle Freuden anwinkt? Er lockt uns von einem Tage zum andern hinüber, wir folgen betäubt, ohne zu wissen, wohin wir treten, und sinken so in einer verächtlichen Trunkenheit ins Grab" (II, 155).

Wir sehen also, wie der enthusiastische Gefühlscharakter selber und unmittelbar nur durch seine Eigenschaften, Unersättlichkeit des Gefühlslebens und Hervorrufung von Kontrastgefühlen, den enthusiastischen Menschen bis zu einem gewissen Grade außer Kontakt mit seinem eigenen fühlenden Ich zu setzen vermag, und so bereits selbst eine Quelle der Ironie in sich trägt. So können wir es verstehen,

wenn Lovell in seinem Florentiner Brief schreibt: „Man hüte sich daher vor jener Trunkenheit des Geistes, die uns zu lange von der Erde entrückt; wir kommen endlich als Fremdlinge wieder herab, die sich in eine unbekannte Welt versetzt glauben, und die doch die Schwingkraft verlohren haben, sich wieder über die Wolken hinauszuheben" (I, 236). Und wieder erkennen wir gleichzeitig nicht nur in einer Abhängigkeit Tiecks von Rétif, sondern mehr noch in der Unersättlichkeit des Gefühlslebens einen tieferen psychologischen Grund für die Unbeständigkeit des enthusiastischen Lovell. Er schreibt nach einer Begegnung mit der Blainville an Balder: „Ja, Freund, itzt fühl' ich es, wie sehr Rosa recht behält, wenn er sagt: der Busen des fühlenden Menschen hat für tausend Empfindungen Raum, warum will der Mensch seiner eigenen Wonne zu enge Schranken setzen?" (I, 144). Er bekennt von der Blainville, „daß sie liebenswürdig ist, daß sie zu den Ersten ihres Geschlechts gehört; warum sollt' ich ihr unrecht thun, bloß um gegen Amalien gerecht zu seyn" (I, 123).

Wenn Lovell in dem Florentiner Briefe sagt, man könne auf den enthusiastischen Menschen den orientalischen Ausdruck anwenden, daß er vom bösen Feinde verfolgt werde, so ist damit eine sehr bezeichnende Situation des enthusiastischen Seelenlebens angedeutet. Der Enthusiast ist in einem höheren Grade als seine Vorgänger von seinen Gefühlen in die Abhängigkeit gedrängt, die seine eigene Person von der Gestaltung der Umstände, die sein Leben bestimmen, ausschaltet. Er ist damit einer der stärksten Quellen des Selbstgefühls beraubt, und wir wissen, was das für die ironischen Dispositionen des subjektivistischen Menschen bedeutet. Die Dinge beherrschen ihn, nicht er sie. Wir haben die geschichtlichen Grundlagen dieser Erscheinung kennen gelernt. Schon Werther war zur „Untätigkeit" verdammt. Woldemar beherrschte in keiner Weise die Situation, er war in voller Abhängigkeit von den leidenschaftlichen Tendenzen seiner Seele, er war zur Freundschaft nicht fähig. Vollends erschien uns Moritz wie sein Anton Reiser der Fähigkeit zur Gestaltung seines Lebens entkleidet. In ihm herrschte schon etwas Dämonisches (Goethe hat von Moritz gesagt, daß „immer etwas Gewitterhaftes" in ihm gelegen habe). Bei Anton Reiser übertrug sich die Entmündigung des Subjekts von der beherrschenden Gestaltung seines eigenen Schicksals auf die Weltanschauung im allgemeinen. Reiser gab sich zu Zeiten, wo die Ironie aus Mangel an Beziehung in ihm akut wurde, „in

Rücksicht seiner äußeren Verhältnisse auf" und verfiel einer fatalistischen Schicksalsvorstellung. Bei William Lovell finden wir die Entmündigung des Subjekts von der beherrschenden Gestaltung seines Lebens gemäß der Steigerung des Gefühlscharakters zum vollen Enthusiasmus in erhöhtem Grade. Lovell schreibt an Balder: „Du kennst Amalien, ich habe Dir so oft von ihr gesprochen: ich bin ihr treulos, meineidig, nenne Du es, wie Du willst, ich brauche keinen Nahmen dafür, denn ich habe nicht nöthig, mir es zur Tugend oder zum Verbrechen anzurechnen, ich kann der Allmacht meiner Gefühle nicht widerstehen" (I, 145). Wie dieser Gefühlscharakter den Enthusiasten von einer aktiven Beziehung zum Leben ausschaltet, findet dann auch einen bezeichnenden Ausdruck, wenn Eduard Burton Lovell einmal besorgt zuruft: „Träume, lieber William, und berausche Dich in Enthusiasmus und Begeisterung, nur glaube mir, daß zum Handeln eine Art von Kälte nothwendig ist" (I, 104). Wir sehen Lovell denn auch später so wenig in seiner Liebe zu Amalie eine aktive Stellung nehmen — er denkt gar nicht daran, Amalie gegen den Willen seines Vaters zu heiraten, seinem Gefühl mit Gewalt Recht zu verschaffen —, daß wir aus dieser Passivität des Gefühlslebens fast schließen könnten, das subjektivistische Seelenleben stehe noch durchaus auf der gleichen Gradstufe wie in Werthers Leiden, wenn nicht ganz andere Umstände diese Ansicht widerlegten.

Beachten wir nun, wie der Überlegenheit des dynamischen Triebes und der Entmündigung des beherrschenden Subjekts in William Lovell weiter begrifflicher Ausdruck verliehen ist. Gefühl und Verstand werden einander gegenübergestellt, aber der Verstand erliegt gegenüber dem Gefühl in Ohnmacht. Es ist nicht William Lovell selber, der diesem Vorgang Worte verleiht, sondern Karl Wilmont. Wilmont ist nicht gerade Enthusiast wie Lovell oder Balder. Indes der Grad der Abhängigkeit in dem Wilmont von seinen Gefühlen steht, ist ähnlich dem von Goethes Werther, mit dem Wilmont überhaupt manche Züge gemein hat. Er schreibt in einem Briefe an Mortimer in seiner breiten Art: „Wenn man etwas mit sich selber vertraut ist, so muß man sehr oft über sich lächeln. Man nimmt sich manchmahl sehr ernsthaft zusammen; mit aller Gravität setzt sich der Verstand in seinen Großvaterstuhl und versammelt alle Leidenschaften und Launen um sich her und hält ihnen eine gesetzte und ernsthafte Rede." Der Inhalt dieser Rede handelt von der Notwendigkeit

 der Oberherrschaft des Verstandes, und die Leidenschaften und Launen sind allem Anscheine nach von dieser Notwendigkeit überzeugt worden. Da der Verstand sich aber kaum seines Erfolges freut und die Gefühle darüber außer acht läßt, haben diese schon wieder lauter Unheil angerichtet, und Wilmont endet mit den Worten: „Der Verstand schlägt die Hände über den Kopf zusammen und muß nun mühsam wieder alles ins Geleise bringen; oft aber legt er wie ein Regent, der kein Mittel sich zu helfen sieht, plötzlich die Regierung nieder, entwischt aus seinem eigenen Lande, und dann ist alles verlohren, in einer ewigen Anarchie zerrüttet sich der Staat selbst. Der letzte Fall wird hoffentlich nie bei mir eintreten, aber der erste wahrscheinlich noch oft" (I, 202 f.). Der letzte Fall aber tritt bei dem Enthusiasten Lovell ein, seine ganze Geschichte gibt dafür Zeugnis, die Erzählung Wilmonts dient zu deren psychologischer Erklärung. Wie sehr Ludwig Tieck das Verhältnis zwischen Verstand und Gefühl als Problem seiner eigenen Seele beschäftigt hat, das zeigt uns der Umstand, daß das oben behandelte Thema schon im Jahre 1790 in einer seiner Paramythien auftaucht, die „Der Verstand und die Phanatasie" überschrieben ist. Diese endigt, wie folgt: „Da legte der Vater der Götter und Menschen die Hand des Mädchens (der Phantasie) in die Hand des finstern Weisen (des Verstandes) und vermählte sie. An der Hand der Phantasie lächelte der Verstand zuerst. Beide wandelten stets izt Hand in Hand oder durchfuhren Beide auf ihrem Wagen den Himmel und die Erde; doch regierte stets der Gatte die Rosse. Oft zwar küßt ihn die Phantasie und streichelt ihn, bis er ihr die Zügel übergibt; dann ruht er, und der Schlummer schaukelt sich auf seinen Augenliedern. Dann schwingt die Phantasie die Geißel der Begeistrung, die Rosse stürtzen dahin, der Wagen schießt durch die Welten, bis vom Eise Saturns angeweht oder von der Leere das chaotischen Reiches angegähnt mit Schrecken der Verstand erwacht, die Zügel ergreift, und den Wagen zurück zur Heimat lenkt" (Nchgl. Schr. I, 192). „Die dahin stürzenden Rosse" finden wir nun im William Lovell als ein ständiges Sinnbild des enthusiastischen Gefühlscharakters, über den der enthusiastische Mensch jeder Herrschaft entbehrt. Wir werden den Beispielen hierfür in den folgenden Ausführungen stets aufs neue begegnen. Es mag übrigens hier, wie es für den äußeren Verlauf der Geschehnisse notwendigerweise geschieht, für die Formgebung des Sinnbildes der ungezügelten enthusiastischen Leidenschaft

n den dahinstürzenden Rossen die Möglichkeit einer Abhängigkeit von Rétif zugestanden werden. Edmond, der Held des Paysan perverti, den seine ungezügelten Leidenschaften zugrunde richten, findet gleichsam symbolisch seinen Tod unter den durchgehenden Pferden seines eigenen Wagens.

Wir sehen also, daß dem enthusiastischen Menschen eine Art Ideal vorschwebt, aus der Abhängigkeit von seinen dynamischen Trieben durch eine Herrschaft des mechanischen Verstandes befreit zu werden. Diese Herrschaft des Verstandes erreicht der enthusiastische Mensch durchaus nicht. Daß sie ihm aber überhaupt vorschweben kann, bedeutet eine bezeichnende Wendung in der Entwicklung. Der enthusiastische Mensch verachtet mithin den Verstand ungleich weniger als der Vertreter der Leidenschaft. Der Zwiespalt zwischen ihm und den Angehörigen der vorvorigen Generation der Aufklärung ist damit ungleich weniger trennend, als der zwischen diesen und den Angehörigen des Sturmes und Dranges. Die Romantiker stehen in künstlerischen und speziell kulturellen Bestrebungen an der Seite von Goethe und Schiller gegen die Vertreter der Aufklärung, aber unsympathisch als Menschen waren ihnen diese viel weniger als sie es jenen waren. Repräsentierte diese ältere Generation doch eine Beherrschung der äußeren Umstände des Lebens, die gerade den Enthusiasten gänzlich verloren gegangen war und die diesen daher gewissermaßen als Ideal vorschwebte. Nichts ist bezeichnender für die veränderte Situation als das ungleich erträglichere Verhältnis des jungen Tieck zu seinem aufgeklärten Vater im Gegensatz des Verhältnisses des jungen Goethe zum aufgeklärten Herrn Rath. Der alte Meister Tieck, der Direktor Gedike und andere Angehörige der älteren Generation hatten in ihrer gefestigten Sicherheit dem Leben gegenüber für Ludwig Tieck etwas Imponierendes; und Ludwig Tieck konnte sehr wohl mit dem alten Nicolai eine Zeitlang zusammengehen, ohne sich dadurch etwa grundsätzlich einer Sünde gegen den heiligen Geist schuldig zu machen. Es mag in diesem Zusammenhang auch darauf verwiesen sein, daß Tieck in seinem Jugendroman aus der Figur des alten Lord Burton, dem ausgesprochendsten Vertreter der alten Generation, bezeichnenderweise ungleich mehr zu machen weiß als noch Jacobi in seinem Woldemar aus dem alten Hornich, dem dortigen Repräsentanten der alten Generation. Daß der alte Burton kein sympathischer Charakter ist, ändert an der künstlerischen Tatsache nichts.

Übertrug sich nun schon bei Anton Reiser die Entmündigung des subjektivistischen Menschen als fatalistische Schicksals-Vorstellung auf ein Moment der Weltanschauung, so finden wir dies bei William Lovell als ständige Erscheinung. Bezeichnenderweise tritt auch hier der Fatalismus als Symptom der Ironie auf. Je nachdem im ersten Buche sich die Beziehungen zu Amalie lebendig oder hoffnungslos gestalten, wechselt auch der Schicksalsgedanke in William Lovell, stets begleitet von einem wechselnden Naturgefühl. Als Amalie Bonstreet verlassen hat, schreibt er: „mir ist, als säh' ich meinen guten Engel weinend von mir Abschied nehmen, der mich nun unbewacht dem Spiel des Verhängnisses überläßt, als sei ich in eine dunkle Wolke hinausgestoßen, wo ich unter den dämmernden Schatten halb ungewisse feindselige Dämonen entdecke" und „Der ebne Faden meines Lebens fängt an, sich in unauflösliche Knoten zu verschlingen, über deren Auflösung ich vielleicht vergebens meine Existenz verliere" (I, 19). Im selben Briefe lesen wir: „Die Liebe zog mich ans Licht, das Morgenroth schwang durch den Himmel seine purpurrothe Fahne, alle Berge umher glühten und flammten im freudenreichen Scheine, itzt ist die Sonne wieder untergesunken, eine öde Nacht umfängt mich. Ein schneidender Wind bläst schadenfroh über mein Haupt dahin und schüttelt das letzte Laub von den Bäumen" (I, 21). Da Lovell selbst nach London reist und hofft, sich seinem Vater anvertrauen zu können, da er Amalie wiedersehen wird, schreibt er: „Itzt lacht der Himmel mit mir in seinem hellsten Sonnenscheine, die Blumen und Bäume stehn frischer und lieblicher da, das Gras nickt mir am See freundlich entgegen, die Wellen tanzen ans Ufer zu mir heran: ich zweifle itzt, ob mich je eine Empfindung bis zur Verzweiflung führen könnte" (I, 37). Nun vernimmt er, daß sein Vater eine Verheiratung mit der Tochter der Lady B... wünsche, und er schreibt an Eduard: „Ich überlasse mich zuweilen mit einer unbegreiflichen Trägheit der Zeit, um den Knäuel auseinander zu wickeln, der mir zu verworren scheint" (I, 53). Er spricht Amalie, bekennt ihr seine Liebe und findet deren Gegenliebe: „ich stehe in einer Welt, wo der gütige Schöpfer Freude und Wonne an jeden Zweig gehängt und über jeden Hügel hingegossen hat; alles, was ich sehe, was ich höre, alles, was lebt, ist vom Hauche der Liebe, vom Hauche Gottes beseelt", und er bekennt nun wieder: „Ich nehme es mit der Zukunft und allen ihren Begebenheiten auf, ein Ätherglanz ist auf mich herabgefallen, ein Gott hat meine Seele

ngerührt" (I, 57). Kurz darauf schreibt er von Dover: „Die Natur
irkt wunderbar auf die Seele, mir war's, als könnt' ich in die Zu-
nft hinaussehen, als wären die Schleier eben im Begriffe herunter-
fallen, die sonst vor diesem Schauplatze hängen" und „ja Freund,
er Mensch hält gewiß selbst die Zügel seines Schicksals, er regiere sie
eise, und er ist glücklich; läßt er sie aber muthlos fahren, so ergreift
e ein ergrimmter Dämon und jagt ihn wuthfrohlockend in das furcht-
are, schwarze Thal, wo das Elend wohnt. Darum wollen wir Män-
er seyn, Eduard, und kalt und ohne Zagen unser Schicksal regieren,
uch wenn tausendfaches Unglück den Wagen in den Abgrund zu
chleudern droht" (I, 68 f.). An Amalie schreibt er: „kein Zagen soll
n unsrer Brust entstehen, ich will muthig hoffen. O ja, Amalie, Ord-
nung, Harmonie ist das große Grundgesetz aller unendlichen Naturen,
ie ist das Wesen, der Urstoff des Glücks, die erste bewegende Kraft,
uch wir werden von den Speichen des großen Rades ergriffen, wir
ind Kinder der Natur und haben Anspruch an ihre Gesetze" (I, 70).
In Frankreich und Italien treten Ereignisse ein, denen wir in anderem
Zusammenhang unsere Beachtung zu schenken haben. Als aber die
Beziehungen zu Amalie wieder neue Bedeutung für Lovell gewinnen
als er seinen Vater um eine Einwilligung zur Heirat mit ihr gebeten
und von diesem eine abschlägige Antwort erhalten hat, da schreibt er:
„Ich bin ausgerottet aus der Reihe der Glücklichen, aus dem Para-
diese mit dem Worte der Willkühr hinausgestoßen" ... „Schon seh'
ich die wilden Pferde die Zügel zerreißen, rasselnd springen sie mit
dem Wagen den schroffen Felsenweg hinunter, an den Klippen zer-
schmettert liegt das Fuhrwerk da" (I, 353 f.).

Der Enthusiasmus des idealistisch-pathetischen Gefühls

Wir können drei aufeinanderfolgende Phasen seelischer Verfassung
bei William Lovell feststellen. Die erste dieser drei Phasen wird durch
einen idealistisch-pathetischen, die zweite durch einen sensualistisch-
skeptischen Charakter seiner Gefühle bezeichnet, während in der dritten
Phase sich spiritualistische Momente in seinem Seelenleben geltend
machen, die dieser dritten Phase ein besonderes, ausgesprochen ro-
mantisches Gepräge geben. Es mag vorerst dahingestellt bleiben, ob

 wir in diesen drei Phasen seines Seelenlebens die folgerichtige Reihe einer steigenden Entwicklung zu sehen haben oder nur die Aufeinanderfolge dreier mehr in ihren äußeren Merkmalen, als in ihrem tieferen Wesen unterschiedlichen Abschnitte einer sich im Grunde genommen gleichbleibenden Verfassung seines Seelenlebens.

Wenn wir die Gefühle William Lovells im Anfang des Romans näher betrachten, so finden wir, daß sie stets nur Schmerz oder Begeisterung sind, stets nur, wenn nicht das Tragische, so doch das Rührende (joy of grief) oder das Erhabene zum Gegenstande haben. Insofern haben die enthusiastischen Gefühle Lovells im Anfang des Romans einen ursprünglich durchaus pathetischen Charakter; insofern sind sie ursprünglich positiv und nichts weniger als negativ im Sinne der Ironie seiner späteren Zeit, wie wir sie im ersten Kapitel dieser Arbeit betrachtet haben, im Sinne der Ironie, die ihn mit den Dingen spielen läßt. Seine Gefühle sind aber auch nicht nur nicht negativ, sondern auch nicht indifferent, sondern sie sind positiv im hohen Grade und deshalb eben pathetisch. Nichts liegt ihm ferner als die tändelnde Grazie des Franzosen. Paris mißfällt ihm höchlich. „Man stößt auf kein Kunstwerk, in welchem sich ein erhabener Geist abspiegelte", schreibt er von dort, „die Göttin der Laune und des lachenden Witzes hat alles Große zum Reizenden herabgewürdigt. Von dem großen Zwecke, von der erhabenen Bestimmung der Künste, von jenem Gefühle, aus welchem die Griechen ihren Homer und Phidias an die Halbgötter richten, davon ist auch hier die letzte Ahndung verlohren gegangen" (I, 84 f.). Für den pathetischen Charakter des Gefühlslebens Lovells im Anfang des Romans ist auch bezeichnend, was Wilmont über ihn gleich im ersten Briefe berichtet: „Wir haben sehr oft unsre kleinen Disputen, und was das schlimmste ist, so werd' ich jedesmahl aus dem Felde geschlagen; aber ganz natürlich, denn wenn ich etwa nur Lust habe, mit leichter Reuterei zu scharmuziren, so schießt er mir mit Vier und zwanzigpfündern unter meine besten Truppen: wenn sich zuweilen nur ein paar Husaren von witzigen Einfällen an ihn machen wollen, so schleppt er mit einemmahle einen ganzen Train schwerer Allgemeinsätze herbei als: Lachen sei nicht der Zweck des Lebens, unaufhörliche Lustigkeit setze einen Mangel aller feinern Empfindungen voraus, usw." (I, 9).

Der Anspruch auf Allgemeingültigkeit dieses pathetischen Gefühls ist nun Ursache, daß für Lovell von vornherein die Beziehung zu sei-

ner Umgebung erschwert wird. Wie wir es zuerst bei Woldemar kennen gelernt haben, so tritt auch Lovell mit einer Idee, einer Prätension an die Menschen heran: sie sollen dem pathetischen Charakter des Gefühlslebens entsprechen, das ihn selbst bewegt, anders kann er keinen Kontakt mit ihnen gewinnen. Tieck hat uns diese Eigenschaft in einer Betrachtung Mortimers geschildert. Da schreibt dieser an Wilmont: „Wenn das alles wahr ist, was Du mir von William Lovell schreibst, so steht es schlimm mit ihm, sehr schlimm, es thut mir jedesmahl weh, wenn ich einen jungen Menschen sehe, der sich selbst um die Freuden seines Daseyns bringt. Giebt es etwas abgeschmackters, als zu seufzen, zu weinen und alle Freuden der Welt aus einer Metapher in die andre zu jagen, und zwar wie äußerst sinnreich und vernünftig! — weil ein andres Wesen nicht auch jammert und klagt und zwar darüber, weil ich es thue. Denn wahrlich, ich habe schon Liebhaber gesehn, die so geliebt wurden, daß nur noch ein Gran gefehlt hätte, und es wäre ihnen selber zur Last gefallen, die aber beständig die unglücklichsten Geschöpfe in der Welt waren; denn ihr Mädchen war ihnen lachend entgegengekommen, und sie hatten sie sich gerade weinend gedacht, weil sie einen Abschied auf zwei ewig lange Stunden nehmen sollten, um eine große Reise in die nächste Gasse zu ihrem Onkel zu tun, der ihnen einen Wechsel auszahlen wollte" (I, 48 f.).

Ein beredtes Beispiel, wie der Enthusiasmus des idealistisch-pathetischen Gefühls durch einen derartigen, alle wirklichen Verhältnisse überschreitenden Anspruch an seine Umgebung keine Auslösung finden kann, und der enthusiastische Mensch dadurch im passiven Sinne isoliert dasteht, begegnet uns bei dem Abschied Amaliens von Bonstreet. Lovell hat Amalie mit Karl Wilmont ein Stück Wegs begleitet und berichtet darüber an Eduard: „Karl lächelte, als wir zurückritten. Ich hätte weinen mögen. O, warum müssen denn Menschen so gern über die Schmerzen ihrer Brüder spotten? Wenn es nun auch Leiden sind, von denen sie keine Vorstellung haben, oder die sie für unvernünftig halten, o sie drücken darum das Herz nicht minder schwer. Ich bedurfte Mitleid, ein empfindendes Herz, — und ein spottendes Lächeln, eine kalte Verachtung, — — o Eduard, mir war, als klopft' ich im Walde verirrt an eine Hütte, und nichts antwortete mir aus dem verlassenen Hause als ein leiser, öder Wiederhall" (I, 26 f.).

Es liegt derselbe Anspruch des idealistisch-pathetischen Gefühls zu-

grunde, wenn Lovell mit Mortimer (I, 60) und im Anfange auch mit Rosa in kein näheres Verhältnis gelangen kann. Das starke Bedürfnis des subjektivistischen Menschen in dieser Zeit nach Beziehung klingt dann in den Worten immer durch, die uns von der Unfähigkeit des Kontaktes zeugen. So spricht Lovell einmal den Wunsch aus, mit Eduard und Balder — „drei Freunde mit Einem Herzen" — nach Italien reisen zu können und fährt fort: „O Eduard, ich möchte weinen, wenn ich mir diese Seeligkeit lebhaft träume, und dann neben dem spottenden, fröhlichen Mortimer erwache, der nur Gesellschaft und Menschengesichter sucht, um sich die langweiligen Stunden hinwegzuschwatzen. Er kann kein feinempfindendes Herz haben, er lacht beständig oder lächelt in seiner Kälte über meinen Enthusiasmus, auch Balder scheint ihm nicht zu gefallen. Ich zweifle nicht an seinem Edelmuthe, er spricht, so scheint es mir, oft mit vielem Verstande, er ist älter als ich und kennt die Welt mehr, aber ich zweifle, daß er den holden Einklang jener zarten Gefühle versteht, die sich nur den feinren Seelen offenbaren" (I, 83). Ähnlich ergeht es Lovell mit Rosa: „mein Herz kann ihm nicht vertraulich entgegenschlagen, mir ist in seiner Gegenwart ängstlich und beklemmt" (I, 84). Wenn Mortimer aber aus Paris berichtet: „William will sich mit dem Eigensinne seiner Empfindung gar nicht in den reizenden, schnell wandelbaren Charakter des liebenswürdigsten Volkes finden" (I, 76), dann macht sich gerade hier in Frankreich die Unfähigkeit des Kontaktes mit einer gewissen, zur Zeit zu Lovells näheren Umgebung gehörenden Außenwelt bei ihm in der Form uns längst bekannter Symptome der Ironie geltend. Er schreibt: „dort (in England) war meine Seele in einer steten lieblichen Schwingung, hier bin ich verlassen in Felsenmauern eingekerkert, ein wüster Müßiggang ist mein Geschäft, vom Geschwätze betäubt, von keiner Seele verstanden" (I, 81), ferner: „Wie mich alles hier anekelt! Man spricht und schwatzt ganze Tage, ohne auch nur ein einzigmahl zu sagen, was man denkt; man geht ins Konzert, ohne die Absicht zu haben, Musik zu hören; man umarmt und küßt sich, und wünscht diese Küsse vergiftet. Es ist eine Welt voller Schauspieler, und wo man überdies noch die meisten Rollen armseelig darstellen sieht, wo man die fremdartigen Maschinerien der Eitelkeit, der Nachahmungssucht oder des Neides so deutlich durchblicken läßt, daß bei manchen keine Täuschung möglich ist" (I, 87).

Die Schwierigkeit zu seiner Umgebung in Beziehung zu treten be-

eht für den enthusiastischen Menschen in einer Unfähigkeit, Menschen
ie nicht seiner eigenen Wesensart, seinen eigenen mit Enthusiasmus
ertretenen Anschauungen entsprechen, ein objektives Verständnis
ntgegenzubringen, deren anders geartetes Wesen in sich zu objekti-
ieren. Der hochgradige Subjektivismus des Enthusiasten besitzt für
ie Vielgestaltigkeit des äußeren Lebens, für die Vielgestaltigkeit der
mgebenden Wirklichkeit kein Organ. Der enthusiastische Mensch
ennt nur einzig sich selber; er sieht oder will nur immer überall auch
n seiner Umgebung die Welt wiedersehen, die doch weiter nichts als
ie einseitige subjektive Welt seines eigenen Innern ist. Er ist damit
er Wirklichkeit im hohen Grade entfremdet und das um so mehr, je
eniger die Weltanschauung, die ihn selbst beseelt, den realen Ver-
ältnissen des Daseins Rechnung trägt. Dazu ist aber der pathetische
Charakter noch in besonderem Maße veranlagt. Er ganz besonders
tellt an seine Umgebung Anforderungen, denen diese nicht aus-
chließlich entspricht, und ist enttäuscht, mangelt der Beziehung und
verfällt jener Störung seines eigenen Selbstbewußtseins, die so oft
die Ursache der Schwermut ist.

Der alte Lord Burton schildert in seinen hinterlassenen Papieren seine eigene Gemahlin als solch einen pathetischen Charakter („Sie gehörte zu den Menschen, die sich durch abgeschmackte Erwartungen den Genuß ihres Lebens selber verbittern" II, 422 f.). Auch Williams Vater, Walther Lovell, erzählt, wie er in seiner eigenen Jugend alle Menschen nur nach seinen eigenen Empfindungen gemessen habe („die ganze Welt umher war nur ein Spiegel, in dem ich meine eigene Gestalt wiederfand" I, 246 f.). Er erzählt von der überschwänglichen Freundschaft, die er dem jungen Burton, Eduards Vater, entgegengebracht habe, ohne zu erkennen, daß dieser ganz anderer Wesensart gewesen sei als er selber. Dazu macht er dann die Bemerkung: „So wie der Barbar einen sinnlich dargestellten Gott braucht und sich irgend einen Klotz dazu behaut, so braucht der schwärmende Jüngling ein Wesen, dem er sich mittheilt; er drückt das erste, das ihm begegnet, an seine Brust, unbekümmert, ob ihn jener willkommen heiße oder nicht" (I, 248). Das sind uns altvertraute Töne. Wenn schon der subjektivistische Mensch überhaupt der Beziehungen zu seiner Umgebung bedurfte, um durch diese Beziehungen zu einem wahren Gefühl seiner selbst zu kommen, so finden wir mit der wachsenden Intensität der Gefühle auch dieses Bedürfnis

ins Enthusiastische gesteigert. Wir dürfen nicht etwa denken, es handle sich hier um poetische Fiktionen des Dichters. Dieses kritiklose, fast fanatische Anschließungsbedürfnis beruht durchaus auf eigenen seelischen Erlebnissen Tiecks. Wir finden es wieder in dem Verhältnis Tiecks zu seinem Freunde Bothe, von dem uns Köpke (I, 64 f.) ausführlich erzählt.

Der weltfremde, enthusiastische Glaube Walther Lovells an die Freundschaft Burtons wird von diesem gewiegten Menschenkenner weidlich ausgenutzt, und Walther Lovell wird aufs schändlichste von Burton betrogen. Auf dieser Erfahrung beruht, was der alte Lovell an seinen Sohn William schreibt: „Das Auflodernde in Deinen Gefühlen hat mich oft um Dich besorgt gemacht; ohne zu untersuchen, traust Du jedem Wesen, daß Dir nicht mißfällt, alle Deine Gefühle zu und findest sie auch in fremden Seelen wieder; aber wenn Du Dich nun in drei Freunden irrst, so wirst Du allen Glauben an Freundschaft verlieren; den edelsten Menschen kannst Du leicht mißverstehn, wenn jene aufleuchtende Flamme, an welcher Du itzt den fühlenden Menschen vom kalten, den Guten vom Unwürdigen unterscheiden willst, zu einer stillen innern Glut zurückgesunken ist: unbesonnen vertraust Du Dich dem nichtigen Enthusiasmus eines andern, und findest Dich endlich in einer dunkeln, einsamen Gruft verirrt, in der Du ängstlich nach der Öffnung tappst. Charaktere wie Du können am leichtesten um die Freuden ihres Lebens betrogen werden, sie sind Maschinen in der Hand eines jeden Menschenkenners" (I, 113 f.).

Hat der alte Lovell recht, so sehen wir den enthusiastischen Menschen aufs neue in einer verhängnisvollen Abhängigkeit, wie erst von einer geheimnisvollen unwiderstehlichen Gewalt seines eigenen Innern, so jetzt von den überlegenen Menschenkennern in seiner Umgebung. Sehen wir, wie es William Lovell selbst ergeht als er Louise Blainville kennen lernt. In einem Brief an Eduard schreibt Lovell über die Komtesse: „Sie empfindet wirklich tief, ihre zarte Seele ist nicht durch jenen witzigen Weltton der Franzosen verdorben, sie ist ein einfaches Kind der Natur ohne alle Prätension und Verstellung, ich habe sie beim Anblicke des Elends gerührt gesehen, sie ist ein himmlisches Geschöpf". Aber wir wissen aus einem Brief der Blainville an Rosa, daß sie nur eine Rolle spielt, weil Lovell eigensinnig genug sei, nicht durch gewöhnliche Aufmerksamkeit gefesselt zu werden: „Ich bin so empfindsam wie Rousseaus Julie, ein wenig melancholisch,

eine kleine Teinture aus Young und eine so langweilige Vernunft- und Moralschwätzerinn als die Heldinnen der Englischen Romane." Lovell schreibt darauf an Balder: „Luise Blainville ist ein Engel, sie ist das edelste weibliche Geschöpf, das ich bis itzt gekannt habe!" Er bekennt ihr seine Liebe, und sie berichtet bald darauf an Rosa: „Ich mußte ihm mehrere Sachen auf dem Fortepiano spielen, der Mond goß durch die rothen Vorhänge ein romantisches Licht um uns her, die Töne zerschmolzen im Zimmer in leisen Accenten. Sie kennen ja das Gefühl, wo die hochgespannte Empfindung uns in ätherische, überirdsche Entzückungen versetzt, die doch so nahe mit der Sinnlichkeit verwandt sind; der erhabenste Mensch glaubt sich zu veredeln, indem er sinkt, und kniet wonnetrunken vor dem Altare der irdischen Venus nieder. Durch alle jene geheimen Nuancen der Wollust ging Lovell; auf jenem Ruhebette, das Sie kennen, schwur er endlich in meinen Armen seine Kälte und Unempfindlichkeit ab" (I, 166 f.).

Luise Blainville hat wenig an Lovells pathetischer Erklärung seiner Liebe gelegen. Sie bekannte einmal: „Seine Bildung, sein schöner Wuchs, sein feuriges Auge zerstreuten meine Aufmerksamkeit, er ist einer der schönsten Männer, die ich bis itzt gesehen habe" (I, 141). Was sie trieb, war Sinnlichkeit und Befriedigung ihrer Eitelkeit. Wäre Lovell ein anderer gewesen, er hätte der vielen Worte nicht bedurft. Er wäre ohne diese schneller zum Ziele gelangt und wäre Herrscher der Situation geblieben. So ist er der ars armandi einer Überlegeneren zum Opfer gefallen. Er bekennt sehr bald selber: „itzt soll mich der äußere Schein und eine elende Heuchelei nicht wieder so leicht hintergehn; in Louise Blainville hab' ich mich geirrt, aber mir wird kein zweiter Irrthum begegnen. Ich muß der Außenseite der Menschen weniger trauen, ihr Betrug wird ihnen sonst zu leicht gemacht, ich will Vorsicht lernen, ohne sie wieder zu erkaufen" (I, 178).

Es scheint, als überwinde Lovell diesen Betrug, dem sein besseres Ich zum Opfer gefallen ist, noch einmal. Seine idealistisch-pathetischen Anschauungen weichen den sensualistisch-skeptischen; aber nicht anders macht sich Rosa diese neuen Anschauungen zu nutze als Louise Blainville die alten, um ihn zu beherrschen. Da Lovell vollends zu der Erkenntnis kommt, daß er durch seine enthusiastischen Schwächen ein willenloses Objekt in den Händen Andrea Cosimos geworden ist, da bricht sein Selbstgefühl unter dem Eindruck der Passivität seiner Person zusammen. Den idealistisch-pathetischen Enthusiasmus —

dieser ist immer gemeint, wenn von „Empfindsamkeit" in Tiecks Roman die Rede ist — einer Emilie Burton macht er sich aber selbst zu nutze: „sie hat viele Bücher gelesen, und manches darüber gedacht, daher ist sie im Leben ihrer Sache immer sehr gewiß; sie meinet, daß es keine kritischen Fälle gäbe, in denen man zweifeln könne, wie man sich zu betragen habe. Ich brauche Ihnen, Rosa, wohl nicht zu sagen, daß diese Geschöpfe grade am leichtesten zu gewinnen sind, daß sie selber jedem Plane entgegen laufen, und eben durch ihre Weisheit einfältiger sind als die Dümmeren" (III, 50). Es ist immer das Thema unseres Romans, aus dem Beherrschtwerden infolge des verlorenen Kontaktes mit der Wirklichkeit durch einen neuen Kontakt mit der Welt zu einer neuen Herrschaft zu gelangen, in der sich das geschwächte Selbstgefühl wieder aufrichten könne. In diesem Thema gipfelt mit Tiecks William Lovell die ganze Entwicklungsreihe, der wir unsere Betrachtung geschenkt haben.

Lovell scheint den Betrug der Blainville zu überwinden. Seine idealistisch-pathetischen Anschauungen haben aber hier den stärksten Stoß erfahren, und Louise Blainville hat im Grunde genommen einen größeren Sieg errungen, als er ihrer kleinen Seele je bewußt werden könnte. Lovell muß durch dieses Erlebnis zu der Erkenntnis von der Verlogenheit gelangen, die seinen unwirklichen, pathetischen Gefühlen anhaftet. Denn verlogen ist das überstiegene Pathos des Unsinnlichen, dem er anfangs hingegeben ist, verlogen, weil es den wirklichen Verhältnissen nicht entspricht, weil es von den Tatsachen des wirklichen Lebens notwendig Lügen gestraft werden muß. Schon in den ersten Worten, die in Tiecks Roman von William Lovell berichten, ist dieser gefährliche Charakter der unwirklichen idealistisch-pathetischen Gefühle ausgesprochen. Karl Wilmont berichtet an Mortimer: „William ist ein vortrefflicher junger Mann, der mir noch viel theurer seyn würde, wenn er nur einmal erst neben mir festen Fuß fassen wollte; aber er gedeiht in keinem Boden. Kein Adler steht mit dem Äther und allen himmlischen Lüften in so gutem Vernehmen als er; oft fliegt er mir so weit aus den Augen, daß ich ganz im Ernste an den armen Ikarus denke, mit einem Wort: er ist ein Schwärmer"; und Wilmont fügt hinzu: „Wenn ein solches Wesen einst fühlt, wie die Kraft seiner Fittige erlahmt, wie die Luft unter ihm nachgiebt, der er sich vertraute, so läßt er sich blindlings herunter fallen, seine Flügel werden zerknickt und er muß nachher in Ewigkeit kriechen"

(I, 8). In gleichem Sinne klingen die Worte Mortimers aus, da er von Lovells Begeisterung auf den Klippen von Dover berichtet (I, 74 f.). Deutlicher spricht dieser sich über den unwahren Charakter des pathetischen Gefühls im Sinne unbewußter Verlogenheit aus, wenn er der schon angeführten Erörterung über das Prätensiöse der pathetischen Enthusiasten hinzufügt: „Es sind Schauspieler, die sich einen ellenhohen Kothurn angeschnallt haben, der nur dazu dient, sie in jedem Augenblicke fallen zu machen; sie sind unendlich über alle fade Sinnlichkeit erhaben und sitzen da und können sich tagelang von ihrer Geliebten über die Farbe eines Bandes unterrichten lassen; der Schooßhund ihres Mädchens ist ihnen mehr werth als ein halbes Menschengeschlecht, sie schwärmen in allen Regionen der Phantasie umher, um endlich doch dahin zurückzukommen, wo sie sich wieder in die Reihe der übrigen sterblichen Menschen finden; denn ich hoff' es zur Ehre der Menschheit, daß von diesen Mondsüchtigen noch keiner die Ansprüche gemacht hat, seine Geliebte ohne Augen zu sehn und ohne Ohren zu hören, wenn sie auch vergessen haben, daß die Sinnlichkeit zu dem Hause, das sie bewohnen, die erste Etage ist, — am Ende sind sie eben dem Winde ausgesetzt, und sie ziehen wieder herunter. — Merkutio hat recht, wenn er sagt, das fadeste Gespräch hätte mehr Sinn, als das Selbstpeinigen dieser verlohrenen Söhne der Natur, die sich vonTräbern nähren und diese in einem beklagenswürdigen Wahnsinne für Ambrosia halten" (I, 49 f.).

Wir wissen, wie es Lovell in den Armen der Blainville ergeht, wo ihn „die hochgespannte Empfindung in ätherische und überirdische Entzückungen versetzt, die doch so nahe mir der Sinnlichkeit verwandt sind", wo er gleich dem „erhabensten Menschen glaubt, sich zu veredeln, indem er sinkt, und wonnetrunken vor dem Altar der irdischen Venus niederkniet". Schonungslos ruft Balder ihm die Selbsttäuschung ins Bewußtsein: „Ich sehe in Deiner neuen Liebe nichts als eine feinere Sinnlichkeit, Deine Phantasie bedarf beständig eines reizenden Spiels, und Du wirst es auch allenhalben sehr bald finden; jenes hohe einzige Gefühl der Liebe, das sich weder beschreiben noch zum zweitenmahle empfinden läßt, hat Deine irdische Brust nie besucht, bei Dir stirbt die Liebe mit der Gegenwart der Geliebten" (I, 149).

Lovell sieht sich durch den Sinnenrausch in den Armen der Blainville aus dem Kreis seiner pathetischen Anschauungen herausgehoben.

Zunächst ruft er begeistert aus: „ich bedaure die Thoren, die ewig von der Verächtlichkeit der Sinnlichkeit schwatzen; in einer kläglichen Blindheit opfern sie einer ohnmächtigen Gottheit, deren Gaben kein Herz befriedigen; sie klettern mühsam über dürre Felsen, um Blumen zu suchen und gehen bethört der blühenden Wiese vorüber" (I, 169); aber dem Dithyrambus auf die Sinnlichkeit folgt die Ernüchterung am anderen Tage. Jetzt erst kommt das Gefühl über ihn, daß er aus seiner Bahn geworfen ist, daß er nicht siegte, sondern besiegt wurde: „Ach, Eduard, es ist eine traurige Bemerkung für mich, daß die gepriesene Stärke des Menschen so wenig Konsistenz hat." Wird er in Ewigkeit kriechen, wie Wilmont prophezeit hatte? Er schreibt aus Lyon: „Doch kamen meine schönern Gefühle bald zu mir zurück, ich sehnte mich bald mit meinen theuersten Schätzen aus, der Rausch der Sinnlichkeit sank itzt zu jener Verächtlichkeit hinab, in welche er meine reinern Empfindungen des Herzens warf", und: „die Reise hieher hat mich wieder heiter gemacht, die schöne Natur hat die finstern Phantasien verscheucht, die mich marterten, ich denke wieder freudig an Dich und an Amalien, ich habe mit meiner Seele einen Frieden geschlossen" (I, 177). William Lovell scheint den Betrug, dem sein besseres Ich zum Opfer gefallen ist, noch einmal zu überwinden.

Der Enthusiasmus des sensualistisch-skeptischen Gefühls

Die gefühlsmäßige Entstehung des sensualistischen Skeptizismus

Wenn wir die unmittelbare Wirkung der Pariser Erlebnisse auf Lovell näher betrachten, so läßt sich nicht leugnen, daß sie zunächst in einem positiven Sinne für ihn zu bewerten sind. Er ist aus der unwirklichen Welt seiner pathetischen Gefühle vertrieben und ist damit der Wirklichkeit in höherem Grade wiedergegeben. Er ist seinem trügerischen Gefühl gegenüber mißtrauisch geworden und ist gewillt, sich nicht mehr wie bisher diesem als dem „Wegweiser, der den Menschen nie verläßt" anzuvertrauen, sich von diesem beherrschen zu lassen: „Ja, Eduard", schreibt er, „ich verspreche Dir klüger zu werden, mich nicht

so oft von dunkeln Gefühlen überraschen zu lassen, sondern mehr zu denken und mit freiem Willen zu handeln" (I, 178). Als bezeichnendes Symptom der Wandlung, die mit Lovell vor sich gegangen ist, dürfen wir die Worte Mortimers ansehen: „William Lovell ist weit munterer und menschlicher als ehedem, er fängt etwas mehr an, aus den unnatürlichen Regionen der Phantasie herauszutreten und sich zu den Menschen herabzulassen, ich hoffe ihn einst als einen recht gescheuten Mann in England wieder zu sehen" (I, 188). Lovell selbst bekennt: „Ich fange an, mich mit Empfindungen und ihren Äußerungen zu versöhnen, die ich sonst haßte, ich schätze am Menschen die Talente, ohne seine Fehler zu übersehn, es überrascht mich nur selten mein ehemaliges Vorurtheil, daß ein einziger Fehler mir einen Menschen verhaßt macht" (I, 191). Diese Wandlung macht sich denn auch in Lovells Verhalten zu Rosa und Mortimer entschieden geltend. Einmal bekennt er Eduard: „Rosa ist mir itzt schon viel lieber als vorher, man muß manche Menschen nur erst so genau kennen lernen, daß das Fremde bei ihnen verschwindet, und man findet sie ganz anders als anfangs; eben diese Erfahrung hab' ich auch bei Mortimer gemacht, dessen Laune mich itzt sehr oft unterhält" (I, 178); ein andermal spricht er von Rosa und Balder als seinen Reisegefährten — Mortimer kehrt um diese Zeit infolge des Todes seines Onkels Fragmore nach England zurück — und fügt hinzu: „So ungleich sich auch ihre Charaktere sind, so liebe ich sie doch itzt beide fast gleich stark" (I, 191). Schließlich wird die veränderte Verfassung auch noch durch eine Bemerkung des alten Lovell ausgesprochen, wo dieser an William schreibt: „Die Gluth Deiner jugendlichen Phantasie kühlt sich itzt vielleicht etwas ab, Deine Sucht zu übertreiben verliehrt sich vielleicht, es ist mir wahrscheinlich, daß sich Deine Menschenkenntniß erweitert, und Du itzt über Charaktere, die Dir aufstoßen, ein richtiges Urtheil fällst" (I, 245).

Es entspricht dieser Wandlung durchaus, wenn Lovell jetzt, wo er aus der unwirklichen Welt seiner Phantasien wieder mehr zur Erde zurückgekehrt ist, ein wärmeres Gefühl für Natur und Leben zeigt, als wir es bisher an ihm bemerken konnten. Schon aus Lyon hörten wir, daß die schöne Natur seine finsteren Phantasien verscheucht habe. Bald darauf schreibt er aus Chambery: „Die Reise bis hieher hat mir außerordentlich viel Vergnügen gemacht, so viele frohe Gesichte, so viele Feste in den Dörfern, ich habe mit Innigkeit an die Jahre meiner

Kindheit bei manchen ländlichen Spielen der Dorfjugend zurückgedacht. Allenthalben die schönste Natur, die keine trübe oder menschenfeindliche Empfindung duldet" (I, 191). In Florenz angekommen beginnt er seinen Brief mit den Worten: „Ich schreibe Dir, mein Eduard, in einer großen Begeisterung, in die mich die Reise, die schöne Natur umher versetzt. Die Kunstwerke der größten Genies sind um mich her versammelt, ich bespreche mich im stillen Anschaun mit den erhabenen Geistern der Künstler, die Natur erquickt meine Seele mit ihren unendlichen Schönheiten" (I, 228). Wenn wir dies alles damit vergleichen, wie eindruckslos Lovell in Paris an den Dingen vorüberging, so müssen wir wohl bekennen, daß es beredtes Zeugnis dafür ablegt, daß es ihm jetzt nicht mehr wie damals an einem lebendigen Kontakt mit Natur und Leben mangelt. In diesem Zusammenhange verdient vielleicht noch ein kleiner Zug Erwähnung zu finden, der im entwicklungsgeschichtlichen Sinne nicht ohne Interesse ist.

Wir erinnern uns, wie Werther und Woldemar die Veränderung nur im Sinne der Vergänglichkeit erschien, wie diese Betrachtungsweise bei ihnen daher als Symptom der Ironie auftrat. Bei Anton Reiser trat zuerst die Veränderung als Moment der Bewegung in einem positiven Sinne hervor. Diese Auffassung lebt in William Lovell fort, und wenn gerade jetzt ein Zeugnis für diese Gefühlsweise zutage tritt, so werden wir auch dieses für die positive Verfassung seiner Seele in Anrechnung setzen. Aus Florenz schreibt Lovell an Eduard, wie sehr er ihn oft gerade bei den Eindrücken der Naturschönheiten an seine Seite wünsche: „dieser Wunsch erreicht oft einen so hohen Grad der Sehnsucht, daß ich deswegen meine Rückreise wünsche, meinen ruhigen Aufenthalt in England an einem eingeschränkten kleinen Platze, völlig eingerichtet, in einer stillen Häuslichkeit, mit Dir und Amalien die einheimischen Freuden genießend". Nach diesen Äußerungen der Poesie der Einschränkung fährt er indes fort: „Der Mensch ist ein seltsames Wesen; im folgenden Moment fühle ich dann wieder so ganz voll und innig das Glück einer unaufhörlichen Veränderung, wo ein neuer Gegenstand den andern drängt, wo mir die unendlichen Schönheiten der reizendsten Natur vorübergehen" (I, 229). Die Veränderung bedeutet für Lovell also an sich keinen Verlust der Beziehungen zum Dasein. Sein Naturgefühl kommt in demselben Brief denn auch vielleicht noch stärker zum Ausdruck als je zuvor.

Als Lovell nämlich den Überfall der Räuber in den Piemontesischen Alpen erzählt — wie könnte dieses Requisit in einer freierfundenen Erzählung des achtzehnten Jahrhunderts fehlen —, gibt er eine eingehende Schilderung der Natur, die seine Aufmerksamkeit ganz von den Ereignissen des Weges abgelenkt hat: „Oben auf dem Berge gab uns die Natur einen wunderbaren Anblick. Wie ein Chaos lag die Gegend, soweit wir sie erkennen konnten, vor uns, ein dichter Nebel hatte sich um die Berge gewickelt, und durch die Thäler schlich ein finstrer Dampf; Wolken und Felsen, die das Auge nicht von einander unterscheiden konnte, standen in verworrenen Haufen durcheinander; ein finstrer Himmel brütete über den grauen, ineinanderfließenden Gestalten. Itzt brach vom Morgen her durch die dämmernde Verwirrung ein schräger, rother Strahl, hundertfarbige Scheine zuckten durch die Nebel und flimmerten in mannigfaltigen Regenbogen, die Berge erhielten Umrisse und wie Feuerkugeln standen ihre Gipfel über dem sinkenden Nebel" (I, 232). Wie so ganz anders begegnet uns aber hier das Naturgefühl als bei Werther, Woldemar oder selbst Reiser. Werther ist „in dem Gefühle von ruhigem Dasein versunken", die Welt um ihn her und der Himmel „ruhen" ganz in seiner Seele wie die Gestalt einer Geliebten. Woldemar bekennt: „ich genoß alles in Freiheit, in Ruhe, schwebte im Meere der Allmacht". Die Natur, die in Anton Reisers Seele das stärkste Gefühl auslöst, ist „die feierliche Stille", welche in der Mittagsstunde auf der Wiese vor dem Tore herrschte. Bei allen diesen herrscht in dem Naturgefühl ein Moment der Ruhe vor. Die Natur, die Lovell in sich aufnimmt, zeichnet sich abgesehen von ihrem düsteren Charakter ganz im Gegensatz zu jenen dadurch aus, daß in ihr alles in Bewegung ist. Nicht etwa die Ruhe der Alm oder der Friede der Täler, sondern „die rauhe Gegend und die so plötzlich abwechselnden Aussichten" in den Piemontesischen Alpen lösen das lebhafteste Gefühl in ihm aus. Er schließt seine Schilderung mit den Worten: „Ich hielt und betrachtete lange die wunderbaren Veränderungen der Natur, die hier schnell aufeinander folgten." Auch mit der florentinischen Landschaft finden wir ihn im vollen Gefühl, aber wieder begegnet uns in der Wiedergabe seiner Eindrücke das Moment der verändernden Bewegung, nur daß diesmal die Bewegung in der Gegenüberstellung zweier wechselnder Bilder erscheint: „Der fruchtbare und heitre Herbst giebt den Gegenden hier eine eigenthümliche Schönheit; die üppige Natur prangt in diesen

Ebenen mit allen ihren Schätzen; das frische Grün, der blaue Himmel über den lachenden Wiesen erquicken das Auge und die Seele, — und dann am Abend die purpurne Gluth über dies Paradies hinschweben zu sehn, das Feuer, das in dem geschlängelten Strome noch schöner wiederglänzt, — o Eduard, welche Seele, wenn sie nicht von Verbrechen gedrückt wird, fühlt sich in der schönen Natur nicht glücklich, groß und erhaben?" (I, 234).

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß nach den Pariser Ereignissen ein Wandel in Lovells Seele stattgefunden hat. Es ist auch offenbar, daß dieser Wandel eine Abwendung aus der unwirklichen Phantasiewelt seiner pathetischen Gefühle bedeutet, daß er Lovell in erhöhtem Grade der Wirklichkeit wiedergegeben hat, und daß dieser ganze Vorgang damit für William Lovells seelische Verfassung also in positivem Sinne zu bewerten ist. Das mangelnde Moment der Ruhe in seinem neuerwachten Naturgefühl wird uns aber zuerst stutzig machen, und uns warnen, diese Positivierung nicht zu überschätzen. Wenn wir Lovells neuen Wirklichkeitssinn kritisch betrachten, so bemerken wir zu unserem Erstaunen, daß der neuen seelischen Verfassung Lovells das Moment einer gewissen Mäßigung seines Gefühlslebens, auf dem der neue Kontakt mit Natur und Leben zu beruhen schien, im Grunde genommen gar nicht eignet; denn wie die Natur, die Lovells Seele erfüllt, stets Natur in Bewegung ist, so ist das Gefühl, mit dem er sich dieser Natur hingibt durch ein Moment leidenschaftlichster Bewegung charakterisiert. Er schreibt in seinem Briefe aus Chambery über den Eindruck, den die Natur auf ihn gemacht habe: „alles hatte mich in eine wollüstige Trunkenheit versetzt, in der ich mich oft ganz vergaß und wie ein Kind der Natur bloß die frohe Empfindung eines erquickenden Daseyns fühlte" (I, 192). Aus Florenz schreibt er an Eduard: „Ich fühle mein Herz oft hoch anschwellen, wenn mich die tausendfältigen Reize der Natur und Kunst begeistern; o wie sehr wünsche ich Dich dann an meine Seite, um mit Dir zu genießen, um in Deinen trunkenen Augen den Spiegel meiner eigenen Freude zu sehn", ferner: „mein Geist schwelgt in der Menge von Genüssen, unaufhaltsam drängt sich meine Phantasie zu tausend Schönheiten, um alle Bilder aufzufassen und sie festzuhalten. So ist meine Reise eine ununterbrochene Trunkenheit, alle meine Sinne sind beständig berauscht" (I, 229 f.). Lovell kommt nach Rom, und er schreibt alsbald: „Lieber Eduard, ich bin heut noch zu voll von den

mannichfaltigen Eindrücken, die alles umher auf mich macht, um Dir einen langen Brief schreiben zu können ... Wie kann man sich in Rom allen seinen trüben und kränkelnden Empfindungen so überlassen, wie Balder thut? Wie ist es möglich, daß nicht ein verzehrend Feuer durch alle Adern brennt und den Lebensgeistern zehnfache Kraft giebt?" (I, 242 f.).

Diese Beispiele zeigen zur Genüge, daß es keineswegs etwa der enthusiastische Charakter des Gefühlslebens Lovells ist, der sich mit der eingetretenen Wandlung verändert hat, daß die Veränderung, die in Lovell vorgegangen ist, sich vielmehr durchaus darauf beschränkt, daß seine Gefühle eine andere Richtung genommen haben, eine Richtung aus dem Idealistisch-Pathetischen auf die sinnliche Erscheinungswelt, auf die sie sich nun mit ganz der gleichen enthusiastischen Temperamentsnote stürzen, mit der sie ehemals leidenschaftlich die sinnliche Welt flohen. Es ist ja doch auch derselbe Florentiner Brief, den Lovell in dieser Zeit schreibt, dem wir schon eingangs dieses Kapitels die bezeichnendsten Merkmale des enthusiastischen Gefühlscharakters entnahmen, es ist gerade dieser Brief, in dem wir die Unersättlichkeit des Gefühls und die Kontrastgefühle des Enthusiasmus als Dispositionen zur Ironie kennen lernten. Der Unterschied gegenüber der früheren Zeit beruht indes darauf, daß Lovell sich über den gefährlichen Charakter dieser Gefühle klar geworden ist, daß er dem selber bewußt Ausdruck verleiht, nicht daß er diese Gefühle zu meiden vermöchte. Da mag es freilich im Sinne der Wandlung, die mit ihm vorgegangen ist, als ein retardierendes Moment erscheinen, wenn er schreibt: „Auch bei den poetischen Genüssen scheint mir eine gewisse Häuslichkeit nothwendig; man muß nicht verschwenden, um nachher nicht zu darben —, sonderbar! daß ich alles dies vor wenigen Monathen von Mortimer schon hörte und es doch damahls nicht glauben wollte! Seid ich es aber selbst erfunden" — notabene: erfunden, nicht empfunden! — „zu haben glaube, bin ich vollkommen davon überzeugt" (I, 237). Wenn Lovell dann fortfährt: „Doch ich vermeide itzt jene hohen Spannungen der Einbildungskraft, und sie sind auch nicht immer die Ursache, die jenes niederschlagende Gefühl in mir erzeugen, das mich zuweilen wider meinen Willen verfolgt", so versteht er unter den hohen Spannungen der Einbildungskraft die ins Unwirkliche gerichteten idealistisch-pathetischen Gefühle, und diese allein sind es auch, die er jetzt vermeidet.

Beachten wir dagegen die Gefühle, denen sich Lovell jetzt um so mehr hingegeben fühlt: „Keiner als Du, Eduard, kennt so gut den seltsamen Hang meiner Seele, bei fröhlichen Gegenständen irgend einen traurigen, melancholischen Zug aufzusuchen und ihn unvermerkt in das lachende Gemählde zu schieben; dies würzt die Wollust durch den Kontrast noch feiner, die Freude wird gemildert, aber ihre Wärme durchdringt uns um so inniger; es sind die Ruinen, die der Mahler in seine muntre Landschaft wirft, um den Effekt zu erhöhen. Dieser Art von feinstem Epikuräismus habe ich manche Stunden zu danken, die zu den schönsten meines Lebens gehören" (I, 237). Es ist der sinnliche Charakter, der auch diese Gefühle kennzeichnet. Das ist nicht das alte joy of grief, das die Seele um seines Gegenstandes willen in Aktivität versetzte. Lovell gibt sich diesen Gefühlen nicht um eines idealistischen Werturteils willen hin, sondern um des rein sinnlichen Genusses willen, den er in ihnen findet. Diese sinnlichen Gefühle vermag Lovell in keiner Weise zu meiden wie „die hohen Spannungen der Einbildungskraft", vielmehr ist er ihnen mit der vollkommenen Passivität hingegeben, die den enthusiastischen Gefühlscharakter kennzeichnet: „aber itzt gewinnen die traurigen Vorstellungen zuweilen so sehr die Übermacht in meiner Seele, daß sich ein düstrer Flor über alle andern Gegenstände verbreitet . . . Diese Art zu fühlen bemeistert sich itzt meiner zuweilen so sehr, daß ich ihr nothwendig nachgeben muß" (I, 238 f.).

Wir stehen an einem entscheidenden Wendepunkt unserer Betrachtung. Die seelische Verfassung, in der wir William Lovell jetzt sehen, und die wir aus den Anfängen des Romans vor unseren Augen gleichsam haben neu entstehen lassen, ist dieselbe, die wir im ersten Kapitel dieser Arbeit der Wirkung jener subjektivistischen Philosophie zugrunde gelegt haben, die Lovell von Rosa entgegengebracht wird. Wir erinnern uns, daß für unsere erste Betrachtung die Wirkung darauf beruhte, daß die Ironie, d. h. was wir damals als solche erstmalig bezeichneten, als ein Bestandteil der inneren Handlung des Romans klar in Erscheinung trat; als ein Bestandteil der Handlung nämlich insofern, als es sich dabei um eine bewußte und gewollte, d. h. also wohl freiwillige, wenn auch notwendige Äußerung des Seelenlebens handelte. Wir haben nun inzwischen die diesen Vorgängen zugrunde liegende seelische Verfassung Lovells auf Grund der Erkenntnisse, die uns die Betrachtung der drei großen voraufgehenden, psychologischen

Romane gebracht hat, erst beurteilen und verstehen gelernt. Wir wissen jetzt, daß in dieser allgemeineren seelischen Verfassung schon von vornherein, und ehe noch die Umstände der Handlung die Ironie im Sinne unserer ersten Betrachtung augenfällig in Erscheinung treten lassen, eine Fülle von Dispositionen zur Ironie gegeben sind, zu deren Erkennung bei unserer ersten Betrachtung unser Blick nicht genügend genug geschärft war. Es wird sich für uns also nun darum handeln, wie weit wir jene Erscheinungen, die wir im ersten Kapitel nur nach ihren augenfälligsten Spuren auf die Handlung feststellen konnten, aus den von vornherein gegebenen Dispositionen zur Ironie ableiten und damit ihr Zustandekommen erklären können. Es wird sich dabei auch darum handeln, ob wir jene Ironie des ersten Kapitels, weil sie im Zusammenhange der Handlung betrachtet als bewußte und gewollte Äußerung des Seelenlebens erschien, im Sinne einer positiven Ironie bewerten dürfen, wie wir deren Ansätze im Woldemar und mit einer weiteren Entwicklung des Subjektivismus ihre reifere Form in einem geistigeren Sinne im Anton Reiser kennen gelernt haben; oder aber, ob wir diese Ironie William Lovells letzten Endes trotzdem nur als eine Äußerung der Passivität, d. h. als passive Ironie ansehen müssen.

Es bleibt bestehen, daß auf das Verhalten Lovells der Eindruck, den Balders Verfall zum Wahnsinn auf ihn macht, mitbestimmend wirkt. Balder ist Enthusiast, und sein Enthusiasmus trägt einen idealistischen Charakter. Die hohen Spannungen der Einbildungskraft entfernen ihn mehr und mehr aus der Wirklichkeit, und sein Wahnsinn ist schließlich die Vollendung von Tendenzen, die wir schon bei Werther, bei Woldemar und Anton Reiser kennen gelernt haben. Wir verstehen nach unseren voraufgegangenen Betrachtungen jetzt auch ganz anders als im ersten Kapitel, was es heißt, wenn Balder sagt: „Um sich zu retten, wirft sich der erschrockene Mensch wieder zur Erde": er ergreift mit Leidenschaft wieder die Beziehungen zur Sinnenwelt, denn nur in diesen Beziehungen vermag der subjektivistische Mensch sein ihm so notwendiges Selbstgefühl wieder herzustellen. Wenn wir nun bedenken, wie William Lovell seit den Pariser Ereignissen mit dem gleichen Enthusiasmus, der vorher seinen idealistisch-pathetischen Gefühlen eignete, der Sinnenwelt bereits hingegeben ist, so gehört für ihn ein nicht gerade großer Entschluß dazu, sich zur Erde zu werfen, um sich zu retten. Ehe noch seine philosophischen Reflexionen

mit Rosa beginnen, ehe er irgendwie zu den Problemen der Erkenntnis praktisch Stellung nimmt, antwortet er Balder auf dessen Zweifel an der Möglichkeit objektiver Erkenntnis bereits rein aus den Motiven seiner jetzt ganz der Sinnenwelt zugekehrten seelischen Verfassung: „Mag es seyn, aber so laß uns doch wenigstens den Betrug für wahr anerkennen, der uns glücklich macht . . . laß uns zwischen Räthsel und Unbegreiflichkeiten einhergehen, ich will die frohe Empfindung meines Daseyns genießen, dann wieder verschwinden, wie ich entstand, — genug, im Leben liegt meine Freude" (I, 265 f.). Das Wesentliche, das wir aus dieser Äußerung schließen dürfen, ist, daß die Wendung zur Wirklichkeit viel zu tief aus seiner ganzen seelischen Verfassung herauswächst, als daß sie etwa für Lovell die Bedeutung des Verzichtes auf höhere idealistische Werte in sich schließe. Der Eindruck von dem Schicksal Balders („Deine Gedanken können dich zum Wahnsinn führen" I, 266), kann diese Wendung zur Wirklichkeit nur noch in ihm verschärfen und sie ihm in höherem Grade bewußt werden lassen, hervorrufen kann er sie indes nicht, denn sie war ohnehin in Lovells derzeitiger Verfassung bereits gegeben.

Lovell beginnt nun selbst zu reflektieren. Beachten wir, in welche wesentlichen Sätze seine Symphilosophie mit Rosa gipfelt: „Freilich kann ich mich nicht verbürgen, ob die äußern Dinge wirklich so sind, wie sie meinen Augen erscheinen: — aber genug, daß ich selbst bin; mag alles umher da seyn, auf welche Art es will, tausend Schätze sind über die Natur ausgestreut uns zu vergnügen, wir können nicht die wahre Gestalt der Dinge erkennen, oder könnten wir es, so ginge vielleicht das Vergnügen der Sinne darüber verlohren, — ich gebe also die Wahrheit auf, denn die Täuschung ist mir erfreulicher. Was ich selbst für ein Wesen sey, kann und will ich nicht untersuchen, meine Existenz ist die einzige Überzeugung, die mir nothwendig ist, und diese kann mir durch nichts genommen werden. An dies Leben hänge ich alle meine Freuden und Hofnungen" (I, 344). Vergleichen wir diese Ergebnisse seiner Reflexion mit den Ansichten, die er schon vor Beginn der Reflexion rein intuitiv aus seiner seelischen Verfassung zu Balder geäußert hat, so enthalten sie eigentlich gar nichts Neues. Wir werden also sagen müssen, daß auch die sinnliche Philosophie, die Lovell von Rosa entgegengebracht wird, im Grunde genommen durchaus der eigenen seelischen Verfassung Lovells in dieser Zeit entspricht. Hätte Lovell aus eigenem Antrieb eine reflektierende Stel-

lung zu den Dingen genommen, so würde er ganz von selbst auf die Philosophie Rosas verfallen sein, die im Grunde genommen seine eigene Philosophie ist, in der ihn das Schicksal Balders bestärkt hat. Tatsächlich gesteht Rosa in einem späteren Brief an Andrea Cosimo (II, 59 f.), daß er Lovell nie etwas anderes entgegengebracht habe, als dieser von ihm zu hören gewünscht habe. Rosa beherrscht Lovell eben mit ganz denselben Mitteln, wie es vormals Louise Blainville getan hat. Mit dem Abstreifen der pathetischen Gefühle ist der nach wie vor enthusiastische Lovell nicht aus der Passivität seiner Stellung zu anderen hinausgetreten.

Die Philosophie Rosas dient also ebenso wie das Schicksal Balders nur dazu, das in Lovell in höherem Grade bewußt werden zu lassen, was ohnehin in seiner eigenen seelischen Verfassung liegt. Auf diesem höheren Grad des Bewußtwerdens beruht im wesentlichen die neue Wandlung, die Lovell jetzt durchmacht. Die Reflexion beginnt eben nun eine Rolle in ihm zu spielen, wie wir sie bisher nicht an ihm beobachtet haben. Er bekennt denn auch selber in einem Briefe an Eduard als eine von den „kleinen Veränderungen, die nach und nach in der Seele vorgehn": „Rosa interessirt mich mit jedem Tage mehr; ohne daß er es selbst will, macht er mich auf manche Lücken in meinem Verstande aufmerksam, auf so viele Dinge, über die ich bisher nie nachgedacht habe, und die doch vielleicht des Denkens am würdigsten sind, aber mein Verstand hatte sich bis itzt nie über eine gewisse Gränze hinausgewagt" (I, 263). Nicht lange danach schreibt er an Rosa selber: „Sie haben recht, Rosa, ich fange erst itzt an, Sie zu verstehen. Was mir seit unsrer Bekanntschaft dunkel und räthselhaft war, tritt nun wie aus einem Nebel allgemach hervor, die Thäler, die zwischen den Bergen liegen, werden sichtbar, mein Blick umfängt die ganze Landschaft" (I, 296).

Sofern die Reflexion Lovells aus der gefühlsmäßigen Verfassung seines Seelenlebens hervorgeht, ist sie durchaus Gefühlsphilosophie. Es ist auch charakteristisch, daß sie im Grunde genommen nur praktische Philosophie ist, und die skeptischen erkenntnistheoretischen Erörterungen eigentlich nur dazu dienen, den praktischen Überzeugungen eine Grundlage zu verschaffen, die den Bedürfnissen seines derzeitigen Gefühlslebens entsprechen. Deshalb verteidigt diese ganze Philosophie die Wendung zur Wirklichkeit der Sinnenwelt und bekämpft die idealistische Welt der pathetischen Gefühle, der Lovell

 selbst einst hingegeben war, und die Balder jetzt unglücklich macht. Lovell schreibt an Rosa: „Sie haben mich aus jenen Wesen hervorgehoben, die in einer bejammernswürdigen Feigheit ihr Leben nicht zu genießen wagen, die sich von unaufhörlichen Zweifeln tyrannsiren lassen und wie Tantalus mitten im Überflusse schmachten; oder die sich von den Schätzen der lebendigen Natur mit Verachtung hinwegwenden, um eine dürre Klippe zu besteigen, wo sie sich dem Himmel näher dünken. Aber dort oben stehen sie verlassen; Felsenwände, die kein sterblicher Arm hinwegrücken wird, begränzen ihre Aussicht; um den Göttern ähnlich zu werden, sterben sie, ohne gelebt zu haben! Ich begnüge mich mit der Empfindung, ein Mensch zu seyn; rasch entflieht das Leben, wehe dem, der vom irdischen Schlafe erwacht, ohne angenehm geträumt zu haben, denn wüste und dunkel ist die Zukunft" (I, 296 f.). Es sind dieselben Gedanken und Empfindungen, die Lovell unmittelbar nach dem Rausch, der ihn in den Armen der Blainville beseelt hatte, äußerte, die damals so schnell verflogen, und die jetzt schließlich dennoch siegreich zum Durchbruch gelangen. „Seit ich an diesem Glauben hange", fährt er fort, „lacht mir der Himmel freundlicher, jede Blume duftet mir süßer, jeder Ton klingt melodischer; die ganze Welt betrachte ich als mein Eigenthum, jede Schönheit gehört mir, indem ich sie verstehe. So muß der freie Mensch durch die Natur wandeln, ein König der Schöpfung, das edelste geschaffene Wesen, indem er am edelsten zu genießen weiß. Gönnen Sie mir diesen poetischen Enthusiasmus, denn in einer schönen Stunde schreibe ich Ihnen in dem Garten, der schon oft die Scene unsrer Freuden war. Die Luft ist durch ein Gewitter abgekühlt, und die schwarzen Wolken ziehn itzt hinweg, ein schmaler Strahl bricht aus der Dunkelheit hervor und wirft einen rothen Streif über die grüne Wiese, golden stehn die Spitzen der Hügel da, wie elysäische Inseln in einem trüben Ozean, in der Ferne wandelt ein Regenbogen durch den grünen Wald, die Natur ist wieder frisch, die Wiesen duften; nur Ihre Freundschaft fehlt dem glücklichen Lovell" — Natur in Bewegung — (I, 197 f.). Ganz in Lovells Sinne wendet sich Rosa darauf gegen die Prätension des idealistischen Gefühls Balders und endet: „Wohl Ihnen, daß sie diesem Zustande entflohen sind! Sie wissen es itzt, welche Forderungen Sie an das Leben zu machen haben. Der Schwärmer kennt sich selbst und seine dunkeln Wünsche nicht, er verlangt Genüsse aus einer fremden Welt, Gefühle, für die

er keine Sinne hat, Sonne und Mond sind ihm zu irdisch: — wir, William, wollen hier unten bleiben, nicht nach den Wolken und Nebeldünsten haschen, Mond und Sterne hoch über uns sollen uns nicht kümmern, — und so rasch mit dem Wagen ins Leben hinein fort über die Berge und durch die Thäler mit den unermüdeten Rossen, bis wir endlich angehalten werden und aussteigen müssen" (I, 300).

Wenn Lovell auf der Reise von Paris nach Rom sich bei allem Enthusiasmus der Wirklichkeit der Sinnenwelt in unbefangenem Genuß zuwandte, das heißt ohne sich damit selbst in einem Gegensatz zu seiner früheren idealistisch-pathetischen Gefühlswelt zu wissen, so wird dieser Situation in ihm mit der beginnenden Reflexion ein Ende bereitet. Er wird sich jetzt nicht in einem vorübergehenden Rausch seiner Gefühle, sondern in einer dauerhafteren Überzeugung dieses Gegensatzes bewußt. Da nun der übersinnliche, idealistische Charakter der pathetischen Gefühlswelt in jener Zeit das dem Menschen durch historische Tradition Selbstverständliche ist (vgl. das in dem kulturhistorischen Überblick über die transzendentale Gottesauffassung gesagte), der Mensch in dieser Anschauungs- und Gefühlsweise gebunden erscheint, so bedeutet die Stellungnahme gegen diese übersinnlichen Tendenzen jedenfalls für die damalige Zeit eine größere Unabhängigkeit, eine Loslösung des Subjekts aus allgemein herrschenden Tendenzen, eine Erhebung des Subjekts zu einer persönlicheren Überzeugung. Insofern trägt diese Bewegung des Subjekts freilich einen Zug von Drüberstehertum, von positiver Ironie in sich. Dies findet auch deutlich in den Worten Lovells an Rosa Ausdruck: „Aber dennoch hab' ich Ihnen jene Selbständigkeit zu danken, die mir noch vor Kurzem so fremd war. Sie haben mich aus jenen Wesen hervorgehoben, die in einer bejammernswürdigen Feigheit ihr Leben nicht zu genießen wagen" (I, 296). Wir werden diese Wendung vom Idealismus zum Sensualismus also zunächst im Sinne des subjektivistischen Selbstbewußtseins positiv zu bewerten haben. Dieser Positivismus des überlegenen Selbstbewußtseins wird weiter verstärkt durch das Gefühl, von den Erscheinungen der Sinnenwelt nicht wie der enthusiastische Idealist beherrscht zu werden, sondern sich selbst zur Herrschaft über sie emporgeschwungen zu haben („die ganze Welt betrachte ich als mein Eigenthum" usw.).

In dieser Verfassung ist Lovell, als er einen Brief von Balder erhält, von dem er sagt: „Balder hat mir geschrieben und ein merk-

würdiges Beispiel gegeben, wie weit ein Mensch sich verirren könne, wenn er einer kranken Phantasie die Zügel seiner selbst überläßt. Von Phantomen seiner Einbildungskraft erschreckt, von einer Krankheit gelähmt, ist er itzt im Begriffe, an seiner eigenen Existenz zu zweifeln; der sonderbarste und widersinnigste Widerspruch, den sich ein moralisches Wesen nur erlauben darf" (I, 313). Unter dem Eindruck von Balders Brief gelangt Lovell zu den schon angeführten Ergebnissen seiner Reflexion, die ihn ohne etwa große Verzichtleistung („die Täuschung ist mir erfreulicher") an eine Möglichkeit der Erkenntnis objektiver Wahrheiten zweifeln läßt, einzig und allein geleitet aus dem Bedürfnis seiner auf die Beziehungen zur sinnlichen Erscheinungswelt gerichteten Gefühle. Die Wendung der praktischen Überzeugungen Lovells vom Idealismus zum Sensualismus führt so nach der erkenntnistheoretischen Seite zum Skeptizismus alles Positiven hinter den Dingen der sinnlichen Erscheinungswelt, zum Skeptizismus des Idealismus im philosophischen Sinne. Die Wendung vom Pathos zur Skepsis ist aber die andere bedeutungsvolle Seite der Wendung, die wir bisher nur als die vom Idealismus zum Sensualismus betrachtet haben.

Der sensualistische Skeptizismus wird in dem wichtigen Brief, in dem Rosa seine „egoistische sinnliche Philosophie" vertritt, aufgenommen und weiter ausgebaut. Wir haben den Inhalt dieser Philosophie schon in dem ersten Kapitel dieser Arbeit kennen gelernt, vernehmen wir jetzt die eigenen Worte Rosas: „Alle unsre Gedanken und Vorstellungen haben einen gemeinschaftlichen Quell, die Erfahrung. In den Wahrnehmungen der Sinnenwelt liegen zugleich die Regeln meines Verstandes und die Gesetze des moralischen Menschen, die er sich durch die Vernunft giebt. Alles aber, was die Sprache des Menschen Ordnung und Harmonie, den Widerschein des ewigen Geistes nennt: alles, was sie von der leblosen Natur auf den geistigen Menschen überträgt, was sind diese Worte mehr als Worte? — Unser Verstand findet allenthalben in der Natur die Spuren des göttlichen Fingers, allenthalben Ordnung und die Elemente freundlich nebeneinander, — er versuche es doch einmahl, die Unordnung und das Chaos zu denken, oder in der Zerstörung nur den Ruin zu finden! — Es ist ihm unmöglich. Unser Geist ist an diese Bedingung geknüpft; in unserm Gehirne regiert der Gedanke der Ordnung, und wir finden sie auch außer uns allenthalben; ein Licht, das durch die Laterne den

Kerzenschein in die finstere Nacht hineinwirft" (I, 317 f.). Wie sehr diese Auffassungsweise der eigenen Lovells angepaßt ist, wie sehr sie also im Grunde genommen in diesem selbst entstanden ist, geht aus dessen Antwort hervor: „Freilich kann alles, was ich außer mir wahrzunehmen glaube, nur in mir selber existiren. Meine äußern Sinne modificiren die Erscheinungen, und mein innerer Sinn ordnet sie und giebt ihnen Zusammenhang. Dieser innere Sinn gleicht einem künstlich geschliffenen Spiegel, der zerstreute und unkenntliche Formen in ein geordnetes Gemählde zusammenzieht. Geh' ich nicht wie ein Nachtwandler, der mit offenen Augen blind ist, durch dies Leben? Alles, was mir entgegenkommt, ist nur ein Phantom meiner innern Einbildung, meines innersten Geistes, der durch undurchdringliche Schranken von der äußern Welt zurückgehalten wird. Wüst und chaotisch liegt alles umher, unkenntlich und ohne Form für ein Wesen, dessen Körper und Seele anders als die meinigen organisiert wären: aber mein Verstand, dessen erstes Prinzip der Gedanke von Ordnung und Ursach und Wirkung ist, findet alles im genauesten Zusammenhange, weil er seinem Wesen nach das Chaos nicht bemerken kann. Wie mit einem Zauberstabe schlägt der Mensch in die Wüste hinein, und plötzlich springen die feindseeligen Elemente zusammen, alles fließt zu einem hellen Bilde ineinander, er geht hindurch und sein Blick, der nicht zurücke kann, nimmt nicht wahr, wie sich hinter ihm alles von neuem trennt und aus einander fliegt" (I, 320 f.). Deutlich sieht man die Triebfedern dieser Philosophie hindurch, wenn Rosa aus ihr die Nutzanwendung folgert: „Ach Freund, wie wenig Menschen verstehen es zu leben, sie ziehn an ihrem Daseyn wie an einer Kette und zählen mühsam und gähnend die Ringe bis zum letzten. Wir, William, wollen an Blumen ziehen und auch noch bei der letzten lächeln und uns von ihrem Dufte erquicken lassen. Mögen die Dinge außer mir seyn, wie sie wollen; ein buntes Gewühl wird mir vorübergezogen, ich greife mit dreister Hand hinein und behalte mir, was mir gefällt, ehe der glückliche Augenblick vorüber ist. Ja, Lovell, lassen Sie uns das Leben so genießen, wie man die letzten schönen Tage des Herbstes genießt; keiner kömmt zurück, man darf keinem folgenden trauen" (I, 316).

Die unmittelbare Bedeutung der Wendung vom Pathos zur Skepsis für unsere Erörterung liegt wieder wie die der Wendung vom Idealismus zum Sensualismus in dem Gegensatz, in den sich die

 Skepsis zu der herrschenden Denkweise setzt. Darüber kann kein Zweifel bestehen, daß der Skeptizismus kein ursprüngliches Gefühl des Menschen ist; der Mensch hat sich aus der vollkommensten Gebundenheit durch Jahrtausende hindurch zu immer größerer Freiheit seiner Gedanken und Gefühle entwickelt, und selbst dem Menschen des subjektivistischen Zeitalters ist schlechthin der Positivismus noch die selbstverständlichere Auffassungsweise. Freilich haben wir von Anton Reiser (I, 53 f.) schon einmal gehört, daß er „fast auf dem Egoismus" verfallen sei, womit nichts anderes als ein skeptischer Subjektivismus gemeint sein kann. Der Skeptizismus, wie wir ihm im William Lovell begegnen, bedeutet nun aber eine so radikale Loslösung von der herkömmlichen Gefühls- und Denkweise, daß er freilich für seine Anhänger gegenüber der Masse der im Herkömmlichen Gebundenen das Bewußtsein einer außerordentlichen Selbständigkeit bedeuten muß. Wir hören dies Gefühl aus den Worten heraus, die Rosa an Lovell schreibt: „Ist der nicht ein Thor, der in seinem dunkeln Zimmer sitzen bleibt und Wahrscheinlichkeit und Möglichkeit berechnet? Der Sonnenschein spielt muthwillig vor seinem Fenster, die Lerche singt durch den blauen Himmel, aber er hört nur seine Philosophie, er sieht nur die kahlen Wände seiner engen Behausung. Wer ist die Gestalt, die in dem frohen Taumel uns in die Zügel des fliehenden Rosses fällt? — die Wahrheit, — die Tugend; — ein Schatten, ein Nebelphantom, dessen Schimmer mit der Sonne untergehn. — Aus dem Wege mit dem jämmerlichen Bilde! Es gehört keine Kraft, nur ein gesunder Blick gehört dazu, um dieses Märchen zu verachten" (I, 316 f.).

Bei aller Negation der Außenwelt bedeutet dieser Skeptizismus für das Subjekt eine ungeheure Stärkung seines positiven Selbstgefühls, ja vielleicht sogar das überhaupt höchstmögliche Gefühl der persönlichen Überlegenheit über die im Vergleich zu ihm rückständige Umgebung, den Grad des Subjektivismus, der dem enthusiastischen Seelenleben noch am ersten adäquat sein dürfte. Dieses fast berauschende Gefühl seines eigenen Ichs ist es, das Lovell die Verse schreiben heißt, die wir im ersten Kapitel kennen gelernt haben, das in dem Gefühl der absoluten moralischen Unabhängigkeit seinen stärksten Ausdruck findet. Wenn Rosa gesagt hatte: „Ja, Lovell, ich folge diesem Gedanken weiter nach. Wohin wird er mich führen? — Zur größten, schönsten Freiheit, zur uneingeschränkten Willkühr eines

Gottes" (I, 317), so ist das nur ein schwacher Ausdruck des selbstherrlichen Gottgefühls, das aus Lovells Worten schallt: „So beherrscht mein äußrer Sinn die physische, mein innrer Sinn die moralische Welt. Alles unterwirft sich meiner Willkühr, jede Erscheinung, jede Handlung kann ich nennen, wie es mir gefällt; die lebendige und leblose Welt hängt an den Ketten, die mein Geist regiert, mein ganzes Leben ist nur ein Traum, dessen mancherlei Gestalten sich nach meinem Willen formen. Ich selbst bin das einzige Gesetz in der ganzen Natur, diesem Gesetze gehorcht alles. Ich verliehre mich in eine weite, unendliche Wüste, — ich breche ab" (I, 322 f.). Dies ist der Moment des höchsten positiven Ich-Gefühls Lovells. In der positiven Loslösung aus seiner Umgebung ist es in der Tat ein Moment positiver Ironie — nur ein Moment! Schon kündigt sich in den ausklingenden Worten das Tschandalagefühl der Vereinsamung, der überstiegenen Isolierung des Übermenschen an.

Die Impotenz des skeptischen Gefühls

Die Reflexion hat Lovell den Gegensatz bewußt werden lassen, in dem er sich zu der positiven, idealistischen Gefühlswelt befindet, die ihm selber einstmals eigen gewesen ist. Mit dem Bewußtsein ist dieser Gegensatz vergrößert worden. Die skeptische Gefühlsweise, die er der Objektivität der Dinge entgegenbringt, hat sein subjektivistisches Ich-Gefühl ins Titanenhafte gesteigert. Damit ist der Gegensatz zwischen der Welt seiner skeptischen Gefühle und der Welt der idealistischen Gefühle für ihn zu einer jähen und unüberbrückbaren Kluft geworden. Steht Lovell auch jetzt in voller Beziehung zu der sinnlichen Erscheinungswelt, zu den sinnlichen Formen der Dinge, so hat er die Beziehung zu den Dingen selbst dafür vollkommen verloren. Damit hat er die Beziehung verloren, die auch für den äußersten Subjektivismus noch die wesentlichste Gebundenheit bedeutet, durch die die Seele im Gleichgewicht erhalten zu werden vermag. Dieser Mangel an Kontakt mit der Wesenhaftigkeit der Dinge muß sich sehr bald in zerstörendem Sinne an ihm geltend machen. Schon in den Briefen, die uns die skeptischen Reflexionen übermitteln, klingen Töne hindurch, die uns zu denken geben. Erinnern wir uns nur, daß wir schon im Anfange des Romans fatalistischen Schicksalsideen als Symptomen der Ironie begegneten, sobald es Lovell an

Beziehungen zu seiner Umgebung mangelte, erinnern wir uns, daß es andrerseits in einem Augenblick der allerlebendigsten Beziehungen zum Dasein war, da Lovell an Amalie Wilmont geschrieben hatte: „Ordnung und Harmonie ist das größte Grundgesetz aller unendlichen Naturen, sie ist das Wesen, der Urstoff des Glücks, die erste bewegende Kraft", so müssen wir freilich schon bedenkliche Symptome von Beziehungslosigkeit darin erblicken, wenn Ordnung und Harmonie in der skeptischen Philosophie Lovells jetzt einzig als subjektive Kategorien unseres Verstandes betrachtet werden, die in der Außenwelt gar nicht bestehen, wenn er in dieser jetzt nur noch Willkür und Chaos erblickt. Da erscheint uns denn freilich bereits dasselbe aktive und positive Selbstbewußtsein des skeptischen Subjektes nur noch als Unfähigkeit, die Dinge in sich zu objektivieren, und insofern als Passivität des Subjektes gegenüber den Dingen.

Bald soll sich die passive Ironie immer mehr an William Lovell geltend machen. Er sehnt sich zurück nach der Welt seiner früheren positiven Gefühle, aber alle seine Anstrengungen sind vergebens, er vermag sie nicht mehr zu erreichen. Er bekennt Eduard seine vollständige Abhängigkeit von Rosa, durch den er der Schüler einer Philosophie geworden sei, die seinem Herzen immer fremd bleiben werde, deren Knoten er aber doch nicht zu lösen vermöge. Ihm ist, als sei er in ein Labyrinth geraten, aus dem er nicht wieder ans Tageslicht finden könne, als säße er in eisernen Banden und träume vergebens von Befreiung. Ganz Italien kommt ihm wie ein Kerker vor, in dem ihn ein böser Dämon gefangen halte (I, 335 f.).

Auch in anderen Zeichen wird jetzt die Entmündigung seiner subjektiven Selbständigkeit schreckhaft fühlbar. Schon früher war er einmal bei der Cestiuspyramide jenem Alten begegnet, der dem grauenerregenden Porträt in der Gemäldesammlung seines Vaters glich, und er hatte an Eduard geschrieben: „Mir war's, als stände mein böser Engel in sichtbarlicher Gestalt vor mir, als hört' ich in diesem Augenblicke alle glücklichen Blätter aus dem Buche meines Lebens reißen." Er hatte diese Erzählung mit den Worten begonnen: „Ich will Dir die Sache erzählen, wie sie ist. Du wirst über Deinen Freund lächeln, — aber was ist es denn mehr?" (I,276). Dieses *was ist es denn mehr* ist bei Tieck, nicht nur im William Lovell, schon im Abschied (1792), im Abdallah (1792) und noch in der Vittoria Accorombona (1840) der stehende Ausdruck für den Mangel an Objekti-

vierungsvermögen der Dinge, Ausdruck der passiven Ironie in ihrer akutesten Form. Jetzt weilt Lovell bei dem kranken Balder in Neapel. Er hört diesen denselben fürchterlichen Greis in seinen Fieberphantasien beschreiben, und es entringt sich ihm der Ausruf: „o wer weiß, wie wunderbar sich die Fäden meines Schicksals in einander fügen!" Er kehrt nach Rom zurück und sieht in einiger Entfernung: „Rosa am Arme jenes fürchterlichen Ungeheuers! jenes entsetzlichen Gespenstes, das hohl und leise hinter mir geht und sich der Fäden bemeistert hat, an denen es mein Schicksal lenkt" (I, 338 f.). Seit jenem Tage fürchtet sich Lovell vor Rosa. Er verschließt sich vor ihm in sein Zimmer und kann des Grauens nicht los werden, da Rosa an seiner Türe klopft. Täglich fallen ihm abenteuerliche Gespenstergeschichten ein, die man ihm in seiner Jugend erzählte, und immer findet er jetzt Anwendungen darin auf sich.

Aus dieser Abhängigkeit hofft Lovell durch die Bitte an seinen Vater um dessen Einwilligung zu einer Heirat mit Amalie Wilmont befreit zu werden. In dem Briefe, den er deswegen nach England schreibt, treten die ironischen Dispositionen deutlich in Erscheinung: „O Gott, mein Vater, welch ein armseeliges, dürftiges Gewebe ist unser Leben! Grob und ungeschickt sind alle Farben aufgetragen: alle Freuden sind nur Langeweile, die etwas weniger drückt, wenn wir alle Freuden in gewissen Stunden betrachten; alles verrinnt und verfliegt; wie Bettler stehn wir am Ende unsrer Wanderschaft, die unterwegs schon alle die dürftigen Almosen verzehrt haben, die sie gesammelt hatten, sie sind ebenso arm, als da sie ihren Weg antraten"; und er schließt: „An Amaliens Seele ist die Kette meines Lebens und meiner Tugend befestigt, das fühle ich unwidersprechlich im Innersten meines Herzens; wenn Sie uns auseinanderreißen, so zerschneiden Sie mein Glück, mein Leben, meine Tugend" (I, 346). Das sind keine phrasenhaften Übertreibungen. Bedenken wir, wie der Mangel an Beziehungen bei Anton Reiser nach der moralischen Seite wirkte, wie oft er die Ursache war, daß Reiser nahe daran war „niederträchtig" zu werden.

William Lovell erhält von seinem Vater eine abschlägige Antwort. Wird er aus eigener Kraft die Vereinigung mit Amalie zuwege bringen? Und wenn auch dies nicht, wird er aus eigener Kraft die Herrschaft über sein Leben wiedergewinnen? — Wie könnte er das. Steht er doch außer aller Beziehung zu der Wesenhaftigkeit der

 Dinge, denen er dazu sein aktives Ich aufprägen müßte. Lovell ist zur Passivität verurteilt. Der Gedanke an die Möglichkeit einer Absage seines Vaters hatte schon vorher nur fatalistische Gefühle in ihm rege gemacht. Jetzt möchte er der scharfsinnigen, überweisen Antwort seines Vaters lachen (I, 353). Ist dieses Lachen nicht Ausdruck der vollkommensten Willenlosigkeit, der vollkommensten Passivität gegenüber seinem Schicksal? Er schreibt an Amalie: „Vergessen Sie mich, denn ich selbst arbeite schon daran, mich zu vergessen. Ich bin ausgerottet aus der Reihe der Glücklichen, aus dem Paradiese mit dem Worte der Willkühr hinausgestoßen, und nun will ich auch das Maaß meines Elendes bis oben an füllen! Wenn wir dem Verhängnisse zum grausamen Spiele dienen, nun so wollen wir dem Zuchtmeister, der uns in das eherne Joch spannt, wenigstens ein verächtliches Lächeln entgegengrinsen" (I, 356). Abgesehen von einem unwesentlichen Moment subjektiven Trotzes sind das alles nur Ausdrücke der vollen Machtlosigkeit, der absoluten Passivität. Dazwischen wieder die Gefahr der Niederträchtigkeit, die wir von Anton Reiser kennen, und die auch nur Ausdruck der Willenlosigkeit ist.

Ganz in demselben Tone schreibt Lovell an Rosa: „Hoch triumphirend steh ich oben über dem Leben und seinen Freuden und Leiden erhaben, ich sehe mit stolzer Verachtung in das Gewühl der Welt hinab. Die Willkühr stempelt den freyen Menschen; von allen Banden losgelassen rausch' ich wie ein Sturmwind dahin, Wälder niederreißend und mit lautem und wildem Geheul über die steilen Gebirge hinfahrend. Mag's hinter mir stürzen und vor mir wanken, was sind mir die Ruinen, die mich in meinem Laufe aufhalten sollen? Fliege mit mir, Ikarus, durch die Wolken, brüderlich wollen wir in die Zerstörung jauchzen, wenn unser Verlangen nach Genuß nur ersättigt wird!" (I, 358 f.). Indes das ist kein Drüberstehertum, das ist nicht die Überlegenheit positiver Ironie, die die Dinge beherrscht. Das segelt nur unter einer trügerischen Flagge der Überlegenheit und ist im Grunde genommen doch nur Ausdruck einer Unfähigkeit: der Unfähigkeit, mit der Welt positiver Gefühle in Beziehung zu gelangen. War nicht im Anton Reiser auch die Freude an der Zerstörung ein Symptom der Ironie? In der Zerstörung fühlt sich das Subjekt noch einmal aktiv, gerade am stärksten in der negativen Wirkung seiner Aktivität; während es sonst wegen des Mangels an Beziehung zum positiven Dasein zur Passivität verurteilt ist, ihm zu

produktiver Aktivität jede Möglichkeit genommen ist. Vergleichen wir hiermit die nächsten Äußerungen Lovells über sich selbst, so bestätigen sie durchaus nur diese Verfassung.

Die passiv ironische Disposition wird aber am klarsten erkannt aus dem Brief, den Lovell bald darauf an Eduard schreibt, und in dem es heißt: „Daß mein Vater mir meine Bitte abgeschlagen hat, wirst Du wissen, eine Sache, die mir jetzt ganz gleichgültig ist. Es kommt mir manchmal vor, als würde mir überhaupt das sehr gleichgiltig werden, was man im gemeinen Leben Unglück nennt. Da ich auf dieser Seite nicht mein Glück habe finden können, muß ich es natürlicherweise auf der andern suchen. Ich will von Stufe zu Stufe klettern, um die oberste und schönste Spitze der Freude zu finden und hoch herab auf alle Trübsale und Demüthigungen blicken, womit die Sterblichen in diesem Leben verfolgt werden. Stürz' ich schwindelnd von oben hinunter, was ist es denn mehr? Ich stehe itzt an einem Scheidewege, der manches Gehirn zum Schwindeln bringen könnte, aber ich bin fast gleichgültig geblieben. Ich fange überhaupt an, wie es mein Vater will, kalt und vernünftig zu werden, ich hoffe es am Ende wohl noch dahin zu bringen, den Enthusiasmus in meiner Brust auszulöschen, den er und auch Du so oft an mir getadelt habt" (I, 363 f.). Wir werden wohl kaum in Versuchung kommen, in dieser Mäßigung eine freiwillige Beherrschung statt einer unfreiwilligen Impotenz des Gefühls zu erblicken. Lovell erzählt Eduard dann den Vorfall, wie Rosas Bedienter Ferdinand ihm heimlich warnend gesagt habe: Hüten Sie sich vor Rosa! und er schließt den Brief mit den Worten: „was hat man mit mir vor? — Diese Frage würde Manchen an meiner Stelle sehr beschäftigen. — Je nun, es ist ja das Spielwerk des Lebens, daß sich die Menschen betrügen, alles ist maskirt, um die übrige Welt zu hintergehn, wer ohne Maske erscheint, wird ausgezischt: was ist es denn nun mehr?" (I,366). In dem folgenden, in mancher Hinsicht bedeutungsvollen Brief an Eduard (es ist der zweite Brief im ersten Buche des zweiten Bandes) legt Lovell eine apathische Ruhe an den Tag, die wir so wenig wie frühere ähnliche Bekundungen als Überlegenheit deuten werden. Wir werden auch aus dieser wieder nur das Unvermögen erkennen, die Dinge anders zu nehmen als mit einer Gleichgültigkeit, die ihnen selbst den Stempel der Bedeutungslosigkeit des Unwirklichen verleiht.

Beachten wir nun, wie die Reflexion, zu der Lovell immer mehr

hinneigt, als solche dazu beiträgt, die ironischen Dispositionen in ihm zu verstärken. Die verstandesmäßige Betrachtung der Dinge genügt sich nicht damit, diese, wie es durch das Gefühl geschieht, als ein Ganzes auf den Menschen wirken zu lassen, sondern sie ruft ihm deren Zusammensetzung aus ihren kleinen und kleinsten Teilen ins Bewußtsein und raubt damit den Dingen die Bedeutung, die ihnen in der Zusammenfassung ihrer Teile zu einem Ganzen geworden ist. So gemäß der Zeit des mechanischen Seelenlebens eine rationalistische Betrachtung der Dinge gewesen sein mochte, so mußte sie doch in der Zeit des dynamischen Seelenlebens auf dieses eine destruktive Wirkung ausüben, da es diesem ein Bedürfnis ward, die Dinge gefühlsmäßig als Ganzes zu erfassen. Die verstandesmäßige Auffassung der Dinge, die an und für sich auch in der neuen Zeit nicht einfach ausgeschaltet werden konnte, mußte daher den Bedürfnissen des neuen Seelenlebens entsprechend in neue Formen umgewertet werden, um von diesem nutzbar gemacht werden zu können. Wir haben gesehen, wie sich diese Wandlung bei Anton Reiser vollzog, der gerade durch eine Entwicklung der „Denkkraft" dazu gelangte, den Blick auf das Ganze zu richten, während er vorher immer darunter litt, daß er alles nur „zerstückt" sah. Gerade hier vollzog sich etwas von der Bewegung, die als „positive Ironie" bezeichnet werden konnte. Zu ihr gelangt Lovell indes nicht. Er sieht, wie Reiser vorher die Dinge stets „zerstückt", wo er sie nur reflexiv, statt gefühlsmäßig in sich aufnimmt, und vermag sie dann nicht als Ganzes zu objektivieren. Lovell gibt diesem Vorgang schon früh, noch in der Zeit seiner pathetischen Gefühle in einer Gegenüberstellung von Altertum und Gegenwart einmal Ausdruck, wenn er mit Bezug auf die letztere schreibt: „Ich bedaure es, daß man den entzückten Menschen so nahe an das schöne Gemählde geführt hat, daß die täuschenden Perspektive verfliegen: wir lachen itzt über die, die sich einst von diesen grob aufgetragenen Farben, von diesen verwirrten Strichen und Schatten hintergehn ließen und Leben auf der todten Leinwand fanden, — wir haben den Betrug mit Einem dreisten Schritte enträthselt, aber was haben wir damit gewonnen?" Er stellt dem entgegen: „Ich liebe den Regenbogen, wenn man mir gleich beweist, daß er nur in meinem Auge existiere" (I, 86). Es ist im Grunde genommen dieselbe Regung, die Lovell später veranlaßt, sich von Balder abzukehren, als dieser durch
 den enthusiastischen Charakter seines Intellekts sich den Glauben an

die idealistische Welt seiner reineren Gedanken und Gefühle zerstört, ohne sich doch der pathetischen Gefühlswelt damit entziehen zu können. Lovell weicht der kulturfeindlichen Wirkung, die allem ungezügelten Intellekt anhaftet, aus und wendet sich gefühlsmäßig ab von den Dingen zu den sinnlichen Formen der Dinge, denn die Täuschung ist ihm erfreulicher.

Die Reflexion, die jetzt aber bei Lovell einsetzt und seiner Verfassung gemäß ganz auf die sinnliche Erscheinungswelt gerichtet ist, wirkt alsbald ebenso zerstörend auf ihn wie die Reflexion Balders, die einer idealistischen Welt zugewendet ist. Hatte er einst gesagt: „Ich liebe den Regenbogen, wenn man mir gleich beweist, daß er nur in meinem Auge existiere", so ist er dieser destruktiven Reflexion jetzt selber gänzlich verfallen, indem er interessiert ist, die sinnliche Erscheinungswelt als das allein Seiende hinzustellen. Nichts als Sinnlichkeit ist ihm „das erste bewegende Rad in unserer Maschine". Sie ist ihm der Geist aller Künste, selbst die Andacht hält er nur „für einen abgeleiteten Kanal des rohen Sinnestriebes, der sich in tausend mannichfaltigen Farben bricht und auf jede Stunde unsers Lebens Einen Funken wirft" (II, 17 f.). Der zerstörende Charakter dieser Reflexionsweise zeigt sich besonders, wo Lovell seine eigenen Gefühle für Amalie zergliedert, wo er fragt: „war meine hohe, taumelnde, hingegebene Liebe etwas anders als das rohe Streben nach ihrem Besitze? . . . Kannte ich Amaliens Seele hinlänglich um ihre Freundschaft zu wünschen? Und wenn ich nun auch ihr Freund bin, wenn mein Verstand auch ihre Vorzüge erkannt, — welcher Unsinn, daß ich mit kindischen Gefühlen diese Achtung zu sinnlicher Liebe ausdehne? — daß ich verlange, Amalie soll meine Frau werden?" (II, 17).[1] Im übrigen charakterisiert es diese Reflexionen, daß Lovell es als eine feige Selbsttäuschung ansieht, den rein sinnlichen Charakter aller Gefühle zu verleugnen.

Dieser Brief Lovells an Eduard endet mit einem neuen Dithy-

[1] Diese Worte sind in der Ausgabe von 1813 geändert: „Weiß ich doch nicht, ob ich sie durch den Besitz nicht mehr verloren hätte als jetzt, denn meine schönsten Gefühle können sich mit den Erinnerungen dieses Namens vermählen, ewig rein und klar kann sie mir im Herzen wohnen, da ich im Gegentheil oft genug wahrgenommen habe, daß die meisten Ehen nur eine Entweihung der Liebe sind" (1813, I, 203). Wir erinnern uns bei dieser Änderung ebenso der Auffassung Woldemars, daß die Ehe eine Herabwürdigung der übersinnlichen Freundschaft sei, wie der Ehefeindschaft der eigentlich romantischen Zeit, die auf die Redaktion der vorliegenden Stelle wohl ihren Einfluß geltend gemacht haben mag.

 rambus auf die Sinnlichkeit. Auch dieser ist nichts weniger als ein Symptom positiver Überlegenheit. Wir erkennen in ihm das Bedürfnis, sich zu betäuben, eines Menschen, der sich in seiner skeptisch-sensualistischen Weltanschauung nicht sicher fühlt. Das Motiv ist hier zwar nicht, wie wir es sonst haben ansehen dürfen, eine Unfähigkeit, jene andere, pathetische Gefühlswelt in sich lebendig machen zu können. Tatsächlich ist die Erinnerung an jene frühere Welt in Lovell noch einmal lebendig geworden, aber er kann sie sich freilich nicht lange erhalten. Der folgende Brief an Rosa berichtet uns darüber ausführlich. In diesem Brief betrachtet Lovell das Ergebnis seiner Reflexionen ganz anders als in dem Brief an Eduard: „Das Blendwerk der jugendlichen Phantasie ist jetzt von meinen Augen genommen, ich habe mich über meine Empfindungen bekehrt, und verachte mich jetzt eben da, wo ich mir einst als ein Gott erschien, — aber ach, Rosa, ich wünsche mir jetzt in manchen Stunden dies kindische Blendwerk zurück. Was ist aller Genuß der Welt am Ende, und warum wollen wir die Täuschung nicht beibehalten, die uns auf jedem Felsen einen Garten finden läßt?" (II, 22). Wir sehen, immer wird die Täuschung gegenüber der anatomierenden Wahrheit bevorzugt, nur der Gegenstand der Reflexion auf der einen, wie der Täuschung auf der anderen Seite wechselt. Im Anfang des Romans wendet sich das romantische Gemüt von der aufklärerischen Reflexion, die in den Dingen nur sinnliche Erscheinungsformen findet, und zieht die schöne Täuschung vor, die mehr als nur sinnliche Erscheinungsformen in den Dingen sieht. Balder gegenüber wendet sich Lovell von der destruktiven Reflexion ab, die dem Wesen der Dinge auf den Grund zu gehen sucht, und flieht zu der sinnlichen Täuschung, die ihm erfreulicher ist. Jetzt wieder wird in der radikal-sensualistischen Betrachtung das Zerstörende gesehen und die Täuschung ersehnt, die das Glück des idealistisch-pathetischen Gefühls einst ausmachte. Allemal ist die dem enthusiastischen Temperament entsprechend radikale verstandesmäßige Betrachtung destruktiv.

Lovell gesteht Rosa in diesem Brief, daß ihn in Wirklichkeit während der Niederschrift des Briefes an Eduard die Erinnerung an seine idealistische Gefühlsweise übermannt habe: „alles, was ich je empfand, kam ungestüm wie ein Waldstrom in meine Seele zurück" ... „alles, was mich aufrecht erhielt, verließ mich treulos — der Mensch ist ein elendes Geschöpf" ... „Wie wüst und ungeordnet lag

alles umher, was ich so schön und zierlich aufgepackt glaubte, in allen Gedanken fand ich ungeheure Klüfte, die ich aus trunknem Leichtsinn vorher übersehen hatte, das ganze Gebäude meiner Ideen fiel zusammen, und ich erschrak vor der leeren Ebene, die sich durch mein Gehirn ausstreckte" (II, 21 f.).

Lovell unterbricht schließlich seinen Brief. Er geht in die Stadt und mit den neuen, sinnlichen Eindrücken vermag er die Erinnerung an seine frühere idealistische Gefühlswelt nicht mehr zu erhalten. Hören wir, wie er den Brief an Rosa endigt: „Lieber Rosa, was sagen Sie zu diesem Briefe und zu Ihrem Freunde? — so weit hatte ich geschrieben, als ich unwillig die Feder niederwarf und im rothen Abendschein durch die Straßen ging. Bald floß mein Blut schneller durch meine Adern, als mir so manche von den bekannten Gesichtern begegneten, als ich unsre Donna Bianka an ihrem Fenster sah. Die Einsamkeit, die engen Wände sind es, die uns verdrüßlich und melancholisch machen; mit der freieren Luft athmet der Mensch eine freiere Seele ein und fühlt sich wie der Adler, der sich mit regerem Flügelschlag über die finstern Wolken hinaushebt. Ich komme jetzt eben von der schönen Bianka zurück und mein Brief ist mir unverständlich. . . Bianka hat alle meine Sinne in Aufruhr gesetzt, und ich habe sie verlassen auf die schönste, glücklichste Art beruhigt" (II, 24 f.).

Der relative Charakter des subjektivistischen Selbstgefühls kommt hier außerordentlich klar zum Ausdruck. Wenn wir uns an Werther erinnern, dann ist bei William Lovell seiner derzeitigen Verfassung gemäß nur alles ins radikal Sensualistische vergröbert; denn dem Wesen nach ist die Betrachtung Lovells gar nicht so weit von der Werthers verschieden, wenn dieser im Anfang des zweiten Buches gesagt hatte: „Gewiß, weil wir doch einmal so gemacht sind, daß wir alles mit uns und uns mit allem vergleichen, so liegt Glück oder Elend in den Gegenständen, womit wir uns zusammenhalten, und da ist nichts gefährlicher als die Einsamkeit." Bedürfen wir wirklich einer Abhängigkeit von Rétif, um über den äußeren Verlauf der Handlung hinaus auch noch den Sensualismus Lovells aus einer solchen zu erklären? Verstehen wir ihn nicht richtiger aus einem organischen Zusammenhang innerer geschichtlicher Entwicklung?

In der Einsamkeit und in der Erinnerung an die Welt, die ihn mit Eduard verband, und die er im Grunde genommen doch verloren hat — „wie eine untergehende Sonne beschien mich der blasse Strahl,

 ohne mich zu erwärmen" —, verloren mit ihr die innere Beziehung auch zu Eduard, mußte Lovell in den idealistischen Träumereien schließlich seiner selbst verlustig gehen. Die Wirklichkeit der sinnlichen Erscheinungswelt bringt ihn wieder zum Gefühl seiner selbst, und uns überrascht höchstens das plötzliche im Wechsel seiner Stimmungen. Aber kennen wir nicht die ruhelose Agilität seiner Seele, haben wir sie nicht schon aus dem enthusiastischen Charakter seines ganzen Gefühlslebens im entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhang kennen gelernt? Wissen wir nicht, daß darauf die Haltlosigkeit seines eigenen Charakters beruht? Wenn wir ferner bedenken, wie die Imagination bei Woldemar, die Phantasie bei Anton Reiser das fast in Wirklichkeit umsetzt, dem ihre Seele nur zugewendet ist, kann es uns da wundernehmen, daß die Erinnerung an die idealistische Gefühlswelt diese in Lovell wirklich werden läßt, und daß unmittelbar darauf die Eindrücke der sinnlichen Erscheinungswelt trotzdem eben so mächtig in ihm wirken, daß nunmehr dieser allein Wirklichkeitsbedeutung zukommt? Mußte nicht ebenso das Bild Amaliens in seiner Seele dem der Blainville weichen? Damals hatte Balder Lovell zugerufen: „Jenes hohe einzige Gefühl der Liebe, das sich weder beschreiben noch zum zweiten Male empfinden läßt, hat deine irdische Brust nie besucht, bei dir stirbt die Liebe mit der Gegenwart der Geliebten". Es ist eben weiter nichts als Symptom des zügellosen enthusiastischen Gefühlslebens: Für den Enthusiasten hat die Gegenwart allein immer recht. Wer wollte da mit moralischen Werten messen?

Rosas Antwort auf Lovells Brief bedeutet eine Stärkung der skeptischen sinnlichen Ansichten Lovells. Rosa schreibt: „Es ist leider ebenso demüthigend als wahr, daß bei Ihrer Melancholie nicht die philosophische, sondern die medicinische Untersuchung die richtigere war. Bianka hat sie von einer Krankheit geheilt, die kein Weiser, kein Dichter, kein Spaziergang, kein Gemählde, keine Musik heilen konnte. Die klemmende, unbekannte Sehnsucht, die so oft den Busen des Jünglings und des aufkeimenden Mädchens zusammenzieht, was ist sie anders als das Vorgefühl der Liebe? Und was ist die Liebe mit allen ihren fröhlichen Qualen und ihren peinigenden Freuden weiter als das Drängen nach dem Genusse, dem Ziele, nach welchem jeder rennt, ohne es zu glauben? Meinen Sie nicht, daß, wenn man den Petrarka in seine Muttersprache übersetzte, seine langweiligen Gedichte die lustigste Lektüre von der Welt seyn müßten?" (II, 27 f.).

Es ist die anatomierende Reflexion, die hier der idealistisch-pathetischen Weltanschauung vollends ins Gesicht schlägt.

Die Bedeutung, die dem ganzen Vorgang zukommt, der sich in den vorliegenden drei Briefen Lovells an Eduard, Lovells an Rosa und Rosas an Lovell, die als Ganzes betrachtet sein wollen, darstellt, liegt indes nach einer anderen Seite. Sie beruht auf der Ansicht, die sich Lovell aus diesem Vorgang vom Menschen schlechthin bildet. Die innere Haltlosigkeit, die Lovell anläßlich des Briefes an Eduard Rosa bekennt, erscheint Lovell von nun ab nicht als eine persönliche Eigenschaft seiner selbst, sondern als bezeichnend für das Wesen des Menschen überhaupt. Aus ihr folgert sich die Menschenverachtung, die Lovell von nun ab beherrscht. Dieser Anschauung gibt Rosa Ausdruck, wenn er schreibt: „Ihr Brief macht so ein wahres Gemählde des Menschen aus, daß ich ihn oft gelesen habe ... Wenn man die Menschen genauer ansieht, so giebt es keinen, den man bemitleiden kann, sie erschüttern nur das Zwergfell ... Ihr Shakspear hat nie so etwas wahres gesagt, als wenn er den Puck zum Oberon sagen läßt: Lord, what fools these mortals be!" (II, 29). Diese Überzeugung bildet die Grundlage zu dem späteren Verhalten Lovells. Die Ironie nämlich setzt sich in praktisches Handeln um. Die Menschen werden nicht mehr ernst, sie werden ironisch genommen, aber doch wohl nur, weil Lovell unfähig ist, sie ernst nehmen zu können. Auch dies ist nur ein Ausdruck der Passivität Lovells. Wir werden dieses Ergebnis der Erfahrung, die Lovell durch seinen Brief an Eduard gemacht hat, in der Rosalinentragödie sich geltend machen finden. Vorher haben wir noch anderen Äußerungen seiner seelischen Verfassung in dieser Zeit Beachtung zu schenken.

Lovell gibt sich von des Gedankens Blässe wenig angekränkelt einem wilden, sinnlichen Leben hin. Es ist der fünfzehnte Brief des ersten Buches im zweiten Bande, der uns ein anschauliches Bild seines Treibens entwickelt. Wenn wir uns erinnern, wie Werther und Woldemar den geräuschvollen Zirkeln des öffentlichen Lebens entflohen, um zu einer wahren Besinnung ihrer selbst zu kommen, weil nämlich andrerseits der ruhelose Taumel der Gesellschaft störend auf sie wirkte, so daß sie keinen Kontakt mit diesen Menschen und folglich mit sich selbst erlangen konnten, so werden wir die ironischen Wirkungen begreifen, die das zügellose Leben auf Lovell ausübt. Er schreibt an Rosa: „Mein Gemüth ist in einer ewigen Empörung, und

 alles vor meinen Augen hat eine tanzende Bewegung. Durchschwärmte Nächte und wiederholte Trunkenheit machen, daß mir die Welt ganz anders erscheint, nicht fröhlicher oder betrübter, aber weit seltsamer und unwichtiger"; er bekennt ferner als Ergebnis seines ruhelosen Treibens: „Frohsinn und Melancholie, seltsame Ideen in der ungeheuersten Verbindung, schweben und gaukeln vor meinen Augen, ohne sich meinem Kopfe oder Herzen zu nähern" (II, 74 f.).

Wollen wir diese Äußerungen richtig verstehen, so müssen wir allerdings berücksichtigen, daß der Taumel hier nicht nur ein Unlustgefühl im Sinne passiver Ironie in Lovell auslöst, sondern daneben auch ein Lustgefühl, daß Werther und Woldemar noch nicht kannten. Es ist ein bezeichnendes Symptom der anbrechenden Romantik. Wir erinnern uns, wie bereits Anton Reiser den dunklen Gefühlen und unklaren Vorstellungen besonders hingegeben war, wie das „Hylo schöne Sonne", das „Quam" der Fuhrleute Bedeutung für ihn gewann. Diese veränderte Bedeutung gewinnt das verdunkelte Bewußtsein der Betäubung für Lovell. Der Zustand der passiven Ironie erregt daher nicht unmittelbar Unlustgefühle in ihm, und er flieht daher diesen Zustand auch nicht wie Werther oder Woldemar. Im Gegenteil gibt er sich ihm mit Enthusiasmus hin. Erst auf die Dauer macht sich in ihm die zerstörende Wirkung geltend. So müssen wir im romantischen Sinne die „ungeheuren Verbindungen" verstehen, in der Frohsinn und Melancholie, seltsame Ideen vor seinen Augen schweben und gaukeln, ohne sich seinem Kopf oder Herzen zu nähern: „Man nenne doch die schöne Erweckung der innersten Gefühle nicht Rausch! Man sehe nicht mit Verachtung auf den Menschen hinab, den sich plötzlich in der glücklichsten Erhitzung neue Thore der Erfahrung aufthun, dem neue Gedanken und Gefühle wie schießende Sterne durch die Seele fließen und einen blaugoldnen Pfad hinter sich machen" (II, 76). Es ist also das assoziative Moment, um deswillen Lovell Rausch, Taumel und Begeisterung liebt. Wir sehen noch deutlicher in der Lobpreisung des Weines, die Lovell bald darauf anstimmt, wie die freien Assoziationen die Ursache sind, um deretwillen er eben die Betäubung, die Verminderung des klaren Bewußtseins schätzt, die Werther und Woldemar flohen. Da ist die Rede von dem Geist, der wie eine Mänade wild durch alle Regionen der frechsten und wildesten Gedanken schwärmt: „Wir durchschauen wie mit Seherblicken die Welt, wir bemerken die Klüfte in unsern Gedanken und Meinungen,

und fühlen mit lachendem Wohlbehagen, wie Denken und Fühlen, Träumen und Philosophieren, wie alle unsre Kräfte und Neigungen, alle Triebe, Wünsche und Genüsse nur Eine, Eine glänzende Sonne ausmachen, die nur in uns selbst zuweilen so tief hinuntersinkt, daß wir ihre verschiedene Strahlenbrechung für unterschiedene getrennte Wesen halten". In diesem Zusammenhange müssen wir es auch verstehen, wie Lovell dazu kommt, eine Behauptung aufzustellen, die für Werther und Woldemar noch ganz unmöglich gewesen wäre: „Man urtheilt nur denn über das Leben am richtigsten, wenn man im eigentlichen Sinne recht viel lebt, nicht nur den Becher einer jeden Freude kostet, sondern ihn bis auf die Hefen leert und so durch alle Empfindungen geht, deren der Mensch fähig ist." Es hängt mit dieser Ansicht mittelbar zusammen, wenn Lovell erklären kann: „Mein Blut fließt unbegreiflich leicht, und meine Imagination ist angefrischt und erstreckt sich auf alle Ideen des menschlichen Geistes" (II, 74).

Wenn Werther und Woldemar das geräuschvolle Leben unter dem Bilde der Unwirklichkeit eines mechanischen Theaters, eines Marionettenspiels erschien, so begegnen wir dieser ironischen Wirkung auf die Dauer bei Lovell auch, aber sie tritt nicht sogleich hervor. Bevor die Ironie in diesem Sinne bei Lovell akut wird, gibt es für ihn noch ein Zwischenstadium, das statt des Unlustgefühls vielmehr ein Lustgefühl in ihm auslöst. Er sieht nämlich das Leben zuerst anstatt in der in ihren mechanischen Formen grassen Unwirklichkeit des Marionettentheaters, in der halbunwirklichen Form des Schattenspieles. Das Schattenhafte umkleidet sich für ihn mit dem romantischen Reiz des Ungewissen, Unklaren, im Dunkel Spielenden. Die passive Ironie, um die es sich trotz alledem handelt, ist für Lovell daher entgegen seinen Vorgängern in dieser Form zunächst nur reizvoll. Er schreibt: „Ich durchschweife oft in meinen abentheuerlichen Stimmungen die Stadt, und labe mich in der magischen Macht an den wunderbaren und räthselhaften Bildern der äußern (!) Gegenstände. Oft schwebt die Welt mit ihren Menschen und Zufälligkeiten wie ein bestandloßes Schattenspiel vor meinen Augen. Oft erschein ich mir dann selbst wie ein mitspielender Schatten, der kömmt und geht und sich wunderlich geberdet, ohne zu wissen warum. Die Straßen kommen mir dann nur vor wie Reihen von nachgemachten Häusern mit ihren närrischen Bewohnern, die Menschen vorstellen; und der Mond-

 schein, der sich mit seinem wehmüthigen Schimmer über die Gassen ausstreckt, ist wie ein Licht, das für andere Gegenstände glänzt, und durch einen Zufall auch in diese elende lächerliche Welt hineinfällt"; oder „Wie seltsam wird mir oft, wenn ich einem Mädchen nachfolge, die mich in ihre finstre, enge Wohnung führt, wo ein Krucifix über dem Bette hängt, und die Bilder der Madonne und von Märtyrern neben Schminktöpfen und schmutzigen Gläsern mit Schönheitswassern; oder wenn ich im Gedränge von Lazaronis und Handarbeitern in einer Herberge hinter einer andern stehe und mit ebenso vieler Andacht den pöbelhaften Späßen eines Pulicinello zuhöre, mit der ich ehedem den Shakspear sah" (II, 80 f.). Das in der Vorstellung Unvereinbare des Dirnenmilieus mit Märtyrer- und Madonnenbildern, das Sinnlose in den pöbelhaften Späßen des Pulicinello übt auf ihn den romantischen Reiz des Ungewissen, und wir haben es wohl mit auf dasselbe Konto zu setzen, wenn er schon früher einmal selbst „in dem einfältigsten Geschwätz einen tiefen, gedankenreichen Sinn" entdeckte (II, 24).

Dieser romantische Reiz des Gedanklich-Ungewissen weist Lovell aufs neue vom Idealistischen aufs Sensualistische, auf das rein Sinnliche. Er sagt: „Das Leben ist nichts, wenn man es nicht auf die sinnlich roheste Art genießt; der Widerschein der Wollust fällt auf alle Gegenstände, und färbt auch die uninteressantesten mit einem goldenen Schimmer" (II, 81). Dies ist vielleicht der stärkste Ausdruck, mit dem sich Lovell zum radikalen Sensualismus bekennt, und wir erkennen in ihm die unbedingte Unfähigkeit noch einer anderen, idealistischen Gefühlsweise. Wenn wir den ganzen Ablauf seiner Verfassung seit den Pariser Ereignissen uns noch einmal vergegenwärtigen, so müssen wir wohl sagen, es schien nur so, als ob Lovell den Abfall von seiner pathetisch-idealistischen Gefühlswelt in den Armen der Blainville noch einmal überwinde. Karl Wilmont behält doch mit seiner argwöhnenden Prophezeihung letzten Endes recht: „wenn ein solches Wesen einst fühlt, wie die Kraft seiner Fittiche erlahmt, so läßt er sich blindlings herunterfallen, seine Flügel werden zerknickt, und er muß nachher in Ewigkeit kriechen".

Mit wahrer Wollust richtet sich der Zerstörungstrieb Lovells gegen seine eigene frühere Gefühlswelt, wenn wir in der Schilderung, wie er sich dem Reiz des unwirklich erscheinenden Lebens hingibt, den Passus finden: „Am liebsten begleite ich irgend eines der vorüber-

streifenden Mädchen oder besuche eine meiner Bekanntinnen und träume mir, wenn mich ihre wollüstigen Arme umfangen, ich liege und schwelge an Amaliens Busen. Nichts macht mir dann meine eingebildete, alte schwärmerische Liebe so abgeschmackt und lächerlich als dieser vorsätzliche Betrug" (II, 81). Da heißt es dann schließlich: „Amalie ist auch nur einer von den wandelnden Schatten, die Zeit ergreift sie ebenso wie mich und wirft das abgenutzte, veraltete Bild in ihre dunkeln Tiefen, in die kein Auge dringt, und wo die Marionetten von tausend Jahrhunderten in bunter Vermischung aufgehäuft übereinander liegen" (II, 82). Hier tritt der passive Charakter dieser Form der Ironie schon deutlicher hervor: Der Schatten ist der Marionette gewichen. Die volle Passivität und Unselbständigkeit Lovells auch in seiner jetzigen Verfassung, kommt zum Ausdruck, wenn er Rosa bald darauf über den Eindruck, den ein Brief Eduards auf ihn gemacht hat, bekennen muß: „Alles, was ich empfunden und gedacht hatte, gieng wie in einem alles verschlingenden Chaos unter, alle Kennzeichen, an denen ich mich unter den gewöhnlichen Menschen heraushob, giengen wie Lichter aus, und plötzlich verarmt, plötzlich zur Selbstverachtung hinabgesunken war ich mir selbst zur Last, und Himmel und Erde lagen wie die Mauern eines engen Gefängnisses um mich" (II, 103). Indes die Türen sind zugefallen, Lovell kann nicht zurück zum Licht. Schon hält eine neue Lust der Sinne ihn gefangen, die ihn „im Grunde schon alles hat vergessen lassen". Die Rosalinentragödie nimmt hier ihren Anfang.

Das praktische Verhalten des Gefühlsskeptikers (Die Rosalinentragödie)

Wenn wir in den voraufgehenden Abschnitten gesehen haben, wie Lovell Welt und Leben in sich aufnimmt, so wird unser Augenmerk jetzt mehr darauf gerichtet sein, wie sich sein praktisches Verhalten den Dingen gegenüber gestaltet. Es ist schon früher einmal darauf hingewiesen worden, wie sich aus der Passivität des Individuums die Sehnsucht und der Trieb zur Herrschaft über die Dinge ergibt. Als notwendige Voraussetzung hierzu wird eine Mäßigung des enthusiastischen Gefühlslebens, das den Menschen der Herrschaft beraubt, frühzeitig erkannt. Eduard rief Lovell einst zu, daß zum Handeln eine Art von Kälte notwendig sei. Nach den Pariser Ereignissen ver-

 sprach Lovell selbst, klüger zu werden, sich nicht so oft von Gefühlen überraschen zu lassen, sondern mehr zu denken und mit freiem Willen zu handeln. Nach den leidenschaftlichen Ergüssen, die der Absage seines Vaters zu einer Heirat mit Amalie Wilmont folgten, traten apathische Kontrastgefühle auf, die in diesem Zusammenhange scheinen bewertet werden zu können. Lovell schrieb, er fange an, kalt und vernünftig zu werden, er hoffe es noch dahin zu bringen, den Enthusiasmus in seiner Brust auszulöschen, der so oft an ihm getadelt worden sei. Wie diese Apathie im Sinne einer Herrschaft über die Dinge nutzbar gemacht wird, geht aus den Worten hervor, die Lovell bald darauf schreibt: „ich glaube jetzt, alle Parthien dieses Lebens überblicken zu können, daß mich keine Anlage dieses seltsam geordneten Parkes überrascht, daß ich es weiß, wenn ich durch krumme Labyrinthe auf meine Fußtapfen zurückgekehrt bin, und den Zaun recht gut bemerke, der sich hinter Gebüsche verstecken soll" (II, 15). Wir hören aus diesen Worten aber auch bereits heraus, wie die beobachtende Stellung, die Lovell zu den Dingen einnimmt, um sie zu beherrschen, die Unmittelbarkeit der Beziehung zu ihnen zerstört, wie diese beherrschende Gegenüberstellung dazu beiträgt, die ironische Disposition in ihm zu erweitern.

Auch aus der skeptisch-sinnlichen Philosophie wurde von Lovell die Nutzwendung gezogen, dem Betrug pathetischer Erwartungen an das Leben aus dem Wege zu gehen und damit dem Leben mit einer größeren, beherrschenden Sicherheit gegenüber zu stehen. Wir erinnern uns, wie verächtlich so oft von den Schwärmern die Rede war, die aus Feigheit zu „Sklaven" ihrer idealistischen Erwartungen geworden seien, wie Lovell dagegen die Welt als sein Eigentum zu sehen bestrebt war, sich zum Gesetzgeber über sie erheben wollte. Und nicht nur mit dem entmündigenden Enthusiasmus verfolgte er diese Betrachtungen, in kühle Reflexion klangen vielmehr die Worte aus, die er an Eduard schrieb: „Wer vorher weiß, welche Gerichte er an dieser Tafel findet, der wählt klug aus und kostet von jedem, wenn die Nachbarn hungrig vom Tische gehn, indem sie auf eine Lieblingsspeise warteten, die nicht aufgetragen wurde. Und ist es nicht so leicht, den Küchenzettel von diesem Leben zu erhalten?" (II, 14).

Es ist in diesem Zusammenhange auch nicht ohne Interesse, zu beachten, wie diejenigen, die dem enthusiastischen Gefühlsleben im Roman als Gegner gegenüberstehen und den Enthusiasten gegenüber

die Beherrschung des Lebens repräsentieren, Stellung zur fatalistischen Schicksalsidee nehmen. Der Fatalismus tritt da nicht als objektiver Tatbestand auf, sondern als eine subjektive Auffassungsweise, die nur für den der Herrschaft entthronten Enthusiasten Geltung besitzt. So schreibt Walther Lovell in der Absage an William: „der weise Mann geht dem undurchdringlichen Zufalle aus dem Wege, da im Gegentheile das Leben des Thoren nichts als ein rastloser, ohnmächtiger Kampf gegen Zufall und Nothwendigkeit ist" (I, 350). In einem Brief des alten Burton an den Advokaten Jackson ist davon die Rede, daß der Lebenslauf des Weisen und des Toren sich dadurch am meisten unterscheiden, daß dieser hin- und herschweife, hier die günstige Gelegenheit rechts, dort eine andere links liegen lasse; der Verständige aber jede Kleinigkeit in seinen Plan und Nutzen verbinde und es eben dadurch bewirke, daß es für ihn keinen Zufall gäbe (I, 218).

Die Beherrschung der Dinge im eigenen Interesse schließt für den Menschen die Beherrschung anderer Menschen in sich; und Menschen zu beherrschen, anstatt von ihnen beherrscht zu werden, besitzt für den Enthusiasten den allergrößten Reiz: es bedeutet für ihn die Erlösung aus seiner eigenen Passivität. Die Kunst der Menschenbeherrschung ist daher ein Thema, das in Tiecks Roman schon früh anklingt. Louise Blainville ist die erste, in der wir diese Kunst glänzend vertreten finden. Wir haben selbst die Mittel kennen gelernt, mit denen sie William Lovell zum willenlosen Gegenstand ihres Strebens macht. Mit vollendeter Selbstbeherrschung macht die Blainville ferner den Grafen Melun zum Objekt ihrer Herrschaft. Wir sind dadurch schon früh mit menschlichen Eigenschaften bekannt gemacht, die Lovell ebenso sehr abgehen, als seine eigene Entwicklung alsbald nach ihrer Aneigung zu streben scheint. Im dritten Buche beginnt ferner der Briefwechsel des alten Burton mit dem Advokaten seines Prozeßgegners, und uns begegnet in Burton abermals ein überlegener Menschenkenner, der die menschlichen Schwächen seiner Umgebung glänzend wahrnimmt, um durch sie diese Menschen skrupellos seinen Interessen fügbar zu machen. Schon ist Andrea Cosimo im Hintergrunde aufgetaucht, aber erst im folgenden Buche, dem ersten des zweiten Bandes tritt Rosa mit diesem in eine beachtenswerte Erörterung über die Kunst, Menschen zu beherrschen, aus der wir aufs deutlichste wahrnehmen, wie Lovell tatsächlich dieser Kunst Rosas verfallen ist. In demselben Buche führt der alte Lord Burton seine

Unternehmungen erfolgreich zu Ende. Durch alle diese Ereignisse ist der Leser auf das künftige praktische Verhalten Lovells, das verwandten Motiven entspringt, planmäßig vom Dichter vorbereitet worden.

Für das praktische Verhalten Lovells gewinnen nun die vorerwähnten drei Briefe, die als ein zusammenhängendes Ganzes betrachtet sein wollen, eine grundlegende Bedeutung. Der Vorgang, der in diesen drei Briefen zum Ausdruck gelangt ist, hat in Lovell die Überzeugung von der Möglichkeit geweckt, die Menschen auf Grund ihrer Schwächen zum Gegenstande der Herrschaft zu machen. Mit dieser Überzeugung ist in ihm ein Grad von Menschenverachtung entstanden, der als Motiv seines Verhaltens mitwirkt, indem in der Beherrschung dieser Verachtung ein praktischer Ausdruck verliehen wird. Dieses Motiv ist natürlich von unmittelbar destruktiver Bedeutung, da mit ihm die Beziehungen zum Mitmenschen radikal durchschnitten werden. Positiv ist dagegen das Hauptmotiv, das die grundlegende Tendenz des ganzen Romans bildet, durch die Herrschaft aus der Passivität heraus zu gelangen. Daneben wirken noch andere psychologische Motive: einmal das Bedürfnis, durch die Herrschaft der Unersättlichkeit des enthusiastischen Genusses entgegenzukommen, und dann auch der romantische Reiz, der für Lovell darin liegt, die Menschen durch die Herrschaft zu einem Gegenstand des unwirklichen Spiels zu machen. Dies letzte Motiv muß auf die Dauer wieder eine ironisierende Wirkung auf Lovell ausüben. Diese verschiedenen Motive nun machen sich bei der Rosalinentragödie geltend.

Da Lovell Rosa die erste Nachricht von seiner schwärmerischen Liebe für Rosaline gibt, antwortet ihm dieser, er werde dieses Abenteuer als den guten oder schlechten Plan einer Komödie ansehen: „Zeigen Sie sich daher im dramatischen Fache wenigstens als ein eben so guter, wo möglich noch besserer Dichter, als Sie bis jetzt im Lyrischen gethan haben" (II, 122 f.); denn freilich bedeutet es die Vollendung der Herrschaft über die Dinge, wenn sie der des Dichters über die Geschehnisse seines Stückes gleichkommt. Bald antwortet Lovell: „Ich habe jetzt eine Idee, es soll förmlich der intriguante Plan einer Komödie werden" (II, 133).

Lovell zieht mit dem alten Willy in eine leerstehende Hütte neben der Rosalinens. Er gibt Willy für seinen Vater, einen alten Venetianer, aus, der nach Rom gekommen sei, um dort sein dürftiges Aus-

kommen zu finden. Er selbst kleidet sich in eine gemeine Tracht und nennt sich Antonio. Bald macht er mit Rosaline und ihrer Mutter Bekanntschaft und berichtet an Rosa: „ich lebe hier gewiß so romantisch, als es nur möglich ist; es kommt mir oft gar nicht vor wie ein ordentliches Leben auf dieser Erde" (II, 138). Antonio-Lovell ist mit Rosaline bald sehr vertraut. Er gesteht ihr seine Liebe, sie bekennt ihm, daß sie schon einen Bräutigam habe und ihn nicht lieben dürfe. Aber gegen Rosalinens eigenen Willen treten Zeichen hervor, die dafür sprechen, daß sie im Grunde genommen Antonio liebt. Sie kann sich nicht verstellen. Sie verspricht ihm, nicht mehr von Pietro, ihrem Bräutigam, zu reden. Sie wechselt mit Antonio Briefe voller Liebe und Sehnsucht. Lovell weiß durch boshaft geschlungene Umarmungen und wollüstige Küsse Rosalinens Sinnlichkeit zu erregen, die ihrer eigenen Triebe nicht bewußt, immer mehr in seine Gewalt gerät. Plötzlich kommt die Nachricht von Pietros Heimkehr und Lovell flucht: „Es ist um rasend zu werden! Alles ist dahin! Alle meine Ruhe, alle meine Liebe ist gänzlich, durchaus verlohren! Ich kenne mich kaum wieder, ich verachte und hasse mich selbst, ob ich gleich nur auf den Zufall fluchen sollte." Ebenso haßte sich Anton Reiser selber, wenn die Gestaltung der Dinge seiner Hand entzogen war. „Ich stehe hier wie ein Schulknabe, der seinen Lehrer fürchtet, ich bin beschämt und verworfen ... Warum hängen wir so oft von nichtswürdigen Zufälligkeiten ab! ... Rathen Sie mir, Rosa, was ist zu thun? Ich habe allen Verstand, alle Besinnung völlig verlohren" (II, 175 f.). Rosa weiß keinen Rat: „Freilich sollte es nicht möglich seyn, daß ein Zufall uns das plötzlich nähme, was wir für unser höchstes Glück halten, in dessen Besitz wir schon sind ... Unser ganzes Leben erscheint mir immer als ein Kampf mit dem Schicksale, es überlistet uns in jedem Augenblicke, aber wir müssen uns nicht sogleich für überwunden erkennen, sondern List gegen List setzen. Dieser Streit macht unser Daseyn interessant, er macht, daß wir uns nicht so demüthig abhängig von einer blinden, unbekannten Macht fühlen. Doch ich weiß, Sie haben zwar Stärke genug diese Ideen zu denken, aber nicht nach ihnen zu handeln. Ihre Gefühle bleiben immer nur innerlich in Ihnen" (II, 178 f.). Die Schlußworte dieser Ausführungen Rosas erinnern uns daran, daß es auch immer Anton Reisers vergebliches Streben war, die innerliche Welt seiner Gefühle zumal in der Erfurter Zeit „außer sich" darzustellen.

Lovell war indessen verreist. Er antwortet Rosa: „Ihren Brief habe ich erst jetzt bey meiner Zurückkunft gefunden. Sie haben Recht, und ich habe nach Ihrem Rathe gehandelt, ohne ihn zu kennen" (II, 180). Das ist nun freilich eine erhebliche Selbsttäuschung; denn wenn Lovell schon gehandelt hat, so hat er nichts weniger als mit überlegener Erwägung, mit kühlem, klaren Verstande gehandelt, sondern in voller Abhängigkeit von seinen dunklen Trieben. Er war Pietro auf der Straße nach Neapel entgegen geritten. Bei Sezza hatte er ihn getroffen, und er bekennt selbst: „Ich weiß nicht, wie es kam, alles umher umgab mich so wie ein Traum, ich zog plötzlich einen Dolch und stieß nach ihm. Es war ganz unwillkührlich geschehen, und wie leicht hätte es kommen können, daß ich ihn ermordet hätte!" Wie wenig Lovell in dem erstrebten Sinne die Umstände seiner Herrschaft unterworfen hat, wie wenig er in Unabhängigkeit von seinen Gefühlen gehandelt hat, geht deutlich genug hervor, wenn er selbst noch sagt: „Ich hätte vielleicht einen Handel mit ihm treffen können, daß er weiter keine Ansprüche auf Rosalinen machen solle, wenn ich bey kaltem Blute gewesen wäre." Und auch so ist seine Tat nicht im Sinne eines mit kühler Erwägung vollzogenen Mordes zu beurteilen. Es ist in der Leidenschaft begangener Todschlag. Zum Morde wäre Lovell gar nicht fähig, wiewohl dieser im Sinne der Freiheit ethisch immer noch höher zu bewerten wäre. Hinterher nun vollends ist die Abhängigkeit Lovells größer, denn je zuvor. Er ist jeder freien Selbstbestimmung seines Handelns beraubt. So schreibt er: „Die Nacht und der heutige Tag sind mir in einem ununterbrochenen Schwindel verflossen. Ich erwarte den Schurken in jeder Minute" ... „ich weiß nun nicht, wie alles sich endigen wird" ... „wäre Pietro nicht dazwischen gekommen, so hätt' ich Rosalinen geheirathet, wäre mit ihr nach England gezogen, und hätte ihr und der Natur gelebt. Wenn ich es noch thun könnte! Was hindert mich, mich der Mutter zu entdecken? Aber der Bräutigam könnte einen Verdacht auf mich werfen: er wird nun vielleicht etwas länger bleiben, da ihm die Wunde wahrscheinlich am Gehen hindert, und diese paar Tage will ich noch in Rosalinens Gesellschaft genießen" (II, 181 f.).

Indes der Bräutigam kehrt nicht wieder. Man hat ihn als Leichnam an der Landstraße gefunden. Rosaline ist in der weichen Sinnlichkeit der Wehmut der Verführung Lovells zum Opfer gefallen:

„Wir sprachen dabei immer von ihrem Unglücke". Lovell ist in dem enthusiastischen Rausch seines Gefühlslebens ganz von der Sinnlichkeit in Fesseln gelegt. Die idealistische Welt ist ihm völlig entrissen. Dieser Rausch der enthusiastisch-sinnlichen Gefühle hält Lovell in einer Betäubung gefangen, die jedes freihandelnde Selbstbewußtsein erst recht ausschließt. „Ich habe mehrere Tage hindurch in einer Verworrenheit aller Begriffe und Empfindungen gelebt", schreibt er, „ich habe so eben eine halbe Flasche Cyperwein getrunken, und meine Hand zittert, indem ich schreibe; ich bin äußerst froh und zufrieden, und mir ist so leicht, daß ich bey jedem Absatze aus vollem Halse lachen muß" (II, 184). So schreibt niemand, der mit klarem Bewußtsein die Zügel seines Schicksals in der Hand hält.

Es kann uns nicht wundern, wenn wir jetzt die ausgesprochensten Merkmale der passiven Ironie in Lovell wahrnehmen. Mehr denn je im Sinnlichen befangen, hat er jede Beziehung zu dem Wesen der Dinge verloren. Dazu kommt, daß trotz allem Rosaline und Pietro willenlos seiner Willkür verfallen gewesen sind. Er hat sie nicht unbefangen genommen als Menschen seinesgleichen. Er hat sich ihnen gegenüber gestellt oder vielmehr sie sich gegenüber gestellt, um sie zu regieren. Was Wunder, daß diese Gegenüberstellung den unmittelbaren Kontakt unterbricht. Jetzt schreibt er: „Das Leben ist das allerlustigste und lächerlichste, was man sich denken kann; alle Menschen tummeln sich wie klappernde Marionetten durch einander und werden an plumpen Drähten regiert und sprechen von ihrem freyen Willen" (II, 184). Da ist der romantische Reiz des Schattenspiels verschwunden. Die Unfähigkeit, das Leben in sich zu objektivieren, tritt in der reinen Form des mechanischen Theaters hervor. Von Pietro schreibt er: „Sagen Sie, was Sie wollen, es ist nicht möglich, daß ich Schuld an seinem Tode seyn sollte. An jener unbedeutenden Streifwunde kann unmöglich ein so rauher, eisenfester Mensch verbluten; und wenn es der Fall seyn könnte, so würde ich es wahrhaftig nur sehr lächerlich finden, daß wir wie eine gesprungene Flasche auslaufen können und mit den wenigen rothen Tropfen alle unsere Plane und Gedanken, die ganze Zukunft, in der wir leben konnten, alles was wir noch hätten thun können" (II, 185). Diese materialistischen Vorstellungen sind auch nichts anderes als ein Symptom passiver Ironie. Wir begegneten ihnen im Anton Reiser ganz ähnlich bei der Hinrichtung der Missetäter. Moritz selber stellte sie in eine Reihe mit

 den Marionetten Werthers. Der Materialismus Lovells findet also auch mit einer äußerlichen Abhängigkeit von Rétif keine Erklärung. Er hat ungleich tiefere psychologische Ursachen. Rétif trat nur hinzu, vielleicht nicht ganz zufällig, aber doch nicht wesenhaft.

Bald ist der enthusiastische Liebesrausch Lovells verklungen. In sein Verhältnis mit Rosaline mischen sich die kleinlichen Regungen der Alltäglichkeit. Rosaline dringt auf Heirat. Das ungekünstelte reine Gefühl, das nichts anderes weiß, als daß es muß, wird durch Nützlichkeitsinteressen beeinträchtigt. Das macht sie Lovell zuwider. Trotzdem erhält er sich den Glauben an seine Liebe zu Rosaline. Diese erhaltende Täuschung wird durch einen Brief Rosas gründlich zerstört. Die Motive dieses Briefes sind charakteristisch für das Streben, das durch den ganzen Roman verkörpert wird. Rosa schreibt: „Lieber Freund, Sie sind in Ihren Briefen nicht mehr so aufrichtig, als Sie es anfangs waren; Sie fangen an, sich zu maskiren, aber ich sehe gar nicht warum. Schämen Sie sich zu gestehen, daß Ihre Leidenschaft nun nach dem Genusse nicht mehr jenes stürmende, drängende Gefühl ist voller Ahndung und Ungewißheit? Sagen Sie es nur dreist heraus. — Erinnern Sie sich, was ich Ihnen mit prophetischem Geiste schon in einem meiner frühern Briefe sagte, daß man sich nie zwingen müsse, mit Enthusiasmus die Leere auszufüllen, die sich oft plötzlich in alle unsre Gefühle reißt, denn dies ist die höchste Quaal des Lebens, die wahre Tortur der Seele. Geben Sie sich und Ihren Empfindungen nach, denn alle Ihre Schwüre, alle Ihre poetischen Betheuerungen haben Sie im Grunde gar nicht gethan, sondern es sind nur nothwendige Äußerungen des Gefühls, das Sie damals hatten; Sie haben nicht gesprochen, sondern Ihre Leidenschaft; diese ist jetzt fort und mit ihr das Wesen, das Sie so sprechen ließ" (II, 196).

Wenn Rosa sagt, man dürfe nicht mit Enthusiasmus die Leere ausfüllen, dann ist das durchaus nichts anderes, als wenn Anton Reiser in seiner Erfurter Zeit gegen die verlogene falsche „Empfindsamkeit" angeht; und wenn wir uns an Woldemar erinnern, der gegen den Schein, das Unwahre, Unechte kämpfte und immer auf Selbstheit drang, dann ist die hier durch Rosa vertretene Tendenz auch gar nicht so sehr von jenes Streben verschieden, nur daß die rücksichtslose Konsequenz der Reflexion im William Lovell das Positive des Motivs in ein Destruktives der Wirkung umsetzt, zumal für eine Natur wie

Lovell selbst, der aus einem konservativen Bedürfnis die Täuschung erfreulicher findet und sich der überwältigenden Macht des Erkennens doch nicht entziehen kann. Es ist uns ja nicht neu, daß die Reflexion zerstörend in ihm wirkt. Mitten aus der Rosalinenliebe entringt sich ihm einmal der Angstruf: „ich mag mir nicht meine heißen Gefühle zerlegen, um ihre Bestandteile kennen zu lernen, ich mag es nicht, und selbst wenn es wahr seyn sollte" (II, 146). Aber der Brief Rosas hat ihn nun mit seinen früheren Gefühlen endgültig außer Kontakt gesetzt.

Lovell verläßt Rosaline, die halb wahnsinnig ins Wasser geht. Seine innere Verfassung hat ihn tatsächlich außer Stande gesetzt, den Ereignissen eine andere Richtung zu geben. Jetzt schreibt er an Rosa: „Wenn man sich noch einige Zeit nach dem geendigten Schauspiele verweilt, wie dann der Vorhang wieder in die Höhe geht, und einzelne Stücke von Dekorationen an den kahlen Wänden hängen, Waffen und Rüstungen zerstreut auf dem Boden liegen, die emsigen Aufseher die Lichter auslöschen und sammeln, hin und wieder ein schlechter Schauspieler noch mit tragischem Schritte auf- und niedergeht und seine Rolle nicht vergessen kann: so, Rosa, in diesem armseligen Lichte erscheint mir jetzt das Leben. Alles sieht mir so abgetragen und dürftig aus. Die Menschen sind mir nichts als schlechte Komödianten, Tugendhelden oder witzige Köpfe, Liebhaber oder zärtliche Väter, nachdem es ihre Rolle mit sich bringt, die sie so schlecht, wie es nur immer eine wandernde Truppe thun kann, zu Ende spielen. Auch ich bin unter dem Haufen einer der Mitspieler, und so wie ich die andern verachte, werde ich wieder von ihnen verachtet." Alle Gefühle sind in ihm erschlagen: „O ich möchte mir wieder Stürme in diese träge Blutmasse wünschen, Gefühle, die die Thränen aus ihren tiefen Kerkern reißen, Seufzer und Schmerz, Quaal und Wollust, um wieder in den Kreis der übrigen Menschen zu treten, den ich jetzt aus der Ferne anschaue und verachte." Wir sehen hier ein altes Motiv auftauchen, das die ironische Disposition unterstützt. Wie schon Werther der Eindruck des Vorübergehenden die Objektivierung des Daseins in sich erschwerte, so erscheint Lovell jetzt in der Vergänglichkeit seiner heißen Gefühlsleidenschaft für Rosaline das Leben in unwirklicher Ferne zu entschwinden. Er endigt seinen Brief mit den Worten: „Wie die Fäden eines Weberstuhls flimmert und zittert das menschliche Leben vor meinen Augen, ein ewiges Wechseln und

Durcheinanderschießen, und dabey doch das langweilige, ewige Einerley" (II, 211 f.).

In dieser Verfassung erhält Lovell von Eduard Burton die Nachricht, daß sein Vater gestorben, Amalie mit Mortimer verheiratet und Eduards eigener Vater auf den Tod erkrankt sei. Es kann uns bei der Verfassung Lovells gar nicht verwundern, wenn dieser antwortet: „Ja wohl verfliegt alles und geht hinweg, und ich bin der betrübte Zuschauer des Possenspiels. Mein Vater ist also todt und Amalie verheyrathet? — O möge es beyden gut gehen, das ist alles, was ich zu dieser Nachricht sagen kann. — Was ist es denn nun mehr? Ist es nicht so, und muß es nicht so seyn? — Der Thoren, die sich die Haare ausraufen, wenn ein Vorfall eintritt, der nothwendig ist, und der in der Natur der Dinge gegründet liegt! Tod könnte nicht ohne Leben und Leben nicht ohne Tod seyn. — Mag es dahin gehen, was mir einst so werth und theuer war, denn was können wir in dieser Welt unsern Besitz nennen" (II, 234).

Nihilismus und Antithese
(Der niederträchtige Brief an Eduard)

Den fünften Brief des zweiten Buches im zweiten Bande, jenen Brief, in dem Lovell Eduard auf die Nachricht vom Tode seines Vaters und der Verheiratung Amalies antwortet, und in dem die bereits letzt erwähnten Äußerungen der Ironie Lovells stehen, kennzeichnet im übrigen eine maßlose Menschenverachtung. Wir sind ja früher bereits Äußerungen von Menschenverachtung begegnet. Sie beruhte auf der zerstörenden Reflexion über den verlogenen Charakter des Gefühlslebens, sowohl des eigenen wie desjenigen anderer. Diese zerstörende Zergliederung ergeht sich in dem vorliegenden Brief indes nicht wie bisher in allgemeinen Betrachtungen, sondern sie richtet sich direkt an die Person, deren Gefühlsleben dieser zerstörenden Betrachtung unterzogen wird, an Eduard. Sie setzt sich damit in Handlung um und gibt dem Brief Lovells einen eminent nihilistischen Charakter; Haßler nennt ihn einen „niederträchtigen Brief". Die Freundschaft Eduards und Lovells wird jedenfalls mit diesem Briefe zerschnitten.

Lovell ist sich zuerst durch die Pariser Ereignisse der Verlogenheit seiner eigenen einseitig idealistisch-pathetischen Gefühle — seiner

„Empfindsamkeit", wie Tieck sagt — bewußt geworden. Es entstand damit unmittelbar in ihm das Bedürfnis, aus dieser Verlogenheit herauszukommen. Dieses Bedürfnis wirkte mit als ein treibendes Moment bei der Entstehung des sensualistischen Skeptizismus. Das Streben nach einer größeren Wahrheit machte sich immer wieder in den skeptisch-sensualistischen Betrachtungen geltend, wenn der Vergleich zu jenen gezogen wurde, die sich ihre Sinnlichkeit aus einem verlogenen Idealismus nicht eingestehen wollen. Diesem Streben, aus der Verlogenheit herauszukommen, kommt damit ein durchaus positives Moment zu. Schon Woldemar strebte in diesem Sinne zur Echtheit, auch Moritz stellte aus einem ähnlichen Bedürfnis in seinem Roman die Neigung, sich an verlogenen Phrasen zu berauschen, schonungslos an den Pranger. Lovell ist in seinem Wahrheitsstreben in eine gegenteilige Einseitigkeit verfallen, in ihm führt die positive Tendenz, wie wir es schon früher so oft gesehen haben, gleichzeitig zu einer depositiven Wirkung, eben zur Verachtung.

Zwischen Eduard Burton und William Lovell macht sich nun der Unterschied geltend, daß Eduard an dem immerhin ehrlichen Streben Lovells nicht anders als beobachtend teilgenommen hat. Eduard selbst ist ein statischer Charakter, er ist entwicklungsunfähig. Eduard ist auf dem Standpunkt jener idealistisch-pathetischen Empfindsamkeit stehen geblieben, in deren Einseitigkeit Lovell eben eine Verlogenheit erkennen mußte. Wenn Lovell sich also im Gegensatz zu Eduard von jenem ehemaligen Standpunkt entfernt hat, so darf er freilich, so weit seinem Streben ein ehrlicher Beweggrund zukommt, in gewissem Grade das Bewußtsein seiner Mehrwertigkeit gegenüber Eduard nicht ganz mit Unrecht in sich tragen. Wenn ihm Eduard in seinem vorangegangenen Briefe nun die Notwendigkeit von „Grundsätzen" vorhält, in denen Lovell — wie schon in ähnlicher Weise einstmals Woldemar — gerade ein Symptom der Verlogenheit erkannt zu haben glaubt, da muß ihn Eduards schulmeisterliche Art freilich aus allen Reserven treiben. Und nun deckt er Eduard schonungslos die verlogenen Beweggründe von dessen Überzeugung auf. Er sieht in den gepriesenen Grundsätzen nur die Feigheit derer, die sich und ihren Gefühlen nicht trauen, sieht in ihnen Larven, die den Eigennutz verbergen wollen und die der Dünkel erfunden hat. „Glaubst Du nicht", schreibt er, „daß ich Deinen ganzen Brief verstanden habe, selbst die Stellen, von denen Du vielleicht glaubtest, ich würde den

Sinn, der sie niederschrieb, nicht entdecken? Warum hast Du mir keine Sylbe von dem verlohrenen Prozesse meines Vaters geschrieben? Er ist verlohren, und mein Vater und Amalie sind mir auch verlohren! — Du konntest es aber nicht unterlassen, mir die Krankheit Deines Vaters zu melden, weil Dir die Hoffnung Deiner baldigen unumschränkten Freyheit zu sehr im Sinne lag; eine heimliche Freude führte bey dieser Stelle Deine Feder, das wirst Du mir nie abläugnen können, wenn Du aufrichtig bist. Um Dich aber vor Dir selbst zu rechtfertigen, gebieten Dir Deine Grundsätze die Wartung des Kranken, die Liebe eines Sohnes für ihn, — o mehr kannst Du ja gar nicht thun, Du beweinst dann noch seinen Tod, — und welch ein vortrefflicher Mensch bist Du nicht bey alle dem! — O glaube mir, man kennt die Menschen, wenn man sich selbst kennt." Das muß man Lovell zugute halten, daß er die rücksichtslose Ehrlichkeit, die er für das Eingeständnis der Beweggründe des Handelns von anderen verlangt, bei der Zergliederung seiner eigenen Gefühle nicht weniger weit treibt. Darauf beruht das positive Gefühl, in dem er sich nicht ohne einen Moment des besseren Wissens über Eduard erhoben fühlt.

Lovells zersetzende Reflexion wendet sich nun Eduards Freundschaft für ihn zu, und es ist interessant, wie der relative Charakter des subjektivistischen Selbstbewußtseins dazu führt, die Freundschaft als eine bedurfte Beziehung auf rein egoistische Motive zurückzuführen, insofern sich nämlich der Freund in dieser Beziehung selber fühlt: „Ich schien ein so schönes Echo von Dir zu werden, eine Kopie von Dir, die das Original nur um so mehr heben sollte. Deine ganze Liebe äußerte sich im Hofmeistern, und eben darum wurdest Du eifersüchtig, weil Du in dem irrigen Wahne standest, ich spreche jetzt die Worte eines andern nach. O welche Wuth hat die Menschen denn besessen, daß sie stets ihre Meinungen verbreiten wollten! Daß sie aus allen, mit denen sie umgehen, Spiegel zu schleifen suchen, in denen sich ihre eigne werthe Person präsentirt!" Rücksichtslos deckt Lovell die Umstände auf, die sie einander näher gebracht hatte. Da Eduard einstmals auf der äußersten Spitze eines Felsens gestanden hatte, hatte Lovell einer Zwangsvorstellung zu erliegen gefürchtet, die ihn hieß, Eduard in die Tiefe zu stürzen, und er schreibt: „Nur um mich selbst zu überwältigen, riß ich Dich mit gewaltigen Armen zurück und schloß Dich an meine Brust und weinte laut; Du weintest mit, denn Du glaubtest, meine Thränen wären Zeugen meiner Liebe, meiner

Besorglichkeit für Dich; und so band Dich ein bloßer, schrecklicher Irrthum an mich. Hätte ich Dir mein Gefühl gestanden, so hättest Du mich mit Abscheu zurückgestoßen und einen verworfenen Menschen genannt: Du wärest von dem Augenblicke an mein Feind geworden. Aber jetzt gesteh ich Dir dies Gefühl, weil Du doch immer so strenge Wahrheit verlangst" (II, 237 f.). So endigt Lovell mit Hohn. Er muß durch diesen Brief die Freundschaft zwischen sich und Eduard zerschneiden, und er ist sich dessen sehr wohl bewußt. Aus welchen Motiven können wir die Feindseligkeiten Lovells gegen Eduard psychologisch erklären?

Jeder ehrliche Selbstbeobachter hat es oft an sich erlebt, daß allen Beschönigungen zum Trotz immer eine gewisse Position seiner selbst darin liegt, anderen etwas Unangenehmes zu sagen. Es ist daher eine Beobachtung des täglichen Lebens, daß das subjektivistische Selbstbewußtsein seines durchaus relativen Charakters wegen bei Störungen, denen stets eine Bedeutung der Passivität zukommt, in der Form zu reagieren geneigt ist, sich durch eine von ihm ausgehende aktive Störung des Selbstbewußtseins eines anderen wieder aufzurichten. Es fallen spitze Worte, Untertöne spielen in der Rede, die um so verletzender wirken, als sie nicht ehrlich hervortreten. Wir sprechen in solchen Fällen nicht ganz mit Unrecht von „Nervosität", insofern in der Tat stets momentane, geringe Störungen des Selbstbewußtseins, also ein psychopathisches Moment die Ursache dieser Neigung zur Zerstörung eines andern sind. Wir irren aber durchaus in der Annahme, daß es sich bei dieser Nervosität um Erscheinungen des modernen Seelenlebens unserer Tage handele. Es handelt sich vielmehr um eine der elementarsten Erscheinungen des subjektivistischen Seelenlebens überhaupt. Es ist das in der Beziehungslosigkeit gestörte Selbstbewußtsein, das mit „Niederträchtigkeit" reagiert. Es handelt sich also bei dieser Erscheinung weiter um ein typisches Symptom der Ironie. Wir erinnern uns, wie es in den ironischen Dispositionen Woldemars hervortrat, daß er das Bedürfnis empfand, Henriette seine Verachtung „fühlbar" zu machen. Es wird eine letzte, wenn auch negative, immer aber noch eine Art von Beziehung durch die Zerstörung zwischen dem Subjekt und dem Gegenstande dieser Zerstörung hergestellt. Erst als die Verachtung Woldemars auf Henriette nicht mehr wirkt, da bricht er ganz in sich zusammen. Wir erinnern uns auch, welche Bedeutung Anton Reiser dem Haß und der Feind-

 schaft gegen die ganze bürgerliche Gesellschaft einmal in einer ironischen Disposition als Quelle des Selbstgefühls beimaß.

Wir werden auch den ganzen niederträchtigen Brief Lovells als ein Symptom der Ironie ansehen müssen. Er gliedert sich in den Roman in dem Augenblick ein, wo die Rosalinentragödie eben ausgeklungen ist. Alle Gefühle in Lovell sind erschlagen, und er hat eine ganze Folge von äußeren Beziehungen verloren. Rosaline selbst ging ins Wasser. Balder ist verschwunden. Der alte Willy hat Lovell verlassen. Lovells Vater ist tot, Amalie verheiratet, seine Güter hat Lovell verloren. Eduard Burton ist noch die letzte Beziehung, die Lovell mit der alten Heimat verbindet. Aber ein positives Verhältnis inneren Einverständnisses ist mit Eduard nicht möglich. Eine Beziehung in der sich Lovell fühlen könnte, kann ihm Eduard auch nicht mehr sein. Wer ist denn überhaupt noch da außer allenfalls Rosa, in dem Lovell sich noch fühlen könnte? Der Brief an Eduard erscheint uns in diesem Zusammenhang als nichts anderes denn als ein Symptom des in seiner Beziehungslosigkeit gestörten Selbstbewußtseins. In der Zerstörung der gemeinsamen Freundschaft wird noch einmal eine letzte negative Beziehung zwischen Lovell und Eduard hergestellt, die freilich in ihrer Folge eine endgültige Aufhebung aller Beziehungen zeitigen muß, im Augenblick der Tat aber doch noch einmal als Beziehung empfunden wird; denn für den Enthusiasten hat die Gegenwart allein recht.

Es ist in hohem Grade zeitcharakteristisch, daß eine andere Beziehung als die negative für Lovell mit Eduard gar nicht möglich erscheint. Wenn Lovell die zerstörende Reflexion Eduard fühlbar werden läßt, so ist nicht zu vergessen, daß er sich selbst der zerstörenden Wirkung dieser Reflexion ja doch auch aussetzt. („Man kennt die Menschen, wenn man sich selbst kennt" ... „wenn ich den trüben Strom meiner Erfahrungen hinunter gehe und daran denke, aus wie seltsamen Vorfällen sich so oft mein Leben zusammenfügte! wie gedemüthigt stehe ich dann an denselben Plätzen, an denen ich mich ehemals so groß und edel fühlte" ... „Wer sich selbst etwas näher kennt, wird die Menschen für Ungeheuer halten".) Den gefährlichen Konsequenzen seiner Einsicht in das wahre Verhältnis der Dinge auszuweichen, erscheint Lovell als Feigheit. Soll ein voller Kontakt zwischen ihm und Eduard bestehen, so muß er seiner Natur gemäß verlangen, daß Eduard nicht hinter ihm zurücksteht, daß auch er den ge-

fährlichen Weg mit ihm beschreitet. Besitzt Eduard nicht die notwendige Spannkraft der Seele, diese furchtbaren Einsichten auf sich zu nehmen, dann kann er Lovells Gefährte nicht sein, dann ist kein Gleichheitsverhältnis zwischen ihm und Lovell, das der inneren Einheit beider zugrunde liegen müßte.

Aber Lovell brauchte diesen Versuch freilich nicht erst zu machen. Er weiß es im voraus, daß Eduard seine Wahrheiten nicht wird ertragen können. Es ist nur eine rhetorische Wendung mit feindseliger Spitze, wenn er schreibt: „wie sich dieser ganze Brief in dem verkleinernden Glase Deiner Seele abspiegeln wird, kann ich nicht berechnen". Ist ein unbedingter Kontakt mit Eduard also schon einmal gar nicht möglich, so müßte eben für Lovell damit das allgemein gültige Postulat seelischer und gesellschaftlicher Kultur gelten, auf der Unbedingtheit dieser Beziehung zu verzichten, um Eduard jene Einsichten vorzuenthalten, die notwendigerweise auf diesen zerstörend wirken müssen. Es müßte für Lovell also die Forderung gelten, sich mit diesen zerstörenden Einsichten allein abzufinden und Eduard damit, wie es Ibsen nennt, seine „Lebenslüge" zu erhalten. (Wir wissen daß Ibsen die Erhaltung der Lebenslüge anderer geradezu zu einem moralischen Postultat erhebt). Diese Fähigkeit, die Dinge in sich allein zu erledigen, ist aber für Lovell noch ganz unmöglich. Es würde das einen Standpunkt positiver Ironie bedeuten, der in der ganzen Zeit angestrebt wird und nur von einzelnen außergewöhnlichen Persönlichkeiten des Zeitalters erreicht worden ist, so sicher von Goethe in den reifen Jahren. Für Lovell bedeutete dieses In-sich-allein-abfinden mit den Dingen eine *passive* Isolierung, die ihm unerträglich wäre. Wie wir es bereits in der Schlußbetrachtung von Jacobis Woldemar kennen gelernt haben, besteht für den subjektivistischen Menschen selbst noch der neunziger Jahre ein universalistisches Bedürfnis, sich rücksichtslos nach allen Seiten auszusprechen. Die Schonung der Meinung eines anderen bedeutet einen unfreiwilligen Verzicht auf unbedingten Austausch, dessen das schwache Selbstgefühl noch schwer entbehren kann.

In dieser Unfähigkeit liegt ein kulturfeindlicher Zug der ganzen Zeit. In Lovell taucht das Gefühl für die Notwendigkeit der erhaltenden kulturellen Lüge zuweilen auf, wenn ihm „die Täuschung erfreulicher" erscheint. Aber er steht trotzdem in voller Abhängigkeit von dem Wahrheitsfanatismus, der ihn beherrscht. Bei Woldemar

 begegneten wir diesem Wahrheitsfanatismus bereits in der zersetzenden Betrachtung seiner selbst, bei Anton Reiser machte er seine Wirkungen bereits in zerstörendem Sinne geltend (vgl. oben die Schlußbetrachtung zum vierten Kapitel). Dieser Wahrheitsfanatismus kennzeichnet übrigens auch Rétif de la Bretonne. Franz Blei hat diese Eigenschaft Rétifs vorzüglich hervorgehoben.[1] Auch Rétif war durch das enthusiastische Temperament seines radikalen Intellekts zur kulturellen Lüge nicht mehr fähig. Das ancien régime, das die Fähigkeit der kulturellen Lüge in hervorragendstem Maße geziert hatte, war für ihn und seine Zeit ein verlorenes Paradies. Die Unfähigkeit zur kulturellen Lüge trug in Frankreich zur Vorbereitung der großen Revolution bei. In dieser Eigenschaft Rétifs wären Tatsachen zu einer psychologisch-historischen Erklärung der inneren Beziehungen Tiecks zu dem französischen Erotomanen gegeben gewesen, anstatt nur zu einer verstandesmäßigen Darstellung der äußeren Abhängigkeiten, auf die Haßler sich beschränkt. Aus dem kulturfeindlichen Charakter der Unfähigkeit zur positiven Ironie aber folgert sich die Notwendigkeit des Strebens nach eben dieser positiven Ironie. In diesem Sinne erscheint die Ironie als ein entwicklungsgeschichtliches Moment der Zeit.

Wir haben die Bedeutung des niederträchtigen Briefes Lovells an Eduard indes in keiner Weise erschöpft, wenn wir die Zerstörung, die in ihm ihren stärksten Ausdruck erfährt, nur nach ihrer negativen, ihrer niederträchtigen Seite betrachten. Eine derartig einseitige Auffassung kann nur zu leicht zu mißverständlichen Beurteilungen des William Lovell führen, indem sich in die historische Betrachtung der Erscheinungen ein unhistorisches Werturteil nach der praktisch-moralischen Seite einschleicht, ein Werturteil, das den Roman und seinen Helden nicht aus seiner, sondern aus unserer Zeit beurteilt oder richtiger verurteilt. So hat Rudolf Heym in William Lovell nur einen Lumpen gesehen, Erich Schmidt den Roman ein „geniales, aber widerliches Jugendwerk“ Tiecks genannt[2] und Gotthold Klee den Roman gar als eins der „widerwärtigsten Bücher unserer Literatur“ bezeichnet.[3] Diesen allen wäre entgegenzuhalten, daß der Dichter

[1] „Rétif de la Bretonne“ in Die galante Zeit und ihr Ende von Franz Blei: Die Literatur, hrsg. von Georg Brandes, Bd. 3. S. 28f. — Vgl. auch Eugen Dühren. Rétif de la Bretonne, Berlin 1906.

[2] Erich Schmidt, Richardson, Rousseau und Goethe. S. 78.

[3] Tiecks Werke, hrsg. von Gotthold Ludwig Klee. Bibliographisches Institut, Leipzig, Bd. I, einleitende Biographie S. 16.

selbst gerade bei dem niederträchtigen Brief Lovells mit seinen Sympathien ganz gewiß mehr auf seiten des Briefschreibers als auf seiten des Empfängers gestanden hat und Lovell auch noch in dieser niederträchtigen Handlungsweise innerlich recht gegeben haben dürfte; denn Tieck empfand in der Zerstörung ganz gewiß nicht nur ein negatives, sondern noch in einem anderen Zusammenhange, als bisher betrachtet, in hervorragendem Maße auch ein positives Moment. Bei alledem dürfte es sich freilich für Tieck zur Zeit der Abfassung des Romans um eine rein gefühlsmäßige Sympathie mehr aus durchaus unbewußten Motiven als aus einer ihrer Gründe wohlbewußten Überzeugung gehandelt haben. Wollen wir die tieferen Ursachen dieser Sympathie daher erkennen, so wird es sich empfehlen, mit wenigen Worten auf die spätere Entwicklung Tiecks einzugehen, in der das bewußt hervortritt, was in jener frühen Zeit noch halb unbewußt in ihm bereits gewirkt haben mag. In diesem Zusammenhang verlangt Tiecks große Novelle Der junge Tischlermeister unser besonderes Interesse, die erst im Jahre 1836 erschienen ist, deren Konzeption indes bis in die Entstehungszeit des William Lovell zurückreicht.

Im jungen Tischlermeister machen sich Anschauungen geltend, die in der späteren romantischen Philosophie, besonders in der Philosophie Hegels, ihren theoretischen Ausdruck erfahren haben. Bereits Fichte hatte bekanntlich die Entwicklung der Individualpsyche auf ein System von Thesis, Antithesis und Synthesis aufgebaut. Wir wissen, wie diese Triade bei Hegel zu einem Prinzip der allgemeinen Entwicklung wurde: aus der unbewußten Position entsteht nach Überwindung einer bewußten Negation eine neue wertvollere, weil nunmehr bewußte Position. Dieser Gedanke wird bis zu einem gewissen Grade das Thema in Tiecks Novelle Der junge Tischlermeister. Der Dichter vertritt hier die Meinung, daß im Menschen oft ein Wunsch, eine Narrheit oder dergleichen sei, die stärker wirken, als daß er dagegen mit Glück und Erfolg arbeiten könne (Schr. Bd. 28, S. 464). Diese Narrheit führt den Menschen vom geraden Wege ab, zerstört die ursprünglichen Verhältnisse seines Daseins, die erst ihre tiefere Bedeutung erhalten, wenn er zu ihnen wieder zurückkehrt. Denn nun erst sind sie bewußt in ihm. Er hat die Negation selbst kennen gelernt und vermag jene an dieser zu messen. Der Mensch muß also einen sonderbaren Umweg machen, der zu seinem Glück nötig ist, er muß

sich selbst, seine Eigentümlichkeiten, scheinbar auf eine kurze Zeit verlieren, um dadurch erst recht eigentlich zu sich zu kommen. Dagegen ist jedes Sträuben vergebens. Der Trieb dahin ist in ihm zu stark. Charlotte heißt dieser Umweg für Elsheim, Kunigunde für Leonhard, Friederike für den Magister Fülletreu. Symbolisch für diese Tendenz sind auch die temporären Narren der Novelle. Wer aber diesen Umweg nicht macht, auf dem er vorübergehend sich selbst verliert, wer noch nicht einmal das Temperament dazu besitzt, diesen Umweg machen zu müssen, der erscheint dem Dichter gegenüber denen, die zeitweilig der Zerstörung ihrer ursprünglichen Position verfallen, minderwertig: er ist entwicklungsunfähig.

Diese Gedanken hatte der Dichter des William Lovell noch nicht ausgedacht, aber die Keime dazu lagen bereits in ihm. Der nihilistische Skeptizismus Lovells erscheint gegenüber den Anschauungen Eduards als die Antithesis. Daher besitzt Lovell ganz gewiß auch in dem niederträchtigen Brief immer noch die größere Sympathie des Dichters; denn der antithetische Nihilismus des Gedankens, den Lovell repräsentiert, stellt in den Augen Tiecks immer schon einen höheren Wert dar, als die verlogene, weil unbewußte Position Eduards, der über die Thesis noch nicht einmal hinausgekommen ist. Ohne daß sich Tieck bereits über den Zusammenhang der Erscheinungen klar ist, lebt in ihm doch bereits das Gefühl, daß Lovell zu einem höheren, weil dann erst bewußten Positivismus gelangen kann, der für Eduard in seinen feststehenden Anschauungen ewig unerreichbar bleibt. Auf diesem Gefühl für das Entwicklungsmäßige in den Dingen beruht das positive Moment in der Zerstörung. Als eine rein gefühlsmäßige Erscheinung ist uns das antithetische Moment schon früher begegnet. Anton Reiser hatte ein Gefühl dafür, daß in der Zerstörung nicht nur die Vernichtung liege, sondern die Zerstörung erweckte in ihm vielmehr die Ahnung von ungeheuren und wunderbaren Veränderungen. Schon Woldemar sah in den Gewaltnaturen mit ihrer Heldentugend, die die Menschheit vielleicht Tyrannen schelten möchte, „das Salz der Erde", ohne das „die Menschheit stinkend würde". Das antithetische Moment ist es denn auch, daß Lovell selbst bei seinem niederträchtigen Brief von einem positiven Gefühl erfüllt sein läßt. Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß Lovell sich in seinem ganzen Brief nicht ohne einen gewissen Grad von Recht über Eduard erhoben fühle. Er stellt
 Eduard gegenüber im Grunde genommen bereits einen höheren

Grad von Subjektivismus dar. Eduard ist eigentlich zum Subjektivismus kaum gelangt. Wir müssen in ihm beinahe noch einen Vertreter der vorsubjektivistischen empfindsamen Zeit der vierziger und fünfziger Jahre sehen. Freilich kommt Lovell über die Antithese noch nicht hinaus. Die Synthese erlangt er nicht. Er bleibt also in der Verneinung, der Zerstörung stecken. Daher ist das Ergebnis für Lovell selbst denn auch nur negativ, nur passiv zu bewerten: Die Beziehung zu Eduard hat er für immer verloren.

Alles in allem ist mit der Antithese William Lovells ein großer Schritt in der Entwicklung getan. Das antithetische Moment in Tiecks Roman bedeutet, daß hier zum allerersten Male die verlogenen Eigenschaften des unbewußten Gefühlslebens rücksichtslos in das Licht bewußter Untersuchung gezogen werden. Zum allerersten Male wird damit der Weg betreten, den Nietzsche später mit seiner „Umwertung aller Werte", den Ibsen mit seiner „Revolutionierung des Menschengeistes" glücklicher zu Ende gingen, denn sie hatten bereits positive Ziele vor Augen. Die Notwendigkeit zur Erhaltung der Lebenslüge wurde freilich in William Lovell noch nicht erkannt, aber es war doch ein bedeutungsvoller Schritt, daß die „Lebenslüge" selbst als solche zum allerersten Male überhaupt gesehen ward, die „Verlogenheit", die der fatale Weininger noch in jüngster Zeit als die unbewußte Unwahrheit gegenüber der bewußten Lüge definiert hat.

Mit diesem Ausblick ins neunzehnte Jahrhundert sehen wir, daß sich der antithetische Nihilismus des Geistes im William Lovell als ein fruchtbares Moment in der Entwicklung bestätigt hat, denn der reine Nihilismus um seiner selbst willen ist eine lächerliche Selbsttäuschung derer, die da glauben, sie könnten kommen zu zerstören, um zu zerstören. Wir erinnern uns, daß Tieck wohl mit mehr persönlicher Überzeugung, als es die Figur Rosas sonst wohl anzunehmen zuläßt, diesen einmal hatte sagen lassen: „Unser Verstand findet allenthalben in der Natur Ordnung und die Elemente freundlich neben einander, er versuche es doch einmal, die Unordnung und das Chaos zu denken oder in der Zerstörung nur den Ruin zu finden! Es ist ihm unmöglich" (I, 318). Der reine Nihilismus hat in der Entwicklung keinen Raum. Alle nihilistischen Tendenzen haben sich in der Geschichte immer wieder eben zu einer fruchtbringenden Antithese umgesetzt. Die sich einbildeten, sie seien gekommen nur aufzulösen, sind gegen ihren Willen doch stets nur gekommen: nicht aufzulösen,

 sondern zu erfüllen. Die sich in der Zerstörung des Hergebrachten aber ihrer guten Tat bewußt waren, sind dagegen von ihrer Zeit ans Kreuz geschlagen worden als etwas, was es in der Entwicklung gar nicht gibt: als „Zerstörer".

Das antithetische Moment ist als psychologisches Motiv für die Handlungsweise Lovells in dem letzten Sinne zu bewerten. Freilich begegnen wir bei Lovell einer reinen Freude an der Zerstörung um ihrer selbst willen. Das ist dann die Reaktion auf Störungen des Selbstbewußtseins, pathologisches Moment, Symptom der Ironie. Daneben aber regt sich, wo auch immer Lovell zerstört, in ihm ein Gefühl dafür, daß seine Zerstörung im Grunde genommen eine gute Tat ist. Es handelt sich dabei nicht um ein klares Moment seines Bewußtseins. Deshalb kann sich Lovell der Zerstörung scheinbar um ihrer selbst willen unbefangen hingeben. Das antithetische Moment der guten Tat in der Zerstörung liegt bei ihm ganz im Unterbewußten. Aus ihm leitet sich aber das positive Gefühl seiner eigenen Mehrwertigkeit her, das ihn in der Zerstörung beseelt. Dieses unbewußte Gefühl der guten Tat wirkt ferner als treibendes Moment in ihm, es wird eben bis zu einem gewissen Grade psychologisches Motiv seiner zerstörenden Handlundsweise. In diesem Sinne bleibt Lovell für Tieck auch noch in seiner Niederträchtigkeit der „gute Lovell": „denn er ist (d. h. er selbst) wirklich in dem Sinne gut, als es selbst bis in unsere neuesten Tage hinein die Welt ist" (Solger, Nachgel. Schriften I, 342). Wie tief das antithetische Moment aus der Seele des Dichters herausgeboren ist, mag ein Bekenntnis bezeugen, das er selbst wenige Jahre nach dem William Lovell im Jahre 1800 in seinen „Briefen über Shakspeare" abgelegt hat. Da schreibt Tieck: „Ganz gesund kann sich jetzt keiner fühlen, denn diejenigen, die nicht in dieser Zeit versinken wollen, müssen sich immer das Bild dieses Zeitalters vor Augen halten, ihr Leben ist ein ewiger Widerstreit, sie müssen den Krieg führen, um den künftigen Frieden zu gründen. Möchte man mich in Zukunft auch zu diesen enfants perdus rechnen, so würde ich meine Existenz nicht für verloren halten" (Krit. Schr. I, 155).

Können wir jetzt noch in Zweifel sein, was Tieck im Jahre 1828, also in einem gereiften Alter von fünfundfünfzig Jahren, gemeint hat, als er „die Enthüllung der Heuchelei, Weichlichkeit und Lüge, welche Gestalt sie auch annehme" als Aufgabe seines Romans bezeichnet hat? Dieses Gericht vollzog Tieck freilich nicht an seinem

Helden. Er ließ es durch ihn vollziehen. Und dieses Gericht ist am Ende die letzte Konsequenz des auf Wahrheit dringenden Urteils, das Jacobi seinen Woldemar über die Hornichs fällen läßt. Wir werden uns nach alledem wohl hüten, mit moralischem Pathos an den Helden von Tiecks Roman heranzutreten, um uns nicht dem auszusetzen, daß sich das Gericht, das Tieck durch seinen Helden vollstrecken läßt, an uns selbst vollzieht; denn Tieck hat sehr wenig Verständnis für das moralische Pathos, in späteren Jahren ebensowenig als in seiner Jugend. Er traut ihm nicht. Gerade in diesem ist er besonders geneigt, ein gut Stück von „Heuchelei, Weichlichkeit und Lüge, welche Gestalt sie auch annehme", d. h. von unbewußter Lüge, von Verlogenheit, zu argwöhnen, deren rücksichtslose „Enthüllung", d. h. deren rücksichtsloses Bewußtmachen, er sich als enfant perdu zur Aufgabe gestellt hat. Im Roman ist später die Rede von jenen, die mit ihren moralischen Werturteilen an die Dinge herantreten, ohne jemals gelebt zu haben: „Wie zerreißen die Menschen unser Herz, die sich für edel und vollendet halten und nie etwas erfahren und gelitten haben! die in ihrer sichern Landheimath von den Wogen und Stürmen des Meers, von Schiffbruch und schrecklichen Gefahren wie von Fabeln reden hören und lächelnd den Kopf schütteln" (III, 87). Wie wenig Verständnis Tieck für das moralische Pathos hat und haben will, klingt uns auch noch mittelbar aus der Bemerkung entgegen, die er jenen Worten aus dem Jahre 1828 hinzufügt: „Nur das große Tragische, nur die Wahrheit der Charaktere verstand und bewunderte er (Tieck) damals im Shakespeare" (Schr. Bd. VI, S. XVI).

Der Anbruch der Romantik

Die Erhebung über das System der Systemlosigkeit und der Hang zum Wunderbaren

Die Phase der seelischen Verfassungen William Lovells, die durch den Enthusiasmus des sinnlichen einerseits, des skeptischen Gefühls andererseits ihr bezeichnendes Gepräge erhält, findet in dem niederträchtigen Brief Lovells an Eduard ihren wildesten, aber auch letzten Ausdruck. Mit dem folgenden Brief Lovells an Rosa, dem neunten Brief des zweiten Buches im zweiten Bande, hebt eine neue, die

dritte Phase seiner seelischen Verfassungen an, in der zwar der Skeptizismus fortlebt, das Charakteristische indes weder auf ihm, noch auf dem Sinnlichen, sondern auf einem ausgesprochen romantischen Moment beruht. Wir haben ja bereits im Anton Reiser und auch in den vorhergehenden Teilen des William Lovell untergeordnete Momente romantischen Charakters gefunden. Auch ist zu berücksichtigen, daß in der ersten Hälfte des William Lovell eine Nebenfigur des Romans, Balder, Träger jener Romantik ist, die nunmehr in der Haupthandlung zum Durchbruch gelangt. Damit können wir in dem folgenden Teil des Romans, der in den Jahren 1795 und 1796 geschrieben ist, in diesem selbst erst recht eigentlich eine Dichtung der Romantik erkennen, so daß wir mit dem neunten Briefe (II, 256 f.) Lovells an Rosa den Anbruch der Romantik in der deutschen Dichtung sehen dürfen.

Der radikale Sensualismus tritt mit dem Durchbruch des romantischen Moments bei Lovell etwas zurück. Schon in dem ersten Bekenntnisbriefe an Eduard, in dem Lovell diesem gestand, daß er der Schüler einer egoistischen-sinnlichen Philosophie geworden sei, hatte er gleichzeitig geäußert, daß diese Philosophie, wiewohl er ihren Knoten nicht zu lösen vermöge, seinem Herzen doch immer fremd bleiben werde. In den romantischen Neigungen, die wir später darin erkannten, daß Lovell sich mit Vorliebe sinnlichen Eindrücken hingab, denen keine begrifflich klare Bedeutung beizumessen war, und die ihn doch durch Assoziation selbst im einfältigsten Geschwätz noch einen tiefen, gedankenreichen Sinn ahnen ließen, müssen wir letzten Endes ja auch aus dem rein Sinnlichen ins Übersinnliche gerichtete Neigungen erkennen. Auch erinnern wir uns, wie Lovell vor dem Abschluß seiner Beziehungen zu Amalie schreckhaften, durchaus übersinnlichen Ahnungen zugänglich war, die freilich durch den passiven Charakter seiner seelischen Verfassung mitbestimmt Lovell an übersinnliche Bestimmungen seines Schicksals glauben ließen, die hier aber nicht wie in der Zeit seiner ausgesprochen sensualistisch-skeptischen Überzeugungen unter der Vorstellung eines willkürlichen Zufalls auftraten. Andrea, dem er an der Cestispyramide begegnete, erschien ihm wie ein übersinnliches Wesen, Rosa mit diesem übersinnlichen Wesen im Bunde. Der Durchbruch dieser übersinnlich-romantischen Tendenzen zu einer neuen Phase seiner seelischen Verfassung wird schließlich noch vor dem mehrerwähnten neunten Briefe bereits

durch zwei Briefe Rosas von weither vorbereitet. Bereits in dem ersten Briefe, in dem Rosa zu der Rosalinen-Leidenschaft Lovells Stellung nimmt, steht die seltsame Bemerkung: „ich bin hier durch einen Zufall in eine Stimmung versetzt, in welcher mir Ihre Anbetung eines kleinen unbedeutenden Mädchens nothwendisch kindisch erscheinen muß" (II, 121). Erst sehr viel später (II, 316) erfahren wir, daß es Eindrücke von der Möglichkeit einer übersinnlichen Welt waren, die Rosa in eine der Leidenschaft Lovells so abgewendete Stimmung versetzt hatten. Dann schreibt Rosa bereits im zweiten Briefe des zweiten Buches an Lovell: „Seit ich neulich Rom verlassen habe, habe ich vieles gelernt und erfahren, und manches ist in meiner Seele wankend gemacht, was ich noch vor kurzem für felsenfest hielt" (II, 215).

Wollen wir die Entstehung der neuen übersinnlich-romantischen Überzeugungen Lovells verstehen lernen, so müssen wir zuerst unser Augenmerk auf die Vernichtung seiner bisherigen sensualistisch-skeptischen Überzeugungen richten. Als Lovell Rosa nach der Rosalinentragödie im ersten Briefe des zweiten Buches seine Eindrücke von dem Unwirklichen des Lebens mitgeteilt hat, indem er nichts von seinen heißen Gefühlen für Rosaline sich zu erhalten vermocht hatte, da schreibt Rosa an Lovell: „Sie fühlen es jetzt recht lebhaft, wie alles, was wir wissen und glauben, Nichts sey, aber bemerken Sie nur auch, wie Ihre Zweifel und Ihre nüchternen Gefühle, die daraus entstehen, ebenfalls nichts Festes, Unwandelbares sind" (II, 214). Der Sinn dieser Worte bedeutet einen neuen Skeptizismus selbst noch einmal dem Skeptizismus gegenüber. Dies erst kann der wahre Skeptizismus sein, ohne dies ist auch der Skeptizismus noch ein System, eine Überzeugung, die ihm selbst widerspricht. Eduard Burton hatte Lovell früher einmal, freilich aus anderen Beweggründen, zugerufen: „Sey aufrichtig gegen Dich selbst, und Du findest denn vielleicht, daß Du in denselben Fehler gefallen bist, den Du so hitzig vermeiden wolltest, daß Du ein eifriger Systematiker bist, indem Du auf alle Systeme schimpfst" (II, 89). Dieser Skeptizismus als System bezeichnete die seelische Verfassung, in der wir Lovell bis hierher gefunden haben. Unter dem Eindruck der Vergänglichkeit auch seiner irdischen Leidenschaft für Rosaline wandelt ihn der Zweifel an die Beständigkeit auch des letzten Seienden in ihm selbst an. In dieser Stimmung zerstört er mit dem niederträchtigen Brief an Eduard den ihm ehrlicherweise verlogen erscheinenden Glauben an irgendwelche idealistischen Be-

 ziehungen zwischen ihnen, in dieser Stimmung folgt er dem Zuruf Rosas: „Wir müssen uns nur nie scheuen, einen Gedanken ganz zu Ende zu denken, unbekümmert, wohin er uns führen könnte" (II,214). Er vergleicht die hinterlassenen Aufzeichnungen seines Vaters mit einem Briefe Balders und findet, daß im Grunde beide dasselbe nur mit anderen Worten sagen, daß er selbst dasselbe gedacht, nur nie ausgedrückt habe. Die verschiedenartigen Meinungen der Menschen beruhen ihm auf demselben Gefühl, und nur die Worte sind es, die sie verschieden machen. Er kommt zu dem Schluß: „Die verschiedenen Gedankensysteme der Menschen sind nur zufällige Kunstwerke, sie sind nur die Außenwerke des Menschen, das Gefühl ist er selbst, das Gefühl ist die Seele, der Geist; die Philosophie der Buchstabe dieses Geistes; todte Zeichenschrift, wenn der Mensch sich nicht am Ende über alle Philosophie und Systeme, selbst über das System der Systemlosigkeit erhebt" (II, 257). Schließlich ist das die letzte Konsequenz der Tendenzen, die schon Woldemar beseelten, die dieser indes aus einer instinktiven Abneigung gegen den absoluten Naturalismus mied und in eine idealistische Richtung abbog.

Mit der Erhebung über das System der Systemlosigkeit hat Lovell nun ganz neuen Möglichkeiten in sich Bahn gebrochen. Wenn die Systeme nur äußerlich unterschiedliche Formen für ein innerlich Ähnliches sind, so konnte er seinen Brief bereits mit der Bemerkung beginnen: „daß uns das Ungewöhnliche und Seltsame sehr oft näher liegt, als wir gemeiniglich glauben, ja, daß es oft mit dem Gewöhnlichen ganz dasselbe ist, nur daß es sich hier in einer andern Beziehung zeigt als dort". Lovell meint damit den Unterschied zwischen rein spiritualistischen (dem Ungewöhnlichen, Seltsamen) und rein materialistischen (dem Gewöhnlichen) Systemen, der als ein Unterschied nur äußerlicher Formen der inneren Wahrhaftigkeit entbehrt: innerlich sind beide Systeme ein und dasselbe. Jetzt, wo Lovell also die Erhebung über das System der Systemlosigkeit ausgesprochen hat, schreibt er: „Dieses Gefühl stößt so Zweifel als Gewißheit um, es sucht und bedarf keiner Worte, sondern befriedigt sich in sich selbst, und der Mensch, der auf diesen Punkt gekommen ist, kehrt zu irgend einem Glauben zurück, denn Glaube und Gefühl ist eins: so wird selbst der wildeste Freygeist am Ende religiös, ja er kann selbst das werden, was die Menschen gewöhnlich einen Schwärmer nennen, und wobey sich die meisten, die das Wort aussprechen, nichts denken"

(II, 257). Mit dieser Erhebung über das System der Systemlosigkeit sind alle Begriffe in eine flutende Bewegung geraten. Jene ewige Agilität der Seele, die wir seit Werthers Leiden verfolgt haben, hat hier in intellektueller Bedeutung ihren höchsten Grad erreicht. Wir stehen am Ende einer bemerkenswerten Entwicklungsreihe, darüber hinaus gibt es nichts: wer auf diesen Punkt gekommen ist, kehrt zu irgendeinem Glauben zurück. In dieser letzten Verflüchtigung aller Begriffe und der aus ihr sich ergebenden Möglichkeiten der Rückkehr zu irgendeinem Glauben ist das eigentliche Geheimnis der Romantik offenbar geworden. Schauen wir, wie diese Möglichkeit sich in Lovell geltend macht.

Nach wie vor bekennt sich Lovell zu der Überzeugung einer rein sensualistischen Erkenntnis: „es gibt kein Gefühl in uns, das uns nicht auf Wirklichkeit hinweist, das nicht mit dem wirklichen Dinge gleichsam korrespondiert" (II, 258); aber er bekennt jetzt, daß er trotz und neben der Überzeugung von der Gebundenheit aller Gefühle an die Wirklichkeit einer sinnlichen Erscheinungswelt einen Hang zum Wunderbaren in sich nicht verleugnen könne, und er ist geneigt, aus diesem Hang zum Wunderbaren mehr zu folgen, als er bisher getan hat. Es ist psychologisch sehr charakteristisch, wie sich dieser Hang zum Wunderbaren in ihm zu einem an Überzeugung grenzenden Glauben verdichtet. Er sagt: „Das Bewußtseyn unsrer Seele und der tiefe innige Wunsch nach Unsterblichkeit, das Gefühl, das uns in ferne unbekannte Regionen hinüber drängt, so daß wir uns eine Nichtexistenz gar nicht denken können, diese Gefühle sprechen am lautesten und innigsten für das Daseyn der Seele, so wie für ihre Fortdauer." Dies ist ihm „der überzeugendste von allen Beweisen". Die Überzeugung von einer übersinnlichen Welt entsteht in ihm also allein auf dem Wege, daß in ihm das zu einer Wirklichkeit wird, was er sich recht lebhaft wünschend vorstellt. Hier begegnen wir der realisierenden Kraft der Phantasie wieder, die wir nach der Imagination Woldemars bei Anton Reiser zuerst in vollster Ausbildung kennen gelernt haben. Wie weit dieser Hang zum Wunderbaren in Lovell geht, entnehmen wir seinen folgenden Worten: „Aber wenn ich nun diesen überzeugendsten von allen Beweisen auch auf die Existenz der Gespenster, auf das Daseyn von ungeheuren Wundern und Schrecklichkeiten anwenden wollte? Und lasse ich ihn hier fallen, so fällt er dort von selbst" (II, 258).

Der Hang zum Wunderbaren findet eine Verstärkung in Lovell durch seine ironischen Dispositionen, die es ihm mehr und mehr erschweren, die sinnliche Erscheinungswelt in sich zu objektivieren. Er bekennt: „in manchen Stunden könnt' ich mich vor einem Baume, einem Thiere, ja vor mir selbst innerlich entsetzen. Wer sind die fremden Gestalten, die mich umgeben und so bekannt mit mir thun? Mein Auge hat sich von meiner Kindheit an sie gewöhnt, und mein Sinn sich vertraulich an ihre Formen geschmiegt; aber wenn ich diese Bekanntschaft aufhebe, und sie mir als neu und zum erstenmale gefunden vorstelle? O wer bin ich selbst? Wer ist das Wesen, das aus mir herausspricht? Wer das Unbegreifliche, das die Glieder meines Körpers regiert? Oft kommt mir mein Arm, wie der eines Fremden entgegen; ich erschrak neulich heftig, als ich über eine Sache denken wollte und plötzlich meine kalte Hand an meiner heißen Stirn fühlte" (II, 259). Wir erinnern uns, daß sich in ganz ähnlicher Weise Anton Reiser vor der Wahrnehmung seiner Körperlichkeit in ironischen Dispositionen innerlich entsetzte. Wenn nun Lovell die Wirklichkeit der sinnlichen Erscheinungswelt nicht mehr in sich zu objektivieren vermag, wie das mit dem Ausgang der Rosalinentragödie im hohen Grade der Fall wird, so muß er die Wirklichkeit notwendig in einem anderen, einem Übersinnlichen, einem Hinter-den-Dingen suchen. Ihn kann jetzt bisweilen, wie in seiner Kindheit „die weite Natur mit ihren Bergen in der Ferne, mit dem hohen, gewölbten blauen Himmel, mit den tausend belebten Gegenständen wie mit einem gewaltigen Entsetzen ergreifen"; dann ist ihm „als wollte sich das ganze Gemählde plötzlich zusammen rollen, und das Wesen unverkleidet hervortreten und sich zeigen, das unter der Masse liegt und sie belebt". Er ahnt also jetzt tatsächlich eine Wirklichkeit hinter der sinnlichen Erscheinungswelt, und zwar eine Wirklichkeit außer ihm selbst (Spiritualismus), wo ihm früher zwar die sinnliche Erscheinungswelt auch nur Täuschung war, aber die Wirklichkeit allein in ihm (Idealismus). Indes er vermag diese Wirklichkeit hinter den Dingen nicht zu erkennen: „oft ist mir jetzt, als wollte das Gewand der Gegenstände entfliehen wie von einem Sturmwinde ergriffen und ohnmächtig fällt mein Geist zu Boden, und die Gewöhnlichkeit kehrt an ihre Stelle zurück. In uns selber sind wir gefangen und mit Ketten zurückgehalten: der Tod zerreißt vielleicht die Fesseln, und die Seele des Menschen wird gebohren" (II, 259 f.). So hat die subjektivistisch-

sensualistische Erkenntnistheorie, an der im Prinzip festgehalten wird, jetzt eine vollständige Umdeutung in Lovell erfahren: Einst bedeutete sie die absolute Freiheit, jetzt bedeutet sie die Abhängigkeit des Subjekts.

Die Stellung, die Rosa zu diesen neuen Philosophemen Lovells einnimmt, ist sehr interessant. Hatte er Lovell schon in seinem ersten Briefe nach der Rosalinentragödie darauf hingewiesen, wie sowohl seine (Lovells) leidenschaftlichen, wie seine nüchternen Gefühle, und sein Skeptizismus damit ebenfalls nichts Festes und Unwandelbares seien, und daraus die Folgerung gezogen: „Alles geht und zieht durch unsern Busen, alle Eindrücke existiren für uns nur, in sofern sie ihre Spuren zurücklassen: aber eben dies sollte uns bewegen, nie ganz und einzig in der Gegenwart zu leben; denn sie ist in unsrer Existenz das Unzuverlässigste" (II, 214), so nimmt er diesen Gedanken jetzt nochmals auf, um Lovell in seinen übersinnlichen Ahnungen zu bestärken. Er schreibt: „So viel ist gewiß, daß wir gewöhnlich viel zu sehr den gegenwärtigen Moment vor Augen haben, und darüber unser ganzes voriges Leben außer Acht lassen; die gegenwärtige Empfindung verschlingt alle früheren, und die jetzige Idee macht, daß uns alle vorhergehenden nicht mehr als Ideen, sondern als kindische ungeschickt entworfene Skitzen erscheinen. Daher läugnen wir uns so oft unsre innerste Überzeugung ab; und so wie der Mörder den noch halb belebten Leichnam ängstlich mit Erde bedeckt, so verscharren wir muthwillig Empfindungen, die sich in uns zum Bewußtseyn empor arbeiten wollen" (II, 262). Dies ist aber genau das, was Lovell getan hatte, als er sich der Philosophie Balders entzog, der er innerlich gar nicht so abgeneigt war; es ist genau das, was Lovell tat, als er sich zur Erde warf, weil ihm die Täuschung erfreulicher war. Lovell gibt denn auch die innere Übereinstimmung seiner jetzigen Betrachtungen mit der Philosophie Balders selbst zu, wenn er schreibt: „Aber sagen Sie mir, Rosa, warum mir sonst diese Gedanken fern blieben, ob sie gleich in mir lagen? Warum ich Balders Worte damals nicht verstand, ob sie ihm gleich im Stillen mein Geist nachsprach, so wie er sie schon lange vor ihm so gesprochen hatte? Warum sind wir uns selbst oft so fremd, und das Nächste in uns so fern?" (II, 260). Wir sehen also, wie kunstvoll in der Komposition die dritte Phase der seelischen Verfassung Lovells durch die Philosophie Balders schon von weit her vorbereitet ist.

Die Form, in der Rosa auf den immer wiederkehrenden Hang zum Wunderbaren hinweist, zeigt uns ferner, wie die Neigung ins Übersinnliche auch wieder mit aus dem uns schon aus dem Woldemar bekannten Bedürfnis entsteht, aus dem Unbeständigen und Zufälligen, das die in sich selbst ruhelose Seele in den wechselnden Eindrücken der sinnlichen Erscheinungswelt findet, zu einem Beständigen und Notwendigen zu gelangen. Rosa schreibt noch an Lovell: „Es ist nichts in uns Festes, mit unsrer veränderten Nahrung werden wir andere Menschen; je nachdem unser Blut schnell oder langsam fließt, sind wir ernsthaft oder lustig; sollten all diese Erscheinungen von gar keinem Gesetze in oder außer uns (!) abhängen, wie wenig Werth hätten dann die jedesmaligen Resultate! Doch oft scheint das äußerlich Zufall, was eine lange berechnete innerliche Nothwendigkeit war" (II, 264).

Es besteht nun charakteristischerweise eine ausgesprochene Neigung, dieses Gesetz der Erscheinungen nicht in, sondern außer dem Menschen zu suchen. Lovell grübelt über die unbewußten Momente seines Seelenlebens, über die Gefühle, die scheinbar unmotiviert in ihm auftauchen, und die er begrifflich nicht festhalten kann. Das Unerklärliche dieser Erscheinungen legt ihm die Frage nahe: „Sollten diese Zustände vielleicht ebenso in uns seyn, wie das Sonnenlicht in einer gläsernen Flasche, das kömmt und geht, so wie die Wolken ziehen; sie kann nichts dazu thun und bildet sich doch vielleicht ein, alles wären nur Erleuchtungen, die sie willkührlich in sich selbst hervorbrächte" (I, 267). Dies Gleichnis steht dem einstmaligen von der Kirchturmsuhr, die die Einteilung in Stunden aus sich in die draußen liegende ungemessene Zeit hineinträgt, diametral entgegen (vgl. oben S. 7). Noch deutlicher wird der Umschwung der Anschauungen kenntlich, wenn das Gleichnis vom Spiel des von außen kommenden Sonnenlichts in der gläsernen Flasche dem vormaligen Gleichnis gegenübergestellt wird, in dem es von der Gesetzmäßigkeit unseres Denkens heißt: „ein Licht, das durch die Laterne den Kerzenschein in die finstre Nacht hineinwirft" (vgl. oben S. 8). Lovell erinnert sich der Zwangsvorstellungen seiner Kindheit, denen er willenlos gehorchen mußte — in dem niederträchtigen Brief an Eduard lernten wir eine dieser Zwangsvorstellungen kennen, — und er schreibt jetzt: „Wie mag es überhaupt wohl um unsre Willkühr stehn? Wer weiß, was es ist, was uns regelt und regiert, welcher Geist, der außer uns wohnt und nur allmächtig und unwiderstehlich in uns hineingreift."

Da das Übersinnliche mit unserem an die sinnliche Erscheinungswelt geknüpften Erkenntnisvermögen nicht erkannt werden kann, so erinnert sich Lovell jetzt mit Vorliebe der Ahnungen und Träume seiner Kindheit und sagt: „Ich weiß, daß dies für die meisten Menschen Unsinn ist, aber vielleicht ließe sich in dieser Ahndung der Wahrheit (denn das sind gewiß immer diese Spiele der Phantasie) ein sehr tiefer Sinn erforschen, wenn meine Beobachtung ebenso fein wäre als der Sinn, der diese Erscheinung hervorbrachte, wenn ich nicht von den Armen des Irdischen so festgehalten würde" (II, 267 f.). Wieder erscheinen die Kategorien des Denkens als Hemmungen, die Wahrheit der Dinge zu erkennen. Daher schließt auch Rosa: „Die Träume sind vielleicht unsre höchste Philosophie, die Schlüsse der Schwärmer sind für uns deswegen vielleicht unverständlich und lückenvoll, weil wir es nicht begreifen, wie in ihnen Vernunft und Gefühl vereinigt ist" (II, 263). Es sei hier bemerkt, daß dieses romantische Moment des Romans auch dadurch eine gewisse Betonung erfährt, daß an zwei Stellen des Romans symbolische Träume des alten Willy eingeflochten werden, die diesen beide Male bevorstehende Ereignisse richtig vorausahnen lassen (II, 11 u. II, 431 f.). Die Gedanken, die zwischen Lovell und Rosa ausgetauscht sind, haben sich nun aber bereits der Philosophie Balders soweit genähert, daß hier wohl der rechte Platz sein dürfte, der Figur Balders, durch die der romantische Teil der Haupthandlung des Romans vorbereitet wird, eine besondere episodische Betrachtung zu widmen, ohne die eine Untersuchung des William Lovell stets unvollständig bleiben würde.

Die Romantik Balders. Walther Lovell

Balder ist Enthusiast wie Lovell, und er trägt trotz seiner sensualistischen Einsichten im Grunde seines Wesens das tiefe Bewußtsein von einer idealeren Welt in sich. Aber er hat diese Welt verloren, sie hieß für ihn Henriette, und Henriette starb (III, 350). Das bedeutet für Balder den Verlust einer Beziehung, aus dem der ironische Charakter verstanden sein will, der uns gleich bei den ersten Äußerungen auffällt, die wir aus Balders Mund vernehmen: „Die ganze Welt erscheint mir oft als ein nichtswürdiges, fades Marionettenspiel, der Haufe täuscht sich beim anscheinenden Leben und freut sich; sieht man aber den Draht, der die hölzernen Figuren in Bewegung setzt, so wird

man oft so betrübt, daß man über die Menge, die hintergangen wird und sich gern hintergehn läßt, weinen möchte. Wir adeln aus einem thörichten Stolze alle unsre Gefühle, wir bewundern die Seele und den erhabenen Geist unsrer Empfindungen und wollen durchaus nicht hinter den Vorhang sehn, wo uns ein flüchtiger Blick das verächtliche Spiel der Maschinen enträthseln würde." Auch Lovell erscheint ihm als eine dieser Marionetten und die Sinnlichkeit als der Draht, an dem er regiert wird (I, 148).

In diesen ironischen Dispositionen findet die romantische Philosophie Balders ihre Grundlage. Lovell weist Balder auf die Schönheiten der Natur, aber Balder kann diese nicht als Ganzes in sich objektivieren, er sieht sie nur zerstückt in den materialistischen Formen ihrer einzelnen Bestandteile. Lovell hält das mit Recht für eine subjektive Auffassung, die nur in der zufälligen Verfassung Balders ihren Grund hat, und vertritt die Überzeugung, daß es in Balders Willen liege, die Dinge wie er von der heiteren Seite zu sehen. Balder hält dem entgegen: „Aber auch wirklich in ihrer wahren, ursprünglichen Gestalt? — Jeder sieht mit seinen Augen, und jeder glaubt recht zu sehn, und am Ende werden wir alle betrogen." Das ist derselbe subjektivistische Skeptizismus, dem wir in der sinnlichen Philosophie Lovells und Rosas begegnen. Aber Balder besitzt weder die Geschmeidigkeit Lovells, sich in die Täuschung zu ergeben, noch die Oberflächlichkeit, sich bei ihr zu befriedigen. „Deine Täuschung macht mich nicht glücklich", erwidert er Lovell und bleibt dabei, „die Farben sind für mich verbleicht, das verhüllende Gewand von der Natur abgefallen, ich sehe das weiße Gerippe in seiner fürchterlichen Nacktheit. Was nennst Du Freude, was nennst Du Genuß? Sieh umher, was Dich entzückt ist ein gemodelter Staub; könnten wir durch die Formen mit unsern Augen blicken und erspähen, wie jener Wald aus tausend widrigen Stoffen nach und nach zusammengesetzt ward, der Dich itzt entzückt, könnten wir der Natur ihre Verkleidung wieder abreißen, o, wir würden vielleicht weinen, statt uns zu freuen" (I, 265 f.). Das ist dieselbe materialistische Auffassung der Dinge, die wir in Anton Reiser bei der Hinrichtung der Missetäter fanden, und die, wie wir dort sahen, mit der Auffassung des Lebens als eines mechanischen Theaters eines Ursprungs ist.

Lovell hält Balder entgegen, daß diese Auffassung der Dinge ihn zum Wahnsinn führen könne; und nun begegnen wir dem ausge-

sprochen romantischen Moment der Anschauungen Balders: ihm ist es noch die Frage, ob er beim Wahnsinn gewinnen oder verlieren würde! Er findet gerade in der Sinnlosigkeit des Wahnsinnigen vielleicht seine Vernunft! Hier schon begegnen wir bei Balder der Anschauung, zu der Lovell erst später in seiner eben erst besprochenen romantischen Periode kommt, daß die Kategorien unseres Denkens nicht als freie Gestaltungsformen des Chaos erscheinen, sondern als Hemmungen der Erkenntnis einer uns ewig vorenthaltenen Wahrheit hinter den Dingen.[1] Wir haben diese Auffassung Balders schon andeutungsweise im ersten Kapitel kennen gelernt, wo er die Frage aufwirft: „Wie, wenn nun der, den wir wahnsinnig nennen —?" wir nennen ihn vielleicht nur wahnsinnig, weil in ihm die Hemmungen, die die Kategorien unseres Denkens darstellen, durchbrochen sind, weil er eben nicht mehr im logischen Gefüge dieser unserer Denkkategorien denkt und spricht: aber ob nicht gerade durch die Beseitigung dieser Hemmungen er zu der Wahrheit gelangt, die wir fluch unserer logischen Gebundenheit niemals erkennen können.[2]

Balder ist in seinen Betrachtungen an den gefährlichen Wendepunkt gelangt, von dem er die uns schon bekannten Worte sagt: „Um sich zu retten, wirft sich der erschrockene Mensch wieder zur Erde." Wir wissen, wie es Lovell seiner ganzen damaligen Verfassung nach

[1] Es mag hier beiläufig erwähnt sein, wie auch einmal durch eine naive Bemerkung des alten Willy der Wahnsinn vom Dichter als zum wenigstens nicht minderwertig bezeichnet wird. Willy schreibt seinem Bruder, Balder habe in manchen Stunden den Verstand ganz verloren, und fügt hinzu: „Wenn ich so etwas höre, Thomas, so danke ich Gott oft recht herzinniglich, daß mir so etwas noch nicht begegnet ist: vielleicht aber auch, Thomas, daß, um verrückt zu werden, mehr Verstand dazu gehört, als wir beide haben" (I, 325 f). Auch in den spätesten Dichtungen Tiecks, noch in der großen Novelle Der junge Tischlermeister (1836) und in der Vittoria Accorombona (1840) wird den Wahnsinnigen mit einer Art heiliger Scheu begegnet, als ob sie tieferer Erkenntnisse teilhaftig seien, die dem logischen Geiste stets unzugänglich bleiben. In diesen späteren Dichtungen verbindet sich dann immer mit dem Wahnsinn der Begriff fruchtbringender Zerstörung, das antithetische Moment.

[2] Es mag übrigens an dieser Stelle darauf hingewiesen werden, wie früh bereits das typisch-romantische Moment in der Auffassung von Kategorien als Hemmungen unserer Erkenntnis in der Literatur auftaucht. Schon in Werthers Leiden — also erheblich vor dem Erscheinen der kritischen Philosophie Kants! — heißt es an der bekannten Stelle: „daß das Leben des Menschen nur ein Traum sei, ist manchem schon so vorgekommen, und auch mit mir zieht dieses Gefühl immer herum. Wenn ich die Einschränkung ansehe, in welcher die tätigen und forschenden Kräfte des Menschen eingesperrt sind; wenn ich sehe, wie alle Wirksamkeit dahinaus läuft, sich die Befriedigung von Bedürfnissen zu verschaffen, die wieder keinen Zweck haben, als unsere arme Existenz zu verlängern,

gemäßer war, sich zur Erde zu werfen. Aber Balder denkt den Gedanken nach der anderen Seite fort: „Wenige haben den raschen, frechen Schritt vorwärts gethan, mit einem lauten Klang zerspringen die Ketten hinter ihnen, sie stürzen unaufhaltsam vorwärts, sie sind dem Blicke der Sterblichen entrückt. Das Geisterreich thut sich ihnen auf, sie durchschauen die geheimen Gesetze der Natur, ihr Sinn faßt das Ungedachte, in flammenden Oceanen wühlt ihr nimmermüder Geist, sie stehn jenseits der sterblichen Natur, sie sind im Menschengeschlechte untergegangen, sie sind der Gottheit näher gerückt, sie vergessen der Rückkehr zur Erde — und der verschlossene Sinn brandmarkt mit kühner Willkühr ihre Weisheit Wahnsinn, ihre Entzückung Raserei!" (I, 274 f.). Balder hat in diesen Worten den Weg beschrieben, den er selbst beschreitet. Er hat darin der Weltentrückung klaren Ausdruck gegeben, aus der sich die ironischen Dispositionen erklären, deren beständig grasseren Äußerungen wir in der Folge bei ihm begegnen, so wenn er aus Neapel schreibt: „Ich darf nur einen verlornen Blick unter den jauchzenden Haufen fallen lassen, und er findet in allen sogleich die nackten Gerippe heraus, die Beute der Vernichtung. Ich komme mir vor wie ein verlarvtes Gespenst, das ungekannt und düster, still und verschlossen durch die Menschen hingeht: sie sind mir ein fremdes Geschlecht" (I, 304).

Umstände mancher Art tragen dazu bei, Balder in den Glauben

und dann, daß alle Beruhigung über gewisse Punkte des Nachforschens eine täuschende Resignation ist, da man die Wände, zwischen denen man gefangen sitzt, mit bunten Gestalten und lichten Aussichten bemalt — das alles, Wilhelm, macht mich stumm. Ich kehre in mich selbst zurück und finde eine Welt! wieder mehr in Ahnung und dunkler Begier als in Darstellung und lebendiger Kraft. Und da schwimmt alles vor meinen Sinnen, und ich lächle dann so träumend weiter in die Welt". — Auch in dem 1786 erschienenen dritten Teil des Anton Reiser erfahren wir, daß Reiser-Moritz bereits im Jahre 1774 mit der beginnenden Entwicklung seiner Denkkraft den hemmenden Charakter unserer Denkkategorien empfand. Da heißt es: „Allein schon damals war es ihm oft, wenn er sich eine Weile im Nachdenken verloren hatte, als ob er plötzlich an etwas stieße, daß ihn hemmte, und wie eine trennende Wand, oder eine undurchdringliche Decke auf einmal seine weitere Aussicht schloß, es war ihm dann, als habe er nichts gedacht — als Worte." Die romantische Auffassung kommt dann hier bereits zum Durchbruch, wenn wir weiter lesen: „Er stieß hier an die undurchdringliche Scheidewand, welche das menschliche Denken von dem Denken höherer Wesen verschieden macht, an das notwendige Bedürfnis der Sprache, ohne welche die menschliche Denkkraft keinen eigenen Schwung nehmen kann — und welche gleichsam nur ein künstlicher Behelf ist, wodurch etwas dem eigentlichen reinen Denken, wozu wir dereinst vielleicht gelangen werden, ähnliches hervorgebracht wird" (III, 27 f.).

an eine übersinnliche Welt zu bestärken, und es ist interessant, wie dieser Glaube im Grunde genommen selber nichts anderes ist als ein Symptom passiver Ironie, ein Mangel an Objektivierungsvermögen der Dinge, wenn er sich z. B. in der Bemerkung ausdrückt: „oft ist mir zu Muthe, als wenn schon alles in einer weiten, weiten Ferne läge, wie von der Spitze eines Thurmes seh ich mit trübem Auge in die Welt hinunter und vermag keinen Gegenstand deutlich zu unterscheiden" (I, 329). Die krankhafte Überreizung der Phantasie Balders macht sich nun auch schon in Zuständen bemerkbar, die an Haluzinationen grenzen und die aus den eigenen Erlebnissen des Dichters geschöpft sind, wie wir aus Köpkes Mitteilungen wissen. Wir begegnen dabei auch wieder einem uns bekannten Motiv, wenn Balder einmal erzählt: „Ich fahre erbleichend zusammen, wenn ich meine Hand aufhebe: wer ist der Fremdling, frag' ich erschrocken, der mir den Arm zum Gruße entgegenstreckt? Ich greife ängstlich darnach und ergreife schaudernd meine eigne, leichenkalte Hand, wie ein fremdartiges Stück, das mir nicht zugehört" (I, 333).

In dem letzten großen Brief vor seinem Verschwinden hat sich die Überzeugung von der Unzulänglichkeit des begrifflichen Denkens in Balder bis zu dem Grade festgesetzt, daß er die innere Bedeutung einer begrifflichen Mitteilung von Mensch zu Mensch als solche überhaupt nicht mehr in sich objektivieren kann. Er beginnt seinen Brief: „Ich will Worte schreiben, William, Worte — das, was die Menschen sagen und denken, Freundschaft und Haß, Unsterblichkeit und Tod — sind auch nur W o r t e. — Wir leben jeder einsam für sich, und keiner vernimmt den andern, antwortet aber wieder Zeichen aus sich heraus, die der Fragende ebenso wenig versteht." Der subjektivistische Skeptizismus ist also in ihm zur Überzeugung geworden, und wir können uns nicht wundern, daß Balder damit auch das Leben schlechthin nicht mehr als Wirklichkeit in sich objektivieren kann. Er schreibt: „Ich weiß selbst nicht, warum ich schreibe, aber ebenso wenig weiß ich, warum ich Athem schöpfe. Es ist alles nur um die Zeit auszufüllen und etwas zu thun, die elende Sucht, das Leben mit sogenannten Geschäften auszufüllen, — Länder erobern, Menschen bekehren oder Seifenblasen machen, eine Sucht, die bei der Geburt unserer Seele eingeimpft ist, — denn sonst würde schon der Knabe die Augen zu machen, sich vom langweiligen Schauspiel entfernen und sterben"; ferner: „daß es noch Menschen giebt, die das, was man Geschäfte nennt,

 ernsthaft treiben können, ist das wunderbarste in der Welt: oder, ob sie noch gar nicht darauf gefallen sind, sich selbst und andre näher zu betrachten, wie lächerlich, possenhaft und weinerlich alles, alles, selbst Sterben und Verwesen ist" (II, 30 f.). Das ist passive Ironie im vollsten Sinne. Es sei übrigens darauf hingewiesen, wie kunstvoll diese Verfassung Balders in einen Teil der Haupthandlung des Romans hinein komponiert ist, in dem ganz ähnliche Äußerungen passiver Ironie bei Lovell und Rosa zum Ausdruck gelangen, nur daß ihnen dort ganz andere Ursachen zugrunde liegen.

Trägt der erste Teil von Balders großem Brief einen rein passiven Charakter, so begleitet den zweiten, mittlern ein wundersames positives Moment, wiewohl auch hier die Rückwirkung der Verfassung Balders, die in diesem Teil zum Ausdruck gelangt, auf diesen selbst nur negativ zu bewerten ist. Balder wird von den Leuten bedauert wegen seines Wahnsinns, und doch fühlt er sich selbst gerade wegen seines Wahnsinns größer als sie, die in ihrer Gedankenlosigkeit noch nicht einmal bis zum Zweifel an die Richtigkeit ihrer Kategorien gekommen sind, die in ihrer Verlogenheit sich für so bedeutend halten und ihre eigene Unzulänglichkeit noch nicht einmal erkannt haben, weil sie über das Materielle des Lebens überhaupt niemals hinausgekommen sind. Mit einer ungleich königlicheren Verachtung als Lovell, bei dem wir dieses positive Moment ja auch auftauchen sahen, sieht Balder auf dieses Geschmeiß um sich herab. Der höchste Grad dieser Verachtung spricht sich wohl in seinen spöttisch überlegenen Worten aus: „Ich verstelle mich nicht mehr und bin wahnsinnig! — Wie *vernünftig* die Menschen doch sind!" Seine Verachtung setzt sich aber auch schon in Haß und damit in praktisches Handeln um, so bekennt er: „Ich spiele mit den Menschen, die zu mir kommen, wie mit bunten Bildern." Wie diese positive Erhebung Balder zu gleicher Zeit von den Menschen entfernen und damit Erscheinungen passiver Ironie in ihm zeitigen muß, das zeigt sich an dem Abend, den er in Gesellschaft einiger Künstler und Dichter zubringt. Er erzählt selber davon: „Ich verachtete sie so tief, daß ich sie mit den Füßen hätte zertreten können, daß ich es für eine Wohlthat an ihnen selbst hielt, sie zu vernichten ... Könnt' ich nur Worte finden, um die Verachtung zu bezeichnen, in der mir alles erscheint, was Mensch heißt!" (II, 35). Wir wissen aus einer Mitteilung Rosas, daß Balder in eine Raserei

 verfiel, in der er bewußtlos mit dem Messer nach der Gesellschaft

stach, die er vorher in seinem Haß schon beschimpft hatte. So artet auch diese positive Erhebung für Balder selbst mit dem Vernichtungstrieb in eine passive Wirkung aus. Der bis zur vernichtenden Tathandlung treibende Haß der unbewußten Verlogenheit beruht im Grunde genommen auf demselben psychologischen Motiv, das auch Lovell seinen niederträchtigen Brief an Eduard Burton schreiben ließ.

Der letzte Teil von Balders großem Brief zeigt uns andere, wieder rein passive Momente seiner Verfassung. Mit großer Kunst schildert der Dichter die Natureindrücke dieses kranken Menschen. Aber die Natur ist nichts, eine Unzulänglichkeit mehr, er kann sie nicht mehr in sich objektivieren. Das passive Moment seiner Verfassung äußert sich jetzt dahin, daß ihn nichts mehr tief innerlich erregen kann. Schon in seinem vorigen Brief hatte er geschrieben: „Mein Gehirn ist wüst, eine heiße Trockenheit brennt in meinem Kopfe, alles flieht, ich kann keinen Gedanken festhalten: alles saust mir vorüber, kein Ton dringt mehr in meine Seele" (I, 329). Das ist das Nichts, das dem vollen Stillstand gleichkommt, in dem die Ironie bei Reiser akut wurde. Auch die Phantome der Einbildungskraft erschrecken Balder nicht mehr. „Es giebt nichts mehr, das mich entsetzt; und das macht mich betrübt . . . es ist gräßlich, nichts mehr zu lernen und keine neue Erfahrung zu machen, — ich muß fort, in die Wildnisse der Appenninen und Pyrenäen hinein, — oder einen noch kürzeren Weg in das kalte würmervolle Grab" (II, 41).

Bald nach diesem Brief und der Raserei in der Gesellschaft der Fremden ist Balder aus Neapel verschwunden. Erst sehr viel später finden wir jenen hochromantischen Brief, den er aus der Waldeinsamkeit der Apenninen an Lovell richtet (II, 346). Als dieser ihn später in Genua wiederfindet, urteilt Balder über diese Zeit: „Ich weiß, daß mich ein unaufhörlicher, wunderbarer Traum umgab. Mein Bewußtseyn lag gleichsam fern ab in mir verborgen, die äußere Natur schimmerte nur dunkel in mich hinein, mein Auge starrte vorwärts und die Gegenstände veränderten sich dem stieren, angestrengten Blicke. Zu allen meinen Empfindungen und Ideen führten gleichsam keine Tasten mehr, die sie anschlagen konnten, sondern eine unbekannte Hand fuhr über den gespannten Saiten umher und gab nur dunkle, verworrene und einsylbige Töne an. Wie in Bergwerken eine Leuchte oft hin und wieder geht, und das Licht an den Quarz-

wänden und dem nassen Gestein wunderbar zurückschimmert, so erschien mir der Gang meiner Vorstellungen in mir selber" (III, 348 f.).

Dieser der Wirklichkeit entrückende, glückliche Zustand hält in Balder nicht an. Er verläßt schließlich seine Einsamkeit und erzählt Lovell davon später: „Ich kam zu mir selbst zurück und fand mich wie sonst eingeengt und gepreßt... Andre Gegenden begrüßten mich wieder mit denselben Empfindungen, die ich sonst gehabt hatte... Es war, als wenn sich die verschlungenen Gegenstände mehr von einander absonderten, was zusammen gehörte, flog zusammen, und ich stand in der Mitte der Natur."

Ist Balder so bereits kraft einer inneren periodischen Entwicklung, wie wir das bei Reiser so oft beobachteten, der Wirklichkeit in höherem Grade wiedergegeben, so ist es psychologisch außerordentlich bezeichnend, welcher Umstand seine Gesundung vollends wieder herbeiführt. Er erzählt auch hiervon Lovell: „Ich hatte schon einst vor langer Zeit meine Henriette begraben, ich hatte viel auf ihrem Grabe geweint, und hier fand ich sie nun ganz und gar wieder, und sie hieß Leonore. Ach, wie glücklich war ich, als sie mich wieder liebte, als sie meine Gattinn ward. Ich weiß nicht, wie es geschah, aber jetzt verließ mich alle meine Schwermuth, ich konnte selbst nicht mehr an meinen ehemaligen Zustand glauben. Mein Leben war ein glückliches, gewöhnliches Menschenleben, und keiner meiner Gedanken verlor sich auf jener wüsten Haide, auf der bis dahin meine Seele rastlos umhergestreift war" (III, 349 f.). So war es eine Beziehung zum wirklichen Dasein, eine mächtige, alles überwindende Beziehung, die jener ersten Liebe Balders zu Henriette nichts nachgab, die das seelische Gleichgewicht wieder in ihm hergestellt hatte. Aber das Schicksal sollte ihn nicht in Ruhe lassen. Auch Leonore wurde ihm durch den Tod entrissen. Gleich nach dem Verlust dieser stärksten Beziehung, in der er allein sein Leben fühlte, verfiel er wieder in Wahnsinn und Raserei, „in Zwischenzeiten ganz kalt und vernünftig". In einer solchen klaren Stunde hatte er Lovell seine Geschichte erzählt, und Lovell selbst sollte unmittelbar darauf noch Zeuge der neuen Raserei werden, die Balder je mehr und mehr zugrunde richtete. Seinen Bericht über diese Begegnung mit Balder in Genua schließt Lovell mit den Worten: „Er ist schon nach zweyen Tagen in dieser Raserey gestorben."

Lovell schreibt in dem Briefe, in dem er die Erhebung über das System der Systemlosigkeit ausspricht, und in dem wir zugleich den Beginn der Romantik in Tiecks Roman, wenigstens in der Haupthandlung des Romans, sehen dürfen, er habe den Brief Balders mit einigen Ideen seines Vaters verglichen und gefunden, daß beide dasselbe nur mit anderen Worten sagten. Das mag uns berechtigen, der episodischen Betrachtung Balders noch einige Bemerkungen über den alten Lovell anzufügen, die in der fortlaufenden Betrachtung der Haupthandlung keinen Raum finden würden.

Wir wissen, daß Walther Lovell in seiner Jugend eine „empfindsame Periode" durchgemacht hatte, daß er seinem ursprünglichen Charakter nach von enthusiastischem Temperament mit einer Richtung ins Pathetische veranlagt war. Er hatte die Gefahren seiner schwärmerischen Leichtgläubigkeit in bitterer Weise erfahren müssen. In der Freundschaft mit Burton und Waterloo hatte er sich bitter betrogen gesehen. Mit diesen Erfahrungen hatte sich in gereifteren Jahren eine Mäßigung seines Temperaments ergeben, die den letzten Glauben an das Positive in ihm erhalten hatte. In der gefestigten Haltung, in der wir ihn im ersten Bande begegnen, wird er im weiteren Verlauf des Romans aber durch zwei Ereignisse schwer erschüttert: Einmal durch den Haß, mit dem ihn sein ehemaliger Jugendfreund, der alte Lord Burton, in dem Prozeß verfolgt, durch den dieser auch die Güter Lovells unrechtmäßigerweise an sich bringt; dann dadurch, daß ihm das Herz seines einzigen Sohnes William abwendig gemacht wird, so daß er schon während der Pariser Ereignisse, besonders aber während Williams Rosalinenleidenschaft selbst in den schwersten Tagen seines Vermögensverlustes und seiner Todeskrankheit von diesem nichts mehr hört.

Die Äußerungen der Verfassung des alten Lovell in dieser Zeit, wie wir sie in seinem letzten Brief an William und in seinen hinterlassenen Aufzeichnungen finden, erregen da unser Interesse. Schon in dem Brief finden wir charakteristische Symptome passiver Ironie, so heißt es: „Alles wird mir gleichgültig, was mir sonst wichtig war, meine ehemaligen Plane habe ich völlig vergessen." Er bittet William heimzukehren, er will gegen die Ehe mit Amalie Wilmont nichts mehr einwenden. Ein wehmütiger Ton der Beziehungslosigkeit klingt aus seinen Worten, schmerzhaft sind seine Sinne den Eindrücken der rein materialistischen Außenwelt geöffnet: „Wenn der Wind hier

 durch den Wald bläst, und die losgegangenen Tapeten im Nebenzimmer rauschen und klatschen, o dann, lieber William, fühl ich mich so einsam, so heimathlos" (II, 159). Bedeutender sind indes die nachgelassenen Aufzeichnungen. Wir finden Äußerungen des skeptischen Subjektivismus, wie „Muß ich nicht vielleicht alle Zirkel um mich her aus meinem Mittelpunkte ziehen?" — Äußerungen, die die Unzulänglichkeit der Sprache betonen, und daneben Äußerungen der passiven Ironie, besonders in ihrer materialistischen Form, dann auch in der Form eines Zweifels an positiver Entwicklung, in der Form eines Eindrucks der alleinigen Vergänglichkeit alles Seienden.

Das romantische Moment tritt deutlich hervor, wenn er schreibt: „Für meine Gefühle und Ideen hat die gewöhnliche Sprache, das fühl' ich, gar keine Worte, ich müßte eine Art von Gedicht schreiben, um Dich etwas näher in meine Atmosphäre zu ziehn, so wie vielleicht alles recht Gute und Verständige immer ein Gedicht seyn müßte, weil das, was den Menschen ganz befriedigen soll, sein Gefühl und seinen Verstand zugleich ausfüllen muß. Reine Sätze der Vernunft auf die gründlichste Weise hintereinander gestellt, lassen die größere Hälfte im Menschen leer, und noch Niemand ist auf diese Weise geändert oder gebessert worden" (II, 224).

In einer kunstvollen Steigerung sind die Aufzeichnungen des alten Lovell aufgebaut. Schließlich wird das Gefühl der Beziehungslosigkeit in ihm bis zu einem gewissen Grade akut, wird es doch verstärkt durch das Gefühl, daß die Sprache als Mittel der Beziehung verloren gegangen ist. Eine seiner letzten Aufzeichnungen lautet: „Ich habe einen Blick hinab ins Thal des Todes gethan, und nun taumeln alle Wesen dieser Welt nüchtern und leer meinen Augen vorüber. Alles sind nur Larven, die sich einander selbst nicht kennen, wo einer dem andern vorübergeht und ihm ein hohles Wort giebt, das jener durch ein unverständliches Zeichen beantwortet. — Wie wüst' ist mir seitdem, und wie alles durch einander verworren! alles wie trübe und unkenntliche Schatten eines veralteten Gemähldes. — Ich weiß mich kaum noch des gestrigen Tages zu erinnern, in der Zukunft wandelt mein Geist, wie einen Fremden betrachte ich mich selbst, und wünsche den Augenblick meines Todes" (II, 231 f.).

Der Zwiespalt Lovells zwischen Zweifel und Glauben an eine wunderbare Welt

Wenn der Hang zum Wunderbaren für William Lovell auch der überzeugendste von allen Beweisen ist, so ist er ihm immerhin doch nur Beweis für die Möglichkeit einer wunderbaren Welt und nicht Beweis für die Wirklichkeit dieser wunderbaren Welt. Die Möglichkeit ist aber schlechthin das Ungewisse. Ist also Lovell nur von der Möglichkeit einer wunderbaren Welt überzeugt, so bedeutet das für ihn eine vollständig veränderte Situation. In seinen radikal sensualistischen Überzeugungen hatte er sich so wohl eingerichtet, da war nichts ungewisses für ihn, und er glaubte mit der Ruhe, die die Gewißheit gibt, als Herr der Situation so schön „alle Partien dieses Lebens überblicken zu können". Eben dieser relativ positiven Ruhe und Sicherheit wird er mit seinen neuen Einsichten erbarmungslos beraubt. Es ist daher außerordentlich charakteristisch, daß sich mit den neuen romantischen Neigungen auch das Bedürfnis einstellt, aus dieser Ungewißheit heraus und wieder zu einer neuen Ruhe und Sicherheit zu gelangen.

Die Ahnungen, die Träume, die dunkeln Gefühle, die dem Unterbewußten der Seele entstammen, scheinen das Dasein einer wunderbaren, übersinnlichen Welt zu bestätigen. Sie, die den Hang zum Wunderbaren in sich schließen, sind die Quellen der Unsicherheit, die es zu überwinden gilt. Wer sie in ihrem eigensten Wesen erkennen könnte! Erkenntnis ist Gewißheit, Gewißheit Herrschaft. Ohne sie ist alles Passivität, d. h. Abhängigkeit und Zufall. Immer wieder begegnet uns dieses Ringen aus der Passivität zur Herrschaft zu gelangen. Mit dem ersten Besinnen auf die Tatsachen des Unterbewußten ist der Mensch sich selber fremd und rätselhaft geworden. „Wer bin ich selbst?" ruft Lovell fast entsetzt. „Die Vorstellung unserer Individualität ist die seltsamste, die uns überraschen kann", sagt er ein anderes Mal sehr bezeichnend. Rosa faßt die Notwendigkeit, aus dieser Ungewißheit heraus zu kommen, in die Worte: „Der Mensch ist sich selbst so räthselhaft, daß er entweder gar nicht über sich nachdenken oder aus diesem Nachdenken sein Hauptstudium machen muß: wer in der Mitte stehen bleibt, fühlt sich unbefriedigt und unglücklich." Er sagt ferner: „Wenn wir doch Teleskope erfinden könn-

ten, um in das tiefe Firmament unsrer Seele zu schauen, die Milchstraße der Ahndungen zu beobachten, die nie unserm eigentlichen Geiste näher rücken, sondern wie Nebelflor die Sonne in uns verdunkeln, ohne daß man sagen kann: jetzt geschieht es!" (II, 262 f.). Und Lovell ist äußerst begierig, den wunderbaren Mann kennen zu lernen, von dem sie fast täglich gesprochen haben, der mit den intimsten Regungen der menschlichen Seele vertraut ist, und der daher eine unumschränkte Gewalt über alle Gemüter besitzt, die ihn umgeben. Es ist Andrea Cosimo, von dem hier die Rede ist.

Lovell soll Andrea vor dem kapenischen Tore begegnen. Die Natureindrücke, die er an jenem Abend hat, sind außerordentlich bezeichnend. Da das Überwirkliche bereits einen gewissen Grad von Lebendigkeit in ihm erlangt hat, so ist die Wirklichkeit demgegenüber in ihm tot, sie erscheint wieder in ziemlich materialistisch-mechanischen Formen und läßt in ihrer diesmaligen Nuance jetzt ganz besonders das grauenvoll Geheimnisvolle hinter den Dingen ahnen. Die passiv-ironische Disposition kommt diesmal in einer wunderbar poetischen Form zum Ausdruck, wenn er schreibt: „Kein Mitleid mit mir selbst stieg wie eine Blume in meinem Herzen auf, um mich mit ihrem poetischen Dufte zu laben, keine goldene Täuschung kam meinen müden Sinnen zu Hülfe; ich fühlte mich wie in einem Gefängnisse unter Millionen Elenden verriegelt, dürr und kalt die Mauern um uns her, ach ich glaubte nicht der einzig Verstoßene zu seyn, und konnte mich darum nicht trösten" (II, 291 f.). In dieser trostlosen Verlassenheit, in der sich die Sinne um so mehr allen überirdischen Sensationen zugänglich erweisen, taucht Andrea in der Dunkelheit vor ihm auf, dessen grauenvolles Bild er schon als Kind in der Gemäldesammlung seines Vaters gesehen hatte, der ihm schon einmal wie ein übersinnliches Wesen an der Cestiuspyramide begegnet war, den er mit Rosa im Bunde glaubte, den Balder in seinen Fieberphantasien beschrieben hatte. Und Lovell war ohnehin geneigt, von dem Manne, den er erwartete, das Ungeheuerlichste zu gewärtigen. Der Eindruck, den die Erscheinung Andrea Cosimos auf ihn macht, ist so überwältigend, daß Lovell ihm vollends in höchster Passivität erliegt: „So wie einem Verbrecher, der sich plötzlich in seinen widersprechenden Lügen gefangen fühlt, und dem nun das Wort im Munde erstarrt, — so war mir in meinem Innern" (II, 293).

 So sehr Lovell die Bekanntschaft Andreas in seinen innersten Fi-

dern erregt, so gibt sie ihm doch nicht die Gewißheit einer übersinnlichen Welt, sie verstärkt nur die Ahnung einer solchen in ihm und trägt insofern dazu bei, ihn noch mehr aus der ruhigen Gewißheit zu stören, in der er bisher dahin gelebt hatte. Immerhin glaubt Lovell, an Gewißheit von der Welt, der seine Ahnungen zugekehrt sind, gewonnen zu haben. Und doch muß ihn diese Aussicht erschrecken, ist er doch jetzt eigentlich erst auf den Punkt gelangt, von dem Balder sagt, daß sich an ihm der erschreckte Mensch zur Erde werfe, um sich zu retten. In der Tat ist dies der Augenblick, in dem Bianka den Saumseligen mahnt, und er antwortet: „Ich komme" (II, 297).

Lovell sieht Andrea jetzt täglich und wird von ihm auch in die geheime Gesellschaft eingeführt, mit der sich dieser umgeben hat. Fehlt der Bewunderung Rosas für Andrea nicht ein kritisches Moment des Argwohns, daß Andrea für jeden Menschen, mit dem er umgehe, eine eigene Maske habe, so vermag der Argwohn Rosas Lovell nicht zum Nachdenken über Andrea anzuregen. Dieser Argwohn hat ihm vielmehr „gewissermaßen wehe gethan". So vollständig steht Lovell unter dem Eindruck der ihm überlegenen Persönlichkeit Andreas befangen. Die Passivität, in der Lovell Andrea gegenüber erliegt, wird für den Leser um so anschaulicher, als sich gleichzeitig einmal durch den kritischen Brief Rosas an Lovell Einsichten in den künstlichen Apparat eröffnen, der Andrea zur Beherrschung seiner Umgebung dient, dann auch durch einen Gedankenaustausch, der zwischen Rosa und Andrea selber stattfindet. Rosa richtet in diesem die eifersüchtige Frage an Andrea, was er mit Lovell für Absichten verfolge, und erhält darauf die Antwort: „Du hast wohl mehrere Nächte unter Karten und Würfeln hingebracht; so vergönne mir, daß ich mir aus Menschen ein Glücksspiel und ernsthaft lächerliches Lotto bilde, daß ich ihre Seelen gleichsam entkörpert vor mir spielen lasse und ihre Vernunft und ihr Gefühl wie Affen an Ketten hinter mir führe, und danke dann dem Himmel, daß ich Dich als einen Freund und nicht als Spielzeug gebrauche" (II, 300). Dieser Brief ist uns natürlich eben so wichtig für die Beurteilung Andreas selber als des Abhängigkeitsverhältnisses, in dem Lovell von Andrea steht. Was Andrea betrifft, so müssen wir aus diesen Äußerungen einen gewissen Grad passiver Ironie herauslesen, die mit dem romantischen Reiz des unwirklichen Spiels und dem Bedürfnis nach Herrschaft zusammen das Motiv seiner praktischen Überzeugung hergibt. Lovell aber ist Gegenstand

 dieser Ironie, dieses Spiels und dieser Herrschaft. Er gibt Andrea durch seinen Hang zum Wunderbaren die Fäden in die Hand, an denen er von jenem regiert wird. Übrigens begegnen wir noch in Tiecks letzter großer Dichtung, dem Roman Vittoria Accorombona (1840), den Hang zum Wunderbaren als Mittel der Menschenbeherrschung. Dort ist es der edelgesinnte Herzog Bracciano, der durch seinen Hang zum Wunderbaren seinen Feinden zum Opfer fällt.

Unser Augenmerk richtet sich nun darauf, wie Andrea seine Kunst an Lovell ausübt, und wie die Verfassung Lovells im Sinne eines immer größeren Verfalls in passive Ironie dadurch beeinflußt wird. Ist Andrea Lovell schon durch die früheren Erscheinungen und durch den Eindruck der ersten persönlichen Begegnung vor dem Kapenischen Tore wie ein übersinnliches Wesen erschienen, so versteht er es, diesen Eindruck auch durch das Alltägliche eines fortlaufenden Verkehrs sich nicht vermindern zu lassen. Besonders sind es drei Ereignisse, durch die Andrea Lovell in seinem Hang zum Wunderbaren bestärkt und dadurch Gewalt über ihn gewinnt. Einmal versteht er es, durch eine Sinnestäuschung in Lovell den Glauben an die Anwesenheit seines verstorbenen Vaters Walther Lovell zu erregen, und William schreibt entsetzt: „Alles Sichtbare hängt wie Teppiche mit gaukelnden Farben und nachgeahmten Figuren um uns her, was dahinter liegt, wissen wir nicht, und wir nennen den Raum, den wir für leer halten, das Gebiet der Träume und der Schwärmerey, keiner wagt den dreisten Schritt näher, um die Tapeten wegzuheben, hinter den Coulissen zu blicken und das Kunstwerk der äußern Sinne so zu zerstören, — aber wenn — o Rosa, nein ich schwindele, es ist mir innerlich alles so deutlich, und ich kann keine Worte finden; aber ich mag sie auch nicht suchen. Sie werden ebenfalls diese Gefühle kennen und mir alles übrige erlassen" (II, 312 f.). Andrea erscheint ihm jetzt als ein Türhüter zu jedem unbekannten Hause, als ein Übergang alles Begreiflichen zum Unbegreiflichen, und auch eine Erzählung Rosas muß ihn von der wunderbaren„ Doppelheit Andreas" überzeugen.

Dann läßt Andrea in größerer Gesellschaft ein Bild der toten Rosaline vor Lovells Augen erscheinen, der durch die realisierende Kraft seiner Phantasie nur allzu geneigt ist, alles für wirklich zu halten, was nur ein täuschendes Spiel seiner Sinne ist. Als die Erscheinung verschwunden ist, urteilt Lovell: „Wie andre Elemente umgab mich alles, ich sah die Freunde wieder, ich hörte wieder die Bäume und

Wasser, die ganze Mühle der gewöhnlichen Welt mit allen ihren Gängen. Andrea und die Übrigen waren stumm und kalt, aber sie standen fern, fern von mir hinunter, ich kannte sie alle und verstand sie nicht, ich kam zurück und war nicht unter ihnen. Man öffnete die Fenster; die Morgenluft brach herein, der Himmel war wie eine Platte buntgestreifter Marmor, die Wände der Welt waren wie immer mit ihren seltsamen Gewächsen ausgelegt, und wie ein wildes Thier, so fiel eine nüchterne Empfindung mein Herz an." Dies ist indes nur die unmittelbare Wirkung, die von der übersinnlichen Erscheinung Rosalinens auf Lovell ausgeht. Furchtbarer sind die bleibenden Eindrücke dieses Erlebnisses auf Lovell, die an der Spitze des Briefes stehen, in dem er es Rosa berichtet. Schon hat Andrea Lovell dem Wahnsinn nahe gebracht. Lovell ist alles inneren Haltes beraubt, so wenig vermag er gegenüber den Eindrücken einer übersinnlichen Welt die wirkliche Welt noch in sich zu objektivieren. Mit dem Zweifel ist alle Ruhe aus ihm genommen. Seine ganze Seele ist eine wilde, chaotische Bewegung. Den großartigsten Ausdruck findet die Vorstellung von der übersinnlichen Welt indes in der Angst vor dem Tode, die Lovell jetzt beseelt: „Ist die Welt nicht ein großes Gefängniß, in dem wir alle wie elende Missethäter sitzen und ängstlich auf unser Todesurtheil warten? O wohl den Verworfenen, die bey Karten oder Wein, bey einer Dirne oder einem langweiligen Buche sich und ihr Schicksal vergessen können!" — Jetzt wird Lovell also nicht mehr zu Bianka gehen. Er vermag es nicht mehr, vermag sich nicht mehr zur Erde zu werfen, um sich zu retten. — „Doch der schwarze Tag bricht endlich, endlich herein. Er kann nicht ausbleiben ... O wehe uns, Rosa, daß wir geboren wurden! — O des klagenden Thoren! mit ohnmächtiger Kraft sperrt sich das arme Thier, in den Stall zu gehn, wo das schlachtende Messer seiner wartet. Die Zeit, dieser unbarmherzige Henkersknecht, schleppt Dich hinein, das Thor schlägt hinter Dir zu, und Du stehst einsam unter Deinen Mördern. — Was kann der Mensch wollen und vollbringen? | Was ist sein Thun und Streben? ... Gräßlich werden wir zurückgehalten, und die Kette wird immer kürzer und kürzer. Alle täuschenden Freuden schlagen rauschend die Flügel aus einander und sind im Umsehn entflogen. Der Putz des Lebens veraltet und zerfällt in Lumpen; alle Gebrechen werden sichtbar. — Einsam steh ich, mir selbst meine Qual und mein Henker, in der Ferne hör' ich die Ketten der andern rasseln. — Schau-

 der stehn vor unserm Gefängnisse zur Wacht. — Da läßt sich keiner bestechen, — eisenfest und unwandelbar stehn sie da. — Ich habe den Ruf vom jenseitigen Ufer gehört; ich habe den seltsamen Wink verstanden, und das Boot eilt schon herüber, mich abzuholen; ich trage meine Sünden in meiner Hand und gebe sie als Fährgeld ab. — Die Wogen rauschen, es schwankt das Boot, das Steuer ächzt, und bald tret ich an das düstre, fremde Gestade, und in doppelter Vereinigung kommen mir alle meine Schmerzen entgegen" (II, 320 f.). Diese Worte sind das anschaulichste Zeugnis für den hohen Grad von Passivität, der für Lovells derzeitige Verfassung bezeichnend ist.

Ein neues Ereignis soll als letztes Moment die überreizte Phantasie Lovells auf den höchsten Grad der Erregung bringen. Mit einer großen Gesellschaft hat er an einem maskierten Ball teilgenommen. Wir kennen ja den romantischen Reiz, den auf Lovell der Trubel der Feste ausübt, den Woldemar floh, weil er in ihm zu keinem wahren Bewußtsein seiner selbst gelangen konnte. Dieser trat so mit einem pathetischen Anspruch an die Dinge heran, wie ihn Lovell in der Art nicht mehr kennt. Das Unwirkliche, Verschwommene dieses Treibens, wo dem einzelnen die Motive seines Handelns unbewußt bleiben, und sich alles scheinbar mechanisch und doch gerade weil nur triebmäßig vollzieht, gibt der Phantasie des romantischen Menschen in erhöhtem Maße Anlaß, ein anderes, Übersinnlich-Seelisches hinter ihm, ein Hinter-den-Dingen zu mutmaßen. Es sei nur zur größeren Veranschaulichung hier beiläufig bemerkt, daß es sich bei dieser Erscheinung um psychische Reize handelt, die unserer modernen künstlerischen Kultur durchaus nicht fremd sind. Die eigenartige Sympathie, die gerade in der modernen Kunst unserer Tage vielfach der flachen, geistlosen, materiellen Lebemännerwelt, dem Dirnenmilieu, der Varieté-Athmosphäre und anderem entgegen gebracht wird, beruht entschieden mit auf diesem selben romantischen Reiz, der in einer gefühlsmäßigen Ahnung der im scheinbar Seelenlosen nur verborgnen oder verlustig gegangenen Seelenhaftigkeit besteht, letzteres z. B. mit einem Einschlag des Sentimentalen in der Dirnenpoesie. Es mag bei dieser Gelegenheit gleichzeitig darauf hingewiesen sein, daß auch die starken psychischen Reize, die von der Aufhebung alles logischen Kausalzusammenhangs durch die modernen Exzentriks auf den nervösen Menschen unserer Zeit ausgeübt werden, durchaus auf einem jener romantischen Momente beruhen, die uns in William Lovell

zum ersten Male bewußt begegnen. Wir sollten bei einer geschichtlichen Betrachtung der Dinge nicht vergessen, daß gerade ein so geistvoller Mensch wie etwa Friedrich Schlegel von derartigen Darbietungen, in denen wir vielleicht geneigt sind, nur das Geistlose zu sehen, in die größte Begeisterung versetzt worden wäre, während eben solche Darbietungen auf Angehörige der vorromantischen Generation völlig eindruckslos geblieben wären. Wir mögen daraus ersehen, daß im modernen Leben nicht etwa nur Erscheinungen wie die übersinnliche Poesie Maeterlincks in die romantische Zeit als die Zeit ihres geschichtlichen Ursprungs zurückreichen.

Wenn wir nun bedenken, daß trotz der Anziehung, die das seelenlose Treiben auf Lovell ausübt, diesem Treiben andrerseits doch die gleiche depositive Wirkung auf Lovell zukommt, die Woldemar, ja schon Werther störend gefühlt hatte, so werden wir in der Art, wie Lovell dieses Leben in sich aufnimmt, ebensoviel Anregung wie passive Ironie erkennen können. Wo Werther oder Woldemar noch einfach von dem lauten Treiben der Gesellschaft sich abgestoßen fühlte, da stößt dieses Lovell zwar auch ab und zieht ihn gleichzeitig wieder an. Wir sehen, wie sich die Gefühle in der romantischen Zeit komplizieren, und wie es immer schwieriger wird, die Motive der seelischen Regungen in logische Begriffe zu fassen, was bei Werther, Woldemar und Anton Reiser noch keinerlei Schwierigkeit bereitete. Deshalb mag der alte Lovell wohl recht haben, daß die Darstellung des Lebens jener und — fügen wir hinzu — der folgenden Zeiten immer nur ein Gedicht sein kann. In Tiecks großer Novelle Der junge Tischlermeister wird eben dieses Widerspruchsvolle der Gefühle als Problem mit ein wesentlicher Bestandteil des Themas der ganzen Dichtung. Und auch in diesem Zusammenhang werden wir sagen: Diese Wendung bedeutet den großen Bruch, den das achtzehnte vom neunzehnten Jahrhundert wesentlich unterscheidet. Jenes war ein Jahrhundert naiver, einfacher Kulturen, dieses ein solches ironischer, komplizierter Kulturen. Daher stehen selbst die ganz Großen des achtzehnten Jahrhunderts, selbst Goethe und Schiller, der modernen Seele in einem ganz anderen Sinne nah als die Romantiker. Wir lieben sie, wir verstehen sie, als gehörten sie unserer Zeit an. Und doch fühlen wir, daß wir nie mehr so werden können wie sie. Dieses Gefühl flößt uns die Romantik mit ihrem widerspruchsvollem Geist und Gefühl viel weniger ein.

Auf dem Balle findet Lovell nun eine weibliche Maske, die er in seinem Wagen nach Hause begleitet, und da sie sich schließlich auf sein Drängen demaskiert, sieht er Rosaline neben sich sitzen. Nach Andreas Tode erfahren wir, daß es Bianka war, die Lovell durch eine geschickte Verstellung im Auftrage Andreas getäuscht hatte. In Lovell gerät mit diesem Erlebnis nun aber erst recht alles ins Wanken. Er vermag weder die sinnliche Erscheinungswelt, weder das Leben außer sich, noch das Leben in sich, seine eigenen Gefühle, fernerhin in sich zu objektivieren. Alles drängt ihn in die schauerlich-geheimnisvolle, übersinnliche, die wunderbare Welt: „Wie alles mich immer bestimmter zu jenen Schrecken hinwinkt, denen ich entfliehen wollte! Wie es mich verfolgt und drängt, und doch die gräßliche Leere in mir nicht ausfüllt! — Wie in einem Ocean schwimm ich mit unnützer Anstrengung umher; kein Schiff, kein Gestade, soweit das Auge reicht! Unerbittlich streckt sich das wilde Meer vor mir aus, und Nebel streichen verspottend wie Ufer herum und verschwinden dann wieder. — Nebelbänke sind unser Wissen und alles, was unsere Seele zu besitzen glaubt; der Zweifel rauft das Unkraut zusammt dem Getreide aus, und in der leeren Wüste schießen andre Pflanzen mit frischer Kraft hervor, deren Farben noch schöner und glänzender spielen. Der Mensch muß denken und eben darum glauben, schlafen und also träumen; es ist möglich, daß alle Gestalten nur in mir wandeln, alles ziehende Schattenbilder in der Höhlung meines Auges, Schwingungen meiner Gehirnfibern, die ich nach dem allgemeinen Übereinkommen die äußern Gegenstände benenne.“ Er schreibt ferner: „Sollte es möglich seyn, daß ich schon hinter dem Vorhang stände, der die jenseitige Welt von den hiesigen Menschen sondert? Es ist vielleicht, und ich erschrecke nicht mehr vor dem Gedanken“ (II, 326f.).

Alles drängt sich in Lovell mehr und mehr zu einer Entscheidung, die ihn aus den zerrütteten Zweifeln reißen muß, in die er durch die seltsamen Erlebnisse immer schrecklicher gefallen ist. Jetzt richtet er sich geradeswegs an Andrea mit den Worten: „In manchen Stunden, wenn ich so recht innig fühle, wie alles umher und in uns nur Dunst und Rauch ist, möcht' ich Dich fragen: aber was ist denn der Mensch und sein eigentliches Selbst? Was können wir in ihm gut und böse, thöricht und verständig nennen? — Alles ist ein vorübergehend Räthsel, fades Wortspiel und langweiliger Zeitvertreib“

(II, 335 f.). Diesen Zeilen folgen zwei Briefe Andreas, die wir mit größter Vorsicht aufzunehmen haben, denn wir wissen, daß Andrea nicht seine eigene Meinung sagt, sondern in seinen Worten Lovell dessen Gedanken und Gefühle zurückgibt. Und doch bedeuten die beiden Briefe Andreas für Lovell einen erheblichen Schritt weiter aus seiner bisherigen Verfassung. So manches, was bisher in Lovell noch unbewußt lag, und nur in seinem Gefühl bereits lebendig war, wird ihm durch Andreas begriffliche Fixierung über die Schwelle des Bewußtseins geführt. Der Hang zum Wunderbaren, der gefühlsmäßige Glaube an eine wunderbare Welt nähert sich einer Überzeugung, gestaltet sich zum Bilde einer Weltanschauung. Kaum merkbar entwickelt sich der Gedanke in Andreas Briefen fort. Wir müssen ihm in allen Einzelheiten folgen.

Von dem subjektivistischen Skeptizismus — dem, was die Zeit Egoismus nannte, — geht Andrea aus und knüpft an die ironische Disposition Lovells an: „Jedermann hat seine eigene Stimme, und nur wenige wissen, was sie mit dieser sagen wollen. Die ganze Welt ist nichts als ein Gemählde, wo jedes Auge die Farben anders sieht. Auch meine Worte gehören nur mir zu und passen im Munde keines anderen." Seltsam mutet uns darauf die Frage an: „Warum suchen wir immer nur Unterschiede zu machen?" Wir müssen versuchen, sie aus den folgenden Worten zu interpretieren: „Die Unterschiede erfand nur der blödere Sinn, um die Menschen in Reihen zu stellen; welcher Edle hatte nicht dieselben Neigungen und Triebe, dieselben Vorsätze, die der faßte, den wir einen Bösewicht nennen? Der Mensch kann nur unterscheiden nach den Erscheinungen, die äußerlich und zufällig aus seinem Bruder heraustreten. Ich möchte keinen verdammen und keinen vergöttern, es ist alles Ein Gefolge, in dieselben Gewänder eingehüllt, mir alle gleich unkenntlich und gleich gut, ein Trauerzug, der auf Bergeswegen dahingeht und hinter einem dunkeln Walde verschwindet" (II, 336 f.). Wenn denn nun wirklich diese Unterschiede nichts anderes sind als das subjektive täuschende Bild sinnlicher Wahrnehmungen, müssen wir dann nicht die Frage „Warum suchen wir immer nur Unterschiede zu machen" als eine Aufforderung auffassen, der sinnlichen Wahrnehmung überhaupt keine Bedeutung mehr beizumessen? der täuschenden Welt sinnlicher Wahrnehmungen keine Wirklichkeit mehr zuzuschreiben? Es will in der Tat so scheinen, wenn Andrea seinen zweiten Brief beginnt: „Freylich, lieber Wil-

 liam, täuscht uns alles in und außer uns, aber eben deswegen sollte uns auch nichts hintergehen können."

Wenn wir der Welt unserer sinnlichen und verstandesmäßigen Wahrnehmungen keine Bedeutung mehr beimessen, wenn wir sie ironisch nehmen, dann kann Andrea allerdings fragen: „Wo sind denn nun die Quaalen, von denen ich so oft muß reden hören, die unsre Irrthümer, unsre Zweifelsucht, der erste Sonnenstrahl unserer Vernunft uns erschaffen?" Es ist eine der täuschenden Kategorien unseres Verstandes, meint Andrea, „es ist die Zeit, die auf ihrem Wege durch die große weite Welt auch durch unser Inneres zieht und dort alles auf eine wunderbare Weise verändert. Veränderung ist die einzige Art, wie wir die Zeit bemerken, und weil wir die Fähigkeit haben zu denken, haben wir auch zugleich die Fertigkeit, verschiedenartige Gedanken hervorzubringen. Weil eine Gedankenfolge uns ermüdet und am Ende nicht mehr beschäftigt, so macht eben dies eine andere nothwendig; und dies nennen die Menschen gewöhnlich eine Veränderung ihres Charakters und ihrer Seele; weil sie sich immer viel zu wichtig finden und sich gern über und über so mit Lichtern bestecken möchten, daß man sie aus dem Glanze gar nicht herausfinden kann. Kann sich denn aber das Wesen verändern, das wir unsre Seele nennen? Hat es Theile, die von ihm losgerissen, oder die ihm angesetzt werden? Wechselt es sich mit einem andern aus? — O Freund, wir wechseln mit den Federn, mit denen wir schreiben, die Seele mit ihrem Spielzeuge den Gedanken, die von ihr selbst ganz unabhängig und nur ein feineres Spiel der Sinne sind". Entsprechen diese Ausführungen auch vielleicht nicht der eigenen Überzeugung Andreas, so entsprechen sie doch der passiven Verfassung Lovells vollkommen. Allein wir müssen uns fragen, was das heißt, wenn der sinnlichen Welt absolut keine Bedeutung mehr beigemessen wird. Der skeptische Sensualismus, dem Lovell und Rosa ja auch bereits einmal huldigten, hat damit endgültig eine volle Umdeutung erfahren, denn damals war sein Ergebnis ja doch, der sinnlichen Welt allein gültige Bedeutung beizumessen. Wird diese Bedeutung auf Grund derselben Argumente jetzt gänzlich aufgehoben, dann muß sie einer anderen, einer übersinnlichen Welt zufallen.

In Andreas weiteren Ausführungen tritt es wirklich immer deutlicher hervor, daß der materialistische Monismus jetzt einem vollkommenen Dualismus des Sensualistischen und Spiritualistischen ge-

wichen ist. In dieser Weltanschauung gewinnt die gefühlsmäßige Verfassung Lovells nun einen bewußten Ausdruck. Der Sinnlichkeit steht jetzt ein Geist gegenüber, aber er hat nichts mit jener zu tun. Da schreibt Andrea dann freilich noch im alten Tone: „Alles, was wir in uns kennen, ist Sinnlichkeit, dorthin führen alle Fußtapfen, die wir in der einsamen Wüste entdecken, zu dieser einzigen Höhle werden wir immer wieder zurückgeführt, so seltsam sich der Weg auch krümmen mag. Nur in der Sinnlichkeit können wir uns begreifen, und sie regiert und ordnet das Gewebe, das wir immer von unserem Geiste getrieben glauben. Bloß hierauf können sich alle Plane und Entwürfe, Wünsche und stille Ahndungen gründen; in dieser Körperwelt bin ich mir selbst nur mein erstes und letztes Ziel, denn der Körper ordnet alles nur für seinen Körper an, er findet bloß Körper in seinem Wege", dann aber heißt es auch: „eine Verbindung zwischen ihm und dem Geiste ist für unser Fassungsvermögen unbegreiflich. Die Seele stehet tief hinab in einem dunkeln Hintergrunde und lebt im weiten Gebäude für sich wie ein eingekerkerter Engel: sie hängt mit dem Körper und seinen vielfachen Teilen ebenso wenig zusammen wie der Verbrecher mit der Stadt, in der er gefangen sitzt; wie man ebenso wenig glauben würde, daß alle Straßen mit den Thoren und Thürmen umher bloß für den Gefangenen angelegt wären."

Dieser unbedingte Dualismus von Körper und Seele dient in Andreas Briefen nun praktischen Folgerungen: „Was kann ich also für meine Seele thun, die wie ein unaufgelöstes Räthsel in mir wohnt die dem sichtbaren Menschen die größte Willkühr läßt, weil sie ihn auf keine Weise beherrschen kann? und wie kann ein Körper gut oder böse seyn? — Er i s t, das ist sein Verbrechen und seine Tugend, sein Daseyn ist seine Strafe und seine Wohlthat, und wer hat dies nicht schon in sich selber empfunden? — Damit die verächtlichen Maschinen sich brüsten könen, haben sie Namen und Unterschiede wie bunte, klägliche Ordenszeichen erfunden; nur der Pöbel hat die tiefe Achtung vor diesen. — Was bleibt uns übrig, William, wenn wir alle leeren Namen verbannen wollen? — Freilich nichts zu philosophiren und mit Enthusiasmus für die Tugend und gegen das Laster zu reden, kein Stolz, kein Gepränge mit Redensarten, aber immer noch eben so viel Raum um zu leben."

So klingen diese Worte nicht eigentlich in die Willkür enthusiastischer Sinnenlust aus wie die ehemalige Philosophie Lovells mit Rosa

 als vielmehr in eine Gleichgültigkeit allen ethischen Fragen gegenüber, in eine ironische Auffassung alles sinnlichen Daseins nach der praktischen ebenso wie nach der erkenntnistheoretischen Seite. In der sinnlichen Welt mag immer das Gefühl allein, nicht die gedankliche Erwägung von gut und böse der Leiter sein: „Die Empfindung geht daher einen kürzeren und richtigern Weg als der grübelnde Verstand; denn das Gefühl ist der Haushofmeister unserer Maschine, der erste Oberaufseher, der dem alten pedantischen Verstande alles überliefert, der es weitläuftig und auf seine ihm eigene Art bearbeitet. Gefühl und Verstand sind zwey nebeneinander laufende Seiltänzer, die sich ewig ihre Kunststücke nachahmen, einer verachtet den andern und will ihn übertreffen."

Schließlich klingt Andreas Brief deutlich genug in einen Hinweis auf die übersinnliche Welt aus, der allein die Bedeutung einer Wirklichkeit beigemessen werden kann: „Wenn wir nicht bloß Maschinen sind, so reißt sich die Seele einst gewiß von allem los, was sie so lästig gefangen hält, sie wird nicht schließen und unterscheiden, nicht ahnden und glauben, sondern im raschen, reißenden Fluge nach ihrem ungekannten Vaterlande eilen, wo sie wirken und ungefesselt dauern kann. — Wenigen wundervollen Menschen war es vielleicht gegönnt, sich schon hier von den Gauklern, ihren Sinnen, noch umgeben kennen zu lernen, und in ihre innerste, verborgenste Tiefe zu schauen. Aber die Natur widerstrebt mit allen ihren Kräften, sie sind seltsame Wunderdinge, die sich vor sich selber entsetzen; die Fugen sind gerissen, der Geist sieht unmittelbar ohne Sinne und ohne das Mittelglas des Verstandes in das Daseyn und die Gegenstände hinein, und der Körper schaudert unter heftigen Zuckungen" (II, 338 f.). Man muß es in der Tat als ein Meisterstück der Ineinandergliederung von Haupt- und Nebenhandlung ansehen, wenn unmittelbar auf diese Schilderung einer idealen Weltentrückung gleichsam wie deren volle Verwirklichung der wundersame Brief Balders aus den Apenninen folgt.

Nach alledem mag Lovell freilich an Rosa schreiben: „Wohin soll ich mich mit meinen Gedanken und Empfindungen wenden? Überall bin ich mir fremd, und überall find ich mit meinen Ideen einen wundervollen Zusammenhang. Der höchste Klang des Schmerzes und der Quaal fließt wieder in den sanften Wohllaut der Freude ein, das Verächtliche steht erhaben und die Erhabenheit fällt zu Boden. Wie

im Abgrunde der See Geschmeide und Kostbarkeiten unter Schlamm und neben verweseten Gerippen glänzen, so seltsam liegt alles in meinem Innern durcheinander." Schon beginnt er wie einstmals Balder den Wahnsinn als einen höheren und begehrenswerteren Zustand der Seele zu erfassen. Klingen die Verse, die er in dieser Stimmung für Rosa schreibt, schon in ein „Lieber-Wahnsinn-denn-Zweifel" aus, so schreibt er schließlich: „Ich kann in mir selber keine Ruhe finden. Geben Sie mir nur Eine Überzeugung, und ich bin zufrieden. Dieser Zweifel ist der Henker, der unsre Seele auf die Folter legt" (II, 352 f.).

Bald darauf lassen uns wenige Zeilen Andreas auf eine Unterredung dieses mit Lovell schließen, die selbst keine Darstellung von Tieck erfahren hat. Darauf antwortet Lovell sehr bedeutungsvoll für den fortlaufenden Gang des Romans: „Ich danke Dir, daß Du mich endlich aus den verworrenen Labyrinthen wieder zum Lichte des Tages geführt hast, denn meine Seele erlag allen den ungeduldigen Zweifeln. Aber jetzt ordnet sich alles Unstäte und Umherschweifende in meinem Gemüthe wie an Fäden, die alle in Einem Mittelpunkte zusammentreffen. Du hast mich von der Wirklichkeit einer wunderbaren Welt überzeugt, und alles hat sich in mir zufrieden gegeben, alle Ideen und Empfindungen nehmen wieder ihre natürliche Stelle ein, und die Harmonie mit mir selbst ist hergestellt" (II, 363). An Rosa schreibt Lovell ferner: „Folgen Sie meinem Beyspiele, Rosa, und werfen Sie sich einer Überzeugung in die Arme, um beruhigt zu werden. Überzeugungen muß der Mensch haben, um sein Daseyn ertragen zu können, um nicht vor sich selbst und dem Abgrunde, den er in seinem Innern entdeckt, zurückzuschaudern. Ich mag diese Nothwendigkeit keine Schwäche nennen, denn durch Glaube und Überzeugung fühlt sich der Mensch stark; seine Zweifel waren nur ziehende Wogen, die ihn an das feste Gestade trugen" (II, 364). Damit ist die Möglichkeit, die sich für Lovell mit der Erhebung über das System der Systemlosigkeit ergab, nun tatsächlich für ihn zu einer Wirklichkeit geworden. Die dritte der drei Phasen seiner seelischen Verfassungen ist damit zur vollen Ausbildung in ihm gelangt, und wir werden nun zu betrachten haben, wie sich die Dinge in dieser Verfassung für ihn gestalten.

Die Überzeugung von der Wirklichkeit einer wunderbaren Welt

Die Überzeugung von der Wirklichkeit einer wunderbaren Welt ist die Quelle jenes höchsten Grades passiver Ironie, in die Lovell auf seiner Reise nach England verfällt. Erinnern wir uns der steigenden Verflüchtigung dessen, was für Werther, Woldemar, Reiser und nunmehr Lovell allein noch die Bedeutung des Wirklichen hat, so begreifen wir die steigenden Formen passiver Ironie, die wir von Werthers Leiden bis zur Geschichte des Herrn William Lovell beobachten: Werther lebte in einer überwirklichen Gefühlswelt, Woldemar in einer überwirklichen Ideenwelt, Reiser bereits nur noch in einer überwirklichen Phantasiewelt und Lovell nur noch in einer ganz übersinnlichen spiritualistischen Welt. In wie hohem Grade die spiritualistischen Überzeugungen die Quelle der Ironie im dritten Bande des William Lovell sind, das läßt gleich der erste Brief Lovells an Rosa in diesem Bande deutlich erkennen, in dem Lovell von Andrea schreibt: „Durch meine Ahndungen und seltsamen Gefühle hat er mich vom Daseyn einer fremden Geisterwelt überzeugt", und daraus erklärt: „alle Gegenstände umher erscheinen mir nur als leere Formen, als wesenlose Dinge ... Die Welt ist mir in manchen Stunden nichts als ein buntes, bestandloses Schattenspiel, Wogen, die den Bach hinunter laufen ohne zu wissen wohin. Alle betrübten Stunden, die ich hier in England erleben werde, stehen gleichsam noch hinter den Coulissen und warten nur auf ihr Stichwort, um schnell hervorzutreten, ich muß in meiner Rolle fortfahren und vor keinem plötzlichen Auftritt erschrecken" (III, 6 f.). Indes werden die Motive der seelischen Regungen, je weiter wir vorschreiten, immer verwickelter. Wir werden bald sehen, daß wir das ironische Verhalten Lovells nicht auf seine spiritualistischen Überzeugungen allein zurückzuführen haben, daß vielmehr die verschiedensten Nebenumstände hinzutreten, um seine Disposition zur Ironie zu verschärfen, wenn wir auch in der spiritualistischen Überzeugung von jetzt ab stets die Hauptquelle der Ironie bei Lovell zu sehen haben werden. Die Ironie ist aber auch, wie wir schon im ersten Kapitel kennen gelernt haben, nicht beständig in ihm. Wäre sie dies, so würde sich daraus eine Sicherheit der sub-

jektivistischen Selbständigkeit und Unabhängigkeit von den Dingen ergeben, der wir die Bedeutung einer positiven Ironie beizumessen hätten. Aber darin zeigt sich gerade der passive Charakter der Ironie Lovells, daß sie durch ein unfreiwilliges Aufheben aller Beziehungen zum Wirklichen das Bedürfnis nach Beziehung in ihm in erhöhtem Grade erwachen läßt. Gerade darin erkennen wir oft den Zustand passiver Ironie Lovells, daß er sich jetzt erst in immer stärkerem Grade bewußt wird, wie einsam, wie isoliert er dasteht.

Unter dem suggestiven Einfluß Andreas ist Lovell nach England gereist mit dem geheimen Auftrag, Eduard Burton zu ermorden und dessen Schwester Emilie Burton in seine Gewalt zu bringen oder auch sie zu beseitigen. Er weiß nicht, welchen Zwecken diese Aufträge dienen, er erfährt erst nach Andreas Tode, daß dieser mit Burton verwandt ist und durch die Aufträge an Lovell das Vermögen Burtons in seinen Besitz zu bekommen hofft (III, 453). Der Leser erfährt von den Aufträgen Andreas indes zunächst überhaupt nichts, und so wird in ihm der Eindruck erweckt, als seien die Motive der Handlungen Lovells in England einzig und allein in diesem selbst gegeben, oder, was seiner wirklichkeits-entfremdeten, seiner ironischen Verfassung eigentlich entspräche, als handele Lovell ohne jedes Motiv, mechanisch, wie eine Marionette, und es träten nur Nebenumstände in seiner eigenen Verfassung hervor, die ihn in seinen Handlungen bestärkten, die er verlogenerweise sich als Motive seiner Handlungen einrede. Der Dichter hat diese Auffassung offenbar für psychologisch wahrscheinlich gehalten, und er kann sich den wahren Sachverhalt nur vorbehalten haben, um diese ihm psychologisch wahrscheinliche Auffassung hernach mit Absicht zu zerstören, um Lovell nicht einmal in diesem eingeschränkten Sinne selbständig erscheinen zu lassen, um der Passivität Lovells durch die Zerstörung der Illusion des Lesers den stärksten Ausdruck zu geben. Wir werden also, ohne die Aufträge Andreas ganz außer acht zu lassen, dem Eindrucke zu folgen haben, den der Dichter im Leser erwecken will: wir werden die Handlungsweisen Lovells in England nach Möglichkeit aus seiner eigenen seelischen Verfassung psychologisch zu erklären versuchen müssen, d. h. wir werden stets im Auge behalten müssen, daß Lovell gemäß seiner Überzeugung von der Wirklichkeit einer übersinnlichen Welt in der Wirklichkeit durchaus unwillkürlich handelt, und daß die Motive, die wir daneben noch für sein Verhalten in ihm selber finden, nur Schein-

motive sind, Nebenumstände, die sein Verhalten nicht verursachen und daher auch nicht genügend erklären können, sondern es nur äußerlich mit veranlassen und daher höchstens begreiflicher erscheinen lassen können.

Lovell kommt nach Bonstreet und nähert sich zuerst Emilie. Diese ist ihm tatsächlich nur „eine leere Form, ein wesenloses Ding": das allein ist das wahre Grundmotiv für die Art, wie er Emilien begegnet, passive Ironie, Mangel an Objektivierungsvermögen. Dazu treten verschiedene Nebenumstände, so der uns schon von der Rosalinenzeit her bekannte Trieb nach Herrschaft. Der Grad, den die Ironie jetzt in ihm erreicht hat, bedeutet eine Gleichgültigkeit, eine Kälte den Dingen der wirklichen Welt gegenüber, die der Herrschaft über die Dinge neue Möglichkeiten bereitet hat, Möglichkeiten, die eine enthusiastische Hingabe an die Wirklichkeit in früherer Zeit ausgeschlossen hatte. Als Nebenumstand ist ferner der romantische Reiz des Spiels zu rechnen, wenn die der Herrschaft unterworfenen Dinge durch diese noch unwirklicher erscheinen. Jetzt spielt Lovell eine Rolle.

An Lovells Rolle haben nun wirkliche Gefühle und solche, die erst durch die realisierende Kraft der Phantasie dazu geworden sind, gleichen Anteil. Lovell schreibt selbst in seinem Bericht an Rosa: „Ich sagte vieles über die Welt und über die Menschen, was ich wirklich so meinte: meine Rolle ward mir also dadurch um vieles leichter" (III, 51). In der Tat, wenn wir lesen, was Emilie ihrer Freundin über Lovell berichtet, so spiegelt sich mehr von seiner wirklichen Verfassung in dieser Rolle, als daß ihm diese allzuschwer fallen dürfte. So schreibt Emilie: „Er ist ganz über das kleinliche Leben hinüber, in dem sich die gewöhnlichen Menschen so ängstlich abarbeiten. Sein Geist ist durch und durch geläutert und gereinigt (?), und er gehört nicht mehr der Erde an (!)" oder „Es ist so etwas Wunderbares um ihn her, daß man sich in seiner Gegenwart wie in eine andre Welt entrückt fühlt. Alles, selbst die alltäglichsten Ideen, erhebt er zur höchsten Poesie, so daß er wie ein fremder Geist auf dieser Erde wandelt." Und selbst, wenn sie schreibt: „Wenn ich dabey an sein Unglück denke, so kann ich nicht müde werden, von ihm zu sprechen, mich freut es, daß er mich seine Freundinn nennt, da ihn kein Wesen auf dieser Erde weiter liebt. O, denken Sie sich den schrecklichen Gedanken: ich bin das einzige Geschöpf, das sich für ihn interessirt" (III, 38 f.), selbst da werden wir sagen, daß er ihr ein Gefühl der

Beziehungslosigkeit bekannt habe, das jetzt in ihm lebendig zu werden beginnt und für seine passive Verfassung durchaus bezeichnend ist. Tatsächlich gewinnt nämlich dieses Moment der Beziehungslosigkeit mit die Bedeutung eines Nebenmotivs für sein Verhalten zu Emilie, in der sich ihm eine augenblickliche Beziehung darbietet, durch die Emilie ihm nicht ganz so gleichgültig ist, wie er es sich selber einzureden sucht. Aber bei allen diesen Gefühlen spielt das Bewußtsein, durch eben diese Gefühle auf die empfindsame Emilie zu wirken, eine zu große Rolle, als daß diese Gefühle nicht eine Trübung erführen, als daß sie, anstatt sich naiv zu äußern, nicht zuzeiten künstlich in ihm erzeugt würden, in denen sie seinen Zwecken der Herrschaft über Emilie und des Spiels mit Emilie dienlich wären. Dann eben spielt er mit der realisierenden Kraft der Phantasie eine Rolle, und aus dem ganzen Wechselspiel von Wahrscheinlichkeit und Künstlichkeit seiner Gefühle können wir es verstehen, wenn er an Rosa berichtet: „Ich warf mich plötzlich zu ihren Füßen nieder, und gestand ihr, daß zu dieser Verkleidung, zu meinem Aufenthalt im Schlosse mich allein eine heftige Liebe zu ihr vermocht habe; dieß solle mein letzter Versuch seyn, ob es irgend ein menschliches Herz gebe, das sich meiner noch annehme, um mich mit dem Leben und dem Schicksale wieder auszusöhnen. Sie war schön, und wie in einem Schauspiele spielte ich meine Rolle auf eine wunderbare Weise begeistert fort; es gelang mir alles, was ich sagte, ich sprach mit Feuer und doch ohne Affektation ... Nie, Rosa, habe ich so gut gesprochen und nie so tief empfunden. Es war, als wenn sich mein ganzes Herz in mir eröffnete, und ich mußte über mich selbst erstaunen. — Ach, was ist Wahrheit und Überzeugung im Menschen! Ich war jetzt von allem überzeugt, was ich da sagte, ich war schwermüthig und in sie verliebt, ich hätte mich wirklich in diesem Augenblicke ermorden können. O! man rede mir doch künftig nicht von den Menschen, die sich verstellen. Was ist die Aufrichtigkeit in uns?" — hier wird die realisierende Kraft der Phantasie zu einer Quelle des Objektivierungsunvermögens — „Ich liebte sie innig in dieser Minute, ich drückte sie an meine Brust, und unsere Seufzer begegneten sich. Ungewiß war alles umher und in mir, ich wußte nicht, ob ich Amalien oder sie oder Rosalinen in den Armen hielt; der ganze Sturm meiner Sinnlichkeit wachte in mir auf, und sie war gefallen, als sie es noch kaum bemerkt hatte" (III, 51 f.).

Soweit in alledem der romantische Reiz des Spiels Lovell dazu

veranlaßt, eine Rolle zu spielen, ist er, das heißt in diesem Falle Tieck, „lügenverliebt" wie in seiner Art Anton Reiser, das heißt Moritz, übrigens auch dies — wie Rétif de la Bretonne! Diese Eigenschaft Rétifs, die wie bei Reiser, vollends bei Tieck dem Wahrheitsfanatismus entgegenzustehen scheint und doch gleichzeitig und neben diesem auftritt und in dieser widerspruchsvollen Vereinigung dazu beiträgt, das Seelenleben kompliziert zu gestalten, — diese Seite Rétifs ist in der sonst meisterhaften Charakteristik von Franz Blei und in dem Buche von Eugen Dühren zu kurz gekommen. Arthur Schurig hat dagegen in einer kleinen Schrift diese Eigenschaft Rétifs mit Recht betont.[1] In dieser Lügenverliebtheit wären nochmals Tatsachen gegeben gewesen zu einer psychologisch historischen Erklärung der inneren Beziehungen Tiecks zu Rétif. Das Problem Tieck-Rétif de la Bretonne harrt noch seiner Lösung. Haßler hat in dankenswerter Weise die Vorarbeiten dazu besorgt.

Nach der Verführung Emiliens taucht das antithetische Moment als Nebenmotiv unter den seelischen Regungen Lovells wieder auf und muß zum psychologischen Verständnis von Lovells weiterem Verhalten mit berücksichtigt werden. Es wird dabei in der Folge der Zerstörungstrieb Lovells schlechtweg als das antithetische Moment bezeichnet werden, ohne die Betrachtung durch eine zu differenzierte Erörterung darüber zu beschweren, wie weit dieser Zerstörungstrieb im Sinne der Antithese tatsächlich noch positiv zu bewerten ist, oder wie weit er aus Störungen des Selbstbewußtseins rein nihilistischer Natur ist. Es ist früher ja schon gesagt worden, daß das wirklich antithetische Moment in Lovell stets unbewußt auftritt und uns auch dieses daher im Roman als reine Zerstörung begegnet.

Wie das Gefühl des Beherrschthabens nach der Rosalinentragödie dazu beitrug, Lovell von den Menschen als Objekten, die sich beherrschen lassen, zu entfernen, wie das Gefühl des Ekels an solchen Menschen schon damals in Haß und dem Bedürfnis nach Zerstörung umschlug, so daß er den niederträchtigen Brief an Eduard schrieb, so setzt auch jetzt wieder die zersetzende Reflexion bei Lovell ein, nachdem Emilie ganz zum willenlosen Gegenstand seiner Willkür geworden ist, und diese zersetzende Betrachtung wirkt in seinen folgenden Handlungen eben als Vernichtungstrieb fort, sie zerstört zunächst

[1] Rétif de la Bretonne. Aus dem Leben und den Schriften eines Erotomanen von Arthur Schurig. Paris und Leipzig 1906.

die uneingestandene Beziehung, die ihn vorübergehend tatsächlich mit Emilie verbunden hatte. Über seine Gefühle unmittelbar nach dem Fall Emilies berichtet Lovell an Rosa: „Ich ging im Mondlicht durch die dicht belaubten Gänge; jetzt fiel mir ein, daß sie mit dem jungen Wilmont so gut wie verlobt sey. Ich wußte nicht, sollte ich lachen oder heiße, brennende Thränen vergießen: mein Mund zog sich zum höhnischen Lächeln, und große Thränen fielen aus meinen Augen. — Ist das der Mensch und der edlere Mensch? Welch elendes, verächtliches Gewürme! — Was mag sie jetzt denken, wenn sie überlegt, wohin sie von ihrer regen Empfindsamkeit geführt ist? Ich könnte meine Eitelkeit sehr nähren und mir einbilden, sie liebe mich ganz unbeschreiblich, und nur diese gränzenlose Liebe habe den Fall ihrer Tugend verursacht. Aber die Schwäche des Menschen allein hat sie dorthin getrieben. Und wenn sie mich auch liebte, wie könnt' ich eitel darauf werden? Denn was ist Liebe? Ein vorübergehend dunkel Gefühl und ein Wort. Sie liebt vielleicht auf einige Tage den Begriff des Unglücklichen in mir und haßt mich, wenn sie mich näher kennen lernt" (III,55). Wie die betrachtende Reflexion die Beziehung zu den Dingen zerstört, wie sie als Mangel an Objektivierungsvermögen wirkt, wird weiter besonders anschaulich, wenn Lovell bald darauf an Rosa schreibt: „Meine Leidenschaft mit der abgeschmackten Emilie ging indessen immer ihren Gang fort ... Nach jenem Abend, von dem ich Ihnen neulich erzählte, wußte sie nicht recht, wie sie sich mit mir nehmen solle, ihre Empfindsamkeit war etwas gestört, und ihr eigentliches Gefühl mehr in Bewegung gebracht (!). Aber sie empfand es jetzt, daß sie mir einzig angehöre, sie war leicht dahin zu bereden, daß sie mit mir entfliehen wolle, ja sie war auf dem Wege, es mir selber anzutragen, wenn ich es nicht gethan hätte. Tag und Stunde ward festgesetzt, und sie war mit ihrem Plane und ihrer hohen Aufopferung außerordentlich zufrieden. — O über die Abgeschmacktheit der Menschen! Ich kenne nichts Albberners und Verächtlichers als dies Geschlecht. Der Klügere thut Recht, sie zu hassen und zu verfolgen" (III, 84).

Lovell entführt Emilie also. Er entführt sie, weil es dem Auftrage Andreas entspricht. Aber davon wissen wir nichts. Was bleibt übrig? Das, was tatsächlich wesentlicher ist als der Auftrag Andreas: Er entführt sie ...? — er weiß es selbst nicht weshalb. Ohne jeden Grund, Mangel an Objektivierungsvermögen. Passive Ironie. Die auf-

tauchenden Motive sind nur Nebenumstände: der romantische Reiz des Spiels, das antithetische Moment des Hasses, der Vernichtung: er zerstört ihr, er zerstört Eduards Glück. Lovell sitzt mit Emilie im Wagen, und er berichtet Rosa: „Emilie neben mir mit ihrer affektirten, hochbetrübten Miene" (III, 92). Er verläßt Emilie ebenso gleichgültig: „Ich konnte unmöglich länger in Emiliens Gesellschaft bleiben, die mir mit ihrer aufdringlichen Liebe alle Laune verdarb... Ich habe bey ihr eine nothwendige Reise nach einer der nächsten Städte vorgegeben. Wenn sie erfährt, daß ich nicht dort bin, mag sie zu ihrem Bruder zurückkehren ... Wie verächtlich ist die kindische Empfindsamkeit einer Emilie, die gleichsam seit Jahren darauf gewartet hat, um ihre tragische Aufopferung an den Mann zu bringen. Sollte ich nun ein so großer Thor seyn und ihre theatralische Affektation für Ernst nehmen und mich wunder! wie sehr gerührt fühlen? — Man kann wirklich etwas besseres thun, als jede Narrheit der Menschen mitmachen, und der ist der verächtlichste Thor, der diese Narrheiten abgeschmackt findet, und sich dennoch scheut, sie als Kindereyen zu behandeln. — Sie weint jetzt vielleicht und bald trocknet sie aus Langeweile ihre Thränen, dann ist sie böse auf mich, dann schämt sie sich vor sich selber, und dann hat sie mich vergessen. — Daß sie sich selbst auf einige Zeit ihr häusliches Glück zerstört hat, ist ihre eigene Schuld; daß sie sich nach dem Übereinkommen jetzt vor manchen Menschen schämen muß, kann mir zu keinem Vorwurfe gereichen. Ich übte eine Rolle an ihr, und sie kam mir mit einer andern entgegen, wir spielten mit vielem Ernste die Komposition eines schlechten Dichters, und jetzt thut es uns wieder leid, daß wir die Zeit so verdorben haben" (III, 98 f.). Lovell hat Emilie vernichtet, sie stirbt an gebrochenem Herzen. Und doch fragen wir uns: war das Lovells Absicht? Handelt Lovell überhaupt mit Überlegung? Das antithetische Moment der Vernichtung ist nur ein Nebenmotiv. Lovell handelt unwillkürlich. Die psychologische Erklärung seines Verhaltens ist Mangel an Objektivierungsvermögen. Die Wirklichkeit ist für ihn die einer übersinnlichen Welt.

Lovell soll Eduard Burton im Auftrage Andreas ermorden. Wir wissen nichts von diesem Auftrage, wir bringen ihn als Motiv für die Handlungsweise Lovells nicht in Anschlag. Und ist er für Lovell denn auch in Wirklichkeit Motiv? Wir hören eindringlich von ganz anderen Beweggründen, wir hören immer wieder von Lovells Haß,

von seinem Bedürfnis, sich an Eduard für den Verlust der Güter seines Vaters zu rächen. Das sind die Scheinmotive, die unser ganzes Augenmerk herausfordern, und mit deren Hinfälligkeit Lovell überhaupt aus keinem Motiv mehr handelt. Der Auftrag Andreas ist das Symbol dafür, daß Lovell in der sinnlichen Erscheinungswelt nur unwillkürlich unter dem Einfluß einer übersinnlichen Welt handelt, das Symbol für die Passivität Lovells in der wirklichen Welt. In dem Scheinmotiv begegnet uns wieder das antithetische Moment, das mit der Verführung Emiliens neu in ihm erwacht ist. Lovell sieht in seiner wahrheitsfanatisch-zersetzenden Betrachtung nichts als die Verlogenheit des harmlosen Eduard, und die Reflexion trägt das ihre dazu bei, daß er den realen Tatbestand der Dinge nicht in sich zu objektivieren vermag: „Eduard besitzt ganz ruhig meine Güter, ohne daß ihm sein zartes Gewissen einen Vorwurf darüber macht. Hat er sie doch in einem rechtmäßigen Prozeß gewonnen. — O! um diese Menschen sollte man sich noch härmen? — Man sollte fürchten, ihnen Unrecht zu thun?" (III, 49). „Burton bringt mich auf, so oft ich ihn nur sehe: schon mehr als einmal war ich im Begriffe, mich ihm zu entdecken, um meiner Hitze nur freyen Lauf zu lassen, aber bald, bald muß ich ihn für das strafen, was er gegen mich verbrochen hat" (III, 56). Später berichtet er: „Als ich in Bonstreet war, erwachte alles in mir, wie er die Güter meines Vaters gewiß auf eine unrechtmäßige Weise besitze, wie mir nun nichts übrig sey, als das unbedeutende Waterhall und das armselige Kensea" (III, 82). Diese kleinlichen, materiellen Beweggründe sind mehr als alles andere Scheinmotive für Lovells Handlungsweise. Sie entsprechen seinem ganzen Charakter am wenigsten. Denn über das Materielle ist Lovell im allgemeinen doch hinaus. Ihnen gegenüber gewinnt das antithetische Moment noch an einem Schein von Großzügigkeit, wie denn auch schon früher darauf hingewiesen ist, daß in ihm immer noch am ersten ein positiver Grad von Ironie bei Lovell erkannt werden kann. Wiewohl auch nur Nebenumstand entspricht das antithetische Motiv dem Charakter Lovells so viel mehr, daß er sich dieses ungleich weniger als das materielle scheint einreden zu müssen; denn, wollte der Dichter nicht die eigene Verlogenheit Lovells damit schildern, so müßten wir es fast für eine unglückliche, weil Lovells Charakter gemäß eine psychologisch nicht wahrscheinliche Erfindung halten. Ohne weiteres erscheint es uns dagegen glaubwürdig, wenn Lovell über Burton

 weiter sagt: „Der Haß stand verdoppelt in meiner Brust auf, wenn ich bedachte, daß dieß derselbe Mensch sey, der immer so viel über Edelmuth und Tugend geschwatzt habe" (III, 83).

Bei weitem am bezeichnendsten für Lovells Verfassung sind die darauffolgenden Worte, aus denen die ganze Passivität seiner Stellung in der Wirklichkeit und das ihm jetzt immer mehr bewußt werdende Gefühl seiner Beziehungslosigkeit zum Ausdruck gelangt: „Es kam mir von neuem in den Sinn, wie mir von je alle Plane mißlangen, wie der heimtückische Mortimer mir nun Amalien entrissen hat, wie sie selbst mich so schnell vergessen konnte, der Eigensinn meines Vaters, die Niederträchtigkeit des alten Burton, — o alles kam so frisch und neu in meine Seele, daß ich mit den Zähnen knirschte, daß ich wüthend daran dachte, wie armseelig es um mein eignes Herz aussehe, daß ich mir zürnend vornahm, mich endlich zu rächen, Bosheit gegen Bosheit zu setzen und durch einen großen Streich dem Kriege ein Ende zu machen. Wir können nichts anders thun, als siegen oder besiegt werden; die sogenannte Tugend ist nur Geschwätz und besteht meistentheils nur in Trägheit oder Einfalt, bey den andern ist sie erzwungen oder hängt mit ihrem Vortheile zusammen; sie ist ebensogut ein Gewerbe wie irgend ein anderes" (III, 82 f.). In diesen Worten wird es recht anschaulich, wie sich die passive Beziehungslosigkeit in den aktiven Vernichtungstrieb umsetzt. Lovell vermag am stärksten mit aus dem Grunde seiner eigenen zerstörenden Reflexion in keine positive Beziehung zu den Dingen zu kommen. Er greift zur Vernichtung, weil die Vernichtung ihn, wie wir es schon früher gesehen haben, in einem anderen Sinne noch einmal in Beziehung zu den Dingen setzt, in die einzige für ihn mögliche Beziehung. Dies ist der psychologische Grund für die Gefahr der Niederträchtigkeit, die Moritz bereits in dem Mangel an Beziehung sah.

Ein einziges Mal lesen wir nun, daß Lovell berichtet: „Ich haßte Eduard aus tiefstem Herzen und dachte dabey unaufhörlich an meine Aufträge" (III, 85), aber wir vermögen mit dieser Andeutung keine Vorstellung zu verbinden, sie gewinnt für den Eindruck des Lesers keine Bedeutung. Wir hören, daß Lovell Eduard Gift in den Wein gießt, und wir schieben es teils auf den Halbwirklichkeitshaß Lovells, halb begreifen wir es nicht recht oder suchen es zu begreifen in seiner Unbegreiflichkeit. Lovell handelt eben ohne ein volles Motiv. Statt

Eduard trinkt Willy den Wein, Lovell wird gerufen, es gibt eine rührsame Szene, in der Willy ihm die Hände küßt. Lovell steht unter dem Eindruck der romantischen Abenteuerlichkeit der seltsamen Situation. Er ist ergriffen. Willy stirbt. Lovell weint laut, ihm ist zumute wie einem Kinde. Auch darin liegt etwas von Passivität, von kranker Willenlosigkeit (Direktionslosigkeit). Unsere Zeit hat nur andere Worte dafür erfunden, sie faßt dergleichen mit unter den allgemeinen Begriff der Hysterie.

Freilich hat Lovell in Willy eine der stärksten Beziehungen aus seiner unschuldigeren Zeit verloren. Indes er kann auch das Gefühl dafür auf die Dauer nicht in sich erhalten. Der höchste Ausdruck seiner ironischen Disposition begegnet uns in den Worten: „Aber bald versiegten meine Thränen, ein kalter Haß ging durch mein Herz und durch meine ganze Brust, ich sah mich mit gleichgültigem Auge um, ob nicht in jedem Winkel eine Furie stünde mit Schlangen in den Haaren. Ich wünschte sie alle herbey, und ich hätte mich vor keiner entsetzt. — Ich berechnete jetzt, wie lange der Schmerz wohl noch in allen diesen Menschen kämpfen würde, und es war interessant zu beobachten, wie nach und nach die gewöhnliche Trägheit zu jedem zurückkehrte. Sie erschienen mir nun wie unbeholfene Maschinen, die an groben Fäden bewegt werden, sie drehen die verschiedenen Gliedmaßen nach vorgeschriebenen Regeln und setzen sich dann wieder in Ruhe. Keiner schien mir lebendig, und ich ging kalt auf mein Zimmer zurück und konnte mich gar nicht davon überzeugen, daß Willy gestorben sey. — Und was ist denn das Leben, und was ist es denn mehr, wenn einer von ihnen sich um einige Tage früher in die Erde legt? Rafft Krieg und Pest nicht Tausende hinweg? Werden nicht Tausende Schlachtopfer ihrer Leidenschaften? Und wenn ich unversehends die Hand ausstrecke und plötzlich einer zu Boden stürzt, das sollte mich kümmern und mir Ruhe und Schlaf rauben? — Man sollte gar nichts in der Welt ernsthaft nehmen. Eine schreckliche Seuche kömmt mir vor wie ein ungeschickter Spieler, der unter dem Spiele die Schachfiguren mit dem Ermel durcheinander wirft. Man kann nur darüber lachen" (III, 86 f.).

Wieder ist es das antithetische Moment, das Lovell nicht nur der betätigten — die nach den vorangegangenen Ereignissen unmöglich geworden ist —, sondern auch der inneren Beziehungen zu Eduard beraubt, wenn er weiter erzählt: „Am andern Tage kam Eduard auf

 mein Zimmer. O wie verhaßt war mir seine kalte, philosophische Miene, der mitleidige Blick, mit dem er mich von oben herab betrachtete! Wie zerreißen die Menschen unser Herz, die sich für edel und vollendet halten und nie etwas erfahren und erlitten haben! die in ihrer sichern Landheimath von den Wogen und Stürmen des Meers, von Schiffbruch und schrecklichen Gefahren wie von Fabeln reden hören und lächelnd den Kopf schütteln! — Welche Geduld ist hier eisern genug, um nicht zu brechen? Man möchte bei einem solchen Anblicke rasend werden! — O Ihr Sichern und Überzeugten! ihr richtet und wisset nicht, was ihr thut. Ihr würfelt mit plumpen Händen darum, was ihr gut, und was ihr böse nennen wollt, ihr seid kalte und alberne Zuschauer, die eine Tragödie in einer Sprache spielen sehen, die sie nicht verstehen, und die sich nur zunicken und bedeutende Winke geben, um einer vor dem andern seine Ungewißheit zu verbergen. — Eduard sprach nur wenig mit mir, er spielte den gnädigen Herrn; es war mir lieb, daß er bald ging. Er verdiente nicht, daß ich ihm antwortete, und er bemerkte es recht gut, wie sehr ich ihn verachtete" (III, 87 f.).

Am stärksten kommt der Mangel an innerer Beziehung zum Ausdruck, da Lovell von den Gefühlen berichtet, die ihn auf dem Wege erfüllten, den Eduard in der folgenden Nacht mit ihm schweigend durch den Wald machte, um ihm zur Flucht zu helfen: „Ich wartete immer darauf, daß Burton sprechen solle, aber er war heimtückisch und still. In meinem Innern war ich dürr und ausgestorben, alles kam mir vor wie ein Scherz, und aus einer gewissen Furcht hätt ich ein paarmahl die Stille beinahe durch ein lautes Gelächter unterbrochen. Wir standen endlich still. Wir schwiegen, und wie drückende Gewitterluft ängstigten mich diese Minuten. Ich suchte nach Gedanken, um das Gräßliche, das darin lag, zu verscheuchen" (III, 89). Das ist das Grauen der Einsamkeit in Gegenwart eines anderen (Beziehungslosigkeit), das den einzelnen allein nie befällt. Maeterlinck hat in seinem Essay Vom Schweigen im Sinne unserer Tage wieder darüber gehandelt. Auch Eduard erliegt beinahe dem Gefühl der Beziehungslosigkeit auf dem Wege, den er mit Lovell in der Nacht durch den Wald macht: „Wir gingen mit dichtverschleierten Seelen neben einander; kein Mund öffnete sich, keine Hand streckte sich nach einem Drucke aus ... In einzelnen Momenten grauste mir vor der

 Einsamkeit" (III,68). Das Gefühl der Beziehungslosigkeit wäre nicht

so unerträglich schwer, wäre das Bedürfnis nach Beziehung nicht in jenen Tagen noch so groß, sie selbst nicht so unentbehrlich notwendig. Kaum können wir uns heute noch in das Seelenleben eines Mannes hineinfühlen, der der inneren Beziehungen zu dem nicht entbehren kann, der ihm Gift in den Wein goß, eines Mannes, der seinem eigenen Mörder den Weg zur Flucht bereitet. Es ist das sentimental-universalistische Bedürfnis der Empfindsamkeit, das noch bis in die neunziger Jahre des Jahrhunderts nachklingt. Es ist die Unfähigkeit des Individuums, sich auf sich selbst zu stellen, Mangel an Selbständigkeit, an positiver Ironie: der Mangel, aus dem sich das Streben der ganzen Zeit herleitet. Bei Lovell setzt sich das Gefühl der Beziehungslosigkeit schließlich wieder in den antithetischen Zerstörungstrieb um, wenn er den Bericht über seinen Abschied von Eduard mit den Worten endigt: „Alles war mir jetzt zuwider. Ich hätte mich niederwerfen mögen und weinen und sterben. Aber mein Haß kehrte endlich zurück“ (III, 91). Dies Gefühl bestärkt Lovell in dem Entschlusse, Eduard seiner Schwester zu berauben.

Das Endergebnis der ganzen Erlebnisse in Bonstreet ist für Lovell eine volle Ironie im passiven Sinne. Er berichtet über seine Gefühle am Tage nach der Flucht, da er mit Emilie im Wagen sitzt: „Wie nüchtern kam mir die ganze Welt mit ihren Bergen, Wäldern und Menschen entgegen! Ich hatte angenehm geträumt, und die würkliche Natur stand schroff und unbeholfen vor mir da. Wie ein bettelhaftes Winkeltheater kam mir die ganze Welt vor, o! ich hätte aus ihr entlaufen mögen.“ Aus dieser ironischen Auffassung der sinnlichen Erscheinungswelt ergibt sich ganz naturgemäß die Sehnsucht nach jener übersinnlichen Welt, der für Lovell allein Wirklichkeitsbedeutung zukommt. „Und was würde mich noch auf dieser trüben Dunstkugel zurückhalten“, fährt er fort, „wenn es nicht die Hoffnung wäre, Sie (Rosa), Andrea und meine übrigen Freunde bald wieder zu sehen, mich der unbekannten, geheimnisvollen Welt noch mehr zu nähern, und als der Schüler einer höhern Weisheit mit Recht jede irdische verachten zu können“ (III, 92). Die Menschenverachtung, die ihn nach den Ereignissen in Bonstreet und dem Verlassen Emilies erfüllt, werden wir aber wieder als eine Reaktion der Beziehungslosigkeit deuten dürfen, wenn er schreibt: „Der Haß und die Liebe der Menschen ist mir jetzt in einem gleich hohen Grade zuwider, es soll sich keiner um mich kümmern, so wie ich nach keinem zurücksehe,

 um ihn mit einem freundlichen oder verdrüßlichen Gesichte zu betrachten. Für mich giebt es nichts Widrigers als das Aufdringen der Menschen, um mir ihre Freundschaft, ihre Liebe zu schenken; es sind Narren, die nicht wissen, was sie mit sich selber machen sollen, und daher andere Narren nöthig haben, um mit ihnen aus Langeweile zu sympathisiren" (III, 98). Unter diesem Gefühl hat Lovell bereits die empfindsame Emilie verlassen, die ihm „mit ihrer aufdringlichen Liebe alle Laune verdarb", und hat sich nach London begeben, von wo er diese Betrachtungen an Rosa richtet.

In London ergibt Lovell sich einem ruhelosen Leben. Wie wenig er sein Dasein mit diesem Leben indes identifiziert, wie er besonders am Spieltisch diesem Treiben stets beobachtend gegenübersteht, haben wir bereits im ersten Kapitel dieser Arbeit gesehen: „Ich bin schon einigemal schwach genug gewesen, meinen Gewinnst wieder zurück zu geben, um nur die Mienen der Niederträchtigen, die mir so unausstehlich waren, wieder aufzuheitern. Dann nennt man mich großmüthig und edel. O, es ist um toll zu werden!" (III, 101). Diese Gegenüberstellung zu den Leidenschaften der andern, diese Entfernung von den Dingen, kommt ihr auch eine Bedeutung des passiven Nicht-anders-könnens zu, ist doch gleichzeitig ein Aufheben des persönlichen Interessiertseins an den Dingen, die Lovell gegenüber den Interessierten einen Vorteil in dem Sinne bietet, daß er jenen überlegen wird, daß er sie beherrscht, mit ihnen spielen kann. Auf diesem Wege spielt Lovell in London wieder mit einem gewissen Grad weltmännischen Drüberstehertums eine Rolle. Ihm, der die Verlogenheit, das Unbewußtsein der Menge erkannt hat, wird es leicht, sich interessant zu machen durch Mittel, die dem Bewußten, ihm selbst, die erbärmlichsten der Welt erscheinen müssen. Der sechsundzwanzigste Brief im ersten Buche des dritten Bandes (S. 111 f.) berichtet uns ausführlich darüber. Besonders charakteristisch ist in diesem Briefe auch die gegenüberstellende, zergliedernde Betrachtung der Eigenschaften des weiblichen Geschlechts. Wieder kommt der ganzen Stellungnahme zu den Dingen ebenso sehr ein positives Moment als eine depositive Wirkung zu; denn mit der Gegenüberstellung entfernt sich Lovell auch zugleich mehr und mehr von den Dingen. Da ergreift ihn denn aufs neue die Sehnsucht nach einer anderen Wirklichkeit, und er schreibt an Rosa: „Ich sehe Italien jetzt als mein Vaterland an, denn Andrea ist dort. Ich erstaune oft, mich hier unter

diesen gemeinen Menschen zu finden, wenn ich an die wunderbare Welt denke, mit der er mich vertraut machte ... O! wenn doch die Zeit erst wieder da wäre, in der meine ungeduldige Brust völlig mit Wundern gesättiget würde, in der ich völlig die Erde und ihre Menschen und auch mich selbst vergessen könnte!" (III, 101 f.).

Lange hält es Lovell in London nicht aus. Er begibt sich von dort nach Rogerplace, dem Wohnsitz von Mortimer und Amalie. Was treibt Lovell dorthin? Er weiß es selbst nicht. „Es trieb mich fast wieder meinen Willen hieher", schreibt er Rosa nach seiner Ankunft. Ein bewußtes Motiv, eine bestimmte Absicht leitete ihn nicht. Unbewußt ist es freilich eine Sehnsucht nach Beziehung: „nun will ich Amalien noch einigemal sehen und dann abreisen". Ja, es ist ihm, als gehörte dieses Wiedersehen zu seinem Leben, als sei es der letzte und einzige Zweck, weswegen er bisher gelebt habe. Und in der Tat soll es sich geltend machen, eine wie starke, alles sonst Erlebte überwiegende Beziehung Amalie für Lovell gewesen ist, als er ihr zum letztenmal begegnet ist und nach der Feuersbrunst davonstürzt und bekennt: „Im Walde sank ich unter einem alten Baume nieder. Ich hörte ein Geschrey aus der Ferne, und große Funken stiegen zum Himmel und erloschen dann: ich sah ihnen kalt nach, und weinte endlich laut und heftig ... Verlassen von allem, was lebt, verlassen von der leblosen Natur stieß ich meinen Kopf verzweifelnd gegen den Stamm des Baumes: eine wüste Dunkelheit erfüllte mein Inneres, ich war von mir selbst abgetrennt, und betrachtete und bemitleidete mich als ein fremdartiges Wesen. — O, ich hätte nur einen Hund haben mögen, der sich winselnd an mich gedrückt hätte, er hätte mich getröstet, ich hätte ihn für meinen Freund gehalten" (III, 129 f.).

In dem ganzen Roman, selbst auf dem Wege mit Eduard durch den Wald bei der nächtlichen Flucht von Bonstreet ist das Gefühl der Beziehungslosigkeit, der unfreiwilligen, passiven Isolierung nicht zu einem so schmerzlichen Ausdruck gelangt, als in diesen letzt angeführten Worten. Freilich hat Lovell schon lange derselben Beziehungen entbehrt, deren Mangel ihn jetzt so schmerzlich erregt. Aber er fühlte diesen Mangel nicht weiter. Im Gegenteil, das ganze Streben, das durch den Roman und auch durch dessen Helden verkörpert wird, läuft ja darauf hinaus, die Beziehungen entbehrlich zu machen, die die Quelle der Abhängigkeit, der Unselbständigkeit des Subjekts sind, in deren Unentbehrlichkeit die Quelle des Beherrschtwerdens, der

Passivität liegt. Erst durch die Begegnung mit Amalie wird in Lovell das Gefühl dafür wach, was eine Beziehung wie diese für ihn bedeuten würde, welches Glück er mit seinem Streben nicht teilhaftig ist. Mit diesem Gefühl geht er alle der geringen Momente positiver Selbständigkeit verlustig, die er sich bei aller Passivität dennoch mühsam errungen hat. Unter dem Eindruck dieser Beziehungslosigkeit bricht das positive Selbstgefühl zusammen, das ihn immerhin in all seiner Einsamkeit aufrecht erhalten hat: „Ich will England verlassen, um wieder zu mir selbst zu kommen . . . ich fühle mich heute so ganz anders als sonst, so ganz von dem Muthe verlassen, der gewöhnlich aus mir spricht" (III, 122).

In Southampton gibt sich Lovell wieder dem Trubel des genießenden Lebens hin, dessen Betäubung für ihn den romantischen Reiz des unwirklichen Spiels in sich schließt. Mit dieser Unwirklichkeit in der Auffassung der Dinge entfernt er sich aber ebenso wieder vom wirklichen Dasein, dem er sich beobachtend gegenüberstellt, anstatt sein eigenes Dasein mit dem seiner Umgebung zu identifizieren. Bald schreibt er: „Ich bin mit den Menschen zu bekannt, als daß sie noch Interesse für mich haben könnten. Sie täuschen mich nicht mehr, und alles Vergnügen an diesem Schauspiele ist dahin, es erscheint mir fade und abgeschmackt". Wie vor kurzem über das weibliche Geschlecht macht er jetzt seine beobachtenden Betrachtungen über den Mann und kommt zu dem Schluß: „Der größte Dummkopf kann diese Maschine zu seinem Vortheile regieren, und der klügere Mensch wird die ganze Welt nur für eine große Fabrik ansehn, in der diese Maschinen hingestellt sind, und die er zu seinem Vortheile in den Gang bringen muß." Wieder wird nach diesem Eindruck von der Unwirklichkeit der sinnlichen Erscheinungswelt die Sehnsucht nach der Wirklichkeit einer anderen übersinnlichen Welt in Lovell rege, und er schließt einen Brief an Rosa mit den Worten: „Je mehr ich diese Welt hasse und verachte, je mehr fühle ich mich zu jener überirdischen hinzugezogen, die mir Andrea aufschließen will. Diese Bekanntschaft ist die letzte frohe Aussicht, die ich habe" (III, 148 f.).

Auf der Überfahrt nach Frankreich erlebt Lovell einen furchtbaren Sturm, und die Angst vor dem Tode, die ihn bei diesem Sturme ergreift, ist bezeichnend für das Gefühl, mit dem Lovell jener unbekannten, überirdischen Welt zugewendet erscheint. Die Gefühle der beziehungslosen Verlassenheit und der fatalistischen Schicksalsauf-

fassung, die bei dieser Gelegenheit zum Ausdruck gelangen, werden wir als Symptome der passiven Verfassung Lovells bewerten.

Lovell kommt nach Paris. Der Mangel an innerem Kontakt mit den Dingen, in dem er sich würde fühlen können, der seine Seele in das, was Werther „Aktivität" nennt, würde setzen können, zeitigt hier in ihm eine Erscheinung, die wir bei Werther als „Untätigkeit", bei Anton Reiser als „Stillstand der Seele" kennen gelernt haben. Lovell schreibt nämlich: „Der Begriff von Zeit ist mir jetzt fürchterlich. Wenn ich einen Tag vor mir habe, ohne zu wissen, was ich mit ihm anfangen soll, — o, und dann den Blick über die leere Wüste von langweiligen Wochen hinaus!" (III, 230). Diese innere Untätigkeit seiner Seele ist es, die Lovell zu den Sensationen des Spieltisches treibt. Indes eine neue Abhängigkeit, eine neue Passivität erwächst aus dieser Leidenschaft für Lovell und diese Abhängigkeit soll ihm auch äußerlich bald bewußt werden, als er am Spieltisch sein Vermögen völlig verloren hat. Schließlich rafft er sich aus seiner Passivität in gewissem Sinne wenigstens zum Handeln auf: er wird zum Falschspieler, das Geld läuft wieder in seine Börse, indem er die anderen beherrscht, wie andere zuvor ihn beherrscht hatten. Wie diese Herrschaft über andere — „sie haben mir müssen Stand halten, das Glück hat mir gehorchen müssen" — ihn gleichzeitig wieder von den Menschen entfernt, klingt aus den Worten: „Man bewunderte die seltsame Laune des kühnen Engländers, der sich so gut habe verstellen können, um sich auf einige Zeit mit dem Elende der menschlichen Natur recht bekannt zu machen. Ich hätte jedem eine Pistole vor den Kopf schießen mögen, wenn ich nicht gehofft hätte, von ihnen zu gewinnen und mich so zu rächen" (III, 265).

Hatte sich schon während des Sturmes bei der Überfahrt in Lovells Angst vor dem Tode geltend gemacht, daß ihm ein gut Teil der Sicherheit, die ihm die Überzeugung von der Wirklichkeit einer wunderbaren Welt gegeben hatte, verloren gegangen war, so daß ihn der Gedanke an jene geheime Welt hinter den Dingen aufs neue mit Schrecken, Angst und Zweifeln erfüllte, so macht sich diese Verfassung auf Lovells weiterer Reise nach Italien in erhöhtem Grade geltend. Besonders bezeichnend sind dafür die schreckhaften Natureindrücke, die ihn in den piemontesischen Bergen erfüllen, in derselben Gegend, in der Lovell von Räubern überfallen wurde, als er mit Rosa zum ersten Male nach Italien reiste, und dessen Diener Ferdinand ihn so

tapfer verteidigte. Alles erscheint Lovell überdies jetzt eine so getreue Wiederholung des ersten Ereignisses, daß er den gegenwärtigen Zeitpunkt kaum in sich zu objektivieren vermag. Wie damals sieht er vor sich auf der Straße einen Wagen mühsam den Berg hinauffahren, und er schreibt an Rosa: „Ich bildete mir ein, daß Sie mit Balder darinn säßen. Willy vorne auf dem Bock: ich sah genauer hin, und es war mir sogar, als könnte ich die Gesichtszüge des alten Willy erkennen. Ich folgte dem Wagen mit den Augen und konnte mich immer noch nicht von den Träumereyn losreißen, als ein Schuß, der mein Pferd zu Boden streckte, mich aus meiner Betäubung aufriß. Vier Menschen stürzten aus dem Gebüsche auf mich zu: alles war mir wie ein wiederholtes Possenspiel, und ich sah mich kalt nach dem blonden Ferdinand um, daß er mir mit seinem Hirschfänger zur Hilfe eilen sollte." Der Mangel an Objektivierungsvermögen, die unwirkliche Auffassung der Vorgänge als der eines Possenspiels geht soweit, daß Lovell alles willenlos über sich ergehen läßt. Nur so können wir die Passivität verstehen, wenn Lovell fortfährt: „Aber er kam nicht, er war nicht da, und ich gab mich ohne Gegenwehr gefangen . . . Ich wußte immer noch nichts von mir selbst, nicht aus Verzweiflung, sondern weil ich ungewiß war, ob ich schliefe oder wachte, ich glaubte, ich dürfte mir nur recht ernsthaft Mühe geben, aufzuwachen, und es würde auch geschehen, das heißt, ich würde sterben" (III, 280 f.).

Auf diese Erzählung folgt nun die für die ganze Verfassung Lovells so charakteristische, schon im Eingangskapitel angeführte Stelle: „Als ich einige Stunden so zugebracht hatte, schlug mir ein ansehnlicher Mann vor, ein Mitglied ihrer Gesellschaft zu werden. Sie errathen es vielleicht, Rosa, daß ich ohne alles Bedenken diesen Vorschlag annahm. Dieser lächerlich wunderbare Umstand fehlte meinem Leben noch bis jetzt, er schloß sich so herrlich an alles Vorhergehende, er bestärkte mich so in meinem Traume, ich war so überzeugt, daß ich hier seyn müsse und nicht anderswo seyn könne, daß ich den Räubern, als sie mich kaum gefragt hatten, schon mein Jawort gab." Hier mischt sich der Mangel an Objektivierungsvermögen mit dem romantischen Reiz einer spielhaften Auffassung vom Leben und fatalistischen Schicksalsempfindungen. Das rein ironische Moment kommt zum vollen Ausdruck, wenn Lovell fortfährt: „Und sagen Sie selbst, was kann unser Leben anders seyn als ein leeres groteskes Traumbild? Wir halten es immer für etwas so ernsthaftes, und es ist eine plumpe, un-

zusammenhängende Farce, der nüchterne, verdorbene Abhub einer alten, bessern Existenz, eine Kinderkomödie ex tempore, eine schlechte Nachäffung eines eigentlichen Lebens" (III, 281 f.). Der hohe Grad von Passivität, der Lovells Verfassung bezeichnet, geht im übrigen deutlich aus den Worten hervor, mit denen er diese erste seiner Aufzeichnungen „Aus den piëmontesischen Bergen" beginnt: „Ich bin wohl recht der Narr des Schicksals, möchte ich mit Lear ausrufen. Hierhin und dorthin werd' ich gestoßen; wie eine wunderbare Seltenheit gehe ich durch alle Hände, jedermann betrachtet mich genau, und ich kann es nicht unterlassen, mich über mich selbst zu verwundern" (III, 276).

Es muß auffallen, daß während Lovells Aufenthalt bei den Räubern, die Überzeugung von der Wirklichkeit einer wunderbaren Welt wie schon auf seiner Reise weiteren Zweifeln ausgesetzt erscheint, und Lovell damit der Ruhe beraubt wird, die ihm Andrea gegeben hatte. Von aller Welt abgetrennt überfällt ihn in der Einsamkeit aufs neue eine schreckhafte Angst vor der unbekannten Welt hinter den Dingen. Schließlich ist sein Selbstbewußtsein aus Mangel an jeder Beziehung in dieser Einöde dem vollen Verfall ausgesetzt. Wir haben schon im Eingangskapitel die hierfür bezeichnenden Worte kennen gelernt: „Eine schreckliche Nüchternheit befällt mich, wenn ich an mich selbst denke, ich fühle meine ganze Nichtswürdigkeit, wie jetzt nichts in mir zusammenhängt, wie ich so gar nichts bin, nichts, wenn ich aufrichtig mit mir verfahre. O, es ist schrecklich, Rosa! sich selbst in seinem Innern nicht beherbergen zu können, leer an jenen Stellen, auf denen man sonst mit vorzüglicher Liebe verweilte, alles wüst durcheinander geworfen, was ich sonst nach einer schönen und zwanglosen Regel dachte und empfand ... Ich kann mich selber nicht mehr ertragen", und wie immer in dieser Zeit klingt auch diese Depression in die einzige Hoffnung auf Andrea aus: „Ich weiß, daß noch nicht alles verloren ist, die größere und bessere Hälfte meines Lebens ist noch zurück. Andrea hat den Schlüssel zu meiner Existenz, und er wird mir wieder ein freyeres Daseyn aufschließen: er wird mich in eine höhere Welt hinüberziehn, und ich werde dann die Harmonie in meinem Innern wieder antreffen" (III, 297 f.).

Bald nach dieser letzten Aufzeichnung soll Lovell aus der Gefangenschaft der Räuber befreit werden, aber nur, um in eine noch viel größere Abhängigkeit von den Dingen zu geraten. Bei einem Über-

fall, an den die Räuber ihn gezwungen haben teilzunehmen, sieht er sich plötzlich Karl Wilmont gegenüber, der seine ehemalige Braut, die von Lovell verführte und zugrunde gerichtete Emilie, zu rächen, sich auf die Verfolgung Williams begeben hat. Es gelingt Lovell zwar, dem Rächer zu entkommen, aber die ganze Passivität, in die er durch diese Begegnung mit Wilmont gedrängt ist, kommt nun in den Schlußworten seines Berichtes zum Ausdruck: „Wo ist er geblieben? — Soll ich nun nach Rom kommen, soll ich nach Frankreich zurückkehren? Wo bin ich vor diesem Verzweifelten sicher? Aller Muth, der mir sonst zu Gebote steht, verläßt mich, wenn ich an ihn denke. Er kömmt, um mich zu suchen; — und wenn er mich nun findet? — Wie vermag ich's, ihm Stand zu halten? — Tausend Zweifel peinigen mich. Verdammt sey diese Unentschlossenheit!" (III, 307). In je größere Abhängigkeit Lovell verfällt, um so mehr setzt er alle seine Hoffnung auf den überirdischen Andrea, und trotzdem entbehrt er der Herrschaft über sich, um seinem Wunsche gemäß zu Andrea zurückzukehren. Planlos treibt er sich in der Welt herum oder wird vielmehr willenlos umher getrieben. Bald finden wir ihn in Mailand, bald in Padua, bald in Genua.

In Padua erkennt er in einer Dirne Rosas frühere Geliebte (Ferdinand) wieder, die ihn einstmals vor den Räubern gerettet und ihn in Rom vor Rosa gewarnt hatte. Er lernt nun ihre ganze Geschichte kennen, die — sehr bezeichnend für den Dichter — uns alle die bekannten Erscheinungen des pathetischen Idealismus, des romantischen Momentes, der endlichen Abhängigkeit und Unselbständigkeit gegenüber den Dingen wiederspiegelt, die also nicht nur als Mittel der Charakterisierung einer einzelnen Person (Lovells) auftreten, sondern viel allgemeiner als charakteristisch dafür gelten dürfen, wie der Dichter nun einmal selber die Dinge sieht. Lovell wird von dem Schicksal dieses Mädchens in eine angenehme Rührung versetzt, denn diese Rührung bedeutet für ihn ein Moment innerer „Aktivität". Er besucht sie noch einmal am anderen Tage, um dieser inneren Bewegung neue Nahrung zu geben. Aber Ferdinand ist inzwischen in ein hitziges Fieber gefallen, so daß sie Lovell nicht einmal erkennt. Es erinnert uns lebhaft an Anton Reiser, wenn Lovell daraufhin schreibt: „Es war alles so leer und prosaisch in mir, indem ich mir doch noch eine recht erschütternde Scene gedacht, ja beynahe darauf gehofft hatte. Jetzt war es, als wenn ich zu einer Unbekannten

gegangen wäre. Alle meine Empfindungen, als ich sie zuerst gesehn hatte, kamen mir nun albern vor, es war mir, als hätte ich nur vor mir selber affektiert" (III, 345 f.).

In Genua soll Lovell Balder wiederfinden und erfahren, wie es diesem ergangen ist, seit er aus Neapel verschwunden war. Wir haben die Geschichte Balders bereits in einer gesonderten Betrachtung kennen gelernt. Eine Bemerkung, die Lovell seinem Bericht über Balders Schicksal an Rosa einflicht, mag uns hier noch besonders interessieren. Da Balder durch die Beziehung zu Leonore das seelische Gleichgewicht wieder in sich hergestellt sah („Mein Leben war ein glückliches, gewöhnliches Menschenleben"), und seine Erzählung mit den Worten geendet hatte: „es fehlte meinem Glück nichts weiter, als daß mich das Schicksal in Ruhe ließ . . .", sagt Lovell: „Er hielt hier ein und fing an zu weinen. Ich kann nicht sagen, was ich alles empfand. Ist dies derselbe Mensch, sagte ich zu mir, der sonst das Leben mit allen seinen Menschen so innig verachtete? der von jeder Menschenfreude auf ewig losgerissen war? Ein Weib also konnte jene entsetzlichen Phantasien verscheuchen, die ihn belagert hielten? — Dabey ergriff mich ein Schauder, daß eben der Balder, den ich im heftigsten Wahnsinne gesehen hatte, jetzt als ein ganz gewöhnlicher Mensch vor mir stand" (III, 351). Das verächtliche Gefühl, das Lovell hier für Balder anwandelt, beruht also, abgesehen von der antithetischen Werteinschätzung des Wahnsinns, auf einem Eindruck von der Unselbständigkeit Balders, auf dessen Abhängigkeit von einer Beziehung, darauf, daß eine derartige Beziehung überhaupt einen solchen Wert für Balder haben kann. Das Gefühl Lovells in diesem Augenblicke ist — dem Dichter natürlich durchaus unbewußt — mittelbar außerordentlich bezeichnend für das Ideal des unbewußten Strebens, das durch den ganzen Roman Tiecks verkörpert wird. Dies Ideal besteht in einer von jeder Beziehung unabhängigen Selbständigkeit, einem absoluten Auf-sich-selbst-stehen des subjektivistischen Selbstbewußtseins. Es gilt die Relativität des subjektivistischen Selbstgefühls zu überwinden. Aber immer scheitert der Versuch in dieser Richtung. In seiner unbedingtesten Form muß er freilich scheitern, wenn wir uns der Entstehungsbedingungen des subjektivistischen Selbstbewußtseins erinnern, wie wir es in der kulturhistorischen Einführung betrachtet haben. Allem gegenteiligen Willen zum Trotz fällt das Subjekt mit der freiwilligen oder unfreiwilligen Aufhebung der Bezie-

 hungen immer wieder in einen gewissen Grad der passiven Ironie. So geht es Lovell selbst gleich wieder, nachdem nun auch Balder gestorben ist. Er beginnt seinen Brief an Rosa mit den letzten Nachrichten über Balder mit den Worten: „Es neigt sich alles zum Ende, mein Leben kömmt mir vor wie eine Tragödie, von der der fünfte Akt schon seinen Anfang genommen hat. Alle Personen treten nach und nach von der Bühne, und ich bleibe allein übrig" (III, 345).

Endlich kommt Lovell nach Rom. All sein Sehnen steht nur noch auf Andrea. Andrea ist für Lovell die Beziehung: „in ihm liegt jetzt alles versammelt, was mir sonst theuer und schätzenswürdig war" (III, 365). Aber drei Tage bemüht sich Lovell vergebens, Andrea zu sprechen. Andrea läßt ihn immer zurückweisen. Lovell muß fühlen, es ist etwas zwischen ihn und Andrea getreten, und Andrea war ihm das letzte, war ihm alles. Schließlich wird Lovell bei Andrea vorgelassen. Aber Andrea schenkt ihm kaum seine Beachtung: „Er lag auf einem kleinen Ruhebette und schrieb; er hob die Augen bey meinem Eintritte nicht empor." Wie der Verlust des früheren innigen Kontaktes mit Andrea bereits Lovells Verhalten im Sinne einer völligen Abhängigkeit bestimmt, ersehen wir, wenn dieser weiter erzählt: „Ich wagte nicht, mich zu regen, so vertraut ich auch sonst mit ihm gewesen war, sondern ich stand in einer ehrerbietigen Entfernung. — Nun, Lovell? fragte er mit einer matten Stimme. — Ich wußte nichts zu antworten; ich fing an zu zittern. Alles, was ich je gedacht hatte, ging in raschen, verwirrten Zügen durch meinen Kopf. Ich wußte mich selbst nicht zu lassen. — Was willst Du? fragte er mit einer eisigen Winterkälte, mit einem verdammlichen, schändlichen Tone, als wenn er mich necken und mit meiner ehemaligen Vertraulichkeit verspotten wollte. — Ich konnte mich nicht länger halten: ich mußte laut weinen. Andrea! rief ich, aber er konnte nur mein Schluchzen hören, so sehr erstickte der Ton in sich selber. — Du weinst? fragte er lächelnd. — Soll ich es nicht? rief ich aus; bin ich nicht ganz elend?" Darauf kommt der Bruch der früher so innigen Beziehung in seiner ganzen Graßheit zum Ausdruck, wenn Lovell fortfährt: „o Rosa! hören Sie's, fühlen Sie's, wenn es eine andre Menschenbrust so wie ich fühlen kann, — o Rosa, nun fing er an so laut und so gräßlich zu lachen, daß es mir durch Mark und Bein drang, daß sich mir die Haare aufrichteten. — Hab' ich mich wohl schon je in der Welt so

 fremd gefühlt, als sie mir plötzlich in diesem Augenblicke ward? —

Ich wußte nicht, ob ich rasete, ob Andrea wahnsinnig sey; er lachte noch immer fort und so eifrig, als wenn er mit diesem Lachen der Menschheit den Kauf aufkündigen wollte. — Mein Entsetzen war ihm ein Spaß, meine tödtliche Todesblässe ein lustiges Spiel. — Wie ich zur Thüre wieder hinausgekommen bin, weiß ich jetzt nicht, aber ich stand plötzlich draußen, dann war ich auf der Straße, und fremde Menschengesichter rannten vor mir vorüber, und alle waren mir lieber und verwandter als Andreas Blick. — Wo ist nun alles hin, was ich hoffte und wünschte? Zukunft und Vergangenheit sind erloschen und die Spuren von beyden gleich unsichtbar. — Kann ich jetzt etwas anders thun als sterben? — Doch, auch dazu gehört Ruhe" (III, 368 f.).

Abermals soll Lovell den Verlust der inneren Beziehung zu Andrea furchtbar erleben, da er diesen selber sterben sieht: „Nie habe ich einen Menschen in seiner letzten Stunde so gesehen. Er lachte und verwünschte dann sich und die Welt; er schien selbst den Tod und seine Zuckungen als lächerliches Possenspiel anzusehn, das keine Aufmerksamkeit verdiente: er verbarg und unterdrückte sein Zittern, er schien die Angst des Todes zu besiegen. — Über mein zerrissnes Herz, über meine zermalmte Glückseeligkeit lachte er immer wieder von neuem und sagte, das käme mir nur so vor, weil ich ein Narr sey. Dann stöhnte er wieder dazwischen und nannte den Namen Gottes mit bebenden Lippen und schlug dann wieder ein helles Gelächter auf. Ich konnte mich am Ende nicht mehr finden, wo ich war, in einem Wahnsinnstaumel war ich von der Erde und aus mir selber hinausgerückt, ich konnte zuletzt mit kaltem, starrem Auge die Todeszuckungen Andreas betrachten, sein pochendes Herz, seine schwerarbeitende Brust. — Als wenn ein fremdes, ungekanntes Wesen in ihm hämmerte und zum Tageslichte heraus wollte, so lag er mit seinen Krämpfen vor mir da, und ich lachte am Ende selbst über die seltsamen Verzerrungen seines alten Gesichts. — Und nun war er todt. — Kein Athemzug, kein Pulsschlag mehr in ihm: es graute mir nicht, ich entsetzte mich nicht vor dem Leichnam, und doch stürzte ich mit bebendem Knie zum Zimmer hinaus" (III, 378 f.).

Mit Andreas Tode ist der Verlust der letzten und einzigen Beziehung, in der Lovell sich noch fühlen konnte, auch äußerlich zur Tatsache geworden. Denn Rosa —? Welche andere Bedeutung kommt diesem denn zu, als daß er gerade dem Dichter Gelegenheit gibt,

 durch die Briefe Lovells an ihn dem Leser von den Gefühlen Lovells Nachricht zu geben. Mit Andreas Tode setzt daher die gänzliche Zerstörung des subjektivistischen Selbstbewußtseins Lovells ein. Über sein Gefühl, da er das Totenbett Andreas verlassen hat, schreibt Lovell: „Und nun fühlte ich's mit aller Gewalt des ganzen schrecklichen Gefühls, — daß nun alles aus sey, — keine Wiederkehr einer Empfindung, kein Zittern und Zagen, sondern alles eine dumpfe, nüchterne Gewißheit, alles in ein jämmerliches Grab hineingesunken, was einst mein war und mein werden sollte." Das ist „Stillstand", die volle „Untätigkeit". Dann heißt es: „ich fühle mich bis in mein innerstes Wesen hinein vernichtet, bis in die letzte Tiefe meiner Gedanken zerstört" (III, 379; Schr. VII, 278). Er beginnt seinen Brief an Rosa mit den Worten: „So ist es denn nun aus? völlig aus? — Ich weiß mich noch immer nicht zu fassen. Ich möchte laut schreyen und klagen, ich möchte es in die ganze weite Natur hineinheulen, wie elend ich bin. — O wie unbeschreiblich nüchtern und armseelig endigt sich nun alles, was mich einst in so hohe Begeisterung setzte, was mir eine so seelige Zukunft aufschloß ... eine Raserei erschöpft nicht alles, was ich fühle, es giebt keine Äußerung, die menschliche Natur könnte sie nicht aushalten, so wie ich meinen Schmerz und Verlust darstellen müßte ... Ich kann mein Unglück an den Gefühlen keines anderen Wesens ermessen" (III, 377). Am klarsten tritt indes in den Schlußworten des Briefes die Rückwirkung des Verlustes der einzigen und letzten Beziehung Lovells als Störung des Selbstbewußtseins hervor, wenn er sagt: „O Rosa, wie herzerhebend müßte jetzt das Gefühl seyn, sich als einen recht großen Bösewicht zu kennen; sich selbst zu fürchten und zu achten: dies Glück war mir nicht gegönnt." Ironie, volle Passivität aber ist es, wenn er hier zufügt: „Wollen wir in Gesellschaft sterben?" (III, 380).

Eine Woche nach Andreas Tode wird Lovell dessen Testament überreicht. Es sind weitläufige Aufzeichnungen über Andreas Geschichte, seine Eindrücke und Überzeugungen vom Leben. Wir finden darin Abschnitte mit folgenden Überschriften: Meine Jugend, Enthusiasmus, Liebe, Melancholie, Sinnlichkeit, Klugheit, Haß, Elend, Verstand, Vorsätze, Geheime Gesellschaft, Hang zum Wunderbaren, Rosa, Balder, Herr William Lovell. Schon diese Überschriften vermögen anzudeuten, daß wir in den Aufzeichnungen Andreas allen

 den Erscheinungen wieder begegnen, die uns in unseren bisherigen

Betrachtungen beschäftigt haben. Besonders finden wir ein starkes Streben aus der Passivität zur Herrschaft wieder, aber auch hier zeitigt die beherrschende Stellung zu den Dingen letzten Endes eine neue Passivität, eine Unfähigkeit, die Dinge als wirklich zu nehmen, eine neue Ironie im pathologischen Sinne. Immerhin gelangt Andrea wenigstens zeitweilig zu einer Beherrschung der Dinge, hinter der Lovell weit zurücksteht. Dies ist die Ursache der tiefen Verächtlichkeit, die Andrea gegen Ende für Lovell erfüllt.

Von den Weisungen Andreas hat Lovell nichts gelernt. Immer strebend aus der Passivität hinauszukommen, ist er einer ständig größeren Passivität verfallen. Niemals hat sich die Passivität Lovells, die Dinge beherrschend zu gestalten, so beschämend erwiesen, als da er nach England gesandt war, um die Aufträge Andreas zu erfüllen. Andrea schreibt: „Jetzt hörte ich, daß der alte Burton gestorben sey, und ich schickte Dich nun mit Aufträgen nach England, die Du so ungeschickt wie ein unwissender Knabe ausrichtetest. Wenn Eduard nicht mehr lebte, und seine Schwester Dir zugehörte oder auch aus dem Wege geschafft war, so hatte ich die nächsten Ansprüche auf das ansehnliche Vermögen dieser Familie, Du hättest dann Deine verlorenen Güter wieder zurückbekommen, und alles wäre in einem ganz guten Zustande gewesen. Weil ich Dir aber damals noch nicht sagen wollte, daß ich Waterloo sey, so hast Du Dich wie ein wilder, unsinniger Mensch in Frankreich und England herumgetrieben, hast da manches fühlen und seltsame Dinge denken wollen, die für Dich gar nicht gehören. Nun wirst Du zurückkommen und Dich selbst darüber wundern, daß es nicht so gegangen ist, wie Du es Dir vorgenommen hattest" (III, 453 f.).

Das positive Selbstbewußtsein Lovells muß gänzlich zerstört werden, wenn er jetzt erst aus Andreas Testament erfährt, in welcher Abhängigkeit er von diesem gestanden hat, wie er, ohne es zu wissen, ein willenloses Objekt in dessen Händen gewesen ist gerade da, wo er so gerne fühlte, er selbst zu sein. Andrea berichtet: „Ich hatte Nachrichten von Dir und wußte um Deine Reise nach Italien. Rosa kam Dir bis Paris entgegen. Mein alter Haß gegen Deinen Vater wachte jetzt mit Gewalt in mir auf, ich glaubte jetzt die beste Gelegenheit gefunden zu haben, mich an ihm zu rächen. Dich selbst wollt' ich gegen ihn empören, Du solltest von ihm und von Dir selber abfallen, dann wollt ich Dich zurückschicken. So ließ ich Dich durch alle Grade gehn,

um Dich zu einer seltsamen Mißgeburt zu machen. Du kränktest Deinen Vater, und er starb nun weit früher, als ich es geglaubt hatte. Ich fuhr indessen mit meinen Künsten fort, weil die Maschinen einmal in den Gang gebracht waren, und ich mich daran gewöhnt hatte, Dich als mein gehegtes Wild zu betrachten. Du wirst hier nicht von mir verlangen, daß ich Dir weitläuftig auseinandersetze, auf welche plumpe Art Du Dich hintergehen ließest, es würde Deiner Eitelkeit nur zu wehe thun. Es gelang mir, Dich immer in Spannung zu erhalten; ein Zustand, der am leichtesten die Vernunft verdunkelt" (III, 452 f.)

Wo bleibt da die Hoffnung, die Lovell noch auf die Wirklichkeit einer wunderbaren Welt hatte setzen müssen? Da mag Lovell freilich rufen: „Nun ist es entschieden. — Es fehlt nichts weiter. — Ich kann mich nun hinlegen und sterben, denn alles, alles ist vorüber ... Kann ich noch etwas sagen oder auch nur denken? — O Gott, ich bin aus dem Reiche der Schöpfung hinausgeworfen" (III, 398). Und auch Rosa muß Lovell die Selbsttäuschung gestehen, da er von der seltsamen Doppelheit Andreas gesprochen hatte. Lovell besucht die todkranke Bianka und vernimmt von dieser das Bekenntnis, daß sie ihn auf dem Maskenfest getäuscht habe. Er schreibt Rosa: „ich konnte es aber immer noch nicht begreifen, daß ich mich so hätte können hintergehn lassen; um mich völlig zu überzeugen, schminkte sie sich daher etwas, färbte die Augenbrauen dunkler, kämmte die Haare in die Stirn hinein und schlug um den Kopf ein lockeres seidnes Tuch. Ich schrie laut auf, als sie so wieder zu mir hineintrat; gerade so trug sich Rosaline ... Ich habe mir oft im Stillen eingebildet, daß Rosaline noch lebe, und daß ich sie gewiß einmal wiedersehen würde. Dieser Gedanke, so seltsam er auch klingen mag, hat mich heimlich in manchen Stunden beruhigt, ich glaubte selbst, daß das Wesen, das im Wagen neben mir gesessen hatte, die wirkliche Rosaline gewesen sey, — und nun ist mir auch diese Hoffnung genommen" (III, 458 f.).

Bianka stirbt, und die Eindrücke, die Lovell von der Toten gewinnt, sind uns für seine Verfassung bezeichnend durch ihr materialistisches Gepräge. Er erzählt: „Bianka wird heute begraben. Ich habe sie gesehn. Laura hat sie mit Blumen aufgeputzt, und die Leiche sieht wieder Rosalinen so ähnlich, daß mir ein Schauder durch alle Gebeine ging. Ich habe schon oft in den Kirchen vor den mit Gold, Blumen und Bändern geschmückten Reliquien gezittert: die Skelette mit den Kränzen und ihren entblößten Schädeln, das flimmernde

Gold und die einzelnen Blumen, die um die leeren Augenhöhlen wanken, der gläserne Schrank, alles schien mir dann so seltsam und rätselhaft zusammengestellt, mich erschreckte hernach auch in den vollen blonden Locken der Blumenkranz. Und so lag Bianka vor mir" (III, 459 f.). Mit dem rein Materialistischen und Paradoxen des Eindrucks verbindet sich selbst hier noch ein romantisches Moment der vermißten und um so mehr geahnten Seelenhaftigkeit, auch hier noch ein gewisses Hinter-den-Dingen. Bemerkenswert bleibt uns noch eine Äußerung Lovells, die sich an den Tod Biankas knüpft. Er sagt: „Laura saß daneben und weinte. Sie nennt die Gestorbene unaufhörlich ein gutes, liebes Mädchen und putzt sich so ihren Schmerz auf und idealisirt sich selbst und ihren Zustand. Es ist gut, wenn es die Menschen noch können, denn es ist nöthig, sich selber etwas vorzulügen; in mir ist die Kraft und der Wille dazu erloschen" (III, 460). Schon wird die Notwendigkeit der Lebenslüge deutlich ausgesprochen. Von hier bis zur Erhaltung der Lebenslüge als eines moralischen Postulats ist nur noch ein Schritt.

Freilich mag in Lovell die Kraft und der Wille zur Lebenslüge erloschen sein. Andrea hat ihm die Möglichkeit zu ihr in seinem Testament grausam zerschnitten, indem er ihm die Wahrheit über sich nur allzu unverschleiert vor Augen gehalten hat, was bleibt von Lovell denn übrig? „Ich muß fast lachen, indem ich Deinen Namen niederschreibe und nun von Dir die Rede seyn soll. Soll ich weitläuftig von Dir sprechen, der Du fast Nichts bist?" beginnt Andrea seine Betrachtungen über den „Herrn William Lovell". Er zieht das Fazit von Lovells ganzem Wesen, indem er schreibt: „Du hast Dich bis jetzt überhaupt für ein äußerst wunderbares und seltenes Wesen gehalten und bist doch nichts weniger; Du verachtest jetzt die Menschen mit einer gewissen Großsprecherey, die Dich sehr schlecht kleidet, weil Du nie im Stande seyn wirst, sie zu kennen, und wenn Du sie auch kennst, sie zu beurtheilen und in das wahre Verhältniß gegen Dich selbst zu stellen. Du hast Dir seit lange eine unbeschreibliche Mühe gegeben, Dich zu ändern, und Du bildest Dir auch ein, gewaltsame Revolutionen in Deinem Innern erlitten zu haben, und doch ist dies alles nur Einbildung. Du bist immer noch derselbe Mensch, der Du warst, Du hast gar nicht die Fähigkeit, Dich zu verändern, sondern Du hast aus Trägheit, Eitelkeit und Nachahmungssucht manches gethan und gesagt, was Dir nicht aus dem Herzen kam. Deine Philosophie war

Eigensinn, alle Deine Gefühle nichts weiter als ein ewiger Kampf mit Dir selber. Du hättest ein recht ordentlicher, gewöhnlicher, einfältiger Mensch werden können; auf einem Kupferstich in einer Waldgegend, neben einer jungen Frau sitzend, würdest Du Dich ganz gut ausgenommen haben, aber nun hast Du alles daran gewandt, um ein unzusammenhängender philosophischer Narr zu werden" (III, 454 f.).

Wenn Andrea sagt: „Du hast Dir seit lange eine unbeschreibliche Mühe gegeben, Dich zu ändern, und Du bildest Dir auch ein, gewaltsame Revolutionen in Deinem Innern erlitten zu haben", so sind damit die drei Phasen der seelischen Verfassung Lovells gemeint, die wir kennen gelernt haben. Wir haben bei der beginnenden Betrachtung der ersten dieser drei Phasen dahingestellt, ob wir in diesen die folgerichtige Reihe einer steigenden inneren Entwicklung zu sehen haben oder nur die Aufeinanderfolge dreier mehr in ihren äußeren Merkmalen als in ihrem tieferen Wesen unterschiedlicher Abschnitte einer sich im Grunde genommen gleichbleibenden Verfassung des Seelenlebens Lovells. Wir sehen jetzt, daß Andrea der ersteren Auffassung entgegentritt. Er spricht von den gewaltsamen Revolutionen, die Lovell in seinem Inneren erlitten habe, und setzt hinzu: „und doch ist dies alles nur Einbildung. Du bist immer noch derselbe Mensch, der Du warst, Du hast gar nicht die Fähigkeit, Dich zu verändern". Dieser Auffassung kommt insofern etwas Wahres zu, als Lovell trotz der drei Phasen seiner seelischen Verfassung und vor allem seinem ganzen Streben zum Hohn nicht aus der Passivität hinausgekommen ist. Lovell tauschte den Idealismus gegen den Sensualismus und diesen gegen den Spiritualismus ein, aber er blieb immer derselbe Enthusiast, und diese Note seines Temperaments stand der Mäßigung im Wege, die zu einer Herrschaft über die Dinge und sich selbst erforderlich ist, die ihn aus der Passivität hätte erlösen können, aus der er hinausstrebte.

Es ist also die Unfähigkeit Lovells zum praktischen Handeln, in der der Mangel an Entwicklung Lovells sich erweist. Denn darauf war das Streben Lovells gerichtet, diesem galten die praktischen Überzeugungen, die ihm von Rosa, bezw. von Andrea entgegengebracht wurden. Eben diese bis zuletzt bestehende Unfähigkeit, um deretwillen Andrea Lovell jede Entwicklung abspricht, um deretwillen er Lovell verachtet, eben diese Unfähigkeit zum praktischen Handeln, zur Aktivität in der Außenwelt, findet ihren stärksten Ausdruck in dem

Bilde, mit dem Andrea Lovell charakterisiert, wenn er sagt: „auf einem Kupferstich in einer Waldgegend, neben einer jungen Frau sitzend, würdest Du Dich ganz gut ausgenommen haben". Bedenken wir, was das im geschichtlichen Zusammenhang bedeutet! Es ist dieselbe Unfähigkeit, die sich an Werther erwies, als er im Amt war. Dieselbe äußere Aktivität, die Werther verachtete, begegnet uns in Tiecks Roman als Ideal, nach dem das ganze Streben gerichtet ist! Und das, was Werthers ganzer Stolz war, sein Stolz allein: die innere Aktivität — eben diese innere Aktivität allein sinkt im William Lovell bereits zu einem gewissen Grad von Verächtlichkeit hinab! Mit diesem Moment weist Tiecks Roman weit über die Romantik hinaus: hier erweist er sich als Vorläufer einer Strömung, die erst in den vierziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts als Realismus zum Durchbruch gelang.

Wir werden nun sagen können: Wenn die Helden der Romane der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts fast alle keinen praktischen Beruf erfüllen, so erklärt sich das nicht aus einer zufälligen literarischen Gepflogenheit der Zeit, aus einer Art künstlerischer Mode, wie man vielfach lesen kann, sondern hat viel tiefere psychologische Ursachen. Wir werden im Zusammenhang unserer Gesamtbetrachtung jetzt zu dem notwendigen Schlusse geführt sein, daß Menschen mit einem Seelenleben, wie es die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in ihren Dichtungen zur Darstellung gebracht hat, zur Erfüllung jedes praktischen Berufes innerlich unfähig sind.

Was die Unabhängigkeit von Beziehungen anbetrifft, die mit zu dem Ideal gehört, das Lovell anstrebt, so hat Andrea Lovells Unfähigkeit, sich in dieser Richtung zu entwickeln, schon früher einmal in einem Briefe an Rosa ausgesprochen, in dem er sagt: „Er gehört nicht zu den freyen Geistern, die jede Einschränkung der Seele verachten, er verachtet nur die, die ihm gerade unbequem ist, und seine Verachtung ist dann Haß" (II, 66).

Es handelt sich nun um die Frage, wieweit das Urteil Andreas über Lovells Entwicklungsunfähigkeit der Ansicht des Dichters selbst über seinen Helden entspricht. Diese braucht notwendig nicht mit jenem übereinzustimmen. Und doch dürfte das Gefühl des Dichters der Anschauung Andreas nicht ganz fern liegen; denn der Gedanke der Entwicklungslosigkeit als solcher begegnet uns überhaupt als eine eigentümliche Erscheinung in dem ganzen Roman immer wieder.

Dieser Gedanke tritt damit nicht als charakteristische Eigentümlichkeit dieser oder jener einzelnen Romanfigur auf, vielmehr neigen alle Figuren des Romans in gewissen Zeiten zu dieser Anschauung, und wir dürfen daher wohl schließen, daß es sich dabei um eine für den Dichter selbst in der Zeit der Abfassung des Romans charakteristische Auffassung der Dinge handelt. Diese fatalistische Entwicklungslosigkeit ist eine Unfähigkeit, die Dinge anders zu sehen, eine Unfähigkeit, sie anders in sich zu objektivieren, ein Moment passiver Ironie, das unmittelbar dem Dichter selbst zukommt. So mag denn also auch der Dichter bis zu einem gewissen Grade die Auffassung Andreas von seinem Helden teilen. Ganz tut er das indes doch nicht. Wir haben selbst gesehen, daß sich das positive Moment in dem Sinne geltend macht, daß den Dichter bei Zeiten ein anderes unbewußtes Gefühl bestimmt, das ihm sagt, Lovell habe sich z. B. über Eduard immerhin hinaus entwickelt. Lovell steht in der Antithese. Das negative Gefühl leitet sich daher, daß Lovell nicht über diese hinaus auch noch zur Synthese gelangt ist.

Lovell fühlt sich durch jedes Wort in dem Testament Andreas, „in dem er mich unbarmherzig verstößt, in dem er nichts von mir wissen will", „zermalmt". Er schreibt: „Ach Rosa! — Es ist, als wenn ich zuweilen über mich selber lachen und spotten könnte. — Weinen kann ich nicht, und doch würde es mir wohlthun: — ach, jetzt ist alles einerlei" (III, 398). Das ist der Stillstand. Wie das positive Moment, das Lovell durch alle seine Passivität doch immer noch beseelt hat und so oft die Quelle seiner erneuten Abhängigkeit wurde, gänzlich in ihm zerstört ist, das zeigt uns der vorletzte Brief, den Lovell noch an Rosa richtet. Er hat allen Glauben an sich selbst verloren. „O wenn ich doch meine verlornen Jahre von der Zeit zurückkaufen könnte!" schreibt er. „Ich sehe jetzt erst ein, was ich bin, und was ich seyn könnte. Seit langer Zeit hab' ich mich bestrebt, das Fremdartige, Fernliegende zu meinem Eigenthume zu machen und über dieser Bemühung habe ich mich selbst verloren. Es war nicht meine Bestimmung, die Menschen kennen zu lernen und sie zu meistern, ich ging über ein Studium zu Grunde, das die höheren Geister nur noch mehr erhebt. Ich hätte mich daran gewöhnen sollen, auch in Thorheiten und Albernheiten das Gute zu finden, nicht scharf zu tadeln und zu verachten, sondern mich selbst zu bessern. — War es mir wohl in meiner Verworfenheit vergönnt, so über die Menschen zu sprechen?

... Was ist alles Grübeln und Träumen, was alle Freygeisterey? Luxus und Verschwendung, bey denen der arme menschliche Geist am Ende darben muß" (III, 465 f.).

Anstatt wie früher, das Fremdartige, Fernliegende zu seinem Eigentum machen zu wollen, erklärt Lovell jetzt in den Schlußworten seines Briefes: „Ich könnte jetzt in ein Kloster gehn, ich könnte mich in eine Einsiedeley vergraben." Da klingt jene Sehnsucht nach Einschränkung an, die wir in den vorangegangenen Romanen kennen gelernt haben. Dort freilich kam ihr ein positives Moment zu. Hier ist sie Resignation. Rosa fordert Lovell auf, mit ihm auf dem kleinen Landgute zu leben, das er von Andrea vermacht erhalten hat: „in einer schönen Einsamkeit wird Ihr kranker Geist vielleicht etwas wieder hergestellt" (III, 467). Diesem Ruf will Lovell folgen, um sich „ganz einer dunkeln, träumevollen Einsamkeit zu überlassen ... Ich will Ihren Garten bauen, bald auf der Anhöhe über die Wiesen und Felder hinsehn, bald mich im tiefen Grunde verlieren und immer an Vergangenheit und Zukunft denken. Was ich an den Menschen verbrochen habe, will ich durch Sorgfalt an Blumen und Bäumen wieder abbüßen. Wie ein schwacher Regenbogen in Gewitterwolken, so steigt die Aussicht meines künftigen Lebens empor: ich glaube, ich könnte dort manches vergessen, und in einem tiefen Traume meine vorigen unruhigen Träume begraben. Es ist mir, als könnte ich mich freuen, als würde ich wieder wohl und gesund werden" (III, 469 f.). In dieser aller leidenschaftlichen Bewegung abgekehrten sanften Resignation taucht die Poesie der Einschränkung wieder auf. Mit der Einmündung in die Romantik ist an Stelle der unmittelbar erfaßten ganzen Natur die einzelne angeschaute Blume getreten.

Lovell soll seinen Plan indes nicht ausführen. Karl Wilmont findet ihn in Rom und fordert ihn vor die Pistole. Eine Malve aus dem Garten Rosalinens heftet Lovell an seine Brust, damit Wilmont sein Herz nicht verfehlen könne. Und Wilmont berichtet Mortimer: „Ich schoß, und die Blume und seine Brust waren zerschmettert" (III, 475).

Enthusiasmus und Resignation

Wir haben schon bei der Betrachtung von Werthers Leiden gesehen, daß den extensiven Tendenzen des subjektivistischen Seelenlebens

intensive Tendenzen entsprachen, um die subjektivistische Seele im Gleichgewicht zu erhalten. Wurden die extensiven Tendenzen des Seelenlebens durch ein Moment der Bewegung, so wurden die intensiven Tendenzen durch ein solches der Ruhe charakterisiert. Auf dem Ausgleich beider, einer gemäßigten Bewegung, beruhte die innere „Aktivität" als Quelle des Selbstgefühls, während die ungehemmte Bewegung ebenso wie die absolute Ruhe, die zum „Stillstand" führte, für das Selbstgefühl von destruktiver Bedeutung waren. Den einerseits der Leidenschaft ergebenen Werther fanden wir dementsprechend andererseits den Poesien der Einschränkung zugetan, ohne daß diese gegenteiligen Tendenzen in ihm zu einem inneren Widerspruch geführt hätten. Ein solcher innerer Widerspruch begann sich mit dem Anwachsen der Temperamentsnote in den extensiven Tendenzen bei Woldemar aber schon zu zeigen, bei dem die intensiven Tendenzen nicht mehr einem harmonischen Ausgleich der extensiven Tendenzen entsprachen, sondern zu einer Bekämpfung und Verleugnung dieser Tendenzen führten, auf denen doch die vorzüglichsten Qualitäten von Woldemars Charakter beruhten. Im letzten Teil des Anton Reiser, in dem uns die extensiven Tendenzen überhaupt nicht mehr als Leidenschaft im Wertherschen Sinne, sondern als Enthusiasmus begegneten, waren die reaktionären Tendenzen vollends nicht mehr mit jenen in Einklang zu bringen, sondern nahmen ihnen gegenüber einen völlig negierenden Charakter an, so daß sie uns nun in der Form der Resignation erschienen, die jetzt das Korrelat des Enthusiasmus darstellte, wie einst die Poesie der Einschränkung das Korrelat der Leidenschaft war. Es mag nun auffallen, daß dieses Spiel gegenteiliger Tendenzen, das uns bei allen Vorgängern des William Lovell begegnete, bei diesem selbst gar nicht wiederkehrte. Bei der Besprechung von Tiecks Roman war nur immer vom Enthusiasmus die Rede, während die Resignation abgesehen vom Schluß, wo sie kaum beachtenswert noch eben auftauchte, gar keine Rolle zu spielen schien. Dem ist aber doch nicht so. Wir haben unser Augenmerk wesentlich der durch den Enthusiasmus bestimmten Haupthandlung des Romans zugewendet. Die Resignation beherrscht dafür die Nebenhandlung des Romans, der zum Schluß nur noch kurz gedacht sei, denn eine Untersuchung über die Ironie, die vorwiegend in Tiecks Roman als Folgeerscheinung des Enthusiasmus erscheint, darf füglich sich im wesentlichen auf eine Betrachtung der Haupthandlung beschränken.

Die Nebenhandlung wird von den Freunden Lovells getragen, die im Gegensatz zu diesem die Grenzen des heimatlichen Englands nicht anders als vorübergehend überschreiten. Um Eduard Burton in Bonstreet einerseits, um Mortimer in Rogerplace andererseits gruppiert sich dieser Kreis, zu dem außer diesen selbst Karl Wilmont, Amalie, Emilie, Ralph Blackstone und seine Tochter Betty, auch der Gärtner Thomas und der alte Willy in gewissem Sinne zählen. Der bedeutendste Repräsentant der durch die Nebenhandlung vertretenen Tendenzen ist unter diesen Mortimer. Wir wissen, daß Lovell in der frühen Zeit seiner idealistisch-pathetischen Gefühle mit Mortimer wenig sympathierte, daß Mortimer gegen diese „Empfindsamkeit" zuerst im Roman Stellung nahm. Später soll Lovell selber gegen alle „Empfindsamkeit" zu Felde ziehen, d. h. aber dann immer nur gegen die pathetisch-idealistische Gefühlswelt. Darin würden sich Lovell und Mortimer also finden, sie bleiben aber ewig unvereint durch die trennende Note ihres verschiedenen Temperaments. Lovell ist Enthusiast und bleibt Enthusiast, Mortimer wendet sich von vornherein gegen den Enthusiasmus, bekennt aber auch, daß er seiner nicht teilhaftig sein könne („o Karl, es ist doch ein Genuß, den wir niemahls empfinden werden" I, 74). Die allem Enthusiasmus abgekehrte Art Mortimers zeitigt bei diesem Erscheinungen, die uns wohl vertraut sind. Er hat sich schon früh aus dem gesellschaftlichen Treiben zurückgezogen, in dem für ihn eine Nüchternheit lag, in der er sich die Langeweile des Tantalus recht lebhaft hatte denken können, in der seine Seele also nicht in „Aktivität" hatte geraten können (I, 47). Dem entspricht es vollkommen, wenn wir Mortimer bald einer Poesie der Einschränkung huldigen sehen. Schon von Lyon schreibt er einmal: „Die Einsamkeit hat sehr viel Reizendes, wenn man vorher die Welt gesehn und genossen hat, man zieht sich dann einen engen Kreis um die Existenz, den man immer ganz mit Einem Blicke übersehen kann" (I, 187 f.). Durchaus im Gegensatz zu Werther nimmt diese Poesie der Einschränkung bei Mortimer aber auch bald einen negativen, resignierenden Charakter an, so wenn er nach seiner Verlobung mit Amalie schreibt: „Ich versetze mich schon ganz in die stillen häuslichen Scenen und erträume mir nicht das Glück aus einem Feenlande, sondern rechne nur auf ein kleines, irdisches Glück, und das wird mir nun gewiß nicht fehlen" (II, 112). Ebensowenig entspricht es der Auffassung Werthers, wenn die Einschränkung einen tenden-

ziösen Charakter annimmt und sich ostentativ gegen die extensiven Neigungen des Seelenlebens wendet, wenn Mortimer sagt: „Neid, mehr zu besitzen, Widerstreben gegen eine Eingeschränktheit, die uns doch so wohlthätig und nöthig ist, diese Laster sind es, die jeden Menschen aus seinem Paradies vertreiben, das er sonst ungestört genießen könnte" (II, 245). Mortimer faßt seine Lebensauffassung und die der ihm Wesensverwandten schließlich in die Worte zusammen: „Nur der kann glücklich seyn, der vom Leben nicht zu große Erwartungen hegt und in seinen Forderungen davon und in seinen Vorstellungen von sich bescheiden ist. Der Stolze, auf sein Genie Vermessne, der sich recht in sein Gemüth vertiefen will, um die Größe seiner Schätze kennen zu lernen, kommt immer verunglückt und bettelarm zurück. Also, mein Freund, bekenne ich mich hiermit zu dem großen, vielfach verachteten Orden der Mittelmäßigen, der Ruhigen, der Dürftigen. Im Mäßigseyn, im Resigniren liegt jenes, was die Enthusiasten nicht Glück nennen wollen, und dem ich doch keinen andern Namen zu geben weiß" (1814: II, 311 f.).

Wollen wir den negativen Charakter, der von Mortimer vertretenen Tendenzen voll erfassen, dann dürfen wir sie nicht für sich betrachten, sondern im Zusammenhang mit dem gegenteilig gearteten Wesen Lovells, das der Dichter durchaus mit seiner Sympathie begleitet. Wir müssen bedenken, daß ebenso wie die gegensätzlichen Tendenzen in Lovells eigenem Charakter, die romantischen, wie die materialistischen, so auch die gegenteiligen Tendenzen, die durch Lovell einerseits und Mortimer andererseits vertreten werden, nämlich die enthusiastischen, wie die antienthusiastischen Tendenzen aus der einen Seele des Dichters fließen. Im Anton Reiser haben wir ja schon alle diese mannigfaltigen einander widerstrebenden Tendenzen in einer und derselben Person vereinigt gefunden. Auf Grund dieser Erfahrung können wir der Ansicht Heims entgegentreten, der Tieck mit Mortimer identifizieren möchte, ebenso wie der Ansicht Haßlers, der ihn mit Lovell identifizieren möchte. Tieck ist so wenig Lovell als Mortimer, weil er Lovell und Mortimer zugleich ist. Weder in Lovell allein, noch in Mortimer allein können wir einen ganzen Charakter der neunziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts erkennen. In Tiecks Roman erscheinen die einzelnen Eigenschaften eines solchen Charakters auf verschiedene Personen verteilt. Daher ist weder Lovell, noch Mortimer „Mensch". Beide sind nur künstliche Schemen

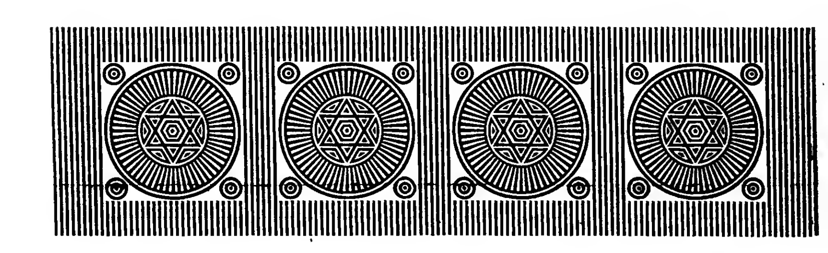
gewisser Tendenzen. Darauf beruht die künstlerische Schwäche des Jugendromans Tiecks.

Es ist also ein und dieselbe Person, die als Mortimer bekämpft, was sie als Lovell erstrebt. Die allgemeine Entwicklung war in der Richtung „Gelassenheit — Leidenschaft — Enthusiasmus" verlaufen. Während Gelassenheit und Leidenschaft ihrer Wesensart entsprechend praktische Ideale ausgewirkt hatten, sieht sich der Enthusiasmus genötigt, ein der allgemeinen Entwicklung entgegengerichtetes praktisches Ideal abermaliger Gelassenheit aufzustellen. Aber er fühlt dieses Ideal als einen Abfall von sich selbst. Er haßt dieses Ideal, und er rächt sich an ihm, indem er seine innere Verlogenheit aufdeckt. Das praktische Ideal widerspricht also sogar der besseren sittlichen Überzeugung der Zeit. Das ist die Quelle des Pessimismus der ganzen folgenden und noch unserer Zeit, jenes Pessimismus, den das achtzehnte Jahrhundert nicht kannte. In diesem Zusammenhang verstehen wir den Charakter der Resignation, der in dem Ideal Mortimers liegt, ganz anders, als wenn wir die Überzeugungen des Trägers der Nebenhandlung losgelöst vom Ganzen des Romans betrachten. Die Skepsis, mit der Tieck dem Ideal Mortimers gegenübersteht, kommt auch einmal sehr drastisch zum Ausdruck, wenn er Wilmont schreiben läßt: „Du verlierst vielleicht nach und nach das wahre Leben und wirst am Ende nur eine Ruine vom ehemaligen Mortimer, wenn ich Dich denn besuche und Du hinter Deinem Tische mit dem ernsthaften Gesichte sitzest, so muß ich in Gedanken alle Deine ehemaligen Vortrefflichkeiten in Dich hineinlegen, um nicht auf die Meinung zu gerathen, daß ich den leibhaftigen Grandison vor mir sehe" (III, 35). Das Verhältnis Tiecks zu Richardson erscheint hier zum mindesten in einem sehr kritischen Lichte. Wie aber die Abkehr von den wesenhaften Tendenzen des Enthusiasmus abermals zu neuen ironischen Dispositionen führt, geht aus vielen Äußerungen der Personen der Nebenhandlung hervor, so daß also in der Resignation so wenig als im Enthusiasmus die passive Ironie überwunden scheint.

Alle die entgegengesetzten Tendenzen: romantischer Enthusiasmus, unromantischer Materialismus, antienthusiastische Gelassenheit vereinen sich in der einen Seele des Dichters. In ihr allein liegt die einzige Einheit, die über dem ganzen Roman schwebt, und ohne die der ganze Roman als ein plan- und sinnlos aus den heterogensten

Bestandteilen zusammengetragenes Machwerk auseinanderfiel.' Dieser Umstand ist auch die Ursache, weshalb durch die Feststellung der literarischen Herkunft der vereinzelt betrachteten verschiedenartigen Tendenzen zum tieferen Verständnis dieses Romans als eines organischen Ganzen nur wenig beigetragen werden kann.

Ist damit der Gesichtspunkt gewonnen, von dem aus es möglich ist, zu einem tieferen Verständnis des verwickelten Gebildes von Haupt- und Nebenhandlung des Romans zu gelangen — und das war als eine unserer Aufgaben bezeichnet —, so mag damit auch das widerspruchsvolle Verhältnis Tiecks zu Nicolai einerseits und der Romantik andererseits psychologisch zum mindesten als weniger problematisch erscheinen. Die Ironie aber ist der Schlüssel zum Verständnis der mannigfaltigen, einander widerstrebenden Erscheinungen in Tiecks Roman. Sie tritt auf als deren Folge, wie sie wieder rückwirkend als Ursache derselben Erscheinungen Bedeutung gewinnt. Das Streben aber, aus der zwangsweisen Ironie, die als Passivität das auf Aktivität beruhende Selbstbewußtsein untergräbt, zu einer freiwilligen Ironie zu gelangen, die für die Erhaltung des subjektivistischen Selbstbewußtseins positiv bewertet werden kann — dieses Streben läßt die Ironie als ein entwicklungsgeschichtliches Moment erscheinen in dieser Zeit und über diese Zeit hinaus. Denn das Ziel war mit dem beginnenden neunzehnten Jahrhundert noch nicht erreicht. Das treibende Moment der Ironie mußte auch noch in dem neuen Jahrhundert von wesentlicher Bedeutung für die Entwicklung des subjektivistischen Seelenlebens bleiben, es bleibt es vielleicht noch bis in unsere Tage.



Lebenslauf

Ich Adolf Friedrich Brüggemann wurde am 18. Dezember 1876 in Aachen geboren. Mein Vater Adolf Brüggemann, seines Studiums Jurist, starb im Jahre 1895 als bevollmächtigter Direktor der Aachener und Münchener Feuerversicherungsgesellschaft in Aachen. Ich wurde bei der evangelischen Gemeinde in Aachen getauft und konfirmiert. Ostern 1899 erwarb ich das Reifezeugnis des Königlichen Gymnasiums in Weilburg a. d. Lahn. Ich studierte in Bonn, Berlin, München und Leipzig vorzüglich historische Wissenschaften. In Bonn war ich ein einzelnes Semester neben der philosophischen auch bei der juristischen Fakultät inskribiert. Die Wahl des Themas der vorliegenden Dissertation traf ich selber, worauf ich seine Bearbeitung im Einverständnis mit Herrn Professor Dr. phil. Albert Köster in Angriff nahm.